21010
e.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLI. JAHRGANG, 77. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1887.

PB
3
A5
B4 77

Inhalts-Verzeichnis des LXXVII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Briefe von Ch. F. Weifse an K. W. Ramler. Im Auszuge mitgeteilt von Karl Schüddekopf. I. 1
Molière, Wycherley und Garrick. Von Paul Sandmann 47
Gärten und Gartenkunst in Shakespeares England. Von Th. Vatke . . 85
Ein kleiner Beitrag zur vergleichenden Syntax des Englischen und Deutschen. Von Julius Zupitza 103
Heinrich von Villena, ein spanischer Dichter und Zauberer. Von Edmund Dorer 129
Über Robert Herrick. Von J. Arnheim 145
Zur mittelenglischen Romanze Cheuelere Assigne. Von Dr. August Krüger 169
Bemerkungen zu französischer Lektüre in Anschlufs an Daudets neueste Werke. Von Dr. K. Wehrmann 181
Über die Aussprache und Accentuierung der französischen Präposition re-. Von E. Gerlach 201
Der germanische Lichtgott Balder und der heilige Johannes. Ein Beitrag zur deutschen Sagenforschung. Von Adalbert Rudolf 241
Die Llorona, das weinende Mädchen der Mexikaner, und ihre Schwestern bei den Ariern und Mongolen. Von Dr. E. Veckenstedt 285
Johannes Ackermanns Spiel vom barmherzigen Samariter (1546). Herausgegeben von J. Bolte 303
Die christlichen Wörter in der Entwickelung des Französischen. Von Dr. O. Keesebiter 329
Shakespeare und Plutarch. Von Dr. Adolf Vollmer. I. 353
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 404

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der englischen Sprache. Bearbeitet von O. Natorp. Teil I für die untere Lehrstufe, Teil II für die obere Lehrstufe. (Lenk) 109
Dr. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Zweiter Lehrgang: Syntax 117
F. Bertholet, Livre de lecture à l'usage des classes inférieures. (J. Gutersohn) 118
Mangold und Coste, Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache, für die untere Stufe höherer Lehranstalten. (R. Mahrenholtz) 119
Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres

Seite

de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres). Tome XXIX. Suite du quatorzième siècle 209
Vieilles Choses et Vieux Mots Lyonnais par Nizier du Puitspelu. (Extrait de la Revue lyonnaise.) 213
Der Roman de Mahomet von Alexandre du Pont, eine sprachliche Untersuchung. Erlanger Dissertation von Rich. Peters 214
Syntaktische Studien zu Robert Garnier. Erlanger Dissertation von W. Procop. (R. R.) 215
Sprache und Dialekt der mittelenglischen Homilien in der Hs. B. 14. 52. Trinity College, Cambridge. Von A. Krüger 216
Die englische Aussprache auf akustischer und physiologischer Grundlage methodisch bearbeitet für den Schul- und Privatunterricht. Eine Ergänzung zu jedem Lehrbuche der englischen Sprache. Von Dr. J. W. Zimmermann. (G. Tanger) 216
Quentin Durward by Sir Walter Scott. Im Auszuge mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. Thiem. (Dr. Hans Heim) 219
Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. Eine Festgabe zum 100jährigen Geburtstage des grofsen Sprachforschers von Johannes Nicklafs 414
Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. Von Dr. Gottlob Egelhaaf 417
Goethes Iphigenia auf Tauris. Von Dr. A. Hagemann, weil. Gymnasialdirektor zu Graudenz. Herausgegeben von Paul Hagemann 419
Geschichte der deutschen Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der neueren und neuesten Zeit im Umrisse bearbeitet von Dr. Hermann Menge 420
Goethes Dichtung und Wahrheit. Erläutert von H. Düntzer 423
Zur Biographie Franz Grillparzers. Von L. A. Frankl. (Hölscher) . . 424
Henry Sweet, Elementarbuch des gesprochenen Englisch. (Franz Beyer) 425
The Settlers in Canada, mit Anmerkungen von Direktor Benecke 433
Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit litterar-historischen, sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. Herausgeg. von Dr. E. Nader und Dr. A. Würzner. (Dr. Hans Heim) 436
Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen (nicht für den Selbst-Unterricht). Erster Teil: Elementarbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache und Angabe letzterer nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Von Prof. Dr. A. Hoppe. (H.) 437
J. Gutersohn, Französische Leseschule. Ein methodischer Vorkursus zur Einführung in die französische Aussprache und Orthographie. (Deutschbein) 439
M. Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. (L. B.) 442
Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Von Dr. O. Ulbrich. (H.) 444
Otfrieds Evangelienbuch. Herausgegeben und erklärt von Oskar Erdmann 446
Die Lieder und Leiche des Schenken Ulrich von Winterstetten. Herausgegeben von Dr. J. Minor 446
Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart. Mit einem Anhange von Anekdoten, dem Volke nacherzählt. Gesammelt und erklärt von August Schemionek 446
Mathias Lexer. Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch 447
Der Messias. Erster, zweiter und dritter Gesang von F. G. Klopstock . . 447
Ludwig Blume, Goethe als Student in Leipzig. (H. L.) 447
Harzsagen, zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner gesammelt und herausgegeben von Heinrich Pröhle 448
The English and American poets and dramatists of the Victorian age; with biographical notices. By George Boyle 448
The History of Scotland during the reigns of Queen Mary, and of King James VI. by W. Robertson 449

Seite

Sammlung von Darstellungen aus der Geschichte, zum Übersetzen ins Französische bearbeitet von Rolfs 449

Systematische Phraseologie der englischen Umgangssprache. Von Dr. Albert Gärtner 449

Konjugation des regelmäfsigen französischen Zeitwortes. Von Erwin Walther. (H.) 450

Lamartine, Voyage en Orient. In Auszügen zum Schulgebrauch herausgegeben von Professor Dr. H. Lambeck 450

Karl Deutschbein, Zehn charakteristische Skizzen aus Wash. Irvings Sketch-Book 450

Gardiner, Historical Biographies. Herausgeg. von G. Wolpert. (Joseph Sarrazin) 451

Russisch-deutsches und deutsch-russisches Wörterbuch von N. Lenström. I. Russisch-deutscher Teil. (Edm. Veekenstedt) 451

Philipp Noack, Lehrbuch der japanischen Sprache 452

Doine şi strigături din Ardeal date la iveală de Dr. Joan Urban Jarnik şi Andreiu Bârseanu. (H. Buchholtz) 453

Hamlet, der Konstabel der Vorsehung. Eine Shakespeare-Studie von Karl Dietrich. (J. Jacoby) 454

Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz 456

Die Inschrift von Killeen Cormac und der Ursprung der Sprache. Von Dr. Ernst Rethwisch 459

Deutsches Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen von August Spiefs und Friedr. Spiefs. (Hölscher) 460

Der Dichter Johann Fischart und insbesondere sein Glückhaft Schiff, das Hohelied von Manneskraft und Mannestreu. Mit Einleitung und Bemerkungen. Eine Jubelgabe zum sechsten deutschen Turnfeste von H. Stiehler. (J. Bolte) 461

Abfertigung in Sachen Lanfreys. (Friedrich Ramsler) 461

Programmenschau.

Der deutsche Unterricht am Realgymnasium, seine Eigenart und seine Aufgabe. Betrachtungen und Vorschläge von Direktor Dr. W. Münch. Programm des Realgymnasiums zu Barmen 221

Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser. Mit einer Karte. Von Direktor Dr. H. Babucke. Programm des Altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg 223

Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Mit zwei Sprachkarten. Von Benno Haushaltner. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 223

Die deutschen Sprachinseln in Österreich. Von M. Gehre. Programm der Realschule zu Grofseuhain 225

Der Satzbau im Heliand in seiner Bedeutung für die Entstehung der Frage, ob Volksgedicht oder Kunstgedicht. Von Fr. Peters. Programm des Gymnasiums zu Schwerin 225

Einflufs des französischen Rittertums und des Amadis von Gallien auf die deutsche Kultur. Von W. Seibt. Programm der Adlerflychtschule zu Frankfurt a. M. 226

Über Boners Fabeln. Von R. Gottschick. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg 226

Über die Freiberger Bibelhandschrift nebst Beiträgen zur Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung. Von M. Rachel. Programm des Gymnasiums zu Freiberg 227

Bemerkungen aus dem Zeitalter der schönen Wissenschaften. Von H. Meyer. Programm des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster 228

Moses Mendelssohn. Eine Schulrede. Von Direktor Dr. Bärwald. Programm der Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. 229

Seite

Zu Goethes Tasso. Von Direktor Dr. Wittich. Programm des Realgymnasiums zu Kassel 230

Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel. Von Oberlehrer Hesse. Programm des Neustädter Realgymnasiums zu Dresden 230

Über den vermeintlichen Wechsel in Schillers Ansicht vom Verhältnis des Ästhetischen zum Sittlichen. Vom ord. L. Howe. Programm des Realgymnasiums zu Dirschau 230

Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre. II. Von Herm. Unbescheid. Programm der Annenschule (Realgymnasium) zu Dresden-Altstadt . . 231

Zur Feier deutscher Dichter. Von Direktor K. Strackerjau. 19. Abend: Heine und Lenau. 20. Abend: Freiligrath. Programm der Ober-Realschule zu Oldenburg 231

Lenaus Albigenser und die Quellenschriften. Von P. Krüger. Programm der Luisenstädtischen Ober-Realschule zu Berlin. (Hölscher) . . . 232

Miscellen.

Seite 122—126. 233—238. 463—477.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 127—128. 239—240. 478—480.

Briefe von Ch. F. Weifse an K. W. Ramler.

Im Auszuge mitgeteilt
von
Karl Schüddekopf.

Die eindringende Darstellung, welche J. Minor von Weifses Wirken gegeben hat (Innsbruck 1880), findet nicht unerhebliche Ergänzung durch eine fast lückenlose Reihe Weifsescher Briefe aus den Jahren 1762 bis 1797, welche die Besitzerin des Ramlerschen Nachlasses mir zur Veröffentlichung anvertraut hat. Ramlers Antworten, „treffliche" Briefe, denen Weifse „sehr viel Belehrung und Vergnügen" verdankte (Selbstbiogr. S. 148), warten noch auf den Finder; das auch Ramler gegenüber am 3. Jan. 1774 geleistete Versprechen: „Keine Seele auf Erden darf eine Zeile von Ihnen sehen, und wenn ich heute sterbe, so ist schon die Veranstaltung gemacht, dafs alle meine Freunde ihre Briefe versiegelt und mit ihrer Aufschrift wieder in ihre Hände bekommen" wurde Weifse durch des Freundes früheren Tod zu lösen gehindert, und noch sein Sohn Christian Ernst sagt von den „sämmtlich vom Vater aufbewahrten" Briefen: „sie dürften für junge Dichter sehr belehrend sein" (Minor, AfLg. IX, 454). Nur das Konzept der Antwort auf Weifses Brief vom 18. Oktober 1780 hat sich in Ramlers Nachlasse gefunden.

Über die eigenen Briefe urteilt Weifse (ebenfalls am 3. Jan. 1774): „Auf meine Briefe können Sie kühnlich durchgängig das † setzen und sie zum Feuer verdammen. Ich schreibe äufserst lüderlich und nachlässig und kein einziger verdienet aufbehalten zu werden: die Ursache ist, weil ich alle meine Briefe unter

einer tumultuarischen Einnahme schreibe, wo ich keine Seite hinwerfen kann, ohne 10. Qvittungsbücher zu unterschreiben und die Einnahme in mein Manual zu tragen. Worzu sollten also diese aufbehalten werden? Sie sind weder unterrichtend noch schön und blofs Nachrichten für meinen Busenfreund.“ Mit Ramler, der bei der Sichtung seiner Papiere im Jahre 1793 die ihm schmeichelnden Briefe fast sämtlich aufbewahrte, werden wir diese Kritik für zu streng achten: aber einen getreuen Abdruck des vorliegenden Materials verbietet die geschwätzige Breite vieler Briefe, welche, nicht selten mit Weifses „Selbstbiographie“ (Leipzig 1806) und seinen Briefen an Uz (Morgenblatt 1840 Nr. 282 bis 301) wörtlich übereinstimmend, durch stetig wiederkehrende Betrachtungen, Klagen und Wünsche ermüden. Vielleicht ist der Spreu zuviel geblieben; aber „eine anscheinend wertlose Kleinigkeit kann einem andern wichtig sein oder durch irgend eine spätere Kunde einmal in einem ungeahnten Zusammenhange Bedeutung erhalten“ (E. Schmidt, H. L. Wagner[2], p. VI). Was sich für Ramler ergiebt, denke ich in einer Monographie zu verwerten, die zusammenfassend über seine Korrekturen fremder Schriften handeln wird; zur Kontrolle sind die einschlagenden Stellen unten unverkürzt wiedergegeben.

Die ausgezogenen Partien sind buchstabengetreu mitgeteilt; nur offenbare Schreibversehen sind stillschweigend gebessert und die Abkürzungen aufgelöst. In den Anmerkungen ist manches aus Mangel an Hilfsmitteln unerklärt geblieben; im übrigen aber glaubte ich die Briefe ohne verbindenden Text für sich sprechen lassen zu dürfen.

---

1. Leipzig. 2. VIII. 62. ... H. Reich, unser gemeinschafftlicher Verleger und Freund, war vor einiger Zeit so indiscret, (so werden Sie es vielleicht nennen, ob ich gleich lieber so gütig sagen möchte,) mir Ihren Brief[1] und in diesem Ihren Beifall über meine Amazonen Lieder zu zeigen: wie stolz wurde

---

[1] Ramlers Briefe an Ph. E. Reich (1. Dezember 1717 bis 3. Dezember 1787), der, seit 1756 Faktor, seit 1762 Teilhaber der Weidmannschen Buchhandlung, bisher Ramlers „Batteux“ (1756 bis 1758) und den „Logau“ (1759) verlegt hatte, sind erst vom Jahre 1772 an erhalten (im Besitze des Herrn H. Reimer in Berlin).

ich darauf! wie gefiel ich mir in Ihren Lobsprüchen? ... Sie erhoben mich so sehr, dafs ich mich gleich hinsezte und neue verfertigte. Jezt sollen sie wieder gedruckt werden: aber wie? sind diese nicht schlechter, als die ersten, werde ich mich nicht auf einmal, wenn sie es sind, Ihres Beyfalls verlustig machen? meine Empfindung ist mir nicht getreu genug, mir die Wahrheit zu sagen, und niemand kann in seinen eignen Sachen einen so stumpfen Geschmack haben, als ich — Ich will mich also lieber an Sie selbst wenden, ich will sie Ihrer Kritik ganz unterwerfen: streichen Sie weg, was Ihnen mifsfällt, oder sagen Sie mir, dafs ich sie ganz wegstreichen soll. Ich habe Muth genug es zu thun, und es ist selbst für meine Eitelkeit schmeichelhaffter, 6 gute, als 12 schlechte Lieder gemacht zu haben. Ein guter Freund hat es mir schon ins Ohr gesagt, dafs sie sich nicht ganz gleich seyn mögen. Ihre Entscheidung soll mich bestimmen: ja diese würde mich bestimmen können, dem ganzen poetischen Handwerke zu entsagen, da ich ohnedieſs itzt einen andern Beruf vor mir habe. ...

2. L. 11. X. 62. ... Der Beyfall der ganzen kritischen Welt ist mir nicht so wichtig, als der Ihrige, und ein einziger Lobspruch von Ihnen übersteigt alle Belohnungen, die ich von meiner Arbeit erwarten könnte. Ich sage Ihnen keine Schmeicheley: Sie sehen den Beweis gedruckt: ohne Ihr Wort[1] würde ich kaum die Verwegenheit gehabt haben, die neuen Amazonen Lieder den alten hinzuzuthun: die Welt, die immer etwas befsers erwartet, als ein Autor vorher geschrieben hatte, mufs ihn immer furchtsamer und behutsamer machen: aber wenn ein Kunstrichter, wie Sie sind, das Siegel des Beyfalls daraufgedrückt, so hat man kein Publicum mehr zu fürchten.

Binnen hier und 8 Tagen hoffe ich, Ihnen den zweiten Beytrag zum Deutschen Theater[2] zu schicken: aber hier zittere ich aufs neue vor Ihr Urtheil: Niemand kann ein elenderer Kunstrichter in seinen eignen Sachen, als ich seyn; gleichwohl

[1] Vergl. die Nicolai mitgeteilte Stelle aus Ramlers Antwortschreiben bei Minor a. a. O. S. 61 f.

[2] Leipzig 1763, enthaltend: Mustapha und Zeangir, Rosemunde und die Haushälterin.

habe ich eine unseelige Leichtigkeit zu reimen, bey welcher die kritische Feile am nöthigsten zu seyn scheint: ... O wenn ein Rammler meine Muse in Schutz nehmen wollte: wie glücklich würde ich seyn: ja, alsdenn wollte ich ihr nicht den Abschied geben. ... Eben kömmt H. Reich zu mir und zeiget mir eine Stelle aus einem Ihrer Briefe? kaum habe ich meinen Augen getrauet. Ist es möglich, dafs meine scherzhafften Lieder Ihrer Aufmerksamkeit würdig sind? Das hätte ich wahrhafftig bey aller Eitelkeit eines Autors kaum vermuthet! mit welchen Verlangen sehe ich Ihren Verbefserungen entgegen! bald werde ich auf meine Arbeiten mit einigem Stolz herabsehen....

3. L. 22. XI. 62. Wenn ich Ihnen, Theuerster Freund, noch nicht meine Danksagung für die verbesserten Lieder aus meiner Sammlung abgestattet habe, so ist es blos deswegen geschehen, weil ich Ihnen mit meinem Briefe, meinen neuen Beitrag zum Theater mitzuschicken hoffte: dieser ist schon seit der Messe bis auf 4 Bogen fertig gewesen, und nun fehlt es an Papier, das man nicht mit den ersten Bogen ähnlich finden kann, und itzt erst aus dem Gebürge erwartet: doch vielleicht gewinne ich dabey; denn ich kann Ihnen aufrichtig versichern, dafs ich mich sehr fürchte, einem Kunstrichter, wie Sie sind, damit unter die Augen zu treten. Die Leichtigkeit und Flüchtigkeit, mit der ich arbeite, läfst mich mehr als zu offt fühlen, dafs ich stets einen kritischen Freund mit seiner Züchtigung von nöthen hätte. Mich lehren es die Verbefserungen, die Sie mit meinen Liedern gemacht haben, wofür ich Ihnen ewig danke: Sie werden bey der neuen Auflage derselben finden, dafs ich kühn genug gewesen, mir sie zuzueignen. Itzt will ich Ihnen blos auf die Anfrage antworten die Sie an H. Reichen meiner Person und Umstände wegen gethan, und er mir aus Ihrem Briefe vorgelesen. Ich bin bis hieher, Gottlob! ein sehr glücklicher Mann gewesen: die Vorsehung hat mir seit einem Jahre eine sehr einträgliche und ruhige Bedienung angewiesen, wo ich immer Zeit und Mufse für meine Lieblingsneigung zu den schönen Wissenschafften übrig behalte: es ist nehmlich die Creyfs-Steuer-Einnahme vom ganzen Leipziger Creyfs: ich verstehe zwar von meinem Amte noch weniger, als nichts, aber mein gröfstes Glück ist, dafs wenn ich treue Leute habe, ich auch so gar viel davon zu verstehen nicht brauche:

Gott hat mir bisher Gesundheit, ein fröhliches und ruhigs Herz, und viel Freunde gegeben, die immer mehr für mich, als ich selbst gesorgt haben: was kann man in dieser Welt mehr wünschen? ...

4. L. 12. I. 63. Ich hoffe, dafs Ihnen mein neuer Beitrag zum Theater richtig ist eingehändiget worden: hier folget noch ein Bläthgen mit Druckfehlern, von denen dieser Band wimmelt: ich bin ein schlechter Corrector, zumal in meinen eignen Arbeiten: nun verfahren Sie mit aller Strenge eines Kunstrichters; ich nehme sehr gern Kritik an, und es ist Stolz genug für mich, wenn mich ein Rammler nur seiner Kritik würdiget: ich weifs mehr, als zu gut, dafs die grofse Leichtigkeit, mit der ich arbeite, mich offt auf Abwege führet, und eine Stube voll Bauern, wo ich unter dem Geklängel der neuen 2 ℳ Stücke bey einem Steuer *Catastro* sitze, ist eben kein süfser Aufenthalt für die Musen.

Welch ein glücklicher Einfall, die besten gesellschaftlichen Lieder zu sammeln und in Musik sezen zu lafsen:[1] nur ist zu wünschen, dafs die Tonkünstler nicht zu künstlich dabey verfahren mögen: wenn sie zum allgemeinem Gebrauche der Gesellschaften sollen geschickt seyn, so können sie meinem Bedünken nach nicht simpel genug seyn. Ich wünschte, dafs wir ein deutsches Theater für die kleine comische Oper hätten: diefs ist eines der besten Mittel solche scherzhafte Gesänge allgemein zu machen: ich habe, als das Kochische Theater hier war selbst den Versuch gemacht und die Folgen davon gesehen: mit nächsten hoffe ich die Ehre zu haben, Ihnen die neue Ausgabe der scherzhaften Lieder[2] zu übersenden, die mit 19 Liedern nach dem Horatz vermehret sind. Sie machen uns die süfse Hoffnung, dafs wir Sie auf künftiges Frühjahr in Leipzig sehen sollen und meine Freude ist darüber unaussprechlich! Ihr Arzt müfse für

---

[1] Die in Verbindung mit C. G. Krause durch die „Oden mit Melodien. Berlin, gedruckt und verlegt bey F. W. Birnstiel“ (II. o. J. 1753. 1755) eröffneten Bestrebungen zur Hebung des deutschen Liedes nahm Ramler in den „Liedern der Deutschen“ (Berlin 1767 f.) wieder auf. Vgl. Lindner, Gesch. d. d. Liedes im 18. Jahrh. Hrsg. von Erk. Leipzig 1871. S. 56 ff.

[2] Leipzig 1763. Vgl. Minor S. 59 f.

die Erlaubnifs, die er Ihnen im Voraus gegeben, so schön noch einmal besungen werden, wie ihn sein Rammler schon besungen hat![1] Ehe ich schliefse, mufs ich Sie noch einen Ihrer gröfsten Verehrer und Freunde in Sachsen kennen lernen: diefs ist mein Hagedorn, der unlängst die Betrachtungen über die Mahlerey geschrieben hat, ein verehrungswürdiger Mann, der mir in allen Briefen aufs schärfste einprägt, Sie bey allen Gelegenheiten seiner gröfsten Hochachtung zu versichern. ...

5. undat. [April 1763]. Es ist mir sehr unangenehm, dafs Ihnen mein zweyter Beitrag zum Theater noch nicht übergeben worden, da mir Ihr Urtheil wichtiger, als der ganzen kritischen Welt ihres ist: ich habe es gleich, als [es] aus der Prefse kam, an Rüdigern durch meinen Buchhändler unter Ihrer Addresse abgeschicket, und es nunmehro auch schon erinnern lassen: ich hoffe, dafs er es doch nun wird abgegeben haben? Da haben Sie die neue Ausgabe meiner scherzhafften Lieder! werden Sie nicht Ursache haben auf die Eilfertigkeit, mit der ich meine Werkchen der Welt vorlege, zu schmählen? ... Ich bin mit dem Horatz sehr verwegen umgegangen, und habe ihm oft Gedanken angedichtet, die er nicht gehabt: deswegen aber wollte ich sie auch lieber Nachahmungen, als Übersetzungen genannt wissen: Sie allein haben das Recht uns den Horatz in aller seiner Schönheit kennen zu lehren, da sein ganzer Geist auf Ihnen ruhet, denn Ihre Oden — doch ich will nichts sagen, was nur den geringsten Schein eines Compliments haben möchte.

Ja, mein bester Freund, der goldne Friede ist wieder da, und wollte der Himmel, er hätte Ihnen die Gesundheit, so wie der Welt die Ruhe mitgebracht. In Ansehung meiner, fürchte ich, dafs ich nunmehr meine Laute werde an die Weide hängen müfsen: meine Amtsgeschäfte häufen sich täglich, und zum Unglück verstehe ich noch so wenig darvon, dafs mir die theoretische Erkänntnifs schon einen grofsen Theil der Zeit raubet: meine Muse stellet sich zwar ein wenig ungebärdig darüber an, aber die Steuer-*Catastra* sind so fürchterliche Dinge, dafs sie

---

[1] „Ode an seinen Arzt [Jeschke]. Berlin, den 24 Jenner 1762." (2 Bll.) 4°.

schon so ein blödes Mädchen verscheuchen werden: vor etlichen Wochen gab sie mir unter einen grofsen Schwarm geschwäziger Bauern ein, ein Trauerspiel in engl. Versen[1] ohne Reime zu verfertigen, die Feder sezte an, und lief ab, wie ein Uhrwerk: was kann man sich von solchen fieberhaften Anfällen Gutes versprechen, wo der Kopf mit dem Einmal-eins zu thun hat, und die Hand Verse schreibt? ...

6. L. 24. XII. 63. In Wahrheit: Sie wifsen die rechten Kunstgriffe, einen aufs neue zum Autor zumachen: Sie machen einem weifs, dafs man nur darum desto länger leben müfse, weil man schreibt, und führen eine ganze Reihe der gültigsten Beyspiele an. Vielleicht habe ich aber zum Unglück der wizigen Welt niemals mehr Lust zu leben gehabt, als ietzt: Sie haben also die ganze Verantwortung meiner künftigen Autorschaft auf sich: und sehen Sie, mein bester Rammler! schon sitze ich am Schreibepult und meine Feder wird gangbar: da ist der erste Aufzug von einem Trauerspiel fertig! und Sie müfsen ihn auch sehen, da hilft nichts davor: Das ist die Strafe für Ihre Aufmunterung: doch glauben Sie nicht, dafs ich auch so unverschämt bin, darüber im Kleinen eine Kritik von Ihnen zu fodern: nein, Sie können Ihre Zeit tausendmal befser anwenden, so sehr ich auch wünschte von Ihnen gezüchtiget zu werden: Sie sollen mir nur sagen, ob Ihnen der Ton und die Versart darinnen gefällt? und ob ich sie vollends fertig machen soll: ich bin zwar schon bis an den 4ten Aufzug fertig; allein ich habe Muth genug auch 5 Akte wegzustreichen: ich bin mit meinem Atreus und Thyest einen ganz neuen Weg gegangen, und habe da angefangen, wo meine tragischen Vorgänger aufgehört haben: die beygelegte Fabel aus dem Hygin hat mir darzu Anlas gegeben und ich glaube, sie kann schrecklich genug werden, wenn mich der Geist des Seneca regieren will: ich habe in eben der Versart schon ein Trauerspiel die Befreyung von Theben fertig, und wünschte mir nur eine rammlerische Feile: denn die Meinige ist etwas stumpf. ... Von Paris habe

---

[1] „Die Befreiung von Theben", zuerst gedruckt 1764; die Zeit der Entstehung ist hierdurch, wie für „Atreus und Thyest" durch den folgenden Brief festgestellt. (Vgl. Minor S. 225. 230.)

ich Briefe, dafs diesen Monat unsers Lefsings Mifs-Sarah zu St. Germain von einigen Vornehmen des Hofs aufgeführet wird: wenn ihm etwas daran gelegen ist, so kann er sich bey mir bedanken: ich gab sie als ich daselbst mich aufhielt dem Hn. *Trudames de Montigny,* dieser hat sie mit Hülfe des Hn. Hubers, meines sehr vertrauten Freundes übersezt und sie wird nächstens in einer Samlung übersezter bürgerl. Trauerspiele von Diderot erscheinen, der zugl. eine Abhandlung über diese Art von Drama beyfügen wird.[1] Sagen Sie mir in aller Welt, was aus der Karschin Gedichten wird? ich bin mit den H. Unternehmern sehr übel zufrieden: meine Freunde in Paris haben auf mein Anregen auf 18 grofse Exempl. subscribirt und durch mich an Hn. Bachman 252 Livr. bezahlen lafsen: ich habe nicht nur weder ein Exempl. noch erhalten, sondern sie haben meinen Freunden nicht einmal die Ehre angethan, sie in der Subscriptions Liste zu nennen: ich bin sehr in Willens, so bald H. Bachmann aus Holland wieder zurücke kömmt, mir das Geld wieder geben zu lafsen; denn ich habe nicht in Willens, in den Verdacht zu kommen, als ob ich das Geld untergeschlagen hätte: überhaupt finde ich H. Gleims hohe Ankündigung, dafs diese Dichterin alle Alte und Neuere Dichter übertreffen solle, viel zu übertrieben: Vielleicht auch Sie, mein bester Freund? ...

7. L. 6. II. 64. Was für eine entsezliche Sache, werden Sie bey diesem Packete ausrufen, einen Autor zum Freunde zu haben! ... Warum haben Sie mir aber nicht den ersten Ackt meines Trauerspielgens gleich von einem Ende bis zum andern durchstrichen wieder zurücke geschickt? diefs war das beste Mittel mir die Feder aus der Hand zu schlagen: ... Ich will

[1] Vgl. den „Auszug eines Schreibens aus Paris“ in der „Allg. d. Bibl. Bd. I, St. 2. [1765] S. 308 f., worin es u. a. heifst: „Herrn Lefsings Mifs Sarah Sampson ist am Ende des Jahres 1764 zu St. Germain, bey dem Herzoge von Noailles, vor dem Herzoge von Choiseul, und den vornehmsten Herren und Damen vom Hofe mit dem gröfsten Beyfalle aufgeführet worden. Herr Trüdame von Montigny (königl. Finanzaufseher, ein grofser Liebhaber der deutschen Litteratur) hatte darinn einige kleine Veränderungen gemacht; allein Herr Diderot wird das Stück ganz herausgeben, und zwar mit dem engländischen Spieler [v. Moore] und dem Kaufmann zu London [v. Lillo]. Vermuthlich wird er auch Anmerkungen über die Natur dieser drey Stücke hinzuthun.“

nichts mehr, als die Versicherung hinzusetzen, dafs ich jedes Urtheil mit Dank erkennen werde, auch wenn Sie mir in ein paar Worten sagen, dafs das Stück unter aller Kritik ist; ich affectire keine stolze Demuth: es ist ein wahres Mifstrauen für die allzugrofse Leichtigkeit mit der ich arbeite, und von der ich eben nicht glaube, dafs es allezeit ein Zeichen des Genies ist. Richter, wie Sie sind, müfsen es entscheiden, und Ihre Entscheidung soll mir auch das Maas seyn, nach dem ich den Werth meiner Arbeit abmefsen werde. ...

8. L. 23. V. 64. ... [Ich] will den Winken, die Sie mir geben, treulich zu folgen suchen. Ich will nicht mehr solche erschreckliche Süjets zu wählen suchen, die mehr ein zärtliches Herz auf die Folter bringen als durch die sanften Empfindungen der Menschenliebe und des Mitleids rühren und zu süfsen Thränen auffodern: ich will mich hüten, die poetische Sprache zu sehr zu erhöhen, und die rührenden Griechen weniger aus den Augen zu lafsen suchen. In der That mag mich bey diesem Stücke der Atreus des Seneca wohl ein wenig verführet haben: ich las ihn zuvor und fieng mit einer erhiezten Einbildungskraft mein Werkchen an. Was Sie mir theuerster Freund, in Ansehung des Sylbenmafses gesagt haben, auch dieſs soll meine Aufmerksamkeit verdoppeln, da ich bisher diesem Theile der Poesie wenig nachgedacht habe: ich kann meine natürliche Flüchtigkeit noch nicht darzu gewöhnen, die gar zu gern lieber über die Hindernisse hinwegzuhüpfen, als sie aus dem Wege zu räumen suchet. ... Um die angezeigte Tragödie des *Pelegrin* werde ich nach Paris schreiben, um sie mit meiner vergleichen zu können: ich habe es nicht gewufst, sonst hätte ichs vorher gethan. Wie vortrefflich ist Ihre Ode an Hymen![1] und diese, sagen Sie, soll mir gelten? So gern ich sonst Ihren Worten glaube, so habe ich doch immer einen kleinen Zweifel, weil ich eines solchen Geschenks nicht wirdig bin: O möchte Sie doch Hymen selbst für diesen schönen Gesang belohnen! er nur kann

[1] Die „Ode an Hymen | Dem | Herrn Ludewig von Gask | an | Seinem Vermählungsfeste | mit | Madame Rosina von Lisiewsky, | verwittweten Matthieu, | zugeeignet | von | G. K. E. W. L. R. | Berlin 1760.“ (2 Bll. 4°.) tischte Ramler nochmals als „Ode | an Hymen. | Berlin, 1763.“ (4 Bll. 4°.)

und mufs es thun.... Ich komme wieder auf Ihre Oden; werden Sie denn diese Horazische Gesänge, auf die unser Vaterland so stolz seyn kann, nicht einmal zusammen herausgeben? Sie müssen schon einen ansehnlichen Vorrath haben: warum wollen Sie der Welt ein solches Geschenk vorenthalten? Führte mich der Himmel einmal an Ihr Schreibepult, so würde ich einen Raub begehen, und wenn auch eine Inquisition darauf erfolgen sollte. Wir übrigen Poeten sind nicht so bescheiden und gewissenhafft, wie Sie: und auch Ihre Strenge wird uns nicht bescheidner machen....

Ich habe vor ein paar Tagen, da ich auf dem Lande war, einen kleinen Versuch gemacht, ob die Muse scherzhafter Gesänge ganz von mir gewichen wäre: sie war nur zu willig, wenn ich aus der Geschwindigkeit, mit der ich sie auf beyliegendes Papier fand[!], auf ihre Gegenwart schliefsen darf: sie sind aber noch ganz roh.

9. L. 9. VIII. 64. Ich habe aus einem Briefe, den Sie an Hn. Reichen geschrieben, den Beifall, mit dem Sie die Wilhelmine beehret,[1] mit vielem Vergnügen gesehen. Ich habe sie zum Drucke befördert, weil ich geglaubet, dafs der Verf. Aufmunterung verdienet. H. Reich hat ihn selbst nicht gekannt, und nur auf Ihr Verlangen habe ich es ihm offenbaret. Es ist der Herr von Thümel, Hof und Cammerjunker beym Erbprinzen

---

mit einer Änderung (V. 23 „Leukons" für „Gaskens") zu Weifses Vermählung am 6. Juni 1763 auf. Vgl. Minor S. 43 f.

[1] Ramler war ein begeisterter Lobredner von Thümmels „Wilhelmine", die hoffentlich bald den verdienten Neudruck erfährt. Vgl. Lessing (Hempel) XX, I, 232. An Gleim schreibt R. (26. VI. 64, ungedr.): „Was sagen Sie von der Wilhelmine? Ist sie nicht des besten Kopfes würdig? Wem schreiben Sie solche zu? Wer könte sie anders gemacht haben als Gesner, Zachariä, Dusch, Gleim, Götz, Uz, Weifse, Rost? Wählen Sie unter diesen Namen. Ich wähle den letzten." Gleim antwortet (19. VII. 64): „Die Wilhelmine gab Herr Bachmann mir zu Leipzig zu lesen. So weit, als bis ich sehr platte Stellen fand, hielt ich Herrn Weifs für den Verfasser — Weiter hin kont ich ihn nicht mehr dafür halten, und ich hörte auch, dafs ein Gothaischer Cammerjunker dessen Nahme mir entfallen ist, der Verfafser sey. Aus dem Entfallen des Nahmens wird mein Ramler den Grad des Beyfalls, den ich der Wilhelmine damals gab, so gleich schliefsen. Aber in der That, nun bin ich mifstrauisch

im [!] Coburg, ein sehr vertrauter und lieber Freund von mir, der hier in Leipzig mein Schatten war: Ich verspreche mir von seinem Witze noch vieles: er hat das edelste Herz, und ich kenne keinen naifern Charakter in der Welt. Ich habe eine grofse Menge Sinngedichte von ihm, die gröfstentheils des Druckes werth wären, ich will ihn aber nicht übereilen und noch Zeit zur Reife lafsen. Wie stolz wird er nicht seyn, wenn ich Ihm etwas von Ihren Lobsprüchen sage, eben so stolz, als es Ihr Weifse auf Ihre Freundschaft und auf Ihren Beifall ist. ... Ich wundere mich, dafs Sie noch nicht meinen 3ten Theil des Beitrags[1] erhalten haben. Er ist schon am 13. Jul. in einem Packet an Hn. Nicolai für Sie abgegangen. ...

Wer ist denn der Verf. der freundschaftlichen Gedichte eines Soldaten?[2] Wenn Ihnen, wie ich vermuthe, der Verf. bekannt ist, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung: es hat mich derselbe mit einem Exemplar beschenket, und ich finde so viel Gutes darinnen, dafs er meinen aufrichtigsten Dank ver-

---

gegen mich selbst, nun Ramler von Wilhelminen frägt: Ist sie nicht des besten Kopfes würdig? Gleich will ich sie nun noch einmahl lesen, und sehen, ob ich die Stellen noch finde, die mir so aufserordentlich schlecht vorkamen.“ Doch blieb er bei seinem verwerfenden Urteil und schrieb an Uz (8. XII. 64 — nach Herrn Prof. Sauers gütiger Mitteilung): „Auch in unsern Gegenden ist völliger Mifswachs an witzigen Schriften in diesem Jahre gewesen. Herr Ramler rühmte mir eine Wilhelmine so sehr, dafs ich sie mit der reitenden Post von Leipzig kommen liefs; er sagte zum fünften mahl hätte er sie gelesen, und nannte sie ein Meisterstück, ich konte mich nicht überwinden sie zum zweyten mahl zu lesen! Eine altägliche Geschichte in gemeiner poetischer Prosa! oft die Sprache und der Spott der Ungezogenheit und des Leichtsinns! Wie konte von einem Ramler diese Wilhelmine so schön gefunden werden?“ — worauf Uz erwidert (30. I. 65): „Ich gestehe, dafs ich die Wilhelmine ebenfalls mit grofsem Vergnügen gelesen, und viel Witz und Erfindung darin anzutreffen vermeine. Aber für ein Meisterstück kann ich es, mit HE. Rammlern nicht halten.“

[1] Leipzig 1764, enthaltend den Krispus, die Befreiung von Theben und den Mifstrauischen.

[2] „Freundschaftliche Poesieen eines Soldaten. Berlin und Leipzig, bey F. W. Birnstiel.“ 8. o. J. [1763] von Johann Georg Scheffner [fehlt bei Goedeke II, 587, cf. Maltzahn, Bücherschatz III, 509]. Vgl. jetzt besonders Krause, Friedrich d. Gr. u. d. d. Poesie. Halle 1884.

dienet: ich werde im 1ten Th. des 12ten B. der Bibl. dessen Erwähnung thun.

10. L. 10. X. 64. ... Ich habe also noch von Ihnen eine Kritik über meinen lezten Beitrag zum Theater zugewarten? Das ist in der That eine Wohlthat, für die ich Ihnen niemals genug werde danken können: ich werde sie allezeit, wenn derselbe anders eine zwote Auflage erleben sollte, alsdenn nützen können, da ich immer die erste Ausgabe als mein Exercitien Buch ansehen mufs, in welcher ich die Züchtigung der witzigen Welt zum Lehrmeister annehme: aber wie viel sind auch in derselben, die mir bisher diesen Dienst haben leisten wollen? ich kenne noch über keines [!] meiner Theatralischen Versuche eine öffentliche Kritik, worinnen man mir gesagt hätte, ob ich diese Laufbahn hätte betreten sollen, oder nicht: vielleicht zwingen mich meine überhäuften Amtsgeschäfte, sie ohnedieſs bald ganz aufzugeben, und für den Sophokles, den wohlerfahrenen Rechenknecht in die Hand zu nehmen. Unsere verwittwete Churfürstin, die sich der deutschen Musen annehmen will, wird aufs künftige Jahr einen Preifs von einer goldnen Schaumünze mit ihrem Bildnifse auf das beste Trauerspiel aussetzen, und dieſs soll alsdenn mit einer guten Komödie wechseln: sie verlangt Vorschläge, wie man eine recht gute deutsche Schauspielergesellschaft errichten möchte, und verspricht, dafs es an keinem Vorschub fehlen solle: ich sehe aber immer noch so viel Schwürigkeiten, dafs ich glaube, es wird bey dem guten Vorsatze bleiben. Ihre Idylle[1] ist unvergleichlich: warum lafsen Sie, liebster Freund, nicht einmal eine Sammlung Ihrer vortrefflichen Poesien zusammen drucken? ich denke allezeit mit einer demüthigenden Beschämung dran, dafs Sie so zurückhalten und wir kleinen Geister immer um den Parnafs umher schwärmen. ...

11. L. 7. V. 65. ... Was für ein vortreffliches Gedichte ist die Wahrsagung des Glaucus![2] wenn es nicht der Schmeicheley

---

[1] „Der May. Eine musicalische Idylle. Berlin 1758." [2 Bll.] 4° wurde 1764 mit einigen Änderungen neu aufgelegt.

[2] „Glaukus Wahrsagung. Als die Französische Flotte aus dem Hafen von Brest nach Amerika segelte. [vign.] Berlin, 1765. Bei Christian Friedrich Vofs." [6 Bll.] 4°.

zu ähnlich sähe, so würde ich ganze Bogen voll Lobsprüche darüber schreiben. Ich kenne keinen Dichter unter allen neuern europäischen Dichtern, auf dem der Geist des Horatz so vielfach ruhet: iemehr man sie liest, desto mehr entdeckt man Schönheiten, und man liest sie zwanzigmal, ohne sie noch alle entdeckt zu haben. Wenigstens geht es mir so, dafs ich immer wieder von forn anfange, wenn ich eine Ode von Ihnen lese, und niemals fertig zu seyn glaube, wenn ich sie auch schon wieder geendiget habe. Ich habe schon die ganze vorige Woche auf unsern Lessing gehofft, aber vergebens: nunmehr fange ich beynahe an das Gegentheil zu glauben: was wollte ich nicht drum geben, wenn ich ihn in Leipzig behalten könnte! er ist der erste witzige Freund, den ich erwarb, als ich hieher kamm, und vielleicht hätten die Früchte meiner jugendlichen Muse etwas mehr Reife erlangt, wenn er mit hätte beschneiden helfen; so bald er wieder den Cothurn ergreift, so werde ich die Bescheidenheit haben, ihm denselbigen ganz zu überlafsen: denn so verwegen bin ich nicht, mich mit ihm zu messen: auch häufen sich meine öffentlichen und häufslichen Geschäfte täglich. Meine kleine Frau hat mich vor ungefähr $^1/_4$tel Jahre zu einem glücklichen Vater von einem artigen Mädchen gemacht, und ein Junggeselle kann sich schwerlich vorstellen, was dieser Posten für Geschäfte erfordert: ein Wiegenliedchen macht mich ietzt aufmerksamer, als ein Heldengedichte: ich bin schon so weit in die Verstockung gerathen, dafs ich den *siège de Calais*[1] nur bis zur Hälfte gelesen: der Brief der Bürgerschaft von Calais an Hn. Belloy hat mir noch zur Zeit am besten gefallen. Lefsing mag noch zehn Samson und Philotas machen, ich weifs gewifs, dafs keine Stadt in Deutschland ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Capsel überschickt. Die Franzosen müssen freylich eine grofse Freude haben, wenn sie durch einen Dichter erfahren, dafs sie tapfrer sind, als sie vielleicht kaum geglaubt hätten. Ich hatte schon vor 6. Jahren, als ich den Rapin las, den Einfall aus der Geschichte der 6. Bürger von Calais ein Trauerspiel zu machen, und blos die Tapferkeit der Franzosen schreckte mich ab, da

[1] Pierre Laurent Buirette de Belloy (1727—1775) „Le siège de Calais“ 1765.

ich nicht Lust hatte, mich in die Satyre zu wagen. Sie wollen was neues von mir lesen, mein bester Freund? schlimm genug, dafs ich so ein Mann geworden bin, der keine Messe schuldig bleibt! hier haben Sie aber die neue Auflage von meinem ersten Beitrage zum Theater, weil es nicht anders ist: in Zukunft fodern Sie nichts mehr, wenn Sie nicht wünschen wollen, Ihr Wort zurückzunehmen. . . .

. . . Da ich diesen Brief schliefse, höre ich dafs unser Lessing hier ist.

12. L. 29. VIII. 65. Wenn ich Ihnen sagen sollte, mein liebster, bester Freund, wie vergnügt ich über den Beifall bin, den Sie den Verbefserungen meiner beyden ersten Tragödien gegeben, so würden Sie mich für ein sehr eitles und stolzes Geschöpf halten: aber das Lob eines Rammlers gilt mir auch mehr, als wenn mir ein grofses Parterr aus allen Hauptstädten in Deutschland zusammen gesezt applaudirte. Der Unwille, dafs kein Mensch nach Cronegks u. Brawes Tode um den von den damaligen Verfafsern der Bibl. ausgesezten Preis arbeiten wollte, hat mich zuerst zum tragischen Dichter gemacht, und diefs ist eine Muse, die eben keinen Platz auf dem Parnafse verdienet: Ehre genug für sie, dafs Sie ihr noch einen einräumen wollen! Die Haufshälterin ist lang: aber bey der Vorstellung, (wie ich sie denn zweimal auf dem Kochischen Theater gesehen habe,) dauert sie wegen der geschwinden Aussprache, nicht über drittehalb Stunden: ich habe es schon versucht sie kürzer zu machen, aber aufser etlichen Reden im Dialog läfst sich, ohne der Fabel Eintrag zu thun, wenig abnehmen. Es ist traurig, dafs man ohne ein gutes Theater arbeiten mufs, zumal, wenn man keinen kritischen Freund um und neben sich hat, der uns mit seiner Feile das Ungeschickte abnehmen hilft. Die kleinen Liederchen werden mir gar nicht schwer, und ich glaube, dafs ich ihrer zehnmal so viel verlohren, oder nicht aufgeschrieben habe, als bereits gedruckt sind: ich habe leztens dem Kapellmeister Scheibe, der mich darum ersuchte, ein paar Duzend kleine moralische zum Singen für Kinder gemacht.[1] Der H. v. Thümmel, dem ich von Ihrer Zufriedenheit über seine Wilhelmine Nachricht ge-

[1] Cf. Minor S. 69.

geben, ist darüber ganz aufser sich vor Freuden. Er läfst Sie, Liebster Freund, durch mich aufs gehorsamste bitten, mir zu sagen, was darinnen noch geändert zu werden verdiene, weil H. Reich eine neue Ausgabe veranstalten will: er hat mich unlängst von Salfeld aus auf 8 Tage besucht, die ich sehr vergnügt mit ihm zugebracht. Lustig genug ists, dafs ihn das Glück nunmehr selbst zum Hofmarschall gemacht hat, und man ihn nun für den Gegenstand seiner eignen Spötterei halten kann: er schicket sich so wenig zum Hofmanne, als ich mich zum Kreyfseinnehmer geschickt habe. H. Gleim scheint bisweilen sehr strenge in seinen Urtheilen gegen andere zu seyn. Ich weifs, dafs er im Anfange mit meinen Amazonen-Liedern höchst unzufrieden war: vermuthl. weil er glaubte, dafs ich seine Kriegslieder kopiren wollen, wie mir auch die Verf. der Br. übers Neuste Schuld gegeben;[1] aber ich habe das Grablied auf einen in der Schlacht gebliebenen Helden gemacht, und unser Lessing hat es mir kritisiret, ehe an den lezten Krieg gedacht war: und Ebert hat zur Nachahmung des englischen Liedchens auf die *Chevy-Chace* ein Kriegslied eines alten Deutschen in die Samml. vermischter Schriften von den Verf. der Bremsch. Beiträge eindrucken lafsen, ehe wir alle beyde den Einfall gehabt haben.[2] Die Streitigkeit mit Ihnen, mein Werthester Freund, hat ihm bey jedem unpartheyischen Richter wenig Ehre gemacht, und ein despotisches Wesen schicket sich für einen friedliebenden Dichter am wenigsten....

13. L. 14. X. 65. Sie haben mir das angenehmste Mefsgeschenke durch Ihr vortreffliches Lied und Ihre eben so schöne Kantate[3] gemacht.... Ich wünschte wohl gehöret zu haben, wie der Tonkünstler die ungewohnten Melodien der Tritonen und die Empfindungen einer zur Göttin gewordenen Sterblichen ausgedrückt hätte! O! geben Sie uns nur Rammlers Werke zu-

---

[1] T. XVII, Br. 266, S. 1—16. vom 5. I. 1764 [Nicolai].

[2] Vielmehr Klopstock (S. v. S. Bd. I, St. 5 [1749], S. 404 ff.) nach Addisons Vorgange (Spectator I, 70. 74). Die darauf folgenden Parodien „Trinklied“ und „Liebeslied“ in demselben Versmafs schreibt E. Schmidt (QF. 39, 18) Johann Christoph Schmid, Fannys Bruder, zu.

[3] „Ptolomäus und Berenice. [vign.] Berlin, den 15ten des Julius 1765.“ [4 Bll.] 4° und „Ino Eine Kantate. Berlin 1765.“ 8°.

sammen zu lesen: denn ich stelle mir vor, dafs ich nur den kleinsten Theil von Ihren Arbeiten gesehen habe, und was Sie mir bereits gegeben haben, ist mir immer noch nicht genug. Gleimens Groll gegen Sie hat eine feine Ursache zum Grunde.

> Clitander schickt dir seine Schriften zu,
> Und schreibt „o Freund, nun richte Du!"
> Weh Dir, wofern Du's thust: nie wird er Dir verzeihn,
> Beurtheilt wollt er nicht, bewundert wollt er seyn.

Ich habe wohl an ihm gemerket, dafs er wie ein zweiter Cäsar niemanden über sich und neben sich leiden will: diejenigen, die nicht seiner Sphäre zu nahe kommen, läfst er allenfalls noch paſsiren: aber wer die Mine machet, sich neben ihm zu stellen, ist verlohren. Sie sollen an mir keinen so undankbaren Freund finden: ich wollte dafs Sie an meinen Kleinigkeiten ausstrichen und befserten, dafs nichts übrig blieb, und ich würde es schon für eine Ehre halten, wenn Sie dieselben nur noch einer Kritik werth geachtet hätten.... Auf Ostern werden Sie wieder einen[1] Band von meinen Theatralischen Beiträgen zu lesen kriegen: das heifst wohl fruchtbar seyn! aber ich hoffe, dafs meine Freunde, und vorzüglich Sie, mein bester Freund, mir gleich den Wink geben werden, wenn ich aufhören soll: ein wiziger Kopf ist gar zu sehr in Gefahr, sich selbst zu überleben. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier ein Werkchen beyzulegen, aus dem ich nicht weifs, was ich machen soll.[2] Ich habe es schon vor etlichen Jahren verfertiget, und ich wollte damals einen Versuch machen, das tragische ins gemeine Leben herabzusetzen: aber ich habe es niemals wagen wollen, es dem Drucke zu überlassen. Ich finde, (ausserdem, dafs die Fabel zu romanhafft scheinet,) noch sonst etwas drinnen, das mir mifsfällt, ohne es bestimmen zu können. Sagen Sie mir, wenn es Ihnen einmal Ihre Mufse durchzulaufen erlaubt, ob es des Feuers werth ist, oder ob sich noch etwas draus machen liefs? ...

Ich schicke Ihnen das neue Stück der Bibl.[3] mit. Tausendmal hat es mich schon gereuet, dafs ich diefs Journal wieder

---

[1] Den vierten.

[2] „Amalia, ein Lustspiel in fünf Aufzügen." Vgl. Minor S. 108 ff. und den folgenden Brief.

[3] Neue Bibl. Bd. I, St. 2 (1766).

angefangen habe! Ich habe keinen einzigen Mitarbeiter, und diejenigen, die mich bisweilen, ob es gleich auch selten genug geschah, mit einem kleinen Beitrag unterstüzten, hat mir die allgemeine Bibliothek vollends entzogen. Rechnen Sie mir also ja nicht die Nachläfsigkeiten, die Sie darinnen finden zu hoch an: denn bey meinen übrigen Amts und Berufsgeschäften ist es mir Ohnmöglich, es besser zu machen.

14. L. 15. I. 66. ... Ist es nicht blofse Freundschaft von Ihnen, dafs Sie mein Trauerspiel noch einiger Verbefserung werth halten? Kaum hätte ich es mir vorgestellet, und das Urthel des Feuers war beynahe darüber gesprochen: mein kleiner Autorstolz frohlocket indefsen nicht wenig, dafs er einen gelindern und gütigern Richter gefunden: und Ihr gütiges, mitleidiges Herz! — also soll Amalia nicht sterben? das geht so, wenn man einmal des Mordens so wie ich gewohnt worden: endlich kriegt das Herz eine Rinde, und man köpfet drauf los, wie ein alter Scharfrichter. Ihr Recept, Amalien wieder aufzuwecken ist vortrefflich, und ich würde mich defsen ohne Anstand bedienet haben, wenn mir nicht eingefallen wäre, dafs des Gresset Sidney einen ähnlichen Ausgang habe: umgekehrt hat unser Lessing diesen Kunstgriff in der Catastrophe der Wilmood[1] gebraucht: endlich steht eine fast gleiche Entwicklung in der *buona moglie* des Goldoni, da ein wütender Ehemann seiner Frau Gifft gegeben zu haben glaubet, welchen [!] aber das Kammermädchen mit einer andern Ingredienz vertauschet hat: ich weifs also nicht, ob ich ohne Verdacht einer zu deutlichen Nachahmung mich dieses Kunstgriffs bedienen darf? genug sie soll leben, und ich will sehen, ob ich durch die Bearbeitung die Nachahmung verbergen kann: haben Sie indefsen für die mir auf alle Weise vortheilhafte Bemühung tausendfachen Dank! Mit dem 4ten Beitrage zum Theater ist der Anfang zum Drucke gemacht: ob ich gleich so dreust, wie ein Klopfechter [!] hervortrete und das Publikum herausfodere, so ist doch kein furchtsamer Geschöpf, als ich: ich zittere bey jeder Correctur den Bogen voll Dinten-

[1] So für Marwood; „Millwood" heifst die Intrigantin in Lillos „George Barnwell" (vgl. Erich Schmidts Lessing I, 249 ff.), dessen Einwirkung auf Lessings Mifs Sara Sampson Weifse zu der Verwechselung verleitete.

kleckse: ie nun, wenn ich einmal eins ans Bein bekomme, so werde ich wohl stille sitzen. Sie versprechen mir ein paar Bogen Beystand zur Bibliothek? o mein liebster Rammler, der Himmel seegne Ihnen diesen Einfall! ich wüfste kein gröfser Geschenk, das Sie mir machen könnten! ... Sie können Sich auch auf meine äusserste Verschwiegenheit verlafsen, und ich werde meine Bibl. nun erst anfangen lieb zu gewinnen, wenn ich nur eine Zeile von Ihnen drinnen weifs....

15. L. 2. V. 66. ... *Erwähnung der Defraudation seines Kopisten (vgl. Selbstbiogr. . S. 130 ff.)* ... Ich schicke Ihnen hier die kleinen Spielwerke meiner Muse: wie glücklich werde ich seyn, wenn ich meines liebsten Rammlers Beyfall habe. Gefällt Ihnen Amalia in der neuen Gestalt, die ich ihr gegeben habe, so wird sie eines von meinen Lieblingskindern werden: denn sie war schon zum Feuer verdammt und Ihnen alleine hat sie ihre Existenz zu danken. Die Lieder für Kinder wollte ich im Anfange vor Ihnen verbergen: aber warum sollte ich auch meine Schwachheiten vor einem solchen Freunde, wie Sie sind, verheelen.... Vor ungefähr 14 Tagen erhielt ich unvermuthet einen Brief von Gleimen: wie ich zur Ehre dieser Vertraulichkeit komme, weifs ich nicht: es lag darinnen das Manuscript von dem versificirten Tode Adams von Klopstocken: er sagt mir in seinem Briefe, dafs ich es dem H. Nicolai geben sollte; käme dieser aber nicht auf die Mefse, so sollte ich es auf seine Kosten drucken lassen, wie und auf was Art ich wollte. Apollo hat mich gerettet: N. ist gekommen, ich habe es ihm schleunig überschickt, ohne es mit einem Blick anzusehen, und habe dem Himmel gedankt, dafs er mich vor diesem Hebammengeschäfte bewahret: unter uns, mein liebster, was für ein Einfall für einen Mann, den die Muse eigne Gesänge gelehret, eines andern Dichters Prose mit Fefseln zu beschweren: so viel ich weifs, hat ihm unser Lefsing wenigstens nicht für diesen Dienst bey seinem Philotas gedanket. Mit meiner Bibl. der sch. W. winde ich mich, wie Sie sehen immer fort: ungeachtet ich nicht läugnen kann, dafs sie mir schwer wird: ich mufs alle Recensionen auf meiner Expedition machen, wo ich weder Bücher an der Hand noch Zeit zu einem ernsthaften Nachdenken habe....

Noch vor Abgang dieses Briefs habe ich Ihr reizendes

Liederbuch erhalten. ... Es ist für mich die gröfste Ehre, dafs Sie meine Lieder Ihrer Verbefserung werth gehalten haben,[1] und ich müfste eine unverzeihliche Eigenliebe besitzen, wenn ich nicht den Vorzug, den sie dadurch erhalten haben, einsehen wollte. Möchte mir der Himmel doch einen Aristarch schicken, der allen meinen übrigen Arbeiten eben diesen Dienst erweisen wollte! ...

Was H. Utz von Ihren Verbefserungen denkt, sollen Sie wieder erfahren: er schreibt mir öffters und mit aller Offenherzigkeit eines Freundes: wenn nicht eine kleine Aufwieglung dazu kömmt, so wollte ich drauf wetten, dafs er mit den meisten sehr zufrieden seyn würde. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, dafs sich H. Gleim über Sie sehr gegen ihn beklagt, aber den Innhalt seiner Klage hat er mir nicht gemeldet, und ich habe auch diesen Punkt ganz gegen ihn mit Stillschweigen übergangen.

16. undat. [Juni oder Juli 1766] ... Die kleinen Nachrichten, die Sie mir von meinem Richard schreiben, schmeicheln meiner Autorliebe sehr, und noch mehr der Beifall, den Sie meinem neuen Beitrage schenken: ... Sie können Sich schwerlich vorstellen, wie ich meine Trauer- und Lustspiele verfertigen mufs: zwischen ieder Zeile habe ich einen [!] Bauer begreiflich zu machen, dafs wenn er auf einen Qvatember 2 ℔ ¼ ß giebt, solches auf 4. Qv. 8 ℔ 1 ß macht. Ich habe beynahe wieder einen Band fertig: soll ich Ihnen meine Schul-*Exercitia* schicken? o wenn ich nur nicht fürchten müfste, dafs Sie mehr zu thun hätten, als sich mit Correkturen zu beschäftigen: aber eins mufs ich doch fragen. Der 2te Band meiner Beiträge soll wieder aufgelegt werden: haben Sie etwann bei der Lectüre desselbigen bemerkt, wo in der Anlage oder auch in einzelnen Stellen eine Verbefserung anzubringen wäre, so werden Sie mich durch die Anzeige derselben ganz unendlich verpflichten. ... Sie wollen für einen Ihrer Freunde ein Französisches Stück zur Übersetzung vorgeschlagen: wie? wenn er den *Comte de Warwick* nähme? unter den neuern ist es mir das erträglichste, so wohl in Absicht des Innhalts als auch wegen der guten Versification, gewesen. Dafs H. Krause, dessen Freundschaft ich mir zu er-

[1] In die „Lieder der Deutschen. Berlin bey G. L. Winter 1766" hatte Ramler 29 Stücke aus Weifses „Scherzhaften Liedern" mit starken Änderungen aufgenommen.

halten bitte, meine Lieder befser als Scheib komponiren wird, glaube ich wohl: nur die Erkänntlichkeit, die ich dem ehrlichen Manne für die Abhandl. übers Recitatif in der Bibl. schuldig war, konnte mich bewegen, seinem Verlangen ein Genüge zu thun. Ihre herrliche Übersetzung von Alexanders-Fest[1] hat mir viel Vergnügen gemacht: ich hatte sie anfänglich auch nach dem Sylbenmaafse des Originals übersezt: aber ich dachte hinterdrein durch einige Veränderung einem Orpheus unsers Deutschlandes Anlafs zu geben, neue Kräfte daran zu versuchen. Die Hoffnung, die Sie mir zu einer Recension von Ihrer Lieder-Sammlung für meine Bibliothek machen, verursachet mir eine grofse Freude: Sie haben mir ohnedieſs vor einiger Zeit einen Beitrag von ein paar Bogen versprochen, und ich lafse mir nicht gern etwas versprechen, ohne auf die Erfüllung zu dringen: ich mufs aber doch auch einmal eine kritische Mine annehmen, und Ihnen sagen, welche Lieder ich darinnen nicht vermifst zu haben glauben würde.[2] Der Standhafte im Unglück. S. 36. Der Wiederruf. S. 46. Der Liebhaber wider seinen Willen. 76. Zorn über die Zärtlichkeit. 94. Belinde. 136. Bitte an die Götter. 245. Über die abwesende Geliebte. 52. Der Augenblick. 208. Der Liebhaber ohne Ehrsucht. 298. vielleicht irre ich mich, denn der Geschmack in Liedern ist wohl bisweilen verschieden. Einige kleine Härten sind mir ferner anstöfsig gewesen; vielleicht aber aus einem unzeitigen Eigensinn, z. E. als mich heut Mama[3] — warum Naturreich (ohne dem [!] Artickel) dreyfach sey.[4] Die an-

[1] „Alexanders Fest, oder die Gewalt der Musik, eine Kantate auf den Tag der Cäcilia, der Erfinderinn der Orgel. Zu der Händelischen Musik aus dem Englischen des Dryden übersetzt.“ Gedruckt 1770, „Berlin, bey Christian Friedrich Vofs.“ [16 SS.] 8°. Einen Druck von 1766 (cf. Alm. d. d. Musen 1771, S. 106) kenne ich nicht.

[2] Buch I, Nr. 23 [v. Hoffmannswaldau], 28 [Greflinger], 52 [Gleim], II, 6 [Gleim], 33 [Gleim], III, 50 [Götz], I, 33 [Flemming], III, 22 [Götz], IV, 22 [Opitz]. Von diesen hat Ramler im zweiten Teile der „Lyrischen Blumenlese“ (Leipzig 1778) I, 33. 52, II, 6 fortgelassen.

[3] I, 29, v. 1 [v. Hagedorn, geändert aus: „Als mich die Mama“].

[4] II, 22, v. 2 [v. Lessing. Diese Änderung aus: „Dafs sie, die Schöpfung, dreyfach sey“ nahm Lessing, wie mit einer Ausnahme alle übrigen, in den ersten Teil seiner „Vermischten Schriften“ (1771) auf].

gehängten *e* in den Adverbien geschwinde, schnelle, schöne: so hat es mir etwas schleppend in dem Liede: Mein Vorsatz. 161.[1] geschienen, wo in dem lezten Abschnitte aller 3. Strophen den Präteritis, wär, verlöhr, trieb, rieb, nähm, käm, das überflüfsige *e* am Ende angehängt ist, und mir um deswillen noch mehr einen Übelklang zu verursachen scheint, weil sie zwischen zwey weiblichen Versen inne stehen. Endlich habe ich gefunden, dafs bey dem schönen Liede holde, liebenswerthe Wüste[2] etc. die Strophen in Ansehung der Reime ungleich sind: mithin wird der Componist zu diesem Liede verschiedne Singarten machen müfsen: wird diefs nicht eine kleine Beschwerlichkeit seyn? — Lachen Sie doch über den Kunstrichter, aber glauben Sie, dafs ich mehr unterrichtet seyn, als tadeln will. Ich komme auf H. G[leim] und ärgere mich, dafs er durch seinen unanständigen Groll den Dichter so entehret: aber seiner Eitelkeit kann man alles zutrauen. Mit Ihrem Urtheile über seine Nachahmungen bin ich vollkommen einig. Er hat mir sie nebst einem langen Briefe, voll Lobsprüche über meinen theatralischen Beitrag zugeschickt: ich habe auch die Sprache vollkommen verstanden und sie in das Kapitel von Pines Horatz und den Pindar gebracht. Er legte zugleich einige Übersetzungen aus dem Anakreon bey, die ich ihm aber mit einer strengen Kritik wieder zurückegeschickt. Freylich werden die Zeitungsschreiber und Journalisten in grofse Lobeserhebungen anstimmen, und es wird Gefahr seyn, es nicht zu thun, da Utz und andere sie für unverbefserlich schön ausgeben; ich werde aber doch bey meiner Recension dem Leser kleine Winke geben, denen er nachdenken kann, wenn er Lust hat: Ich gönne ihm seinen Ruhm von ganzer Seele: das mufs ich aber gestehen, und habe es immer heimlich gedacht, dafs er ihn auf sehr leichte Kosten erhalten hat: laut möchte ichs freylich nicht sagen; denn ich könnte am ersten Handwerks wegen in Verdacht einer Eifersucht kommen, obgleich die Bibliothek der sch. W. zeigen kann, dafs ich zehnmal lieber lobe als tadle, und vielleicht nur zu gelinde bin. . . .

---

[1] II, 51 [v. Weifse selbst, vgl. Scherzh. Lieder 1758, S. 11 — mit Ramlers Änderungen, aufser in V. 8, in den Kl. lyr. Gedd. 1772, I, S. 52].

[2] IV, 13 [v. Götz].

17. L. 26. VIII. 66. Was werden Sie von mir denken, mein liebster, bester Freund, wenn Sie einen gewifsen abgeschmackten Brief in den Hamburger Zeitungen gelesen haben?[1] Sie müssen mich gewifs für den leichtsinnigsten Menschen von der Welt halten, und dieser Gedanke ängstiget mich Tag und Nacht, da ich Ihre Freundschaft höher, als alle Schätze der Erde halte und mir über Ihr Zutrauen nichts geht. Erst seit ein paar Tagen habe ich von diesem albernen Wische gehöret, nachdem ich 8 Tage verreiset gewesen: Doch ich mufs Ihnen vor allen Dingen die Geschichte erzählen. H. Schiebler von Hamburg, (dieser ist der unbedachtsame Schriftsteller dieses Briefs,) kam zu mir, und deklamirte wider die Lieder der Deutschen, und meinte, ich müfste wohl sehr unzufrieden seyn, dafs auch meine Lieder verbefsert wären: ich behauptete das Gegentheil und sagte: ich wäre vielmehr stolz darauf und wünschte, dafs mein Freund alle meine Sachen einer solchen Correktur würdigen

[1] Ein plumper Angriff Wittenbergs im „Hamburg. unparth. Correspondenten“ (1766, Nr. 115. 116 vom 22. und 23. Juli) speciell auf die Veränderungen Hagedornscher Stücke in den L. d. D. hatte den Rivalen Joh. Jakob Dusch zu einer Verteidigung des ungenannten Herausgebers im 58. St. des „Beytrages zum Reichs-Postreuter“ veranlafst. Mehrfachen Entgegnungen machte Wittenberg in Nr. 127 (am Dienstage, den 12. August) des bis 1770 von ihm redigierten Correspondenten durch Einrückung des Schiebelerschen Briefes ein Ende. „Wir wollen,“ schliefst er, „nur noch einen Auszug eines Briefes aus Leipzig mittheilen, woraus erhellet, dafs ein noch lebender berühmter Dichter, Hr. Gleim, mit den in seinen Liedern vorgenommenen Veränderungen eben so schlecht zufrieden ist, als wir mit den Hagedornischen:

„Die Lieder der Deutschen sind leider! von unserm Horaz *R***. Ich mufs Ihnen gestehen, dafs ich mich recht darüber gefreuet habe, dafs Sie ihm in Ihrer Zeitung so hübsch die Wahrheit gesagt haben. In meinen Augen hat er eine entsetzliche Grausamkeit an den Verfassern dieser Lieder ausgeübt. Herr *W*** zeigte mir gestern einen Brief von ihm, worinn er sich beklagt, dafs Hr. Gleim entsetzlich böse wäre der Veränderungen wegen die er in seinen Liedern gemacht hat. Herr Gleim ist auch deswegen ganz mit Herrn *R*.** zerfallen. Ich weifs nicht, wie sich dieser Stolz mit dem übrigen Character des Herrn *R*.** reimet. Ich wundre mich nicht, dafs Herr *D***[usch] die Veränderungen billiget, denn es stehen keine Lieder von ihm in der Sammlung. Ich bin versichert, dafs der gröfste Theil von denen Dichtern, die der Verbesserer so sehr gemifshandelt hat, Ihnen für Ihre höchst gerechte Critik verbunden ist.“ S.

möchte: er sagte mir, dafs die übrigen Dichter gewifs nicht so zufrieden seyn würden: ich versetzte, dafs ich aus einem eignen Briefe von Ihnen wüfste, wie Sie nichts befsers erwarteten, am allermeisten von Hn. G. defsen Groll wider Sie bekannt wäre, ob er gleich die wenigste Ursache darzu hätte. H. S. schreibt diefs in einem Privatbriefe an [!] L. Wittenberg, den Hamburg. Zeitungsschreiber, und um seinem Vorgeben ein Gewichte zu geben, giebt er vor, er habe Ihren Brief bey mir gesehen: der Ungrund aber fällt davon in die Augen, weil in keinem Ihrer Briefe steht, dafs Sie Sich wegen dieser Lieder zusammen vereiniget hätten; er bildet sich aber nicht ein, dafs der Lic. W. so dienstfertig seyn, und einen Extract aus seinem Briefe den Zeitungen einverleiben wird. Gestern kam er zu mir, brachte mir das Zeitungsblat selbst, und bat unter Vergiefsung vieler Thränen wegen seiner Unbesonnenheit um Vergebung, erklärte sich auch, dafs er in jedes Journal, wohin ich es verlangte, einen Wiederruf setzen lafsen, und dem L. W. seine Niederträchtigkeit vorwerfen wollte. Ich habe ihn aber gebeten, nicht neue Händel zu machen, und stille zu schweigen. Diefs alles aber befreyet mich nicht von der Unruhe, dafs ich mir von Ihrer Seite einen falschen Verdacht könnte zugezogen haben, und wo Sie mich nur ein bischen lieben, so reifsen Sie mich bald durch ein paar Zeilen daraus: mein Eifer für Sie wider die abgeschmackten Kritiken ist allein daran Schuld, und ich sehe, dafs die wizigen Köpfe die gefährlichsten Menschen sind, Zwietracht auszustreuen: die gröfste Freundschaft, die Sie mir erweisen können, ist, wenn Sie mir bald die Recension, die Sie mir von den Liedern der Deutschen versprochen haben, überschicken: denn ich möchte sie gar zu gern in das Stück der Bibliothek haben, an dem iezt gedruckt wird. H. Gleim ist iezt hier, und auf seiner Rückreise von Dresden nach Halberstadt: noch ist er nur auf einige Augenblicke bey mir auf meiner Expedition gewesen: ich vermuthe nicht, dafs er sich gegen mich in Ansehung Ihrer etwas wird merken lafsen, denn er weifs schon zu sehr, dafs ich Ihr Freund und Verehrer bin. . . .

18. L. 7. X. 66. Sie haben mich durch Ihren lezten Brief aus einer grofsen Unruhe gerifsen. Da ich die Erfahrung vor mir hatte, wie leicht kleine unverschuldete Begebenheiten zu

einem Mifsverständnisse zwischen ein paar Freunden Anlafs geben können, so machte ich mir tausenderley fürchterliche Gedanken über den Hamburgischen Brief, der im Grunde nichts als ein übel verstandenes Gewäsche war: ich kannte aber meinen Rammler nicht genug, und bitte ihm iezt meine argwöhnische Furcht aufs zärtlichste ab. Beynahe wäre ich in Willens von Ihren Liedern in der Bibliothek zu schweigen, um nicht wieder aufs neue in ein Wespennest zu stören: Der H. v. Hagedorn in Dresden, glaubt ebenfalls, dafs ihm durch die Änderungen von seines Bruders Liedern sehr weh geschehen sey und hat mir einen langen Brief darüber geschrieben. Ich vertheidigte ihr Unternehmen nach allen meinen Kräften, und da er daraus vermuthete, dafs ich es ebenfalls in der Bibliothek thun würde, sagte er, dafs er auf diesen Fall genöthiget seyn würde, sich öffentlich seines Bruders anzunehmen. Ihr Rath aber soll mich in dieser Sache leiten. Gleim, der mich eines Abends besuchte, sagte weiter nichts, als dafs ich vermuthl. auf die Änderung meiner Lieder verdrüfslich seyn müfste: da ich ihm aber das Gegentheil versicherte, mit der Betheurung, dafs ich es für das gröfste Glück ansehen würde, wenn Sie alle meine witzigen Werkchen einer solchen Befserung würdigen wollten; schwieg er, und sagte, dafs es ihm vor seine Person gleichgültig wäre: er würde aber bey der vorhabenden Ausgabe seiner Gedichte sich an keine Befserung anderer kehren: Utz sey indessen sehr böse[1] — Weiter hat er Ihrer auch nicht mit einem Worte gedacht; vermuthlich mochte er merken, dafs der Nahme Rammler zu tief in mein Herz gegraben ist, als dafs er sich auf irgend einige Art herausreifsen läfst. Da ich in der Grammatik nicht gar richtig bin, so weifs ich nicht, ob das *e* in den *præteritis* verlöhr, wär, käm, nach der

[1] Gleim übertreibt, denn Uz sagt nur (3. VII. 66): „Ich bilde mir schon ein, was für gewaltsame Veränderungen vorgegangen seyn mögen, die dem Verfafser selten angenehm seyn werden. Ein seltsamer Charakter, immer anderer Leute Arbeiten corrigieren zu wollen!“ und, nachdem er die L. d. D. gelesen (2. XI. 67): „Von H. Rammlers Verbefserungen kann ich nichts brauchen, Sie wifsen es schon von alten Zeiten her. Seine Lieder der Deutschen sind in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur auf eine drollige Art beurtheilet; und das Urtheil hat meinen Beyfall. Er hat einiges verbefsert, aber gewifs mehr verschlimmert.“

Rechtschreibung darzugethan, oder abgeriſsen ist: ich habe das erste geglaubt, daſs nehmlich in den *irregulairen præteritis* nach der *Etymologie* [!] keines seyn müſste; da hingegen in den *regulairen* ich liebe, ich liebte, ich kennte, ich hörte, es nur nöthig wäre: Doch Ihr Ausspruch darüber lehrt mich eines beſsern. Wie sehr freue ich mich daſs ich Ihre vortrefflichen Gedichte zusammen angekündiget finde:[1] noch mehr würde ich mich gefreuet haben, wenn Sie etwas neues hinzugethan hätten. Es schmeichelt mir sehr, daſs man den Atreus bey Ihnen aufgeführet hat;[2] denn unsre Comödianten wollen hier gar nicht an die fünffüſsigen Jamben.... Der Schauspieler hat in Ansehung seiner Erinnerungen über die Erklärung der mythologischen Geheimniſse im Atreus vollkommen Recht, und bey einer künftigen Ausgabe sollen sie nicht vergeſsen werden: vergeſsen Sie nur ja nicht, wenn Ihnen einige Verbeſserungen beym 2ten Beytrage einfallen, mir solche mitzutheilen. Wollte nur der Himmel! daſs wir in Deutschland noch beſsere Schauspieler hätten: Wien ist ietzt der einzige Ort, wo man einige Achtung dafür hat, Schade, daſs es an Geschmack fehlet. Der Kayser hat daselbst eine Schule junger Kinder, die sich dem deutschen Theater widmen veranstaltet, und seit 5. Wochen ist ein Sekretair hier gewesen, der junge Leute von Genie zu theatralischen Werken mit Versprechung ansehnlicher Belohnungen aufmuntern soll. Ich habe ihm gesagt, wenn sie dort einen glücklichen Fortgang erwarten wollten, sollten Sie einem Manne, wie unsern Lessing mit einem ansehnlichen Gehalte die *Direction* geben, sonst verspräch ich ihnen daſs nicht viel draus werden würde....

[3] N. S. Ich nehme mir die Freiheit, hier ein Werkchen bey-

---

[1] Da Ramler trotz allseitigen Drängens eine Sammlung seiner Gedichte herausschob, veranstaltete Scheffner eine Zusammenstellung nach den Einzeldrucken, die ohne Ramlers Wissen als „Gedichte, von Herrn Carl Wilhelm Ramler. 1766.“ [152 Seiten] 8° bei Kanter in Königsberg erschien.

[2] Nach dieser nicht weiter belegten Notiz wäre in Berlin von der Truppe des jüngeren Schuch zum erstenmal in Deutschland ein Stück in fünffüſsigen Jamben auf die Bühne gebracht. (Vgl. Sauer, Brawe. QF. XXX, S. 78. Minor S. 230.)

[3] Das folgende, 1 Blatt gr. 4°, gehört wohl zu diesem Briefe; vgl. Minor über die „Matrone von Ephesus“ a. a. O. S. 84 f.

zulegen, das der Vergessenheit längst gewidmet war, worüber ich mir Ihr Gutachten ausbitte. Ich habe es vor 23. Jahren, da ich noch auf der Schule war gemacht, und es einige Jahr darnach, als Lessing auf die Universität kam, ihm auch gewiesen. Zu derselbigen Zeit nimmt es mir ein gewifser Ofsenfelder heimlich vom Tische, und da ich es längst vergefsen habe, und nach 10 Jahren einstmals in Altenburg bin, wo die Schuchische Gesellschaft sich dazumal aufhielt, seh ich zu meinem grofsen Erstaunen diefs Werkchen aufführen, und erfahre zugleich die ganze Begebenheit, wie es in dieser Leute Hände gerathen. Seit dem wird es aber, und wie ich glaube, zu meiner Schande auf allen möglichen Deutschen Theatern vorgestellet; ja man hat es nicht nur in eine Sammlung, sondern auch diese Mefse wieder einzeln, und mit den abgeschmacktesten und elendesten Veränderungen abgedruckt. Etwas mufs drinnen seyn, warum es noch gefällt, denn ich hab es selbst unserm Koch hier nicht aus den Händen winden können, der mir beständig damit aufgezogen kömmt. Nun ist mir eingefallen, ob ich nicht nach den kleinen Veränderungen, die ich neuerlich darinnen gemacht, es der neuen Auflage des 2ten Theils meiner Beiträge nebst einer kleinen Erklärung darüber anhängen könnte, um blos jene schändliche Ausgaben zu verdrängen. ... Wenn es nur erträglich ist, so wünschte ich mir diese Genugthuung zu verschaffen: denn in demjenigen, wie es überall gespielt wird, sind noch feine Wortspielchen, Zötgen u. d. g. und ich werde gleichwohl allezeit als Verfasser dabey genennt. ...

19. L. 3. II. 67. ... Haben Sie tausendmal für Ihre Verbefserungen in der Matrone, in dem Crispus, und in den kleinen Liedern Dank. Sie sollen aus dem Gebrauche, den ich davon machen werde, sehen, wie willkommen sie mir gewesen sind: denn nun hilft es nichts, die Matrone wird mitgedruckt. ... Wie klein kömmt mir das Geschrey vor, das man wider Sie erhebt, nicht anders als ob Sie Sich mit fremden Federn schmücken wollten, da Sie just das Gegentheil thun. Der Horatz des Pine hat auch seine Würkung gethan. Mir ist es lächerlich vorgekommen, dafs der Herausgeber des Tyrtäus,[1] der bei der ersten

[1] Klotz, Tyrtæi quæ supersunt omnia. Altenburgi 1767.

Ausgabe derselbigen in seiner Abhandl. von Kriegsliedern, auch meiner Amazonenlieder mit einigem Lobe gedacht, diese Stelle bey der ietzigen weggestrichen und ihrer gar nicht erwähnt hat: vermuthl. hat das Urtheil des Hn. Hubers[1] dazu Anlafs gegeben, das man sehr übel empfunden hat.... Vielleicht hätte mancher den Ruhm bey der Welt nicht erhalten, wenn Sie ihn nicht durch Ihren Batteux fest gesezt hätten. Lichtwehren, der sich unter Gottscheds Schutz begeben, wollte kein Mensch lesen, und er war so gut, als vergefsen, wenn Sie nicht die Welt aufmerksam gemacht und ihm wieder Leser verschaft hätten.... Die Verbefserungen, die Sie mir für den Crispus übersandt, habe ich so gleich bey meinem Exemplare nachgetragen: folgende zwo Zeilen haben mir zu harte geschienen:

p. 9. Zwar anfangs wollt' sie nicht etc.
80. Ich hab' Dir Ruh und Glück

vielleicht wären sie leicht so zu ändern

Im Anfang wollte sie zwar nicht der Christen Lehren
Dem ersten Glauben treu, noch unsre Prister hören

und die zwote Stelle

Dir hab ich Ruh und Glück und Hoffnung wollen rauben etc.

Für 99 *lin.* 2. Sonst geh zurück von mir, (wo mir das zurück von mir überflüssig scheint,) könnte man um das Befehlshaberische zu vermeiden, setzen: Sonst geh, ich rathe dir (ich bitte dich). *p.* 105. *lin.* 13. für: was hindert mich? — Der Puls verweilt — oder mit Auslassung des Wohlan! — mich überläuft ein Schauer! — *p.* 107. *lin.* 1. würde ich lieber bey meiner ersten Lesart bleiben, weil mir der Gegensatz grofs mehr zu passen scheint, ich müfste denn einen Reim zu dem vorhergehenden aufsuchen und den Vers so ändern können: Durch dich ward ich ein Christ, durch dich ward ich ein Held.... Den Vorschlag mit Ihnen einmal ein Stück gemeinschaftlich auszuarbeiten, würde ich mit Freuden annehmen, aber die beygefügte Bedingung schrecket mich, dafs ich es in der bestmöglichsten Prosa ausarbeiten soll. Meine Prosa ist so nachläfsig, als meine Verse und hierüber müfsten wir uns erst vergleichen.

[1] Hubers „Choix de poesies allemandes" 1766. Vorrede zum 2. Teil.

Keinen Brief über den Richard habe ich nicht von Ihnen gesehen. Suchen Sie ihn ja, eine verlohrne Zeile von Ihnen ist mir ein Verlust Goldes werth. Die lezte Zeile im Richard ist schon nach Ihrer Verbeſserung in meinem Exemplare geändert. Wie erfreuen Sie mich durch die Hoffnung, daſs Sie uns auf Ostern Ihre Oden Selbst wollen zulesen geben: das habe ich längst vorausgesehen, daſs ein dienstfertiger Geist sie sammeln würde, und ich und die Welt werden ihm für die Folgen danken zu denen er Anlaſs gegeben....

Eben da ich diesen Brief schlieſse, erhalte ich einen Brief von der *Mad.* Karschin voll poetischer Begeisterung.[1] Ich sehe, liebster Freund, daſs ich Ihrer Vorlesung des Crispus dieses zu verdanken habe. Was müſsen Sie für einen mächtigen Vortrag haben, wenn Sie diesem Stücke durch das Lesen alles das zu geben gewuſst, was sie gefühlt zu haben vorgiebt, und gewiſs nicht drinnen ist. Doch traue ich ihr, aus allem übrigen zuschlieſsen, sehr leicht zu bewegende Fiebern zu, die bisweilen ihren Freunden Angst machen mögen. Sie droht mir auf das Frühjahr mit einem Besuch: ob ich mich nach diesem sehne: das ist eine andere Frage? nach dem Charackter, den ich mir von ihr vorstelle, ist es wohl vortheilhafter von ihr in der Entfernung, als in der Nähe geliebt zu werden: der Himmel bringe sie auf andere Gedanken, und flöſse sie dafür meinem Rammler ein!

Wenn Sie, liebster Rammler nicht glauben, daſs ich mir etwan durch einliegende Antwort auf der Fr. Karschin Höflichkeit einen groſsen Briefwechsel zuziehe, dem ich gern entgehen möchte, so bitte ich ihr beygelegte paar Zeilen zu übergeben: im gegenseitigen Falle aber haben Sie die Güte und behalten ihn [!] zurücke.

20. L. 15. IV. 67. So gern ich den Hn. Schuch mit seiner Gesellschaft in Leipzig zu sehen wünschte, und dieſs falls beym hiesigen Rathe meinen und meiner Freunde Credit gern anzuwenden bereit wäre, so sehe ich doch im Voraus, daſs alle Bemühung vergeblich seyn wird. Fürs erste, steht es hier nicht bey dem Rathe mehr solches zu bewilligen, indem Koch vom

[1] Vgl. AfLg. IX, 181 f. (dat.: Berlin 29. I. 67).

Hofe aus ein *priuilegium exclusivum* in Händen hat, vermöge welches so gar keine Operisten mehr in der Stadt spielen dürfen. 2) Ist dasjenige Theater, wo Koch bisher gespielet, gänzlich niedergerifsen und in Niederlagen zu Kaufmannsguth verwandelt: endlich kenne ich Kochen zu gut, als dafs er sich darüber auf irgend einigen Vergleich, zumal in der Mefse einlassen sollte, da dieses die einzige Zeit ist, die ihn auf das ganze Jahr schadlos halten mufs: ich will nicht gedenken, dafs er zum Reisen viel zu beqvem ist, und dieserwegen sogar den Vortheil in Dresden, wo er doch jährlich 9000 ℳ Zuschufs vom Hofe nebst freyer Erleuchtung und Theater erhielt, aufgegeben. Es kommen noch unzählige Umstände dazu, die solches unmöglich machen würden, wenn er nicht vor dem Thore in einer Bude unter Marionetten- Poſsen- und Gaukelspielern erscheinen will. H. Nicolai und H. Vofs, die hier alle Umstände kennen, werden dieses bekräftigen, und es thut mir leid, dafs ich dem Hn. Schuch keine angenehmere Antwort zu ertheilen vermögend bin. Das Gefechte zwischen zwo guten Truppen würde sonst für uns sehr unterhaltend und für beyde nicht ohne Nutzen seyn. Wie freue ich mich über das neue Stück, das Sie mir von unserm Lefsing ankündigen: Schon längst habe ich seine Erscheinung auf der Deutschen Schaubühne erwartet, um — ganz im Stillen abzutreten: denn noch ist keiner unter den Deutschen, der sich mit ihm mefsen darf, und ich am wenigsten. Mein 5ter Band der Beiträge ist zwar zum Drucke fertig, aber nunmehr mufs ich erst die Minna von Barnhelm lesen, und sehen wie viel mir alsdann noch Muth übrig bleibt. . . .

Ohnlängst hat mir Gleim, mit dem ich sonst niemals in einem Briefwechsel gestanden, etliche von seinen verbefserten Liedern, die er zur neuen Ausgabe verfertiget nebst einem Briefe zugeschickt, in welchem er bat, sie in das nächste Stück der Bibl. einzurücken. Ich habe es gethan,[1] ungeachtet mein Journal sonst nicht solchen Einschaltungen gewidmet ist, um ihn nicht auf den Verdacht zu bringen, als ob ich ihn um seinen Ruhm beneidete: ein Verdacht, der denjenigen am ersten einzufallen pflegt, die auf andere eyfersüchtig sind. Sie haben mir niemals

[1] Cf. Neue Bibl. der sch. Wiss. IV, 1, 147—155.

etwas von meinen Liedern für Kinder gesagt: gleichwohl wünschte ich Ihr Urtheil vorzüglich zu wifsen. Ich habe davon beynahe ein 50. Stück fertig. Die Scheibische Composition gefällt mir nicht: der Gedanke aber Kindern, die das Clavier zu lernen anfangen, moralische Liedergen in die Hände zu geben, behaget mir, weil ich selbst Kinder habe. Wüfste ich nun, dafs die Ausführung nicht schlimm gerathen wäre, so liefs ich sie zusammen drucken: Sie allein können mir es sagen....

So wenig ich mir von Kochs Einwilligung in Ansehung eines Tauschs mit Hn. Schuchs Berlinischen Theater versprechen konnte: so bin ich doch bey ihm gewesen und habe ihn dafür geneigter, als ich vermuthete, gefunden. Auf die Mefsen sagt er könne er sich nicht einlafsen, weil dieses die beste Zeit in Leipzig der Fremden wegen für ihn wäre. Wegen der übrigen Zeit aber könne er sich eher mit dem Hn. Schuch vergleichen, wenn ihm dieser diefsfalls Vorschläge thun wolle. Wir wollen ihnen also die Gegenerklärungen überlafsen: ich glaube selbst, dafs es keinem gereuen dürfte, bisweilen einen solchen Tausch ihrer Privilegien vorzunehmen, und wenn einer dabey verliehrt, so mag er es seinen geringen Verdiensten zuschreiben. Nach den Beurtheilungen verschiedener Personen, die das Berlinische Theater gesehen haben, möchte doch wohl die Kochische noch den Vorzug behalten.

21. L. 25. V. 67. ... Wie unzufrieden bin ich, dafs ich wieder in meinem Auftrage in Ansehung der Mad. Neuhof[1] unglücklich bin. Alle Rollen, die diese würdige Acktrize spielet, werden auch durch die Madam Koch aufgeführet: sie spielet selbst Mannsrollen, und Trauerspiele werden hier so seltsam gespielet, dafs die Frau des Principal schwerlich eine abgeben würde: es kömmt dazu, dafs Koch überflüfsig mit Frauenzimmer besezet, die Einnahme schlecht, und er sehr oekonom ist. Wie Schade! dafs die Mad. Neuhof nicht ihr Geschlecht ändern kann: man braucht einen guten Bedienten, indem uns die Hamburger

[1] Die verwitwete Schauspielerin J. E. Neuhof, geb. Elendsohn — seit 1764 bei Franz Schuch d. J. — ging 1767 als Prinzipalin einer Truppe nach Rufsland. Ramler schreibt auf einen ihrer Briefe: „Eine grofse tragische Schauspielerin aber ungelehrte Briefstellerin."

Bühne einen entreifst, den man gern wieder ersetzen möchte. Ich habe den Hn. Overkamp gestern selbst zu H. Kochen geschickt, um sich von allem unterrichten zu lafsen: auch H. Nicolai kann Zeuge seyn, dafs ich mein Bestes, wiewohl vergebens daselbst gethan.

O des allerliebsten Bändchens von Ihren Oden![1] Sie schreiben Bändchen, um die Ihr guter Freund Weifse alle seine Bände, die er jemals geschrieben, und noch schreiben wird, mit Freuden vertauschen würde. Der Himmel stärke Sie und erhalte Sie bey dem guten Vorsatze, solcher Bändchen noch viele zu schreiben. Ich sollte König seyn! o was wollte ich da alles thun....

Weil Sie es haben wollen, bester Freund, so soll nächstens mit dem Drucke des 5ten Bandes des Beitrags der Anfang gemacht werden. Schon hat man diese Messe das erste Stück davon, Romeo und Julie, viermal aufgeführet. Den Innhalt dazu habe ich aus der italiänischen Erzählung des Bandinello und Luigi da Porto genommen, und des Shakespears Romeo ganz aus dem Gedächtnifse zu verdrängen gesucht: Unser Publikum hat ihm viele Thränen flieſsen lafsen: ob sie mehr der vortrefflichen Vorstellung (denn noch ist kein Stück so gut bey uns aufgeführet worden,) oder auch dem Autor gegolten? Das sollen Sie mit nächsten entscheiden. Wenn ich die Minna lese, alsdann bin ich immer wieder in Versuchung auszustreichen und zu vertilgen: aber warum mufs ein *Mr.* Riccaut in diesem Stücke vorkommen? ein unnützer Kerl, dem ich lieber 10. Wernerische Stockschläge, als 10. *Louisd'or* gewünscht hätte. Die neue Auflage des 2ten Beytrags ist noch nicht ganz abgedruckt. Sie erhalten sie aber mit nächsten, und vielleicht — ja vielleicht auch ein Bändchen komischer Opern, welche ich soll und mufs abdrucken lafsen, wenn es nicht die Comödianten mit ihren Zusätzen thun sollen: ein Muthwilliger Knabe! werden Sie sagen? aber rechnen Sie etwas auf die Frauenzimmer-Predigten[2] ab.

---

[1] Karl Wilhelm Ramlers Oden. Berlin, bey Christian Friedrich Vofs. 1767. 8°.

[2] Predigten für junge Frauenzimmer von Jakob Fordyce. A. d. Engl. Leipzig 1767. 8°.

H. Reich hat mir gestanden, dafs er Ihnen den Übersetzer entdeckt, und ich kann mirs gefallen lassen, wenn es wahr ist, was er hinzusezt, dafs Sie nicht unzufrieden damit wären: Ich mufs für mein Mädchen in Zeiten sorgen, weil noch die Hand gesund ist, und sie allen möglichen Ansatz hat, ein leichtfertiges Mädchen zu werden. Die Fr. Karschin hat mich schon wieder mit einem Briefe voll Vorwürfe heimgesuchet und ich sehe wohl, dafs ich ohne Antwort nicht loskomme: es sey darum, wenn sie nur nicht selbst könmt. Aber warum nehmen sie nicht ihre Wohlthäter Gleim und Bachmann zu sich? nun könnte sie ja für ihren Verlag arbeiten? — ein neuer Auftritt in der wizigen Welt! Das lustigste dabey ist, dafs Gleim Himmel und Erde beweget, und denjenigen wissen will, der solche Dinge unter die Leute gebracht, da sichs alle kleine Kinder laut ins Ohr schreyen. Man kann den Leuten ihre Freude lafsen! Ich habe einen Rammler zu Freunde, und das geht mir über alles. . . .

22. L. 17. VI. 67. . . . Ich habe die Feyertags-Woche auf dem Lande in grofsem Müfsiggange zugebracht: indessen habe ich H. Kochen den innliegenden Brief vom Hn. Brandes sogleich zugeschickt: es hat mir derselbe darauf wissen lassen, dafs er ihn selbst nächstens beantworten wollte, und vielleicht ist es schon geschehen. Ich zweifle aber ob sein Begehren stattfinden möchte, da er nach der mir gegebenen Beschreibung, schwerlich die Stelle zu ersezen im Stande ist, die durch den abgehenden Withöft erlediget ist. Dieser spielte die Rollen des Bedienten und der komischen Alten mit sehr viel Lebhaftigkeit und ein schläfriger Schauspieler schickt sich dazu am wenigsten: ein neues Hindernifs wird die Frau seyn: und ungeachtet er es unter andern Umständen für einen Gewinnst halten könnte, da sie nach Ihrem Urtheile so viel Talente hat, so ist er doch schon so reichlich mit Acktrizen versorget, dafs er sich schwerlich dazu verstehen wird: doch ich überlasse alles Kochen selbst, der sich gegen den Hn. Barnes [!] darüber zu erklären versprochen. Eine andre Sache aber ists mit seiner Hinreise nach Berlin: da würde er gleich bereit seyn, dem Rufe zu folgen, wenn Schuch ihm sein Theater gegen ein gewisses zu *stipulirendes Quantum* auf einige Zeit räumen wollte, und er sich des Hofes Einwilligung versprechen könnte. Das leztere wird, glaube ich, so nöthig als

das erste seyn, und machet bey ihm eine Haupt-Bedenklichkeit aus: denn, sagt er, laufe ich nicht Gefahr, wenn mir auch Schuch sein Theater vermiethet, dafs ich doch unter dem Thore abgewiesen werde? Sie, liebster Freund, können solches am besten beurtheilen, und allenfalls einen guten Rath geben, wie er sich diefsfalls in Sicherheit setzen müfste? Freylich hat er eine zu grofse Menge von Leuten, und eine sehr starke *Garde-robe*, wovon der *Transport* ihm zu hoch würde zu stehen kommen, als dafs er nicht vorher alle Vorsicht gebrauchen sollte, um so etwas zu wagen: sonst wäre es in jeder Betrachtung für ihn eine sehr erwünschte Sache.

Für die schönen Melodien der Lieder der Deutschen[1] statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab. Da ich ein wenig auf dem Clavier klimpere, so habe ich sie schon fast alle auswendig gelernet, und ergötze mich unaussprechlich damit. Eben so sehr danke ich Ihnen für die schöne und gründliche Beurtheilung derselbigen: ich werde sie ins nächste Stücke der Bibl. einrücken:[2] aber werden Sie mir vergeben, wenn ich den Eingang ein wenig ändere? Die Ursache ist die Verbesserung der geistl. Lieder, der daselbst gedacht wird, und an der ich im hiesigen reformirten Gesangbuche einen grofsen Antheil gehabt, und die zu verschiedenen Streitigkeiten Anlafs gegeben:[3] ich möchte also dieselben nicht gern aufrühren und als *autor* und *propagator rixæ* angesehen werden: denn ich bin ein gar zu friedfertiger Mensch. Sie haben mir unlängst gerathen, mein bester Rammler, dafs ich meinen 5ten Beitrag zum Theater sollte drucken lafsen: und doch kann ich mich nicht entschliefsen, ungeachtet er seit Jahr und Tag fertig liegt. Das gänzliche Stillschweigen der Litteratur Briefe, der Rigaischen Fragmente, die ich ihrer Kritik wegen sehr hochschätze, der allgemeinen Bibliothek, machen mich mifstrauisch und von Tage zu Tage furchtsamer. . . .

Eben schreibt mir H. Nicolai,[4] dafs wir den guten Meinhard verlohren. O haben Sie den Mann gekannt, so werden Sie

[1] Lieder der Deutschen mit Melodien. Berlin, Bey George Ludewig Winter. 4°. I. II. 1767. III. IV. 1768.

[2] Sie steht in der Neuen Bibl. IV, 2, S. 312—18.

[3] Vgl. Selbstbiographie S. 118—29. Minor S. 51.

[4] Vgl. AfLg. IX, 482 (dat.: Berlin 15. VI. 67).

ihn gewifs bedauern; ich habe mit ihm einen langen vertrauten Umgang gepflogen, und ihn eben so sehr seines vortrefflichen Herzens wegen geliebt, als ihn seiner feinen Empfindungen, seines Geschmacks und seiner weitläuftigen Wifsenschaften wegen hochgeschätzt.

Sie haben vermuthlich schon die ersten Bogen von unsers Lessings Dramaturgie gelesen. Sagen Sie mir aufrichtig, liebster Fr., verfährt er nicht mit den deutschen Schriftstellern zu strenge? im Grunde mag er Recht haben: aber das gestehe ich, wenn ich diese Kritiken vor 10. Jahren gesehen, in meinem Leben wäre es mir nicht eingefallen, mich ans Theater zu wagen: denn ich sehe im Voraus, was ich zu erwarten habe, wenn die Reihe an mich kömmt.

23. L. 16. X. 67. Hier, liebster, bester Freund, haben Sie den 5ten Band meines Beitrags. Wolte der Himmel, Romeo und die übrigen neuen Stücke machten Ihnen Freude, so würden sie es gewifs auch mir machen! Aber bin ich jemals mit Zittern hervorgetreten, so ist es diefsmal. Ich weifs nicht, erweckt der Fortgang, den wir in Jahren machen, mehr Mifstrauen gegen uns selbst, oder ist es die Furcht vor der kritischen Geisel, mit der man iezt ohne Verschonen von allen Seiten auf jede Geburth des Witzes losschlägt. Glauben Sie nicht, mein bester Rammler, als ob ich die Kritik verabscheute. Von Ihnen beurtheilet zu werden, ist ein Balsam auf mein Haupt, und ich seegne die wohlthätige Hand, die diese Mühe über sich nimmt. Aber ich liebe Sanftmuth und Bescheidenheit, und hasse alle Bitterkeit. Der Vorwurf der zu grofsen Gelindigkeit, den man mir mehr als einmal wegen der Bibl. gemacht, ist mir lieber gewesen, als der Ruhm eines witzigen Spötters, den man bey einer guten Dosi [!] von Unverschämtheit vielleicht mit wenig Kosten erhalten kann. Wenn Ihnen Klotzens Bibliothek in die Hände fällt, von deren Lectüre ich eben zurücke komme, so werden Sie mir diese kleine Predigt verzeihen. Ich denke, wenn diefs der Anfang ist, was wird der Fortgang seyn? Nach und nach werden sich die Deutschen selbst alle Verdienste wegwitzeln und wegkritisiren, zumal wo der Partheygeist darzukömmt, und auf alles schimpft, was nicht unser Freund oder Freund unserer Freunde sind [!]. Sie glauben, der V. der Lieder nach dem

Anakreon werde mit meiner Beurtheilung[1] zufrieden seyn? ich glaube es nicht, so sehr ich sie auch überzuckert habe. Er hat sich wohl gehütet, mir seinen versificirten Philotas und seine lezten Liederchen zu geben, die er sonst überall vertheilet hat. Es sey darum! Ich bin vergnügt, dafs Sie mit meinen Änderungen in der überschickten Recension der Lieder der Deutschen nicht unzufrieden gewesen sind! Die Liebe zum Frieden hat sie freylich gröfstentheils verursachet, und mit Gründen ist wider Leute, die auf dem Parnafse allein glänzen wollen, nicht viel ausgerichtet. Ich danke Ihnen für Ihre vortreffliche Ode,[2] die Sie mir zugeschickt haben. Welche Begeisterung! welch ein schöner Enthusiasmus! ...

Herr Utz schreibt mir, dafs er seine durch und durch geänderten Gedichte zum Drucke fertig habe und mir sie mit nächsten überschicken wolle. Ich bin sehr neugierig darauf, hauptsächlich wie er Ihre Verbefserungen genuzt hat: niemals hat er darüber in seinen sonst sehr vertraulichen Briefen an mich nur ein Wort geäusert: ich wollte die Ursache errathen....

24. L. 9. XI. 67. ... Gellert ist immer noch Gellert, ein Mann, der der Menschlichkeit Ehre machet, und für unsre studirende Jugend durch Beyspiel, gute Lehren und guten Rath ein Vater ist.

Wie unaussprechlich entzückend ist mir Ihr Beyfall. Und wenn meinen Romeo die ganze Welt tadelte und Sie wären der einzige, der ihn lobte, so würde ich auf die Belohnung stolz seyn. ... Ihre Landsleute haben sich so sehr gehütet, mich ihres Lobes oder Tadels geniefsen zu lafsen, dafs wenn ich recht bescheiden seyn gewollt, ich es als eine sichere Erklärung hätte aufnehmen können, dafs ich unter aller Kritik wäre. Lessing sagt in seiner Dramaturgie bey Gelegenheit des Cronegkischen Olynths, den er auf alle mögliche Art herabsezt, „man dürfe die Komödianten der Wahl wegen nicht tadeln, denn wo sie ein besseres Stück finden sollten?“ und was sagt er in Ansehung der Amalia auf

[1] Neue Bibl. d. sch. Wiss. Bd. III, St. 1 [1766], S. 39—49.

[2] Einen Einzeldruck einer Ramlerschen Ode aus dem Jahre 1767 kenne ich nicht; vielleicht die „Rede auf dem Döbbelinschen Theater in Berlin gehalten von einer Schauspielerinn“ (Berlin. Monatsschrift 1791, Okt., S. 289 ff.), vgl. S. 39.

Unkosten der übrigen Stücke? Glauben Sie nicht, dafs ich über seinen Tadel unwillig bin: ich werde mir ihn, wo ich glaube, dafs er Recht hat, zu Nutze machen: aber finden Sie auch nur eine Zeile in seiner Kritik, die mir vortheilhaft ist, oder mir ein Recht auf den Anspruch eines nicht ganz mittelmäfsigen dramatischen Schriftstellers giebt? Wer mufs nicht Löwen, dessen schönes Werkchen, Ich habe es beschlofsen gelobet wird, weit über mich wegsetzen? Gleich wohl giebt dieses Journal ietzt allen unsern Kritikern den Ton an, über die theatralischen Dichter zu urtheilen. Je nun, es sey darum! ich habe Ihren Beifall, und dieser hält mich für alle Verkleinerungen, die mich nach Ihrer ganz sichern Prophezeyung in Absicht des Romeo treffen werden, schadlos. Lessing schrieb mir unlängst, dafs, wofern ich über seine Kritik böse wäre, ich mich an seiner Minna rächen sollte: aber ich habe von ieher mehr Freude gefunden, die Schönheiten in den Schriften meiner Landsleute zu fühlen, und öffentlich anzupreisen, als ihre Fehler aufzusuchen.... Ich habe Kochen nicht Ruhe gelassen, bis er uns die Minna auf dem Theater giebt. Dieſs wird auch nächster Tage geschehen, und ich freue mich mehr darauf, als wenn von mir ein Stück das erstemal gespielet werden sollte.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, dafs Sie Sich immer noch meiner kleinen Lieder annehmen! es ist seltsam, dafs Sie in dem Liedchen: kleiner Schreyhals etc. etc.[1] meine erste Lesart herstellen, die ich, ich weis selbst nicht warum? bey der Correcktur geändert habe.... Auch meine Amazonen Lieder, die die Welt und ich beynahe vergessen haben, suchen Sie wieder vor? In der That, Sie werden ein rechter Vater für meine verwaysten Kinder des Witzes! Nunmehro wird sich der Grenadier vollends niemals mit der Amazone verheyrathen wollen. Bey demjenigen, was Sie von dem ersten sagen, fällt mir wieder ein, was mir dazumal als ich ihn nach Paris schickte H. Huber und auch H. Wille schrieb. „So schön diese Lieder seyn mögen, sagte er, so beleidigen sie mich. Mir ist Utzens Ode an Germanien bey jeder Zeile eingefallen. Ist es möglich, dafs man Triumpfs Lieder singen kann, wenn man seine Landsleute,

[1] „Die Dohle und die Nachtigall.“ Kl. lyr. Gedd. 1772. III, S. 47 ff.

seine Brüder erwürgen sieht: da sollten es vielmehr Threnodien seyn.“...

Nehmen Sie für den 2ten Th. Ihrer Lieder meinen lebhaftesten Dank an! sie sind vortrefflich gesezt, und ich thue seit ein paar Tagen nichts als sie spielen. Aber, mein liebster Fr., könnten Sie mir nicht auch von diesem Th. eine solche einsichtsvolle Kritik, für die Bibl. als von dem ersten schaffen?...

25. L. 12. XII. 67. Schon längst hätte ich Ihren angenehmen Brief, den mir H. Brandes mitgebracht, beantwortet, wenn ich nicht so wohl ihn als seine Frau gern erst einmal auf dem Theater sehen wollen. Diefs ist vorige Woche in der Indianerin des Chamfort[1] geschehen. Da ich gegen Sie, mein Bester, keiner Zurückhaltung von nöthen habe, so mufs ich Ihnen aufrichtig gestehen, dafs sie, hauptsächlich die Frau, meine Erwartung nicht erfüllet haben. Ihre Stimme hat eine unangenehme Höhe, die in das Schreyigte und Singende fällt, das wir hier qväckend nennen, sie hüpfet in einer unaufhörlichen Bewegung auf dem Theater hin und her, und anstatt des heftigen rührenden Schmerzens, den sie gegen das Ende in zitternden und gebrochenen Tönen und einer schmachtenden Sprache ausdrücken sollte, brach sie in ein unangenehmes Gewinsel aus, die [!] niemanden zu bewegen schien. Die sanfte naife Grazie fehlte ihr ganz, und sie kam mir mehr, wie ein weinerlich buhlerisches Mädchen vor, das ihr Liebhaber sitzen läfst, als eine junge Indianerin, die zum ersten male geliebt, fremd für die Europäischen Sitten ist, und die ungekünstelte Natur blos zur Lehrmeisterin ihrer Stellung und Geberden, ihres Ausdrucks und ihrer Sprache hat. Vielleicht irre ich mich; vielleicht bin ich durch unsere hiesigen und die französischen Acktrizen auf dem Pariser Theater verwöhnet, und ich würde mein Urtheil kaum gegen Sie geäusert haben, wenn es nicht das allgemeine Urtheil aller Zuschauer gewesen wäre: vielleicht zeiget sie sich auch in andern Rollen von einer vortheilhaftern Seite; denn die Wahrheit zu sagen, ist auch das Stück meiner Meinung nach

[1] Übersetzt von Pfeffel, Theatral. Belustigungen nach französischen Mustern. Zweite Sammlung. Frankfurt und Leipzig 1766. Seite 95—134.

schlecht, und würde niemals auf dem Pariser Theater reüfsiret haben, wenn es nicht die bezaubernde Naivetät der jungen Doligny erhalten hätte. Der Mann ist noch etwas steif und hat noch den Predigerton der Helden unserer herumziehenden Schauspieler: doch hat er mehr gefallen, als sie und kann vielleicht weiter kommen, da er weniger von sich eingenommen ist, und an unserm Brückner ein gutes Muster der Nachahmung hat. Ich werde mir übrigens die gröfste Freude machen, diesen sonst rechtschaffenen Leuten aufs möglichste zu dienen. Nur Schade, dafs meine Zeit so eingeschränkt ist. Von früh 8. Uhr sitze ich bis abends um 6. Uhr, die Mittagsmahlzeit ausgenommen ununterbrochen auf meiner *Expedition:* dann eile ich auf Flügeln der Liebe zu meiner kleinen Familie und vergefse Witz und Welt. Noch niemals habe ich einer Probe selbst von meinen eignen Stücken beygewohnet, und alle auch der Romeo sind die erstenmale aufgeführet worden, ohne dafs ich sie gesehen. Sie fragen mich, ob mir die *Mad.* Schulzin die Julie zu Danke gemacht? O ja! sie hat sie so vortrefflich, so göttlich schön gespielt, dafs ich nimmer mehr glaube, dafs sie jemals wieder so schön wird gespielt werden. Keine Stelle, kein Ausdruck ist verlohren gegangen, oder ins Komische ausgeartet: ihre ganze Seele hat sich in einer liebenswürdigen Schwärmerey verlohren, die alle Zuschauer berauschet, und als unlängst einige Engelländer hierdurch giengen und ungeachtet sie die Sprache nicht verstanden, sie spielen sahen, brachen sie in ein solches Geschrey der Freude aus, dafs sie kaum zu besänftigen waren. Noch Abends um 10. Uhr kamen sie zu mir gelaufen, und beschworen mir in manchem *God damn me* dafs ihre *Mifs Bellamy* es niemals so schön gemacht. Sie können denken, wie weh mir es thut, dafs wir diese brave Aektrize auf ewig vom Theater verliehren. Denn ich danke ihr in diesem Stücke alles, und sie hat mir zehnmal mehr wiedergegeben, als ich kaum in der ersten Hitze gedacht und gefühlet habe. Wie vortrefflich hat sie nicht die Minna unsers Lefsings vorgestellet, und wie bedaure ich die Schauspielerin, die künftig diese Rolle übernehmen soll! Bey der Vorstellung habe ich eine kleine Kritik gemacht, die meinem Bedünken nach, diesem schönen Stücke noch einen weit höheren Werth müfste gegeben haben. Wie? wenn er die Minna ihren

Liebhaber aus dem edlen Bewegungsgrunde aufsuchen lafsen, weil sie von seiner Abdankung und seinem Unglücke gehöret hätte: diefs würde ihren Charakter und alle ihre folgenden Handlungen ungemein veredelt und die Situationen weit rührender gemacht haben. Iezt sieht sie ziemlich einer verlaufenen Buhlschwester ähnlich: denn ein ehrliebendes Mädchen, das einem Officier, von dem sie seit einigen Jahren, den Jahren des Friedens nichts weiter gehöret, von dem sie also vermuthen mufs, dafs er sie vergefsen, und vielleicht durch neue Verbindungen gefefselt ist, bey einem grofsen Vermögen, 30. Meilen weit nachläuft, erweckt einen gewaltigen Verdacht wider ihr moralisches Gefühl, und man kann sie nicht anders als für frech und ungezogen halten. Jener Bewegungsgrund aber würde ihr gleich die Vermuthung von der Ursache seines langen Stillschweigens an die Hand gegeben, und seinen und ihren Charakter erhöhet haben. Doch Kritiken lafsen sich leicht machen, und es wird immer ein unsterbliches Stück auf dem Theater bleiben. Freylich hätte ich den aus dem Shakespear entlehnten Gedanken von der Nachtigall und Lerche in der Vorrede oder in einer Anmerkung, wie ich wollte, anzeigen sollen: denn jeder Tadler wird glauben, ein Geheimnifs, das ich habe verschweigen wollen, entdeckt zu haben: den Umstand mit dem Giftbecher hätte ich sollen und können weglafsen, da ich mich selbst kopiret habe, aber es längst vergefsen hatte. Dasjenige, was, Sie l. Fr. für die Stelle in Ihrer prologischen Ode[1] und für die veränderten und weggelafsenen Stellen im Granatapfel[2] anführen, ist so gegründet, dafs ich mich meiner Kritik[3] schäme. Aber so geht es, wenn man nicht mit allen kleinen Umständen bekannt ist, die ein Dichter, wie Rammler gewifs alle vorher durchgedacht hat. In Utzens neuer Ausgabe, ist in den Oden wenig oder nichts geändert: zwey Bücher neuer Oden, wovon das leztere geistl. enthält, sind hinzugekommen. . . .

26. L. 15. II. 68. . . . Sie haben Recht; sich mit den

[1] Vgl. S. 35, Anm. 2.

[2] Die Ode „Auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war. 1749," zuerst in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen." 1750. Nr. 1. — Oden (1767) Seite 13—16.

[3] In einem verlornen Briefe.

Kritikern herumzuzanken, ist die undankbarste Arbeit: sie bringt weder Nutzen noch Vergnügen, und wer so ein strenger Richter gegen sich selbst ist, wie Sie, brauchet keiner andern: durch Satyren hätten die Leute nur den Vortheil, dafs man sie mit verewigte, und so viel weifs ich, dafs Ihre Schriften werden gelesen werden, wenn Ihre Kunstrichter lange werden vergefsen seyn. Noch habe ich mich nicht überwinden können, Klotzens Kritik[1] ganz durchzulesen: es soll aber doch nunmehro geschehen, weil Sie solches selbst verlangen. Wenn man sich mit dem Vorsatze hinsezet, Fehler zu finden, so findet man gewifs welche. Kaum kann ich begreifen, wie es möglich ist, einen wahren Dichter beschuldigen zu können, dafs ihm der Reim den Gedanken darbieten müsse: aber es kann leicht seyn, dafs diese Herrn selbst ihren Witz erst davon herhohlen müfsen. Dafs der Mangel den Angel herbeygeführet, wird ihnen blos deswegen wahrscheinlich vorkommen, weil sie auf Mangel nichts weiter zu reimen gewufst, als wenn man nicht denselbigen Gedanken, ohne den Angel und Mangel zu gebrauchen, auf hunderterley Art sagen könnte. Sie verlangen von mir eine Lesart: Wohlan! die erste, die mir einfällt.

Dein Vater, der dich oft dem Gram entrifsen
Kehrt siegreich wieder in dein Land,
Da er den Zwietrachtsgeist zur Höllenfinsternifsen
In Ketten hingebannt.

oft deinem Mangel wehrte
Dein Vater, der dich offt im Mangel nährte,
Ans Höllenthor die Zwietracht band,
Als sie Germanien in Rauch und zerstörte Schutt verkehrte
Die weit und breit umher Germanien verheerte, —
Kehrt wieder in Dein Land.

Vielleicht pafst auf diesen lezten Schlufs die folgende Strophe „Fall an sein Herz“ noch befser, als vorher: frey-

[1] Klotz' Deutsche Bibl. d. sch. Wiss. Bd. I, St. 1, S. 27—50 [unterzeichnet: Dtsch], wo es auf S. 31 heifst: „Auch zuweilen, aber selten, läuft der Dichter dem Reime nach, und einmahl, wo er ihn auf der Oberwelt nicht finden konnte, verfolgt er ihn sogar bis an der Höllenpforten Angel, und bannt, um sich für seine Mühe zu rächen, die Zwietracht dahin.“ Vgl. „Auf die Wiederkunft des Königs“ Strophe 4, Oden (1767) S. 53.

lich würden Sie die Würkung der Zwietracht in der 3ten Zeile noch ein bischen mehr ausbilden: verändern kann ich wohl, aber verbefsern ist Ihre Sache. Gleims Freund scheint gar viel Neigung zu haben, Sie zum Gegenstand seiner Ausfälle zu machen: im 2ten Stücke müssen Ihre Lieder der Deutschen herhalten:[1] ein flüchtiger Blick auf die Recension hat mich überzeuget, dafs er das wenigste mal die Ursachen zu Ihren Verbefserungen eingesehen. Die Geschichte Ihrer reimreichen Kindheit[2] ist mir sehr lustig gewesen: für einen Biographen wäre diefs allerdings ein sehr merkwürdiger Umstand, und Sie würden Sich noch verdienter um diese Classe Schriftsteller gemacht haben, wenn Sie alles aufbehalten hätten; ein paar Bändchen *Impromtus* und Fragmente nach dem Tode eines Verf. zusammenzuraffen, ist für einen Biographen so vortheilhaft, als für einen Buchhändler, und vielleicht würden sie manchem Recensenten befser, als die schönsten Ihrer Oden gefallen. Die gute Karschin beehret mich fleifsig mit ihren Briefen, und ich gestehe, dafs es mir Mühe kostet, Ihr nicht einmal schriftlich für ihre gute Meinung zu danken: wenn Sie mir nur nicht mit ihrem Besuche gedrohet hätte: so schrieb ich ihr doch einmal ein kleines liebes Briefchen: aber der Gedanke verschlingt alle Erkänntlichkeit, und verwandelt ihre wärmsten Schmeicheleien in lauter Eiszäpfchen. . . .

27. L. 27. II. 68. *Empfehlungsschreiben für* „H. Ebelink, Hofmeister des Baron Stänglin aus Niedersachsen. Er schreibt an einer Geschichte der Deutschen Dichtkunst und hat viel Gutes dazu gesammelt." — *Weifses Besuch in Berlin steht in naher Aussicht.*

28. L. 15. III. 68. . . . Ich will Sie nur an ein kleines Versprechen erinnern, zu dessen Erfüllung Sie bey bevorstehender Ostermefse Gelegenheit finden werden. Der 3te Band meines Theaters soll nach derselbigen wieder aufgeleget werden, und Sie haben mir von einigen Berichtigungen, die Sie in Ihrem

---

[1] Klotz' Deutsche Bibl. Bd. I, St. 2, S. 108—140.

[2] Vgl. Ramlers Anmerkung zu Vers 39 des „Liedes der Nymphe Persante" (Oden 1767, S. 32) und zu V. 13 der Ode „An Licidas" (ebdas. S. 45).

Exemplare gemacht haben, Nachricht gegeben: darf ich mir dasselbige zur Ausbeſserung des Meinigen [er]bitten? ... Wenn mir noch eine hübsche kleine Fabel einfallen sollte, so hätte ich schon Lust, auch diesen Band, wie die vorigen, mit einem Nachspiele zu vermehren: da es auf unsern Theatern sehr daran fehlt. H. Döbbelin, der mich vor Kurzem mit einem Briefe beehret, sagt mir sehr viel von dem glücklichen Fortgange seines Theaters, und wenn auch nur der dritte Theil davon wahr ist, so hätte ich ihm und mir Glück zu wünschen: daſs er ein bischen den Marktschreyer machet, verrathen mir seine Zeddel. Iezt laſse ich meine kleine komischen Opern zusammen drucken: nichts bedeutende Possen, die ich gern unterdrückt hätte, wenn man nicht durch Hülfe der Arien, die Koch allezeit am Theater gedruckt verkaufen läſst, Werkchen zusammengesezt hätte, die man unter meinem Nahmen in Wien und andern Orten mit Hanswurstslustbarkeit aufführet. Die Musik ist zum Theil sehr artig, und unser Hiller läſst von dem einen seine musikalische Composition drucken, eine Ursache mehr, die mich zu diesem Entschlusse bewogen! ...

29. L. 4. V. 68. ... Kaum habe ich meinen Augen trauen wollen, als ich mein Trauerspiel von Ihrer Hand abgeschrieben sah, und ich muſste lesen, ehe ich mir es überreden konnte: denn noch habe ich mich in meinem Leben nicht überwinden können, etwas von mir abzuschreiben, und alle meine dramatischen Spielwerke sind aus dem ersten Concepte gedruckt. Zum erstenmale hat mir der Crispus gefallen, und beynahe fange ich an zuvermuthen, daſs Sie mir Schönheiten gegeben, die das Original nicht hat: denn noch habe ich Ihrer Vorschrift gefolget und es damit nicht verglichen. ... Sie sagen, bester Freund, daſs Sie über die Arbeit eines tragischen Dichters erschrecken, und ich erschrecke über Ihre Nacharbeit. Die erste ist Lust: und ich glaube, daſs mich der Crispus bey allen Amts- häuſslichen und freundschaftlichen Geschäften nicht über 4. Wochen gekostet. Das Vergnügen der ersten Ausarbeitung ist auch bey mir das einzige, das ich als Autor fühle: mit der lezten Zeile hört es auf. Was ist aber eine solche Nacharbeit? Last, Verdruſs, mühsames Nachdenken. Bey der erstern bin ich in einem fröhlichen Rausche, und fühle das Glück einer vertrauten Gesellschaft, die

sich meine Bewirthung gefallen lassen: sind die Gäste nach Haufse, und ich habe meine Nüchternheit wieder, so finde ich die Unordnung, ich mufs aufräumen, und die Zeche bezahlen.... Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, welchen Ekel ich seit Kurzem vor dem Theater habe. Lessings Dramaturgie hat mir eine Furcht eingejaget, so viele Zweifel über meinen Beruf zur Bühne gemacht, dafs ich seit dem Romeo keine Feder angerühret. Glauben Sie nicht, bester Rammler, dafs ich mit seinen Kritiken unzufrieden bin, nein, sie sind immer noch sehr schmeichelhaft für mich: aber er hält mir unaufhörlich den Shakespear vor: dieser Spiegel erschreckt mich, und ich sehe darinnen einen Zwerg, der nur Gelächter erreget; schon habe ich den Romeo und die Julie verwünschet, wo man mir mit dem Spiegel noch näher treten wird: diefs machet mich furchtsam und mifstrauisch gegen mich selbst. Eine hällische Recension würde mich zum Lachen bewegen, so strenge und grob sie auch seyn möchte: aber Lessing, denke ich, ist unpartheyisch, sein durchdringendes Auge kennt die wahren Talente, sein Ausspruch mufs wahr seyn, und sein Urtheil, ist das Urtheil der ächten Kenner: überdiefs ist er mein Freund, der noch alles überzuckert; was würde er vollends sagen, wenn er diefs nicht wäre? Es bleibt mir also nichts übrig, als dafs ich nicht auf einem falschen Wege fortgehe.

Die Minna verdienet den grofsen Beifall, den sie erhalten: aber es ist mir noch ein Zweifel dabey eingefallen. Sollte Tellheim, als ein grofsmüthiger, standhafter Mann, nicht gegen die Minna die äusserste Verachtung bezeigen, da sie im Anfange sich als eine erstaunend reiche Person angiebt, die mit ihres Vetters[1] Willen ihm seine Hand anbeut, und gegen das Ende ihm [!] durch das Mädchen überreden läfst, dafs das erste alles unwahr und sie völlig enterbt sey. Solte er nicht sagen, ein Mädchen, die mir, der ich selbst im äussersten Elende bin, durch einen solchen Betrug meine Hand abstehlen will, ist meiner unwürdig: ich will ihr allenfalls, wenn ich kann einen kleinen Unterhalt zu verschaffen suchen, aber zur Frau soll sie sich nicht lügen: — aber in der That sollte man bey Stücken, die

[1] So, statt „Oheims"; (oder nach sächsischem Sprachgebrauch identisch?)

einen solchen Eindruck beym Zuschauer machen, nicht so subtilisiren, und diefs dünkt mir, ist unsers Lefsings Methode. So bald man keine Acktrize hat, die der Julie nicht gewachsen ist, sollte man den Romeo nicht spielen, da die ganze Stärke des Tragischen auf dieser Person liegt. Ich habe deswegen unsern Koch gebeten, seit die Mslle. Schulzin das Theater verlafsen, sie nicht wieder zu spielen. Ihr Döbbelin mag wohl bisweilen ein närrischer Mann seyn: er beehret mich seit einiger Zeit mit seinen Briefen, die bisweilen sehr prahlerisch klingen: er scheint aber doch viel Feuer und guten Willen zu haben, und in dieser Aussicht verdient er immer Ermunterung: ich wollte, dafs man unserm Koch etwas von dem ersten abgeben könnte. . . .

Ich schicke Ihnen, liebster Freund, das neue Stück meiner Bibliothek und den ersten Band meiner Kleinen Komischen Opern mit. Voller Unwillen habe ich diese dem Drucke überlafsen: unsere Herrschaft hatte sie an der Michaelmesse gesehen, und verlangte Abschriften davon. Ich sah im Voraus, dafs sie alsofort in mehr Hände kommen, und vielleicht ohne mein Vorwifsen durch einen dienstfertigen Geist würden gedruckt werden. H. Hiller, der sie in Musik gesezt, machet auch Anstalt, die Composition davon herauszugeben. Was wolte ich machen? Könnte ich Ihnen unsere Steinbrecherin mitschicken, die sie Ihnen vorspielte, so wollte ich mich noch zufrieden geben. Mit der Mad. Brandes will es noch nicht fort: sie verliehrt bey unsern übrigen Acktrizen zu viel, obgleich diese auch nicht untadelhaft sind.

Man sagt mir von einer so schönen Cantate,[1] die Sie sollen gemacht haben. Sie werden mir doch diese schicken? eine Zeile von Ihnen ist mir lieber als zehn Riefs Jakobisches und Gl[eimsches] Gekindere.[2] Dem ersten kann ich es verzeihen, denn Gl. ist einmal der hällische Idol: aber wenn dieser noch mit Schnellkäulchen spielt, und Haselnüfse knackt, das ist zu arg:

[1] Pygmalion, Eine Kantate. 1768. [16 SS.] 8°.

[2] Geht auf die „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. [vign.] Berlin 1768" (VIII, 366 SS.) und die „Briefe von Herrn Johann Georg Jacobi. [vign.] Berlin 1768" (102 SS.).

dafs er es aber im Angesichte der ganzen Welt thut, ist das lächerlichste. . . .

H. Vofs oder H. Nicolai wird Ihnen erzählen, dafs uns unser Lessing noch von Hamburg aus besuchet. Ich bin aber des Glücks seines Umgangs ganz beraubet: zweymal habe ich ihn unter dem Geräusche vieler andern Personen gesprochen, und morgen gehe ich aufs Land, weil zu Ende der Woche wieder meine Amtsgeschäfte angehen, und ich doch im Voraus sehe, dafs ich seiner unter der vielen Zerstreuung nicht würde geniefsen können. Es thut mir weh; denn er ist einer meiner ältesten und liebsten Freunde: es ist aber nicht zu ändern. Er läfst, wie er mir erzählet, jetzt eine Monatsschrift in Gesellschaft des Hn. Boden in Hamburg drucken,[1] wo wir im 1. Stücke, Herrmannsschlacht, von Klopstocken, und im 2ten Ugolino, von Gerstenberg, beydes Trauerspiele finden sollen: er verlangt von mir Beiträge. Da ich nichts vorräthig habe, als die Kleinen Liederchen, die ich Ihnen, mein liebster Freund, geschicket, so wäre die Frage, ob Sie einige für würdig hielten, in dieser Gesellschaft zuerscheinen: auf diesem [!] Fall bät ich Sie gelegentlich darum, weil ich ihm gern nur einigermafsen willfahren möchte. Ich kenne seine Empfindlichkeit, wenn man ihm etwas versagt.

Indem ich diefs schreibe, erhalte ich einen zweyten Brief von Ihnen: Ihre vortreffliche Cantaten! neue Verbefserungen meines Krispus! O der allerbeste, liebste Rammler, was für ein Freund ist das. . . . Sorgen Sie nicht, dafs ich unserm Lessing etwas von der Geschichte des Krispus entdecket habe und entdecken würde: alles was Sie mir sagen, bleibt in meinem Herzen verschlofsen, und nichts soll es ihm entreifsen.

Endlich hat Bodmer seinen papiernen Drachen wider mich los gelafsen,[2] nachdem Prof. Sulzer, durch den Hn. Gellius hier alle Buchhändler vergebens aufgeboten, den Verlag zu übernehmen. Der alte pofsirliche Mann verderbt seine Kritiken

[1] Vgl. Lessing an Nicolai (2. II. 68). Guhrauer² S. 204 f. — Über das Scheitern des Planes Lessing an Nicolai (29. XI. 68), Klopstock an Gleim (19. XII. 67). Muncker, Lessings Verhältnis zu Klopstock S. 182.

[2] „Der neue Romeo, eine Tragikomödie." 1769.

immer mit der Brühe, die er drüber gieſst: ich kann ihm die Freude gönnen und allen denen, die Geschmack dran finden; wenn er aber klug wäre, so hätte er seine politischen Dramata nicht hinzusetzen sollen. Schade auf die kritischen Ungezogenheiten. Wenn mich mein Rammler beſsert, so mögen mich hundert solche *Radoteurs* schimpfen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Molière, Wycherley und Garrick.

Bei einer Durchsicht von Bells British Theatre[1] stiefs ich auf eine Bearbeitung von Wycherleys „Country Wife“. Dieselbe ist betitelt „The Country Girl“, und der Verfasser ist kein geringerer als David Garrick. Das Stück ist zur Aufführung gekommen zunächst auf Garricks eigener Bühne, Drury Lane, sodann auf anderen Theatern. Aus einer Bemerkung des Herausgebers (London, John Bell, 1791) geht hervor, dafs dasselbe einen durchschlagenden Erfolg gehabt und jedenfalls lange Zeit sich auf dem Repertoire gehalten hat. Die Bemerkung betrifft die Schauspielerin, die auf dem Drurylane-Theater die Titelrolle darzustellen hatte. Es heifst da: „It would be unpardonable if we were to close this article without observing, that the excellence of Mrs. Jordan in the Country Girl is so powerful — every girlish trick so minutely and naturally delineated, that we pronounce the performance to be Her chef d'œuvre, and assuredly the boast of modern acting.“

Wie erklärt sich nun ein solcher Erfolg? Gewifs nicht allein aus dem vorzüglichen Spiel der Mrs. Jordan. Dem Dichter mufs doch auch sein Anteil an dem Erfolge bleiben. Wer ist nun in diesem Falle der Dichter, der den Löwenanteil an unserer Bewunderung zu fordern hat? David Garrick, der das Stück bearbeitet und für die Bühne zurecht gemacht hat, oder Wycherley, der eigentliche Verfasser? Oder aber endlich ein gröfserer, der ein erhabenes Muster ihnen vorhielt?

[1] Bell's British Theatre. Consisting of the most esteemed English Plays. Vol. XIII. London, George Cawthorn, 1797.

Das zweite Heft des 72. Bandes des Archivs enthält eine Abhandlung von mir, betitelt: Molières „École des Femmes“ und Wycherleys „Country Wife“. Zweck derselben war, zu untersuchen, was denn Wycherley aus Molière entlehnt habe, als er seine „Country Wife“ schrieb. Die Vergleichung ergab eine recht weitgehende Benutzung des französischen Stückes. In der Anlage des Ganzen, in der Führung der Handlung und in der Verknüpfung der Situationen stellte sich eine ausgesprochene Ähnlichkeit zwischen beiden Dramen heraus. Einen Nachtrag nun zu jener Abhandlung sollen die folgenden Zeilen bilden. Unter Zugrundelegung der dort gewonnenen Resultate will ich hier die „Country Girl“ von David Garrick betrachten. Unsere Untersuchung zerfällt von selbst in zwei Teile. Der erste Teil wird zum Gegenstande haben die Beziehungen von Garricks „Country Girl“ zu Wycherleys „Country Wife“, im zweiten Teil wird es darauf ankommen, festzustellen, welchen direkten Einfluſs die Molièresche „École des Femmes“ auf das Garricksche Lustspiel gehabt hat.

Der Übersicht wegen schicke ich die Personenverzeichnisse der drei Stücke voraus. Diejenigen Personen, welche den einzelnen Stücken eigentümlich sind, mithin keine Vergleichung zulassen, sind mit Klammern versehen.

Molière.	Wycherley.	Garrick.
Arnolphe, autrement M. de La Souche.	*Mr. Pinchwife.*	*Moody.*
Agnès, jeune fille innocente, élevée par Arnolphe.	*Mrs. Margery Pinchwife.*	*Miss Peggy.*
Horace, amant d'Agnès.	*Mr. Horner.*	*Belville.*
Chrysalde, ami d'Arnolphe.	*Mr. Sparkish.*	*Sparkish.*
Enrique, beau-frère de Chrysalde et père d'Agnès.	*Mrs. Alithea.*	*Alithea.*
Oronte, père d'Horace et ami d'Arnolphe.	*Mr. Harcourt.*	*Harcourt.*
Alain, paysan, valet d'Arnolphe.	*Lucy.*	*Lucy.*
Georgette, paysanne, servante d'Arnolphe.	A Quack.	Footman.
Un Notaire.	*Sir Jasper Fidget.*	Countryman.
	My Lady Fidget.	Servant.
	Mrs. Dainty Fidget.	
	Dorilant.	
	Mrs. Squeamish.	
	Old Lady Squeamish.	
	A Boy.	
	Waiters, Servants, and Attendants.	

I. Garrick und Wycherley.

Zwischen der Blüteperiode des Schaffens dieser beiden Männer liegt eine Zeit von ungefähr 80 Jahren. Wycherleys bedeutendste Komödien, denen allein er seinen Ruf verdankt, die „Country Wife“ und der „Plain Dealer“, erschienen auf der Bühne in den Jahren 1675 resp. 1677. Garricks eigentliche dramatische Schaffenszeit fällt in die Jahre 1750 bis 1770. Diese Zahlen geben zu denken. In 80 Jahren verändert sich die Welt sehr, also auch die Bretter, welche die Welt bedeuten. Wie stand es denn um die englische Komödie am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts? Man lese den vortrefflichen Essay Macaulays: „Comic Dramatists of the Restoration.“[1] Sittliche Versumpfung ist die Signatur der Zeit und der Bühne. Die Dramatiker dieser Periode haben den traurigen Ruhm, dem Geschmacke des Publikums all zu sehr Rechnung getragen zu haben. Wie hatte denn ein solcher, nur auf das Lüsterne und Obscöne gerichteter Geschmack sich bilden können? Bilden können in dem streng kirchlichen England? Der Antworten auf diese Frage giebt es mehrere. Man hat nach der Ursache für diese merkwürdige Erscheinung gesucht und glaubt solche in Verschiedenem zu finden.

Macaulay ist der Ansicht, die tiefe Korruption des nationalen Geschmackes sei die Wirkung gewesen jenes überstrengen Puritanismus unter dem Commonwealth. Und das klingt sehr einleuchtend. Eine Übertreibung schlägt leicht in ihr Gegenteil um. Man denke an Frankreich am Anfang des 18. Jahrhunderts, als Ludwig XIV. unter dem Einfluſs der Maintenon, „die Frömmigkeit in die Mode brachte“. Das Leben am Hofe, wie auch in den dem Hofe nahestehenden Kreisen nahm ein klösterliches Gepräge an. Als aber der alte König die Augen schloſs, und als der Regent Herr im Lande war, da war es auch mit dem Pharisäertum vorbei. Man lechzte ordentlich nach Erlösung aus dem beengenden Joch jener krankhaften Periode. Der Herzog von Orleans wollte lustige Gesichter um sich sehen. Dieselben Personen, welche wenige Monate vorher in skrupulöser Ängst-

[1] Critical and Historical Essays, vol. II.

lichkeit jeder öffentlichen Lustbarkeit aus dem Wege gegangen waren, waren jetzt die Zechgenossen des Regenten und die Gefährten seiner Orgien.

Ähnlich, meint Macaulay, ging es in England auch. Unter dem Commonwealth war der Puritanismus auf dem Gipfel seiner Macht angelangt. Hatte er doch in den Revolutionskämpfen um das Königtum einen vollständigen Sieg davongetragen. Anstatt nun diesen Sieg mit Weisheit und Mäfsigung zu benutzen, wollten die „Heiligen“ tabula rasa machen. Ein feierlicher Parlamentsbeschlufs ging dahin, „that no person shall be employed but such as the House shall be satisfied of his real godliness“. Bei einem solchen Vorgehen kann es nur natürlich erscheinen, wenn die Tartüffes wie Pilze aus der Erde wuchsen. Dafs gegen Abhaltung jeder Art von Schauspielen ein strenges Verbot erlassen wurde, versteht sich von selbst. Als aber das Königtum zurückkehrte, wehte wieder ein anderer Wind. Der junge König Karl II. genofs das Leben mit vollen Zügen. So gönnte er denn auch seinen Unterthanen einen solchen Genufs. Und wie der König keine Grenzen für seine Wollust kannte, so kannte bald auch das Volk keine Grenzen mehr. Es atmete auf, es wollte sich freuen seiner Freiheit. Die Republik hatte die Menschen geknechtet, hatte ihnen jede gesunde Lebensfreude gestört, das Königtum machte sie frei. Schade nur, dafs diese Freiheit die gesunden Schranken der Sitte und Vernunft überschritt. So kam es, dafs in das eben noch so sittenstrenge und fromme Land Bacchus und Venus ihren Einzug halten konnten und Tausende fanden, die sich zu ihren Altären drängten.

Dafs diese Sittenlosigkeit einen verderblichen Einfluſs auf die natürlich längst wieder zu Ehren gekommene Bühne ausübte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Dryden macht für die Entsittlichung der Bühne in erster Linie den König verantwortlich. Die Bühne soll ein Spiegelbild des Lebens sein. Wenn nun dies Leben auf ein sehr tiefes sittliches Niveau hinabgesunken ist, kann die Bühne kein Tempel der Tugend mehr sein. Aus seiner Zeit wächst der Dichter empor, getragen von den Anschauungen und Begriffen der Menschen, die mit ihm grofs geworden sind. Wir haben es hier mit der komischen Muse zu thun. Hart, aber wahr ist das Urteil Macaulays über die Ko-

mödie jener Zeit: „The comic poet was the mouth-piece of the most deeply corrupted part of a corrupted society.“

Vier Namen sind es besonders, an welche sich die Geschichte der englischen Komödie nach der Restitution des Königtums zu halten hat: Wycherley, Congreve, Vanbrugh und Farquhar. Das Verdienst, die dramatischen Werke dieser vier Männer in einer zeitgemäfsen, mit dem erforderlichen biographischen und kritischen Apparat ausgestatteten Ausgabe uns zugänglich gemacht zu haben, gebührt Leigh Hunt. Was speciell Wycherley betrifft, so stellt ihm die Litteraturgeschichte im Punkte der Moralität ein äufserst ungünstiges Zeugnis aus, nicht nur für seine Person, sondern auch für seine Werke. Macaulay weist ihm sogar in dieser Hinsicht den letzten Platz an unter den vier genannten Schriftstellern. Möge zunächst eine Skizze seines Lebens[1] uns mit ihm bekannt machen. William Wycherley wurde im Jahre 1640 in Shropshire geboren als Sohn eines begüterten Grundbesitzers. Der Vater war Royalist. Als nun die Monarchie gestürzt war, als die Independenten frei in Kirche und Schule schalteten und walteten, gab der Vater den fünfzehnjährigen Sohn nach Frankreich. Dort sollte seine Erziehung ihren Abschlufs erhalten. Nachdem der junge Mann hier mehrere Jahre verweilt hatte und zur römischen Kirche übergetreten war, kehrte er mit der Restauration zurück. Er trat in das Queen's College in Oxford ein und schwor den katholischen Glauben wieder ab, wie man einen Rock auszieht, der aus der Mode gekommen ist. Seine Absicht war gewesen, sich der juristischen Laufbahn zu widmen. Indes scheiterte diese Absicht an seiner Unstätigkeit und an seinem Leichtsinn. Schon früh hatte Wycherley Gefallen an schriftstellerischen Versuchen gefunden. Besonders trieb es ihn zum Theater. Fortuna war ihm hold. König Karl II. wurde sein Protektor. Kaum ein anderer Dichter der damaligen Zeit dürfte sich gleicher Gunst und Wertschätzung von seiten eines gekrönten Hauptes zu erfreuen gehabt haben. Dafür nur ein Beispiel. Als Wycherley einmal an einem tückischen Fieber schwer krank daniederlag, besuchte ihn Karl II. an seinem Bette und

[1] Zusammengestellt nach verschiedenen sich ergänzenden biographischen Darstellungen, welche mir vorliegen.

ordnete persönlich Maſsregeln an, um die Genesung zu beschleunigen. Eine Reise ins südliche Frankreich sollte die geschwächten Kräfte des Dichters wieder herstellen. Dazu wurden 500 Pfd. St. aus der königlichen Schatulle angewiesen. Als Wycherley an Leib und Seele gestärkt aus dem Süden zurückkehrte, wartete seiner ein neuer Ehrenbeweis: die Stelle eines Gouverneurs bei dem jungen Herzog von Richmond, einem natürlichen Sohne des Königs, mit einem Jahresgehalt von 1500 Pfd. St. Daſs er in intime Beziehungen trat zu der berüchtigten Herzogin von Cleveland, einer der unzähligen Maitressen des Königs, das konnte ihm bei den damaligen am englischen Hofe bestehenden gesellschaftlichen Anschauungen bei seinem Gönner nicht schaden. — Als er aber eine geheime Ehe mit der Gräfin von Drogheda einging, da war es mit der Gunst bei Hofe aus. Der Mangel an schuldiger Ehrerbietung und das Heimliche der ganzen Sache hatten den Monarchen gründlich verstimmt. Wycherleys Ehe war die denkbar unglücklichste, verbittert durch die grenzenlose Eifersucht der Gattin. Der frühe Tod derselben erlöste ihn zwar aus seinem Ehejoch, verschaffte ihm aber nicht die erhofften Vermögensvorteile. Seine materielle Lage wurde schlieſslich so traurig, daſs er Schulden halber ins Gefängnis gesetzt wurde. Seine Haft dauerte sieben lange Jahre. Während dieser Zeit behaupteten sich seine Lustspiele auf der Bühne, aber das zahlreiche Publikum, das ihnen Beifall klatschte, kümmerte sich wenig um den Autor, der schon so lange der Freiheit entbehrte. — Inzwischen war Karl II. gestorben und Jakob II. auf dem Throne gefolgt (1685). Dieser wohnte eines Abends im Theater einer Aufführung des „Plain Dealer“ bei, die ihm auſserordentlich gefiel. Die Folge war, daſs Wycherleys Schulden bezahlt und ihm 200 Pfd. St. Jahrespension ausgesetzt wurden. Es ist wahrscheinlich, daſs in diese Zeit die Rückkehr des Dichters in den Schoſs der katholischen Kirche fällt. Dieselbe wäre alsdann zu betrachten als ein Zeichen der Dankbarkeit gegen seinen königlichen Gönner. Jedoch war seine materielle Lage keineswegs eine gesicherte geworden. Als nämlich Wycherley seine Schulden nennen sollte, damit sie aus der königlichen Kasse bezahlt würden, hatte er aus Scham einen Teil derselben verschwiegen. So kam es, daſs das äuſsere Los des Dichters bis zu seinem Tode trotz aller

äufseren Erfolge seiner Dramen ein recht bescheidenes war. Er starb im Dezember 1715, nachdem er, ein Greis von 75 Jahren, zehn Tage vor seinem Tode sich mit einem sechzehnjährigen Mädchen verheiratet hatte. Seine vier Dramen fallen in die Jahre: „Love in a Wood“ 1672, „The Gentleman Dancing-master“ 1673, „The Country Wife“ 1675 und „The Plain Dealer“ 1677. Die Gedichte Wycherleys verdienen wegen ihres meist albernen und zweideutigen Inhalts keinerlei Beachtung. Über die Beziehungen des Dichters zu Pope darf ich hier schweigen.

Diesem Wycherley nun, dem verderbten Kinde einer verderbten Zeit, steht David Garrick gegenüber, der Verfasser der „Country Girl“. Auch dieser war ein echtes Kind seiner Zeit, ganz wie jener. Nur war die Zeit eine andere geworden. Die öffentlichen Verhältnisse hatten sich geklärt. Die Revolution war vorbei. Mit Frankreich war Friede geschlossen. Eine protestantische Dynastie, das Haus Hannover war in den Besitz der Krone von Grofsbritannien gelangt. Und wie sah es mit dem Theater aus? War der Geschmack des Publikums noch immer ein so beklagenswerter, nur auf das Sinnliche und Lästerne gerichtet? Wir brauchen nicht weit auszuholen. Es war besser geworden, der Geschmack war geläutert. Die Stimmen eines Steele und eines Addison waren nicht ungehört verhallt. Der „Tatler“, der „Spectator“, der „Guardian“ hatten ihren Zweck nicht verfehlt. Da stand nichts zu hoch, da war nichts zu gering, dafs es nicht Stoff geboten hätte für die Spalten dieser Blätter. Das Publikum wandte sich mit Ekel ab von dem Repertoir der „Comic Dramatists of the Restoration“, es duldete nicht mehr, dafs ihm Zoten und Gemütsroheiten geboten wurden, wie sie in den Stücken jener Zeit üblich waren. Es war wieder das Interesse lebendig geworden an den höchsten Gütern nicht nur des Vaterlandes, sondern der Menschheit überhaupt. Während man früher die Gemeinheit als ein notwendiges Zubehör des Genies betrachtet hatte, lernte man jetzt einsehen, dafs Genie und Tugend sich keineswegs ausschliefsen, ja vielmehr, dafs das wahre von Gott begnadete Genie nur im Bunde mit der Tugend stehen kann, nicht mit dem Laster. Solche Gedanken, solche Anschauungen gepredigt und ihnen zum Durchbruch und zur Herrschaft geholfen zu haben, das ist das hohe Verdienst Joseph Addisons.

Was nun speciell die Gattung des Lustspiels betrifft, so ist der erste Name, dem wir in dieser Periode begegnen, der David Garricks. Über sein Leben nur folgende kurze Notizen:[1] David Garrick wurde am 20. Februar 1716 in Hereford geboren. Schüler Samuel Johnsons. Er lernte das Weingeschäft bei einem Onkel in Lissabon, wandte sich aber später (1737) dem Studium der Rechte zu. Eine Erbschaft von 1000 Pfd. St. veranlafste ihn, ins praktische Leben einzutreten. Mit einem älteren Bruder associiert, gründete er ein Weingeschäft, das in kurzer Zeit eine grofse Ausdehnung gewann. Doch hatte ihn längst seine Neigung für die Bühne bestimmt, zu der er sich von Jugend auf unwiderstehlich hingezogen fühlte. Sein Debut als Richard III. (1741) war so glücklich, dafs er beschlofs, sich ganz der Bühne zu widmen. Seine Laufbahn war glänzend. Seit den Tagen Burbages und Alleyns hatte England seinesgleichen nicht gesehen. Nachdem er sechs Jahre lang an verschiedenen Bühnen thätig gewesen war, kaufte er im Jahre 1747 das Drurylane-Theater, das er dreifsig Jahre lang geleitet hat. Ein schweres, unheilbares Leiden nötigte ihn in den letzten Jahren seines Lebens, seiner aufreibenden Thätigkeit zu entsagen. Er starb auf seiner in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Villa am 20. Januar 1779 unter Hinterlassung eines enormen Vermögens. Sein Leichnam bekam einen Ehrenplatz in der Westminsterabtei.

Liegt auch die Hauptbedeutung Garricks in seinen schauspielerischen Leistungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, so dürfen wir doch nicht vergessen, dafs er auch Lustspiele geschrieben hat, die bis auf den heutigen Tag ihren Platz auf dem Repertoire behauptet haben.[2] Unbestreitbar ist ferner sein Verdienst um die Säuberung des Repertoires. Stücke, die der Schule Wycherleys und Congreves angehörten, wurden entweder ganz von der Bühne verbannt oder — purifiziert. Endlich hat sich Garrick durch seine erfolgreichen Bemühungen, den Geschmack an Shakespeares Muse wieder zu erwecken, ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Was wir über die Persönlichkeit des Verfassers der „Country

[1] Zusammengestellt in derselben Weise wie oben bei Wycherley.

[2] „The Lying Valet“ und „Miss in her Teens“ sind noch heute beliebt.

Wife" gesagt haben, ist gerade nicht dazu angethan, uns für denselben sympathisch zu stimmen. Im Gegenteil wird ein gesunder Beurteiler dem Manne selbst den Rücken kehren — und seine Werke überall anders hinlegen als auf den Geburtstagstisch einer jungen Dame. Macaulay sagt nicht zu viel:[1] „The only thing original about Wycherley, the only thing which he could furnish from his own mind in inexhaustible abundance, was profligacy. It is curious to observe how every thing that he touched, however pure and noble, took in an instant the colour of his own mind." Die Persönlichkeit David Garricks dagegen flößt uns Achtung ein. Der Schauspielerstand hat allen Grund, stolz zu sein auf einen solchen Genossen. Ich kann mich auf kein besseres Zeugnis berufen für den hochachtbaren Charakter des Verfassers der „Country Girl" als auf das einer geistig wie sittlich besonders hochstehenden Dame. Ich meine Hannah More, die langjährige treue Freundin seines Hauses, die Verfasserin von „The Search after Happiness", „Practical Piety" und „Christian Morals", die unermüdliche Kämpferin für streng religiöse Erziehung. Diese Dame hat uns in ihren Briefen interessante Details gegeben über ihren väterlichen Freund, dem sie so viel verdankte. Ich entnehme einem Briefe derselben,[2] welcher kurz nach Garricks Tode geschrieben ist, folgende Stelle: „I can never cease to remember with affection and gratitude so warm, steady, and disinterested a friend; and I can most truly bear this testimony to his memory, that I never witnessed in any family more decorum, propriety, and regularity, than in his; where I never saw a card, nor even met — except in one instance — a person of his own profession at his table. — All his pursuits and tastes were so decidedly intellectual, that it made the society, and the conversation which was always to be found in his circle, interesting and delightful."

Nach diesen litterarhistorischen und biographischen Ausführungen kommen wir auf die Stücke selbst. Hier liegt die Sache anders wie bei Molière und Wycherley. Das Wycherleysche Lust-

[1] A. a. O. p. 578.

[2] Abgedruckt in Chambers, Cyclopædia of English Literature, vol. II, p. 236 sq.

spiel ist nicht etwa nur die Quelle des Garrickschen, sondern die Verwandtschaft der beiden Dramen ist eine engere. Garrick hat sich nicht darauf beschränkt, wesentliche Figuren und Züge seinem Vorgänger zu entlehnen, wie dieser es mit Molière gemacht hatte, sondern er hat die Fabel, die Personen, den Gang der Handlung, kurz das ganze Stück übernommen — und so ungeformt, dafs ein bühnenfähiges, fesselndes und, was die Hauptsache ist, ein sittlich unanstöfsiges Lustspiel daraus hervorging. Wir haben es also nicht mit der Neuschöpfung eines Dramas zu thun, sondern mit einer blofsen Bearbeitung. Deshalb mufs auch der Gang unserer Untersuchungen hier ein wesentlich anderer sein wie bei der letzten Arbeit, wo es sich darum handelte, den Nachweis zu führen, dafs Molières „École des Femmes“ wirklich eine Quelle von Wycherleys „Country Wife“ ist. Dort mufsten wir nach Stellen suchen, die auf offenbare Verwandtschaft schliefsen liefsen. Die Gegenüberstellung dieser Citate bildete den Schwerpunkt jener ganzen Untersuchung. Hier ist der Zweck ein ganz anderer. Ein Quellennachweis braucht hier nicht geliefert zu werden. Es kommt allein darauf an, klarzustellen, in welchen Punkten Garrick bei seiner Bearbeitung von dem Original abgewichen ist.

Der erste Punkt, den wir beachten müssen, ist der Gang der Handlung. Damit die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten recht ins Auge fallen, wird es am besten sein, die Inhaltsangaben der beiden Stücke gegenüberzustellen. Die übereinstimmenden Stellen sind am Drucke kenntlich.

The Country Wife by **Wycherley.**	**The Country Girl** by **Garrick.**
Akt I.	
1. Horner im Gespräch mit Quack, der ihn auf seinen Wunsch in den Ruf eines Eunuchen gebracht hat. 2. Die Vorigen und Sir Jasper Fidget, Lady Fidget und Mrs. Dainty Fidget. Sir Jasper führt seine Frau und seine Schwester her, um sie bekannt zu machen mit dem seiner Meinung nach jetzt völlig ungefährlichen Horner. Dieser ergiefst	1. Harcourts Wohnung. Harcourt und Belville, dessen Neffe, im Gespräch über ihre unglückliche Liebe: Harcourt liebt Alithea, die Verlobte des Sparkish, und Belville liebt Miss Peggy, von der er nicht weifs, ob sie schon die Frau Moodys ist oder erst werden soll. Ein Diener meldet, dafs ein Herr Namens Moody Harcourt habe sprechen wollen.

sich in den denkbar gröbsten Schmähungen auf die „Weiber“. Nichtsdestoweniger ladet ihn Sir Jasper zum Mittagessen ein. Nach Tisch soll er mit seiner Frau Karten spielen.

3. Horner und Quack. Horner setzt Quack auseinander, wie es komme, dafs ihm vermöge seines jetzigen Rufes die Thüren aller Frauen offen stehen.

4. Horner, Harcourt und Dorilant. Die Unterhaltung dreht sich um die Liebe und den Wein. Sparkish wird gemeldet. Horner schildert ihn als einen einfältigen, aufdringlichen Pinsel.

5. Die Vorigen und Sparkish. Dieser ist mit einigen Damen zusammen gewesen und hat ihnen von dem allerneuesten Wunder in der Stadt erzählt: Horner.

6. Horner, Harcourt, Dorilant und Mr. Pinchwife. *Letzterer gesteht, dafs er ein Weib genommen hat, aber keine Londonerin, um nicht zum Hahnrei gemacht zu werden.* Horner macht ihm dennoch Angst. *Als Zweck seiner Reise nach der Stadt giebt Mr. Pinchwife an, er habe bei Gericht zu thun. Aufserdem müsse er Sparkish das Heiratsgut seiner Schwester auszahlen im Betrage von 5000 Pfd. St.*

Derselbe wolle wiederkommen. Belville erzählt, wie weit er schon mit Miss Peggy gekommen ist. — Sparkish tritt ein. Er erzählt von Moodys Nachforschungen nach dem jungen Manne, der auf Miss Peggy ein Auge geworfen zu haben scheine. Sein Name sei Belville. Harcourt versichert, das sei ein Irrtum, Belvilles Wünsche seien auf Alithea gerichtet. Diese Aufserung läfst aber Sparkish, den Verlobten der Alithea, durchaus kalt: „The more danger the more honour.“ Er fragt Harcourt, ob er ihm nicht einen Geistlichen empfehlen könne für die Trauung mit Alithea. Harcourt sagt, sein Bruder Ned Harcourt, der sich gerade in der Stadt aufhalte, werde es sich zur Ehre anrechnen, die Trauung vorzunehmen. Sparkish nimmt das Anerbieten dankend an. Dann läfst er sich des weiteren aus über das Verhältnis seines Schwagers Moody zu Miss Peggy. Moody hat ihr eingeredet, sie sei mit ihm im Himmel verheiratet, wenn auch die irdischen Formalitäten noch fehlten. — Da klopft es. Da Sparkish richtig Moody vermutet, von dem er hier nicht gesehen werden will, entfernt er sich, und zwar mit Belville nach dessen Hause. Da wollen sie auf Harcourt warten und dann seiner (Sparkishs) Zukünftigen, Alithea, einen Besuch machen. Der Diener führt Moody herein. Die alten Bekannten begrüfsen sich. *Moody erzählt, dafs er eines Prozesses halber in die Stadt gekommen sei. Aufserdem müsse er Sparkish, dem Verlobten seiner Schwester, das Heiratsgut auszahlen im Betrage von 1000 Pfd. St. — Als das Gespräch auf seine (Moodys) Heirat kommt, und als Harcourt meint, er habe sich dessen nicht mehr von ihm versehen, spricht Moody das grofse Wort aus: „I'll tell you my security — I have married no London wife.“* Ehe er aber den Freund verläfst, kommt er mit dem eigentlichen Zweck seines Besuches heraus: Harcourt soll seinen Neffen Belville veranlassen, dafs dieser seine Galanterien „nach dem Wirtshause“ einstelle.

Akt II.

1. Mrs. Pinchwife und Alithea. (Mr. Pinchwife hinter der Thür hervorblickend.) *Die Frau fragt die Schwägerin, warum denn ihr Mann jetzt in der Stadt so griesgrämig sei. Alithea versucht ihr die Aufklärung zu geben: „He's jealous.“*

2. Die Vorigen und Mr. Pinchwife. *Derselbe schilt Alithea, dafs sie seine Gattin verderbe. Indessen bringt er selbst, natürlich ohne es zu beabsichtigen, derselben die Begriffe bei, die er um jeden Preis von ihr fern halten möchte. Ja, er vergifst sich sogar so weit, dafs er ihr sagt, ein Herr sei in sie verliebt.*

3. Mr. Pinchwife, Alithea, Sparkish und Harcourt. *Sparkish will Harcourt seine Braut zeigen, welcher sich in dieselbe verliebt und, von dem Bräutigam aufgefordert, in einer Ecke mit ihr schäkert. Mr. Pinchwife kocht vor Wut. Alithea, zuerst äufserst spröde, fängt schon an, Harcourt zu lieben. Sparkish, Harcourt und Alithea wollen zusammen ins Theater gehen. Sparkish will Alithea mit Harcourt in der Loge allein lassen.*

4. Mr. Pinchwife, Lady Fidget, Mrs. Dainty Fidget und Mrs. Squeamish. Sie wollen die Mrs. Pinchwife zum Theater abholen. Der Gatte, der sie eingeschlossen hat, legt sich aufs Lügen. In die Enge getrieben, dichtet er ihr die Pocken an. Aber auch das Mittel schlägt fehl. Die Damen fürchten sich nicht vor der Ansteckung, sie haben die Pocken schon alle gehabt. Mr. Pinchwife mufs gehen, um seine Frau zu holen. — Unterdessen Unterhaltung der „Damen“ über den Ehebruch.

5. Die Vorigen (ohne Mr. Pinchwife), Sir Jasper Fidget, Horner und Dorilant. Sir Jasper ersucht Horner, den er für unschädlich hält, der Galan seiner Frau zu werden. Horner gewinnt deren Vertrauen und Liebe dadurch, dafs er ihr sein „Geheimnis“ enthüllt.

1. Zimmer in Moodys Hause. Miss Peggy und Alithea. *Erstere fragt die Schwägerin, warum denn ihr „Bud“ jetzt in der Stadt so griesgrämig sei. Alithea versucht ihr die Aufklärung zu geben: „He's jealous.“* — Moody tritt ein. *Er schilt Alithea, dafs sie seine „Gattin“ verderbe. Indessen bringt er selbst, natürlich ohne es zu beabsichtigen, derselben die Begriffe bei, die er um jeden Preis von ihr fern halten möchte. Ja, er vergifst sich sogar so weit, dafs er ihr sagt, ein Herr sei in sie verliebt.* Als er Sparkish, Harcourt und Belville kommen hört, drängt er Miss Peggy ins Nebenzimmer und verschliefst die Thür. Die drei treten ein. Sparkish stellt die Herren vor. Moody ersucht Belville, seine „Frau“ mit seinen Liebenswürdigkeiten zu verschonen. Belville bittet Moody um ein Wort unter vier Augen. Exeunt Moody und Belville. — *Sparkish will Harcourt seine Braut zeigen, welcher sich in dieselbe verliebt und, von dem Bräutigam aufgefordert, in einer Ecke mit ihr schäkert. Moody kocht vor Wut.* [Er ist wieder eingetreten, nachdem er Belville die Thür gezeigt hat.] *Alithea, zuerst äufserst spröde, fängt schon an, Harcourt zu lieben. Sparkish, Harcourt und Alithea wollen zusammen ins Theater gehen. Sparkish will Alithea mit Harcourt in der Loge allein lassen.* Ein Landmann tritt ein und meldet den Advokaten.

2. Ein anderes Zimmer. Miss Peggy und Lucy. Erstere klagt der Lucy ihr Leid. Diese spricht ihr Trost zu. Sie sei ja gar nicht verpflichtet, Moody zu heiraten, „young Mr. Belville“ werde sie schon eines Besseren belehren. Sie überbringt ihr Grüfse von diesem und sucht ein abendliches tête-à-tête im Park zu arrangieren. — Moody tritt ein. *Dieser wirft der Lucy vor, sie und ihre Herrin Alithea verdürben seine „Frau“, ein Vorwurf, den jene spöttisch zurückweist, indem sie sagt, er selber habe in Miss Peggy die Lust erweckt, die Stadt mit ihren Freuden*

kennen zu lernen. Miss Peggy bittet Moody, er möge sie doch ins Theater führen, sie möchte gern den Galan sehen, der in sie verliebt sei. Als Moody darauf nicht eingeht, will sie wenigstens in den Park gehen. Dies wird zugestanden; auf Lucys Vorschlag *jedoch soll Miss Peggy die Kleider ihres Bruders anziehen, um nicht erkannt zu werden.* Moody ist ganz aufser sich vor Freude über diesen herrlichen Einfall.

Akt III.

1. Alithea und Mrs. Pinchwife. Letztere klagt Alithea ihr Leid: „Wou'd it not make any one melancholy, to see you go every Day fluttering about abroad, whilst I must stay at home like a poor lonely sullen Bird in a Cage?“

2. Die Vorigen und Mr. Pinchwife. *Dieser wirft der Alithea vor, sie verderbe seine Frau, ein Vorwurf, den jene spöttisch zurückweist, indem sie sagt, er selber habe in der Gattin die Lust erweckt, die Stadt mit ihren Freuden kennen zu lernen. Mrs. Pinchwife bittet ihren Mann, er möge sie doch ins Theater* und an die Börse *führen, sie möchte gern den Galan sehen, der in sie verliebt sei.* Nach langem Bitten ist Mr. Pinchwife bereit, die Börse mit ihr zu besichtigen; *jedoch soll sie, um nicht erkannt zu werden, die Kleider ihres Bruders anziehen.*

3. Neue Börse. Horner, Harcourt und Dorilant. Die beiden letzteren wundern sich, dafs Horner, als Eunuch, sich noch mit Frauenzimmern abgebe. Horner sagt, er thue es nur, um sie zu verhöhnen. Harcourt ist in Sparkishs Braut verliebt und erbittet sich Horners Rat, um jenem dieselbe abspenstig zu machen.

4. Die Vorigen und Sparkish. *Unterhaltung über das Theater. Sparkish verachtet die Bühne und hafst die Dichter. Dieselben haben nämlich seine Gedichte abfällig beurteilt.*

5. *Die Vorigen und Mr. Pinchwife, Mrs. Pinchwife (in Mannskleidern), Alithea* und Lucy. *Sparkish*

1. Belville und Harcourt. Sie sprechen über den Stand ihrer Liebesabenteuer. — Sparkish kommt hinzu. *Unterhaltung über das Theater. Sparkish verachtet die Bühne und hafst die Dichter. Dieselben haben nämlich seine poetischen Ergüsse abfällig beurteilt,* so auch sein letztes Gedicht „twang, twang“, das beste, das er je geschrieben habe. Auf Bitten der Freunde giebt er dasselbe zum besten. — *Als Moody, Peggy (in Mannskleidern) und Alithea erscheinen, verbirgt sich Sparkish, um nicht von Alithea gesehen zu werden. Moody wird von Harcourt angeredet, giebt aber keine Antwort.* Sparkish vermutet in Peggy irgend einen Verwandten von ihr. Belville glaubt trotz der Verkleidung die Geliebte zu erkennen. Moody, Peggy und Alithea verlassen die Bühne, um kurz darauf wieder zu erscheinen. Belville läfst dieselben nicht aus den Augen. Auch als Moody die Peggy mit Gewalt fortzieht, folgt er ihnen. — Alithea ist bei ihrem Verlobten Sparkish und dessen Freunde Harcourt zurückgeblieben. *Letzterer möchte mit Alithea versöhnt sein, die ihm wegen seiner Galanterien zürnt. Er benutzt die Begegnung mit Alithea dazu, dieser eine förmliche Liebeserklärung zu machen, findet aber kein Gehör. Sparkish sieht nichts Anstöfsiges in dem Benehmen des Freundes.* — Moody und Peggy treten wieder auf. Belville folgt in einiger Entfernung. *Gegenüber Moodys Ausbrüchen gerechten Unwillens und sittlicher Entrüstung verteidigt Spar-*

verbirgt sich, um nicht von Alithea gesehen zu werden. Mr. Pinchwife wird von Horner angeredet, giebt aber keine Antwort. Sparkish hält die Mrs. Pinchwife für ihren Bruder. Mr. Pinchwife und Frau, Alithea und Lucy exeunt, Horner und Dorilant folgen ihnen. — *Harcourt bittet Sparkish, ihn mit Alithea zu versöhnen, die wegen seiner Galanterien ihm zürnt.* Sie entfernen sich. Es erscheinen wieder Mr. und Mrs. Pinchwife. Er staunt über die Menge von Hahnreien und „Hahnrei-Machern", sie versteht ihn nicht. Exeunt. — Re-enter: Sparkish, Harcourt, Alithea und Lucy. *Harcourt erklärt Alithea seine Liebe, wird aber von derselben schroff abgewiesen, während Sparkish darin nichts findet.*

6. Die Vorigen und Mr. und Mrs. Pinchwife. *Gegenüber Mr. Pinchwifes Ausbrüchen gerechten Unwillens und sittlicher Entrüstung verteidigt Sparkish seine Ansicht von der Liebe und von der Ehe:* „I love to be envy'd." — „Loving alone is as dull as eating alone." — I love to have Rivals in a Wife." Solche Blüten treibt die Lebensweisheit dieses Schwachkopfs am Vorabend seiner Hochzeit! *Er verabschiedet sich, um sich am anderen Morgen mit einem Geistlichen im Hause seiner Verlobten einzustellen. — Jetzt tritt Mr. Pinchwife für die Ehre der Schwester ein. Er untersagt Harcourt jede weitere Annäherung an Alithea.*

7. Die Vorigen, Horner und Dorilant. Mrs. Pinchwife wird für ihren Bruder ausgegeben. *Horner bewundert dessen Schönheit* und die merkwürdige Ähnlichkeit mit seiner Schwester. *Er trägt „ihm" Grüfse an dieselbe auf und giebt „ihm" Küsse für die Schwester mit.* Seinem Beispiele folgen Harcourt und Dorilant. *Mr. Pinchwife ist ganz verzweifelt. Doch darf er sich nichts merken lassen, er mufs sich gleichgültig stellen, damit die Verkleidung nicht verraten wird. Während er sich einen Augenblick entfernt,* um nach dem Wagen zu sehen, *verschwindet Horner mit Mrs. Pinchwife. Alithea und Lucy, die diese Entführung verkish seine Ansicht von der Liebe und von der Ehe:* cf. Wycherley III, 6. *Er verabschiedet sich, um sich am anderen Morgen mit einem Geistlichen im Hause seiner Verlobten einzustellen. — Jetzt tritt Moody für die Ehre der Schwester ein. Er untersagt Harcourt jede weitere Annäherung an Alithea.* — Harcourt läfst von Alithea ab und wendet sich zu Miss Peggy, „this pretty young man", die er mit Belville bekannt macht: „Salute him, Dick, à la Française." Der Neffe kommt der Aufforderung des Oheims nach, indem er der Geliebten einen herzhaften Kufs giebt. Miss Peggy wird für einen jungen Mann ausgegeben, dessen Vormund Moody sei. *Harcourt bewundert dessen Schönheit. Er trägt „ihm" Grüfse an Moodys Frau auf und giebt „ihm" Küsse für dieselbe mit. Moody ist ganz verzweifelt. Doch darf er die wahre Ursache seines Ärgers nicht zeigen.* Er thut so, als finde er es unpassend, dafs Männer sich küssen. *Es kommt ihm darauf an, das Geheimnis der Verkleidung um keinen Preis zu verraten. — Während er sich einen Augenblick entfernt,* um nach dem Bedienten zu sehen, *verschwindet Belville mit Miss Peggy. Alithea, die diese Entführung verhindern will, wird von Harcourt zurückgehalten. Als Moody zurückkommt und das Geschehene vernimmt, weifs er sich vor Wut nicht zu halten, er stürmt hin und her, aus und ein, um der Entführten habhaft zu werden.*

2. Ein anderer Teil des Parks. Liebesscene zwischen Miss Peggy und Belville. Der junge Mann klärt die Geliebte auf über ihr Verhältnis zu ihrem Vormund, mit dem sie schon so gut wie verheiratet zu sein glaubt. Er sagt ihr, sie habe das unbestreitbare Recht, für sich selber zu wählen. Miss Peggy will ja so gern diese Ansichten des Geliebten teilen, sie ist mit allem zufrieden, wenn sie nur aus den Händen Moodys gerettet wird. Sie wollen fliehen in Belvilles Haus. In diesem Augenblick erscheint Moody. Aller Mut, alle Hoffnung der Liebenden ist dahin. Unbarmherzig

hindern wollen, werden von Harcourt und Dorilant zurückgehalten. Als Mr. Pinchwife zurückkommt und das Geschehene vernimmt, weifs er sich vor Wut nicht zu halten, er stürmt hin und her, aus und ein, um der Entführten habhaft zu werden. — Endlich kehrt Mrs. Pinchwife, von Horner begleitet, zurück, ganz erfreut über das Obst, das ihr Horner geschenkt hat: „The fine Gentleman has given me better things yet."

8. Die Vorigen und Sir Jasper Fidget. Dieser holt Horner ab zu seiner Frau, die sehnsüchtig auf ihn warte. Horner verabschiedet sich mit einem Kufs von Mrs. Pinchwife, dem „sweet little Gentleman". Auch Harcourt und Dorilant nehmen Abschied. Mrs. Pinchwife weifs gar nicht, wo sie mit all den „guten Sachen des feinen Herrn" bleiben soll. Der Gemahl soll etwas ab haben, wenn sie zu Hause sind.

Akt IV.

1. Mr. Pinchwifes Haus. Zeit: Früh morgens. Lucy und Alithea. *Lucy sucht ihre Herrin zu überreden, dafs sie dem simpeln Sparkish den Laufpafs gebe und den schönen Harcourt zum Manne nehme. Alithea gesteht ihre Liebe zu Harcourt, will aber Sparkish treu bleiben.*

2. Die Vorigen und Sparkish in Begleitung des als Pfarrer verkleideten Harcourt. Letzterer hat sich für seinen Zwillingsbruder Ned ausgegeben, der Ähnlichkeit wegen. Indes wittert Alithea den Betrug auf den ersten Blick. Ungeachtet aller Versicherungen ihrerseits, es sei Frank Harcourt (ihr Liebhaber), und die Sache laufe auf einen Betrug hinaus, läfst sich der einfältige Sparkish nicht von dem Glauben abbringen, es sei Ned Harcourt aus Cambridge, ein wirklicher Pfarrer, der sie in aller Form trauen wolle. Die Redewendungen des Pseudo-Pfarrers zeichnen sich durch schlaue Zweideutigkeit aus. Alithea weigert sich standhaft, sich unter den obwaltenden Umständen trauen zu nimmt Moody den Arm des jungen Mädchens und führt es weg. In seiner Aufregung hat sich übrigens Moody versprochen. Er führt den bestürzten Belville an: „What have you been doing with this young lady? — gentleman, I would say —." Es ist beachtenswert, wie Belville diesem Lapsus gegenüber sich benimmt. Er will ihn nicht bemerkt haben, er spricht nach wie vor von Miss Peggy als dem „young stranger" und dem „young spark".

1. Moodys Haus. Lucy und Alithea. *Lucy sucht ihre Herrin zu überreden, dafs sie dem simpeln Sparkish den Laufpafs gebe und den schönen Harcourt zum Manne nehme. Alithea gesteht ihre Liebe zu Harcourt, will aber Sparkish treu bleiben.* — Ein Diener meldet, dafs Sparkish sie erwarte. Alithea geht. Lucy will nun ihre Dienste der Miss Peggy widmen.

2. Ein anderes Zimmer in Moodys Hause. Moody und Peggy. *Letztere mufs noch einmal das Abenteuer mit Belville erzählen. Dann diktiert Moody ihr einen Brief an Belville, in welchem viel von Hafs und Abscheu gegen den Adressaten die Rede ist. Während der Vormund hinausgeht, um Wachs und eine Kerze zu holen, schreibt die schlaue Country Girl einen anderen Brief voll von Zärtlichkeiten und Liebesbeteuerungen und — vertauscht die beiden Briefe, so dafs der betrogene Moody, als er sich auf den Weg macht zu dem Geliebten Peggys, einen veritabeln Liebesbrief in der Tasche hat un-*

lassen: „Invincible Stupidity, I tell you he wou'd marry me, as your Rival, not as your Chaplain.“

3. Schlafzimmer. Mr. und Mrs. Pinchwife. *Die Frau mufs noch einmal das Abenteuer mit Horner erzählen. Dann diktiert der Mann ihr einen Brief an Horner, in welchem viel von Hafs und Abscheu gegen den Adressaten die Rede ist. Während der Gatte hinausgeht, um Wachs und eine Kerze zu holen, schreibt die schlaue Country Wife einen anderen Brief voll von Zärtlichkeiten und Liebesbeteuerungen und — vertauscht die beiden Briefe, so dafs der betrogene Ehemann, als er sich auf den Weg macht zu dem Geliebten seiner Gattin, einen zeritabeln Liebesbrief in der Tasche hat anstatt des vermeintlichen Absagebriefes. Damit in der Zwischenzeit nichts passiert, hat er die Frau in ihr Zimmer eingeschlossen.*

4. Horners Wohnung. Quack und Horner. Letzterer erzählt dem Doktor von seinen Erfolgen bei den Frauen.

5. Die Vorigen, Lady Fidget (um sich umblickend), Quack (hinter einem Schirm verborgen). Lady Fidget begrüfst ihren geliebten Horner und bittet ihn, ja ihr „dear secret“ nicht zu verraten.

6. Die Vorigen und Sir Jasper Fidget. Dieser ist erstaunt, seine Frau hier zu finden, während sie doch gegangen sei, um Porzellan einzukaufen. Indes wissen Horner und Lady Fidget die Situation als ganz unverfänglich darzustellen. Die letztere sagt, Horner besitze ausgezeichnetes Porzellan, wolle sie es aber nicht sehen lassen, sie werde aber schon ihren Zweck erreichen und es zu Gesicht bekommen. Sie geht hinaus in ein Nebenzimmer und schliefst die Thür hinter sich zu. Horner folgt ihr sehr bald durch eine andere Thür.

7. Sir Jasper Fidget und Mrs. Squeamish. Dieselbe sucht den „woman-hater“ Horner. Auf ihre Frage „where is the odious Beast?“ antwortet Sir Jasper: „He's within his Chamber, with my Wife; she's playing the Wag with him.“ Da *statt des vermeintlichen Absagebriefes. Damit in der Zwischenzeit nichts passiert, hat er das junge Mädchen eingeschlossen.*

8. Belvilles Wohnung. Lucy und Belville. Lucy bringt dem jungen Manne Nachricht von Miss Peggy. Diese will alles thun, um mit Belville vereinigt zu werden. Plötzlich hören sie Moodys Stimme draufsen. Lucy, die hier nicht gesehen werden darf, läfst sich in das Nebenzimmer einschliefsen. — Moody tritt ein. *Er übergiebt Belville den Brief seiner Schutzbefohlenen. Dabei läfst er es nicht an groben Ausbrüchen des Zornes fehlen.* — Sparkish kommt dazu und erzählt, wie es ihm mit seiner Trauung (der Pseudo-Pfarrer) ergangen. Moody und Belville lachen ihn aus, desgleichen Lucy (im Nebenzimmer). Moody und Sparkish exeunt. Belville und Lucy frohlocken über ihren Erfolg. Lucy: „My mistress will exchange her fool for a wit, Miss Peggy her brute for a pretty young fellow; I shall dance at two weddings.“

regt sich der Neid in ihr: „I will disturb 'em.“ Deshalb geht sie zu einer anderen Thür hinaus.

8. Sir Jasper Fidget und Old Lady Squeamish. Die alte Dame ist ganz aufser Atem, sie verfolgt ihre Enkelin, um sie vor Thorheiten zu schützen. Auch sie wird beruhigt: Horner wohnt ja hier. Indes kommt Mrs. Squeamish zurück: „I have been staring on the prettiest Pictures.“

9. Die Vorigen, Lady Fidget (mit einem Stück Porzellan in der Hand) und Horner. Mrs. Squeamish will auch Porzellan haben. Horner sagt, er habe keins mehr, aber sie solle entschädigt werden. Auf Verlangen der Grofsmutter mufs er sie küssen.

10. Mr. Pinchwife, Horner und Quack (hinter dem Schirm). *Mr. Pinchwife übergiebt Horner den Brief seiner Frau. Der Refrain seiner Zornausbrüche ist: „I will not be a Cuckold.“*

11. Die Vorigen und Mr. Sparkish. Dieser ladet zu seiner Hochzeit ein. Horner bedauert die Dame, die den Sparkish heirate. Mr. Pinchwife, der von dieser Äufserung genau Notiz nimmt, entfernt sich. Horner ersucht Sparkish, die Mrs. Pinchwife auch mit zum Diner zu bringen, sonst nehme er auch nicht teil.

12. Scene: Pinchwifes Haus. Mrs. Pinchwife allein, am Schreibtisch, nachdenkend über ihre Lage. Sie ist im Begriff, einen Brief an Horner zu schliefsen, als Mr. Pinchwife hinzukommt. Er liest den Brief und zieht in seiner Wut den Degen — da tritt Sparkish ein. Dieser will alle zum Hochzeitsessen abholen. Natürlich giebt Mr. Pinchwife nicht zu, dafs seine Frau teilnimmt. Vielmehr wird dieselbe eingeschlossen.

Akt V.

1. Pinchwifes Haus. Herr und Frau Pinchwife. *Sie soll den angefangenen Brief zu Ende schreiben. Sie thut es und setzt den Namen Alitheas darunter. Der leichtgläubige Gatte läfst sich beschwatzen, sie habe den Brief im Auftrage Alitheas ge-*

1. Moodys Haus. Peggy allein. Sie hat einen Brief angefangen an Belville, in den sie sterblich verliebt ist. Moody tritt ein. *Sie soll den angefangenen Brief zu Ende schreiben. Sie thut es und setzt den Namen Alitheas darunter. Der leicht-*

schrieben. Der Gedanke, dafs die Schwester Horner heiraten will, gefällt ihm sehr. Er glaubt, Horner werde die Verwandtschaft respektieren und dann seine Frau in Ruhe lassen. Mrs. Pinchwife läfst sich nun von der Kammerzofe eine List angeben: Mr. Pinchwife führt sie, in der Meinung, es sei Alithea, maskiert und *in Altheas Kleidern zu Horner. Die Gattin glaubt er eingeschlossen zu haben.*

2. Horners Wohnung. Quack und Horner. Gespräch über die Widerwärtigkeit der Hahnreie.

3. Die Vorigen, aufserdem Mr. Pinchwife und Frau (in Verkleidung). Mr. Pinchwife läfst seine „Frau" (alias Schwester) zurück, er will einen Pfarrer holen und Sparkish fernhalten. — Sir Jasper Fidget wird gemeldet. Mrs. Pinchwife mufs einstweilen in das anstofsende Zimmer treten. Sir Jasper kündigt an, dafs seine Gattin und deren Freundinnen beabsichtigen, am Abend eine Maskerade bei Horner abzuhalten.

4. Scene: Covent-Garden. Sparkish und Mr. Pinchwife. Dieser hat Sparkish den angeblichen Brief Alitheas gegeben. Exit Mr. Pinchwife.

5. Sparkish, Alithea und Lucy. Sparkish hält der Alithea vor, sie habe ihn verraten, um Horner zu heiraten. Alithea weifs vor Verwunderung nicht, was sie dazu sagen soll.

6. Scene: Horners Wohnung. Horner, Lady Fidget, Mrs. Dainty Fidget, Mrs. Squeamish. Bankett. Lady Fidget singt. Die Damen (?) decken Horner die geheimsten Tiefen ihres Herzens auf. Sie sind für möglichst grofse „Freiheit" in ihren Häusern. Dagegen ist für einen Mann „Wildheit" eine wünschenswerte Eigenschaft. Die Reputation ist blofs da, um die Welt zu täuschen.

7. Die Vorigen, aufserdem Sir Jasper Fidget und Old Lady Squeamish. Alle müssen in ein Nebenzimmer treten, weil neuer Besuch gemeldet wird. — Horner kommt mit Mrs. Pinchwife zurück. Diese

gläubige Moody läfst sich beschwatzen, sie habe den Brief im Auftrage Altheas geschrieben. Der Gedanke, dafs die Schwester Belville heiraten will, gefällt ihm sehr. Er glaubt, Belville werde die Verwandtschaft respektieren und dann Miss Peggy in Ruhe lassen. Die letztere läfst sich nun von der Kammerzofe eine List angeben: Moody führt sie, in der Meinung, es sei Alithea, in Altheas Kleidern zu Belville. Miss Peggy glaubt er eingeschlossen zu haben.

2. Der Park vor Belvilles Thür. Sparkish tritt ein, betrunken. Er will seinen Freund Belville um Rat fragen wegen seiner Heiratsangelegenheit. Da begegnet er Miss Peggy, die er natürlich (wegen der Verkleidung) für Alithea hält und zur Rechenschaft ziehen will für ihr seltsames Benehmen bei der Trauung. Moody, der sich immer in geringer Entfernung von Miss Peggy gehalten hat, gebietet Einhalt. Er verschafft seiner „Dame" Einlafs bei Belville, dem er sagen läfst, er möge doch sofort einen Pfarrer holen lassen und die Dame heiraten. Sodann steht er Sparkish mit seinem Degen zur Verfügung. Sparkish will sich jedoch nicht schlagen. Sie lachen sich gegenseitig aus. — Harcourt tritt hinzu mit Alithea, die er als seine Gattin vorstellt. Moody weifs sich vor Wut nicht zu halten, er droht Belvilles Haus in Brand zu stecken. Er verlangt Peggy als sein Weib heraus. Belville zeigt sich mit Peggy auf dem Balkon und sagt, er sei ja nur seiner (Moodys) Aufforderung nachgekommen, indem er die ihm zugeführte Dame geheiratet habe. — Moody zieht sich ganz zerschlagen zurück: „Then I will curse the world." Sparkish gratuliert den beiden Ehepaaren: Harcourt und Alithea, Belville und Peggy. — Peggy will alles thun, um Moody zufrieden zu stellen, nur nicht ihn heiraten.

will trotz inständigen Bittens nicht wieder nach Hause zurückkehren: „you shall be my Husband now.“ Horner schiebt sie in ein Nebenzimmer, als eintreten:

8. Mr. Pinchwife, Alithea, Harcourt, Sparkish, Lucy und ein Pfarrer. Mr. Pinchwife erbittet sich von Horner eine Erklärung darüber, ob es nicht Alithea gewesen sei, die er ihm vor kurzem zugeführt habe. Um Mrs. Pinchwife zu retten, erklärt Horner aufs bestimmteste, ja, es sei Alithea gewesen. Da wird Harcourt wütend und verteidigt aufs wärmste die Ehre der Geliebten. Als Horner dem Harcourt die Alithea abtreten will, macht Mr. Pinchwife Miene, den Degen zu ziehen. In diesem Augenblick tritt — Mrs. Pinchwife ein. Sensation. Mr. Pinchwife will gegen Horner ziehen, auch gegen seine Frau. Harcourt hält ihn zurück.

9. Die Vorigen, Sir Jasper Fidget, Lady Squeamish, Mrs. Dainty Fidget, Mrs. Squeamish. Mr. Pinchwife behauptet Sir Jasper Fidget gegenüber, Horner sei kein Eunuch. Lucy ersinnt eine neue Lüge: sie selbst sei die unglückliche Ursache dieser ganzen Verwirrung. Mrs. Pinchwife sei unschuldig; alles sei nur eingefädelt, um die Heirat Alitheas mit Mr. Sparkish zu vereiteln „to make Way for Mr. Harcourt“. Doch vermag Mrs. Pinchwife aus diesem Lügengewebe nicht klug zu werden. Als Lucy so im besten Zuge ist und laut versichert, sie, die Mrs. Pinchwife, sei nicht aus Liebe zu Horner gekommen, da wird ihr die Sache zu schwierig, sie giebt alles Lügen und Betrügen auf und bekennt offen vor aller Welt ihre Liebe zu Horner.

10. Die Vorigen, Dorilant und Quack. Der Doktor Quack giebt zur Beruhigung aller Ehemänner, zuletzt auch des Mr. Pinchwife, sein ärztliches Gutachten dahin ab, Horner sei ein Eunuch. Lucy legt zum Schlufs noch eine glänzende Probe ihrer Schlauheit ab. Es gilt, die eben erst gehörte Liebeserklärung der Mrs. Pinchwife aus der Welt zu schaffen, die Worte der-

selben so auszulegen, dafs sie nicht ernst genommen werden können. Was thut da die schlaue Zofe? Sie sagt, Frau Pinchwife habe sich rächen wollen für die Eifersucht ihres Gatten, nur deshalb habe sie von ihrer Liebe zu Horner gesprochen. — Das Stück endet mit einem Tanz von Hahnreien.

Für die Vergleichung der beiden Stücke scheiden bei Wycherley mehrere an der Handlung beteiligte Personen aus, weil sie von Garrick nicht übernommen sind. Zunächst der Doktor Quack. Der Dichter will uns gleich mit dem Namen zeigen, mit welchen Augen wir diesen Doktor anzusehen haben. Schon bei Beginn des Stückes haben wir das zweifelhafte Vergnügen seiner Bekanntschaft. Er hat auf Ersuchen Horners das Gerücht in der Stadt ausgesprengt, dieser sei seit seiner letzten Krankheit Eunuch. Als nun am Schlufs des fünften Aktes Horner in der Klemme sitzt, als Mr. Pinchwife, welcher guten Grund hat, jenes Gerücht für total unbegründet zu halten, gegen ihn den Degen zieht, da springt der menschenfreundliche Arzt dem bedrängten Patienten bei — und erklärt „auf sein ärztliches Wort", dafs das Gerücht auf voller Wahrheit beruhe. Allerdings scheint sein Wort nicht gerade schwer ins Gewicht zu fallen, wenigstens nicht bei Mr. Pinchwife, der seiner grenzenlosen Verachtung der Ärzte in den Worten Luft macht: „They'll swear a Man that bled to death thro' his Wounds, died of an Apoplexy." Wir wissen nicht, ob Wycherley diese schlechte Meinung Mr. Pinchwifes geteilt hat. Sollte dies aber der Fall gewesen sein, so konnte er keine erbärmlichere Fratze sich ausdenken als Quack. Aufser an den angegebenen Stellen läfst der Dichter denselben nur noch wenige Male auftreten, und, wie es scheint, nur zu dem Zwecke, um Horner Gelegenheit zu geben, sich seiner Erfolge zu rühmen. So z. B. im vierten Akt, wo er hinter einer Wand stehen mufs, um zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit Horner nacheinander zwei seiner Geliebten und zwischendurch den Gatten der einen und die Grofsmutter der anderen abfertigt. Quack ist ganz sprachlos: „This indeed I cou'd not have believ'd from him, nor any but my own Eyes." Als er aber gar den Brief zu lesen bekommt, welchen Mrs. Pinch-

wife an Horner geschrieben und welchen der eigene Mann überbracht hat, da bricht er in die Worte aus: „I will henceforth believe it not impossible for you to cuckold the Grand Seignior amidst his Guards of Eunuchs.“ — Wir können Garrick Dank wissen, dafs er uns mit diesem Lump verschont hat. In seinem Lustspiel war kein Platz für eine solche Figur. Er brauchte keinen Pseudo-Eunuchen, so brauchte er auch keinen Burschen, der sich dazu hergab, die Fabel von einem solchen ins Publikum zu bringen.

Ferner scheidet aus für die Vergleichung Sir Jasper Fidget nebst Frau und Schwester. Das von Quack verbreitete Gerücht war auch Sir Jasper Fidget zu Ohren gekommen und wurde gern von ihm geglaubt. Sir Jasper handelt nach dem Grundsatze: „'Tis as much a Husband's Prudence to provide innocent Diversion for a Wife, as to hinder her unlawful Pleasures; and he had better employ her, than let her employ herself.“ Mit diesen Worten rühmt er seine Klugheit, die ihn auf den Gedanken gebracht hat, seine Frau mit Horner bekannt zu machen. Von anderen Courmachern will er nichts wissen. Dorilant, der sich bereit erklärt, den Damen als Kavalier zu dienen, versichert er, dafür müsse er bestens danken. Horner sei der privilegierte Ritter für tugendhafte Damen. Diesem stellt er deshalb den Minnedienst so verlockend wie möglich dar: „Come, come, Man, what avoid the sweet Society of Woman-kind? That sweet, soft, gentle, tame, noble Creature Woman, made for Man's Companion.“ Ungeachtet aller anfänglichen Weigerungen Horners, der behauptet, für ewig dem ganzen weiblichen Geschlecht Valet gesagt zu haben, ungeachtet aller unflätigen Bemerkungen desselben über die „Frauenzimmer“ — hört Sir Jasper nicht auf, in ihn zu dringen, er möge doch der Galan seiner Frau werden: „Call my Wife Mistress, and she shall call you Gallant, according to the Custom.“ — Das letzte Wort wirft ein düsteres Streiflicht auf die Zeit und auf die Gesellschaftskreise, in denen der Dichter sich bewegte. — Erst als Sir Jasper dem Horner „jede Art von Freiheit“ in seinem Hause zusichert, erklärt letzterer, das ihm angetragene Amt übernehmen zu wollen. Der Ehemann ist ganz glücklich darüber, dafs er seinen Zweck erreicht hat. Er freut sich, zu erfahren, dafs seine Frau mit ihrem Ritter

zufrieden ist, von dem er nur noch als von „seinem Einnehen“ spricht. Einmal hat er die beiden bei einem zärtlichen tête-à-tête überrascht. Da hat sich wohl einen Augenblick die Eifersucht in ihm geregt, aber sofort sieht er „seine Thorheit“ ein. Horner ist ja unschädlich: „A Kiss of his has no more hurt in't, than one of my Spaniel's.“

Lady Fidget ist wohl nächst Horner die sittlich anstößigste Figur des Wycherleyschen Dramas. Wycherley hatte eine solche Figur nötig, um darzuthun, daſs die Gemeinheit nicht allein bei dem männlichen Geschlechte zu Hause war. Das Bild der Verworfenheit, das Wycherley zeichnen wollte, wäre nicht vollständig gewesen ohne eine Lady Fidget. Die Feder sträubt sich, diesen Charakter in seinen dunklen Schattierungen auszumalen. Deshalb mögen nur einige Proben folgen, die uns ein Bild davon geben, wie diese „Dame“ dachte und lebte.

„To report a Man has had a Person, when he has not had a Person, is the greatest Wrong in the whole World, that can be done to a Person.“ (II, 4.)

„Money makes up in a measure all other Wants in Men — Those whom we cannot make hold for Gallants, we make fine.“ (II, 5.)

„I never part with a Gallant till I've tryd him.“ (V, 6.)

„Our Virtue is like the Statesman's Religion, the Quaker's Word, the Gamester's Oath, and the Great Man's Honour; but to cheat those that trust us.“ (V, 6.)

„I have heard that People eat most heartily of another Man's Meat, that is, what they do not pay for.“ (V, 6.)

„We are Savers of our Honour, the Jewel of most value and use, which shines yet to the World unsuspected, tho it be counterfeit.“ (V, 6.)

Noch ein Kuriosum von dieser Tugendheldin. Sie spielt die Preciöse. Als ihr Gatte einmal von der nackten Wahrheit spricht, ruft sie: Pfui, gebrauche nicht das Wort „nackt“.

Mrs. Dainty Fidget steht ebenfalls auf einem sehr niedrigen sittlichen Niveau. Fast jedesmal, wenn sie den Mund aufmacht, bekommen wir eine Zote zu hören. Einmal ist es selbst ihrer Schwägerin zu viel geworden, so daſs diese „Pfui, schäme dich“

ausruft. Auch sie gehört zu den Geliebten Horners, der ihr geschworen hat, dafs er nur aus Liebe zu ihr sich in den Ruf eines Eunuchen habe bringen lassen. — Man sieht nicht recht ein, wozu Wycherley aufser der Lady Fidget noch diese widerwärtige Figur geschaffen hat. Für die Handlung hat weder sie noch auch die nun folgende Mrs. Squeamish die geringste Bedeutung.

Mrs. Squeamish giebt den Damen Fidget im Punkte der Moralität, oder sagen wir lieber Immoralität, nichts nach. Sie gehört ja auch zu der Verwandtschaft. Lady Fidget nennt sie „Cousin Squeamish". Auch sie ist für unbedingte Wahrung des guten Rufes nach aufsen, aber möglichste Bethätigung der freien Liebe im stillen: „No body takes Notice of a private Man, and therefore with him 'tis more secret; and the Crime's the less when 'tis not known." Sie will lieber ein Gemälde von Adam und Eva ohne Feigenblätter sehen als einen so berüchtigten Wüstling wie Horner. Als sie erfährt, dafs Horner und Lady Fidget ein Schäferstündchen halten, gönnt sie der Freundin dies Vergnügen nicht, sie möchte am liebsten die Thür aufbrechen. Endlich wird sie Horners ansichtig. Um ihn sicher für sich zu haben, hält sie ihm an der Kravatte fest. Da plötzlich tritt Mr. Pinchwife ein. Wie wenn ein Donnerschlag in die Gesellschaft gefahren wäre, stieben sie auseinander. Von einem Manne dürfen sie um keinen Preis hier gesehen werden. Vor allen Dingen darf die Reputation nicht leiden. Mrs. Squeamish ruft: „Let us be gone, make haste, make haste, I know not how he may censure us."

Eine originelle Figur des Wycherleyschen Dramas ist die Grofsmutter dieses leichtfertigen Geschöpfes, Old Lady Squeamish. Sie hat ihre Not mit dem wilden Mädchen. Dasselbe ist fortgelaufen und sie verfolgt es. Ganz aufser Atem kommt sie vor Horners Wohnung an. Man sagt ihr unten, hier wohne keine Dame. Was will denn aber ihre Enkelin hier? Diese Frage richtet sie an Sir Jasper Fidget, dessen Antwort lautet: Hier wohnt weder ein Weib noch ein Mann, hier wohnt Horner. Als die alte Frau das hört, ist sie beruhigt. Der arme Horner thut ihr leid. Wie schwer es ihm wird, sich der jungen Damen zu erwehren! Sie fühlt sich gedrungen, Horner einen guten Rat

zu geben. Er soll doch die Mrs. Squeamish küssen, dann werde sie sich schon zufrieden geben. Dafür will sie Horner ein Miniaturbild ihrer Enkelin geben. Solange sie nur ihre „Biddy“ in guten Händen weifs, ist sie zufrieden und guter Dinge. Nur einmal noch wird sie aus ihrer Gemütsruhe aufgestört (V, 9). Durch die Unbesonnenheit der Mrs. Pinchwife droht der Betrug Horners entdeckt zu werden. Old Lady Squeamish hört auch aus Sir Jaspers Munde das Wort „Hypocrite“. Das macht sie stutzig. Sollte sie sich umsonst gefreut haben über den ihrer Meinung nach so harmlosen Umgang ihrer Enkelin mit Horner? Sollte sie das Opfer eines so heillosen Betruges geworden sein? Indes läfst der Dichter das Verhängnis an Horner glücklich vorübergehen, und niemand ist froher darüber als die alte Dame: „What, then all's right again?“

Die letzte der allein dem Wycherleyschen Stücke angehörigen aktiven Personen ist Dorilant. Über denselben ist nicht viel zu sagen. Er ist eben nicht besser und nicht schlechter als die anderen jungen Männer, deren Bekanntschaft uns die „Country Wife“ aufnötigt. Horners Grundsätze und Horners Wünsche sind auch die seinigen: „A Mistress shou'd be like a little Country Retreat near the Town; not to dwell in constantly, but only for a Night, and away, to taste the Town the better when a Man returns.“ Die Freunde stehen einander bei, so auch Dorilant dem Horner, indem er die Kammerzofe Lucy zurückhält (III, 7). Zum Heiraten hat er keine Lust. Er hat so viele Schattenseiten des Ehestandes beobachtet, dafs ihm die Worte von Herzen zu kommen scheinen: „I edify so much by Example, I will never be one“ (i. e. husband).

Alle diese sieben Figuren, die wir in kurzen Zügen dem Leser vorgeführt haben, fehlen bei Garrick. Dafs wir diese Thatsache nur mit Freude begrüfsen können, ist schon oben angedeutet worden. Keine einzige dieser Personen ist für die Handlung des Stückes unbedingt erforderlich, sie scheinen nur als Staffage dienen zu sollen. Nun könnte man sich eine solche Staffage vielleicht gefallen lassen, wenn dieselbe dazu beitrüge, die Haupthandlung in ein um so grelleres Licht zu setzen. Das ist aber in dem vorliegenden Drama absolut nicht der Fall. Die Staffage hebt nicht hervor, sondern sie verdunkelt. Sie über-

wuchert den Hauptinhalt des Stückes derartig, dafs derselbe in dem Wust von Nebensächlichem sich fast verliert. Das episodische Beiwerk ist hier kein Vorzug, sondern ein unbedingter Nachteil. Die Einheit der Handlung tritt dadurch in den Hintergrund. Das leitende Motiv des Dichters ist doch, zu zeigen, dafs die Liebe erfinderisch ist, dafs sie alles Zwanges spottend Mittel und Wege zu finden weifs, um zum Ziele zu kommen. Diese Absicht führt Wycherley aus, indem er uns mit zwei Liebespaaren bekannt macht: Mr. Horner und Mrs. Margery Pinchwife; Mr. Harcourt und Mrs. Alithea. Das Hindernis für die Vereinigung des ersten Paares ist Mr. Pinchwife, für die des zweiten Mr. Sparkish. In beiden Fällen werden die Hindernisse siegreich aus dem Wege geräumt: Mr. Pinchwife wird trotz allen Widerstrebens zum betrogenen Ehemann gestempelt, der seine Hörner fühlt, aber sie nicht los werden kann; Mr. Sparkish wird so lange an der Nase herumgeführt, bis er freiwillig auf den Besitz der Verlobten verzichtet.

Fragt man, warum der Dichter sich nicht mit einem Liebespaare begnügt habe, so antworte ich: der Dichter wollte der ersten unsauberen Affäire, bei der es nicht ohne Ehebruch abgeht, ein lauteres, ansprechendes Liebesverhältnis gegenüberstellen. Er wollte unserem Bedauern über die Täuschung des Mr. Pinchwife die Freude hinzugesellen über die Verdrängung des albernen Sparkish und über den Sieg des der Alithea ebenbürtigeren Harcourt. Wir können also, glaube ich, mit dieser doppelten Liebesgeschichte ganz zufrieden sein. Was haben nun aber die sieben Nebenpersonen damit zu thun? Wenig oder gar nichts. Zum Beispiel Quack? Ich meine, der in allen Schlichen erfahrene Horner wäre auch wohl ohne einen solchen Agenten fertig geworden. Was hat die Familie Fidget, was die Grofsmutter Squeamish mit ihrer Enkelin, was endlich der frivole Dorilant mit der Haupthandlung zu thun? Es möchte schwer werden, irgend eine Beziehung heraus zu finden, die das Auftreten einer dieser Personen als notwendig, ja auch nur als wünschenswert erscheinen liefse. —

Wir kommen nun zu den Personen, welche beiden Stücken gemeinsam sind. Es sind auch sieben. Zuerst Mr. Pinchwife und Moody. Warum Garrick den Namen geändert hat? Ver-

mutlich erschien ihm der Name „Pinchwife“ zu vulgär, er setzte dafür „Moody“, womit er zugleich das Temperament dieser Figur treffend ankündigte. Worin ist nun der Garrickschc Moody von dem Wycherleyschen Pinchwife verschieden? Mr. Pinchwife ist verheiratet, Moody nicht. Der erstere kämpft um die Integrität der Ehe, der letztere um den Besitz eines jungen Mädchens. Beide unterliegen in diesem Kampfe. Unsere Teilnahme fordert aber nur Mr. Pinchwife heraus, während wir Moody das streitige Objekt nicht gönnen und uns freuen, dafs es ihm entrissen wird. Wir müssen dem Harcourt recht geben, wenn er am Schlufs des ersten Aktes sagt: „When persons of a certain age will indulge their false, ungenerous appetites, at the expence of a young creature's happiness, dame Nature will revenge herself upon them, for thwarting her most heavenly will and pleasure.“ Am Ende des Stückes hören wir Mr. Pinchwife seufzen über sein unabwendbares Unglück. Aber er hadert nicht mit Gott und der Welt, still und ergeben fügt er sich in das Unvermeidliche. Er sieht ein, wie thöricht er gehandelt hat, dafs er, der alternde Mann, ein blutjunges Mädchen zur Frau genommen hat.

> For my own sake, fain I wou'd all believe,
> Cuckolds, like Lovers, shou'd themselves deceive.
> But — —
> His Honour is least safe, (too late I find)
> Who trusts it with a foolish Wife or Friend.

Moody seufzt auch, aber vor Wut, vor Scham, vor Verzweiflung. Für keine vernünftige Vorstellung ist er zugänglich, bei sich selber will er die Schuld nicht suchen. Er will die menschliche Gesellschaft fliehen, in seinem alten Hause sich absperren, „wild“ im Garten umherrennen. Dann will er die Welt verfluchen und alles, was darinnen ist, — „and when my rage and spirits fail me, I will be found dead among the nettles and thistles; a woeful example of the baseness and treachery of one sex, and of the falsehood, lying, perjury, deceit, impudence, and — damnation of the other.“

Mrs. Margery Pinchwife und Miss Peggy. Garrick hat die kürzere Form des Vornamens gewählt und den Zunamen „Pinchwife“ in „Thrift“ verändert. Diesen Zunamen erfahren wir übrigens nur so bei Gelegenheit, im Personen-Verzeichnis steht

nur „Miss Peggy“. Auch diese beiden Parallelfiguren unterscheiden sich, analog den beiden vorhergehenden, hauptsächlich dadurch, dafs Mrs. Pinchwife verheiratet ist, Miss Peggy aber nicht. Aus diesem Unterschiede gehen andere mit Notwendigkeit hervor. Mrs. Pinchwife hat mit dem Ehegelübde Pflichten übernommen, von denen sie sich nicht lossagen darf, ohne sofort unsere Achtung einzubüfsen. Solche Pflichten liegen der Miss Peggy nicht ob. Wenn sie überhaupt Pflichten gegen irgend jemanden hat, so sind es nur die eines Mündels gegen den Vormund. Damit wir aber dies Verhältnis recht verstehen, müssen wir uns mit der Vorgeschichte desselben bekannt machen. — Moody ist eng befreundet gewesen mit Peggys Vater, Thomas Thrift aus Hampshire. Er hat es durchzusetzen gewufst, dafs derselbe ihn für den Fall seines Ablebens zum alleinigen Vormund der jungen Tochter einsetzte. Aufserdem enthielt das Testament die Bestimmung, dafs die Tochter die Hälfte ihres Vermögens verwirkt, wenn sie sich verheiratet ohne Einwilligung des Vormundes. Der Vater starb früh und die letztwillige Verfügung trat in Kraft. Wir sehen aus dieser kurzen Geschichte, wie schlau Moody zu Werke gegangen war. Das junge Mädchen war ja ganz in seine Hände gegeben, es mufste ihn heiraten, wenn es nicht die Hälfte des Vermögens einbüfsen wollte. Die Sache war aufs beste eingefädelt. Vollständig von dem Verkehr mit anderen Männern abgeschlossen, war das Kind zur Jungfrau herangewachsen. Am liebsten hätte Moody nun die Heirat in aller Stille auf dem Lande vollziehen lassen, aber verschiedene äufsere Gründe nötigten ihn zur Reise in die Stadt. Bevor er aber dieselbe antritt, schliefst er eine Art provisorischer Ehe mit Peggy, indem er ihr unter Anwendung von irgend welchem Hokuspokus vorschwatzt, ihre Ehe wäre nun im Himmel geschlossen, es fehlten nur noch die Formalitäten, damit auch die Welt sie anerkenne. Um Peggy ganz an diesen Gedanken zu gewöhnen, nennt er sie „wife“, sie mufs in „husband“ nennen. Endlich sprengt er das Gerücht aus, er sei wirklich verheiratet.

In den Fesseln dieses Mannes schmachtet die arme Peggy. Solange sie auf dem Lande war, hatten diese Fesseln sie nicht gedrückt, da sie die Freuden des Lebens nicht kannte. Als sie aber in der Stadt mit eigenen Augen sieht, wie andere Mädchen,

z. B. Alithea, ihr Leben genieſsen, während sie zu Hause bleiben muſs, da wird sie melancholisch, sie kommt sich vor wie ein „armer, einsamer, grämlicher Vogel im Käfig“. Können wir ihr es da verdenken, wenn sie die befreiende Hand Belvilles ergreift, um diese Fesseln zu brechen? Mrs. Pinchwife steht ganz anders da. Sie ist nicht durch List und Betrug in die Fesseln geschlagen, die ihr jetzt lästig dünken. Sie hat eine Ehe geschlossen mit dem vollen Bewuſstsein, daſs sie dem Gatten Treue schuldig ist. Der gewaltsame Bruch ihrer Fesseln ist der Ehebruch. Sie selbst wird zur gemeinen Dirne. So hat Garrick, indem er aus der Wycherleyschen Frau wieder das Molièresche Mädchen machte, aus einer Figur, die uns durch ihre Verworfenheit abstieſs, eine Gestalt geschaffen, welche auf unsere volle Sympathie rechnen kann.

Horner und Belville. Für die Veredelung des Namens gebührt Garrick unser Dank. Wir konstatieren mit Genugthuung, daſs Garrick bei dieser einen Veredelung nicht stehen geblieben ist. Nachdem er den ominösen Namen „Horner“ ausgemerzt und durch den wohlklingenden „Belville“ ersetzt hatte, ging er daran, seinem Belville ein Gepräge aufzudrücken, das des schönen Namens nicht unwert schien. Daſs bei dieser Arbeit des Dichters das ursprüngliche Bild verblaſst ist, so daſs die Züge Horners kaum noch hier und da durchschimmern, daraus, das wissen wir gewiſs, wird keiner dem Dichter einen Vorwurf machen. Im Gegenteil, jeder ohne Ausnahme wird mit Freuden sich der Auffassung des Herausgebers der „Country Girl“ anschlieſsen. In der Vorrede spricht sich derselbe über diesen Punkt mit folgenden Worten aus: „The usual taint of the time in which he [Wycherley] wrote had so infected the whole mass, that Mr. Garrick found himself reduced to the necessity of lopping off a limb (Horner) to save the whole from putrefaction.“ Daſs die Amputation den gewünschten Erfolg hatte, hat uns die Inhaltsangabe des Garrickschen Lustspiels schon gezeigt.

Horner ist der Typus eines Roués. Nichts ist ihm heilig, je toller, desto besser. Belville dagegen ist ein schüchterner junger Mann. Horner sucht nur Befriedigung seiner Sinnlichkeit, Belville dagegen ist erfüllt von reiner Liebe. Horner verachtet das Weib, Belville blickt zu ihm empor. Horner kommt es nicht

darauf an, die Ehre einer Dame anzutasten, um die einer anderen vor der Welt zu retten. Belville ist gefeit gegen solche Versuchungen, die Ehre und Tugend der Frau steht ihm viel zu hoch, als dafs ihm auch nur der Gedanke einer Ehrenschändung kommen könnte. Aus dem Munde des Harcourt, seines Oheims, erfahren wir, dafs er drei Jahre auf dem College gewesen und ein halbes Jahr sich in Paris aufgehalten hat. Trotzdem hat er eine gewisse Ängstlichkeit und Schüchternheit nicht überwinden können. Als die Liebe in seinem Herzen erwacht, ist er ganz ratlos. Er weifs nicht, wie er sich dem Gegenstand seiner Verehrung nähern kann. Der Oheim mufs raten. Die Vernunft darf ihm bei der Liebe nicht dreinreden. Wenn auch der Vormund das halbe Vermögen zurückhält, „I'll take her with any thing — with nothing." Wie naiv erzählt er dem Oheim von der Geschichte seiner Liebe. Er hat die Geliebte dreimal gesehen und zweimal gesprochen, er ist über eine Gartenmauer gesprungen — beim Mondschein. Solche Romeo-Liebe stellt Garrick gegenüber der gemeinen physischen Begehrlichkeit eines Horner. Der schüchterne, unbeholfene Belville erweist sich übrigens als ein äufserst gelehriger Schüler. Sein Lehrmeister Harcourt ist ganz erstaunt über seine raschen Fortschritte im Abc der Liebe: „You have done such wonders, that I, who am rather bold than sheepish, have not yet ceased wondering at you." Im entscheidenden Moment verläfst ihn die Geistesgegenwart nicht. Als Moody die entführte Peggy zurückholt, thut er, als sei gar nichts vorgefallen. Obgleich Moody sich schon versprochen hat, hält Belville dennoch das Geheimnis der Verkleidung aufrecht. Er bittet sogar um die Erlaubnis, dem „pretty youth" den Rosamunden-Teich zeigen zu dürfen. Wie stehen nun die beiden am Schlufs der Stücke da? Horner mit der sauberen Prätension des Eunuchen, Belville als glücklicher Gemahl.

Bei den nun folgenden Personen hat Garrick die Namen beibehalten. Sparkish erscheint bei beiden Dichtern als die Personifikation der Abgeschmacktheit. Schon ehe er selber auftritt, erfahren wir aus dem Munde seiner Bekannten, wes Geistes Kind er ist:

„A Rogue that is fond of me only, I think, for abusing him."
(Wycherley: Harcourt [I, 4].)

„He's one of those nauseous Offerers at Witt, who, like the worst Fiddlers, run themselves into all Companies."
(Wycherley: Horner [I, 4].)

„Pr'ythee don't call him my friend; he can be nobody's friend, not even his own — He would thrust himself into my acquaintance, would introduce me to his mistress, though I have told him again and again that I was in love with her, which, instead of ridding me of him, has made him only ten times more troublesome — and me really in love — He should suffer for his self-sufficiency." (Garrick: Harcourt [I, 1].)

Mit Recht macht Macaulay in dem schon mehrfach angezogenen Essay aufmerksam auf das Übertriebene in dieser sonst wohl in den Rahmen der Komödie passenden Figur. Mag man immer die Herzlosigkeit von Gecken und galanten Witzbolden zur Zielscheibe der Satire machen, aber so weit geht doch keiner, dafs er zu einer jungen Dame, mit der er verlobt ist, spricht in der Art, wie Wycherley seinen Sparkish zu Alithea sprechen läfst: „We Wits rail and make love often, but to shew our Parts; as we have no Affections so we have no Malice." Wir hätten wohl gewünscht, dafs Garrick auch an dieser Stelle zur Amputationssäge gegriffen hätte. Aber leider hat er an dieser Person so gut wie nichts geändert. So hat er die eben citierte Äufserung verbo tenus übernommen. Überhaupt beschränkt sich, was die Figur des Sparkish betrifft, die Bearbeitung Garricks auf einige unwesentliche Kürzungen und Änderungen. Ob die Gesangseinlage (III, 1) ein Vorzug des Garrickschen Stückes ist, das zu entscheiden möchte ich dem Urteil des Lesers überlassen. Dagegen müssen wir anerkennen, dafs der Autor der „Country Girl" die widerwärtige zweite Scene des vierten Aktes ausgemerzt hat. Was darin geschieht, läfst er den Sparkish erzählen. Ebenso hat Garrick die elfte Scene desselben Aktes gestrichen. Auch diese Streichung gereicht dem Stück nur zum Vorteil.

Die Figur der Alithea hat Garrick fast gar nicht verändert. Die Trägerin dieses Namens ist das Gegenstück zu Mrs. Pinchwife resp. Miss Peggy. Während diese beiden durch ihren Mangel an Bildung und Erfahrung sich unangenehm bemerkbar machen, ist Alithea eine junge Dame, die zu leben versteht. In den spiefsbürgerlichen Augen Moodys allerdings ist sie „a mere notorious town woman". Indes fühlt sie sich durch ein solches

engherziges Vorurteil keineswegs getroffen. Sie versichert den Bruder mit zuversichtlicher Kühnheit, dafs die Ehre seiner Familie eher durch die Gattin resp. Braut leiden werde als durch die ihrige, obwohl sie die „unschuldige Freiheit der Stadt“ genieſse. Ihr Verkehr giebt selbst dem tadelsüchtigsten Auge keinerlei Anstofs. Ihre Tugend ist in dem Leben mit der Welt ohne Makel geblieben. — Wycherley hat die Alithea (III, 1 u. 2) auch dazu benutzt, die Klage der Mrs. Pinchwife über ihre Abgeschlossenheit entgegenzunehmen und dann den freilich nicht acceptierten Vorschlag zu machen betreffend die Maskierung. Diese beiden Aufgaben sind bei Garrick auf die Kammerzofe Lucy übergegangen, wodurch diese Figur an Bedeutung gewinnt. Lucy hört geduldig die Klage der Miss Peggy an. Dann leitet sie geschickt das Gespräch auf die projektierte Heirat mit Moody, die sie um jeden Preis zu vereiteln sucht. Als Miss Peggy energisch auf einem Besuch des Parks besteht, giebt Moody nach. Der Vorschlag der Vermummung wird nicht acceptiert. Lucys Gedanke jedoch, eine männliche Verkleidung zu wählen, findet Moodys vollen Beifall. Bei Wycherley ist die Verkleidung der ureigenste Gedanke des Mr. Pinchwife.

Harcourt, der bevorzugte Liebhaber, ist bei Wycherley der saubere Gefährte des Mannes, dem die Aufgabe geworden ist, den Mr. Pinchwife zum Hahnrei zu machen. Garrick hat, wie er Horner in Belville umgewandelt hat, dementsprechend auch die Figur des Harcourt verändert. Dieser ist bei Garrick nicht mehr der lockere Zeisig mit den frivolen Lebensansichten eines grofsstädtischen Wüstlings, sondern ein Mann, über die erste Jugend hinaus, der von einer aufrichtigen Liebe beseelt ist zu einem Mädchen, das allerdings bereits verlobt ist. Da jedoch Sparkish (der Verlobte) nicht ernst zu nehmen ist, dürfen wir den Harcourt nicht ungehört verdammen: „Can you object to my happiness, when this gentleman was unworthy of it?“ Er ist der Oheim des Belville, dem er mit seinem erfahrenen Rate zur Seite steht. Als er erfährt, dafs der Neffe sich verliebt hat, und als dieser seinen Rat in Anspruch nimmt, will er gern helfen. Nur *eine* Bedingung stellt er: der Gegenstand der Anbetung darf nicht verheiratet sein. Denn, fügt er hinzu, „I never encourage young men to covet their neighbours' wives.“ Diese

achtungswerte Gesinnung steht in schroffem Gegensatz zu dem Wycherleyschen Harcourt, der (III, 7) dem Horner behilflich ist, die Mrs. Pinchwife zu entführen.

Die letzte Person, welche uns zur Vergleichung vorliegt, ist Lucy. Wir sagten schon bei Besprechung der „Alithea", dafs Garrick der Lucy zu gröfserer Bedeutung verholfen habe. Bei Wycherley spielt die Kammerzofe eine ziemlich untergeordnete Rolle. Bis zur fünften Scene des dritten Aktes kommt sie überhaupt nicht vor, von da bis zum Schlufs des dritten Aktes ist sie fast nur eine stumme Zuschauerin. Der Kampf (III, 7) um die Befreiung der Mrs. Pinchwife aus den Armen des Horner ist nur ein Scheinkampf. Erst im vierten Akt greift Lucy in die Handlung wirksam ein. Es handelt sich um die Zukunft ihrer Herrin, die Heirat derselben mit Sparkish. — In V, 5 finden wir sie wieder in Begleitung Alitheas auf der Piazza von Covent-Garden. Sparkish stellt Alithea zur Rede wegen ihrer vermeintlichen Untreue. Er sagt sich für immer von ihr los. Lucy frohlockt über ihren so unerwartet raschen Sieg. Indes scheint es, als ob die Sache noch ein schlechtes Ende nehmen solle. Horner soll erklären, dafs Alithea ihm zugeführt worden sei. Um Mrs. Pinchwife zu retten, giebt er diese Erklärung ab. Alithea und Harcourt fordern Genugthuung für diese Lüge. Mr. Pinchwife steht dabei und weifs nicht, auf welcher Seite er die Wahrheit suchen soll. Die einzige Person, die mit zwei Worten das Rätsel hätte lösen können, Lucy, die Urheberin der ganzen Verwirrung — schweigt. Sie mag es mit keiner verderben, mit Alithea ebensowenig wie mit Mrs. Pinchwife. Erst als durch die plumpe Intervention der letzteren die Sache aufgeklärt ist, scheint ihr der geeignete Moment gekommen. Sie tischt eine Lüge auf, die ihrem erfinderischen Geiste alle Ehre macht (cf. Inhaltsangabe V, 9). — Garrick widmet der Schilderung des Kupplergeschäfts einen gröfseren Raum. Bei Wycherley war das zweite Geschäft in Sachen Horner und Mrs. Pinchwife nur eben angedeutet, Garrick spinnt diese Andeutung nach Möglichkeit aus. Ja, noch mehr, in dem Garrickschen Stücke tritt sogar die bei Wycherley so breit angeführte Affaire zwischen Alithea und Harcourt zurück gegen die zwischen Peggy und Belville. Von ihrer Herrin Alithea abgewiesen, will Lucy ihre ganze Thätigkeit nunmehr

der Miss Peggy widmen. Sie wird zum postillon d'amour. Sie arrangiert abendliche tête-à-têtes. Sie ist ganz glücklich, dafs alles so gut verläuft. Sie wird tanzen auf zwei Hochzeiten und belohnt werden von beiden Parteien. Dafs Garrick einen Teil der Rolle der Alithea hat auf Lucy übergehen lassen, davon ist schon oben die Rede gewesen. —

Unsere Aufgabe, die Beziehungen der Garrickschen „Country Girl" zu der Wycherleyschen „Country Wife" festzustellen, ist gelöst. Was ist nun das Ergebnis unserer Untersuchungen? Wir hatten in der Einleitung schon darauf hingewiesen, dafs in der Fabel ein Unterschied zwischen beiden Stücken nicht besteht. Konnte es doch Garrick nicht darauf ankommen, in diesem Punkte seine Originalität zu zeigen. Garricks Verdienst besteht vielmehr darin, dafs er den ungefügigen Stoff vereinfacht hat, dafs er viel Überflüssiges und sittlich Anstöfsiges beseitigt und dadurch das Wycherleysche Stück der Vergessenheit entrissen hat, der es sonst ohne alle Frage würde anheimgefallen sein. Nur ein so gewiegter Kenner der Bühne, wie Garrick es war, konnte sich an ein solches Unternehmen wagen. Nur einem Theaterdirektor konnte das Werk gelingen. — Wie steht es nun mit der Charakteristik der sieben beiden Stücken gemeinsamen Personen? In dieser Hinsicht ist Garrick ganz selbständig verfahren. Was ihm für seinen Zweck nicht pafste, was in sittlicher Beziehung Bedenken erregen konnte, mufste unbarmherzig fallen. So erklärt sich der tiefgehende Unterschied zwischen Moody und Mr. Pinchwife, zwischen Miss Peggy und Mrs. Pinchwife. Aus dem unerträglichen Horner hat Garrick die sympathische Figur des Belville hervorgezaubert. Horners gleichgesinnter Freund Harcourt hat unter dem Meifsel des Dichters ein viel solideres Aussehen bekommen. Die Zofe Lucy hat sich mit Garricks Hilfe ein ergiebigeres Arbeitsfeld zu erobern gewufst. Nur ganz unbedeutende Veränderungen zeigen dagegen Sparkish und Alithea.

II. Garrick und Molière.

Wir bezeichneten als die Aufgabe dieses zweiten Teils: festzustellen, welchen direkten Einfluls Molières „École des Femmes" auf Garricks „Country Girl" gehabt hat. Dabei wird

es darauf ankommen, Gedanken und Motive zu suchen, welche aus der französischen Komödie unmittelbar in das Garrickschе Lustspiel übergegangen sind. Alles, was durch das Medium der Wycherleyschen „Country Wife“ bei Garrick Eingang gefunden hat, gehört nicht hierher. Das ist bereits im ersten Teile eingehend beleuchtet worden.

Das Personenverzeichnis der „Country Girl“ führt nur drei Personen auf, deren Vorbilder wir bei Molière wiederfinden: Moody, Peggy und Belville. Unsere Vergleichung kann sich deshalb auch nur auf diese drei erstrecken. Es dürfte überflüssig sein, eine Parellelisierung des Inhalts der beiden Stücke vorzunehmen, da der Inhalt der Molièreschen Komödie allbekannt ist und der der Garrickschen schon oben eine Stelle gefunden hat. Aus demselben Grunde fällt hier die Darlegung der politischen und dramatischen Verhältnisse weg. Unsere Aufmerksamkeit konzentriert sich daher hier auf einen Punkt: die Zeichnung der Charaktere. Ist in Moody Molières Arnolphe wiederzuerkennen? Welche Züge der Agnès und des Horace finden wir bei Miss Peggy und Belville wieder?

Moody ist ein eifersüchtiger polternder Alter. Harcourt sagt von ihm, dafs er eine seltsame Metamorphose durchgemacht habe: „a once high-spirited, handsome, well-dress'd, raking prodigal of the town, sunk into a surly, suspicious, œconomical, country sloven —.“ Sein Grundsatz ist: Heiraten ist eine Thorheit; wenn man es aber nicht lassen kann, soll man wenigstens eine dumme Frau nehmen. Er will nun auch diese Thorheit begehen, aber, seinem Grundsatz treu, gedenkt er zu seiner Gattin zu machen ein junges Mädchen, dem die Welt bis dahin ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Sein Mündel Peggy scheint ihm dazu vortrefflich geeignet. Wir haben gesehen, mit welcher raffinierten Schlauheit er die Ausführung dieses Planes vorbereitete. So weit ist dieser Moody nur eine abgeblafste Kopie des Arnolphe. Auch dieser ist über die Mimejahre längst hinaus. Deshalb wacht er mit Eifersucht über der Agnès, die er sich für die Ehe aufgespart hat. Polterndes Wesen ist auch ihm zur anderen Natur geworden. Eine so seltene Metamorphose, wie Moody sie durchgemacht hat, zeigt uns Molière freilich nicht an seinem Arnolphe. Dieser ist immer ein schaden-

froher Spötter gewesen. Selber unverheiratet, hat er stets seinen Spott gehabt über verheiratete Herren seiner Bekanntschaft, die von ihren Frauen getäuscht wurden. Der Agnès gegenüber prahlt er mit zwanzig höchst annehmbaren Partien, die er ausgeschlagen habe. Als er nun an die Ehe denkt, glaubt er ein unfehlbares Mittel gegen den Hahnrei zu besitzen: die Dummheit der Frau. Sein Grundsatz für das Heiraten deckt sich nicht ganz mit dem Moodys. Auch ihm scheint eine „dumme" Frau die conditio sine qua non für eine glückliche Ehe. Aber er geht nicht so weit wie Moody, das Heiraten geradezu für eine Thorheit zu halten. Auch Arnolphe hat ein kleines Mädchen in sein Haus genommen, um sich eine Frau daraus zu erziehen. Nur können wir ihn deshalb nicht tadeln, wie den Moody, bei dem schnöde Gewinnsucht mit im Spiele gewesen war. Einer Bäuerin, die in schwerste Not geraten war, hatte er das Kind aus Mitleid abgenommen. — Interessanter als diese Antecedenzien der beiden Ehekandidaten ist ihr Benehmen im Kampfe um die Braut. Arnolphe scheut kein Mittel, um den Sieg zu erringen. Da der Gegner ihn zu seinem Vertrauten gemacht hat, was der Dichter durch den Doppelnamen „Arnolphe" und „de la Souche" ermöglicht, so ist er stets au courant. Trotzdem hat es Molière so eingerichtet, dafs er der Düpierte ist. Moody kämpft auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen. Zwar ist er nicht so glücklich, der Vertraute der Geheimnisse seines Konkurrenten zu sein. Aber es gelingt ihm doch wenigstens, das junge Mädchen bei einem Liebesbrief zu überraschen, der an Belville gerichtet war. — Als der Sieg zu ihren Ungunsten sich entschieden hat, sind beide wie zermalmt. Moody macht seinem gepreſsten Herzen Luft in furchtbaren Verwünschungen. Arnolphe hat nur das eine Wort „ouf". Es folgen einige Stellen, die offenbar verwandt sind den gegenüberstehenden Stellen aus Molière. Garrick ist also hier direkt auf das grofse französische Muster zurückgegangen, bei Wycherley fand er diese Worte nicht.

Molière:

Et de moi tout-à-fait vous ne rirez point.
Arnolphe (IV, 1).

Garrick:

I am not to be laugh'd out of my senses. Moody (I, 1).

Hé! mon Dieu, n'entrons point dans ce vain compliment:
Rien ne me fâche tant que ces cérémonies;
Et, si l'on m'en croyait, elles seraient bannies.
C'est un maudit usage.
Arnolphe (III, 4).

And so, old friend, make no ceremony with me — I have much business, and you have much pleasure, and therefore, as I hate forms, I will excuse your returning my visit. Moody (I, 1).

Pardonnez-moi! j'en ris tout autant que je puis.
Arnolphe (III, 4).

O dear sir, let me have my laugh out, or I shall burst —
Lucy (IV, 3).

Pressez vite le jour de la cérémonie.
Arnolphe (V, 8).

If he can get a parson, let him marry her this minute.
Moody (V, 2).

Et vous avez le front de le dire à moi-même!
Arnolphe (V, 4).

How dare you look me in the face, cockatrice? Moody (V, 2).

J'en sais des nouvelles.
Arnolphe (IV, 4).

I have such news for thee.
Sparkish (I, 1).

Je ne suis pas un homme à vouloir rien pour rien;
Je sais, quand on me sert, en garder la mémoire:
Cependant, par avance, Alain, voilà pour boire;
Et voilà pour t'avoir, Georgette, un cotillon.
(Ils tendent tous deux la main et prennent l'argent.)
Ce n'est de mes bienfaits qu'un simple échantillon.
Arnolphe (IV, 4).

As you are not mercenary, Mrs. Lucy, I ought to be the more generous — give me leave to present you with this trifle, (gives a ring) not as a reward for your services, but as a small token of friendship.
Belville (IV, 3).

Quels maux peuvent, ô ciel! égaler mes ennuis?
Et s'est-on jamais vu dans l'abîme où je suis?
Horace (V, 8).

I am stupified with shame, rage and astonishment — my fate has o'ercome me — I can struggle no more with it. Moody (V, 2).

Ce serait tout détruire.
Horace (V, 3).

You'll spoil all.
Harcourt (III, 1).

Die zweite Person, die das Garrickschc Stück gemein hat mit dem Molièreschen, ist Miss Peggy. Ihr entspricht Agnès. Als wir Molières „École des Femmes“ mit Wycherleys „Country Wife“ verglichen, machten wir besonders aufmerksam auf den Unterschied zwischen der Frau Pinchwife und der Agnès. Dieser Unterschied war so grofs, dafs wir Mühe hatten, daneben die ähnlichen Züge überhaupt zu erkennen. Ist das nun bei Garrick auch noch so? Steht die Peggy der Agnès so fern, wie diese der Frau Pinchwife? Haben wir Mühe in Peggy wiederzuerkennen

die Agnès, deren Bild uns Molière so tief in die Seele geschrieben hat? In betreff der Antwort brauchen wir nicht verlegen zu sein. Garricks Peggy ist eine vortrefflich gelungene Nachahmung von Molières Agnès. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, dafs Garrick aus der Wycherleyschen Frau wieder das Molièresche Mädchen machte. Garricks feinem ästhetischem Auge konnte der gefährliche Irrtum Wycherleys nicht entgehen. Das Drama Wycherleys verlor durch die Veränderung der Agnès den Boden der Moral unter den Füfsen und glitt hinab auf den schlüpfrigen Pfad der Frivolität und der Gemeinheit. Mit klarem, gesundem Blick erkannte daher Garrick, dafs er den Weg seines englischen Vorgängers zunächst wieder zurückgehen müsse. So kam er wieder an bei der Figur, wie sie der Franzose gezeichnet hatte. Und damit war der wichtigste Schritt gethan, um Wycherleys Stück aus dem Sumpf zurückzuholen. Miss Peggy ist wieder die unschuldige, naive Agnès, eine köstliche, anziehende Mädchengestalt, die es uns gleich beim ersten Auftreten anthut. Fast alles, was uns für die Agnès eingenommen hat, finden wir hier wieder: die kindliche Einfalt, die Unverdorbenheit des Herzens, das Erwachen der ersten Liebe. Ganz wie Agnès ist Peggy bisher in einer Abgeschiedenheit von der Welt gehalten, die einem Begrabensein bei lebendigem Leibe nicht unähnlich war. Ganz wie Agnès ergreift sie begierig die Hand, die sie aus diesem Grabe heraus ins frische Menschenleben hineinführen will. Ganz wie Agnès erkämpft sie den Besitz des Geliebten. Ja, sie bringt es noch etwas weiter als jene. Am Schlufs des Molièreschen Stückes ist Agnès glückliche Braut, Garrick entläfst uns aber erst, nachdem sich Peggy am Arm ihres Belville als junge Frau präsentiert hat.

Wenden wir uns zuletzt zu Belville, dem Gegenstück des Horace. Auch hier konstatieren wir mit besonderer Genugthuung, dafs Garrick das französische Vorbild dem englischen vorgezogen hat. Neben einer Miss Peggy hatte ein Horner keinen Platz. Die Atmosphäre, in der diese beiden zu leben gewohnt waren, war zu ungleichartig. Was war da natürlicher, als dafs Garrick zu der Figur des Horace seine Zuflucht nahm? In dem jungen, unerfahrenen Belville finden wir leicht die wohlbekannten Züge des Horace wieder. Beide tragen das beseligende

Gefühl der ersten Liebe in der Brust. Beide können ihr Geheimnis nicht für sich behalten, es drängt sie, ihre Freude mit anderen zu teilen. Horace macht Arnolphe zu seinem Vertrauten, Belville den Harcourt. Warum Garrick nicht dem Beispiel Molières folgte und Moody zum Mitwisser werden liefs? Die Antwort ergiebt sich aus dem viel gröfseren Hintergrunde, den Garrick seiner „Country Girl" gegeben hat. Hat er doch statt des einen Liebespaares bei Molière deren zwei. Daher sind die Fäden des Garrickschen Lustspiels viel verschlungener als die der französischen Komödie. — Als es sich darum handelt, die Geliebte aus den verhafsten Banden zu befreien, schrecken beide, Belville und Horace, vor keinem Hindernis zurück. Dabei übertrifft Horace den Belville an Zartgefühl. Während Horace sich weigert, die Geliebte in seiner Wohnung unterzubringen: „ce serait tout détruire", ist Belville mit Peggy bereits auf dem Wege dahin: „let us fly with the wings of love to my house there, and we shall be safe for ever." Der Schlufs zeigt, analog den letztbesprochenen Personen, Horace als Bräutigam, Belville als jungen Ehemann.

Auch mit dem zweiten Teil unserer Abhandlung sind wir zu Ende. Es kam darauf an, in Garricks „Country Girl" Züge nachzuweisen, die unmittelbar Molières „École des Femmes" entlehnt sind. Das Resultat unserer Vergleichung ist ein positives. Garrick hat fleifsig den grofsen französischen Vorgänger studiert, er hat für seine „Country Girl" die Hauptfiguren der „École des Femmes" nach Möglichkeit verwertet. Durch diese ausgiebige Benutzung der französischen Quelle hat er seinem Drama einen grofsen Dienst erwiesen.

Hannover. Paul Sandmann.

Gärten und Gartenkunst

in Shakespeares England.

Von

Th. Vatke.

Die Vorliebe des Engländers für Gärten und Gartenkunst kann wohl nicht stärker ausgedrückt werden als der Lord-Kanzler Jakobs I. gethan hat: „God Almighty — so beginnt Baco von Verulam seinen Essay „Of Gardens" — first planted a garden; and indeed it is the purest of human pleasures. It is the greatest refreshment to the spirits of man; without which buildings and palaces are but gross handy-works. And a man shall ever see, that when ages grow to civility and elegancy, men come to build stately, sooner than to garden finely: as if gardening were the greater perfection." Wie tritt hier sogleich die kulturhistorische und künstlerische Erfassung der Gartenanlage, die harmonische Beziehung derselben zur jeweiligen Wohnstätte des Menschen entgegen! Der „curious knotted garden" Shakespeares kann nicht mehr überraschen: denn die Schnörkellinie, welche die Kleidung und Wohnstätte der Zeitgenossen bezeichnet, bestimmt auch die Umrisse und Einteilungen seiner Gartenbeete.

Wie aber die Neigung zur Künstelei und Spielerei gerade im Gartenwesen das ganze Mittelalter hindurch ihren Triumph feiert, ist z. B. aus Schilderung der Gärten im Roman von der Rose bekannt genug. (Vgl. Dr. Stimming, Herrigs Archiv, Bd. 49, 1872.)

Die „Frucht- und Krautgärten"[1] der Klöster, wie die *„Orcheyardes and erberes"* des Dominikaner-Konvents bei *Peres The Ploughman's Crede* (A. D. 1394) mögen die Hauptstätten alt-

[1] Vgl. The *camomile* (Kamille), 'the more it is trodden on, the faster it grows', sagt nach Lyly's Euphues, Falstaff, I King H. IV., II, 4.

englischer Gartenkultur gewesen sein: die „erberes“ aber, die Krautgärten, lieferten die Medizinalkräuter für die Hausapotheke.

Hier berührt sich eben die Gartenpflege früherer Zeiten mit der medizinischen Kunst derselben,[1] welche erstaunlich viel getrocknete Kräuter verwandte, so dafs noch in Shakespeares London Bucklersbury Street, Sitz der Apotheker, in der Jahreszeit, wo die *simples* (die Medizinalkräuter) getrocknet wurden (simple time), durch ihren Geruch bekannt war.

Durch keinen Geringeren aber als durch Shakespeare selbst können wir in die Gärten des damaligen Englands eingeführt werden. Die sehr anschauliche Scene verläuft im Wintermärchen IV, 3. Dort sagt Perdita (to Polixenes):

You're welcome, Sir. —
Give me those flowers there, Dorcas. — Reverend Sirs,
For you there's *rosemary*, and *rue*, these keep
Seeming and savour all the winter long: — — —
Sir, the year growing ancient, —
Not yet on summer's death, nor on the birth
Of trembling winter, — the fairest flowers o'the season
Are our *carnations*, and streak'd gillyvors
Which some call *nature's bastards:* of that kind
Our *rustic garden's* barren, and I care not
To get slips of them.

Polix. Wherefore, gentle maiden,
Do you neglect them?

Per. For I have heard it said,
There is an art which, in their piedness, shares
With great creating nature.

Polix. Say, there be;
Yet nature is made better by no mean,
But nature makes that mean: so, o'er that art,
Which, you say, adds to nature, is an art
That nature makes. You see, sweet maid, we marry
A gentler scion to the wildest stock,
And make conceive a bark of baser kind
By bud of nobler race: this is an art
Which does mend nature, — change it rather; but
The art itself is nature.

Per. So it is.

Polix. Then make your garden rich in gillyvors,
And do not call them bastards.

Per. I'll not put
The dibble in earth to set one slip of them:
No more than, were I painted, I would wish
This youth should say, 'twere well, and only therefore
Desire to breed by me. — Here's flowers for you;
Hot lavender, mints, savory marjoram;
The marigold, that goes to be wi' the sun,

[1] Vgl. S. 95: Gerard ist 'Surgeon and Herbalist to the King.'

And with him rises weeping: these are flowers
Of middle summer, and, I think, they are given
To men of middle age. You are very welcome.
Cam. I should leave grazing, were I of your flock.
And only live by gazing.
Per. Out, alas!
You'd been so lean, that blasts of January
Would blow you through and through. — Now, my fair'st friend,
I would, I had some flowers o'the spring, that might
Become your time of day; and yours, and yours,
That wear upon your virgin branches yet
Your maidenheads growing: — O Proserpina!
For the flowers now, that frighted, thou lett'st fall
From Dis's waggon! *daffodils*,
That come before the swallow dares, and take
The winds of March with beauty; violets dim,
But sweeter than the lids of Juno's eyes,
Or Cytherea's breath; pale primroses,
That die unmarried ere they can behold
Bright Phœbus in his strength, a malady
Most incident to maids; bold oxlips, and
The *crown-imperial;* lilies of all kinds,
The *flower-de-luce* being one. O, these I lack,
To make your garlands of, and my sweet friend,
To strew him o'er and o'er.
Flor. What, like a corse?
Per. No, like a bank, for love to lie and play on,
Not like a corse; or if, — not to be buried,
But quick, and in mine arms.

Perdita verschmäht die gestreiften Nelken, weil ihre bunten Farben nicht von der Natur herrühren, vielmehr von der Kunst des Gärtners (Delius). Alex. Schmidt bemerkt gewifs mit Recht zu unserer Stelle: „Hiermit ist nicht, wie Steevens glaubt, eine künstliche Erzeugung von Blumen gemeint, sondern die künstliche Änderung der Blumenfarben, besonders der fleischfarbenen Nelken (carnations)."

Und warum mag Perdita jene künstlich gefärbten Nelken nicht? Weil sie an die künstlich gefärbten, die geschminkten Genossinnen ihres Geschlechtes dabei denkt. Überall in jenem Zeitalter will man die Natur verkünsteln und überbieten. Einen Beleg für unsere Auffassung jener Worte Shakespeares aber finden wir bei Harrison (England[1] II, XX p. 325, Furnivall): „... in comparison of this present, the ancient gardens were but dunghils and laistowes to such as did possesse them. How art also helpeth nature, in the *dailie*

[1] A. D. 1563.

colouring, dubling and inlarging the proportion of our floures, it is incredible to report: for so curious and cunning are our gardeners now in these daies, that they presume to doo in maner what they list with nature, and moderate his course in things as if they were hir superiours. It is a world also to see how manie strange hearbs, plants, and annuall fruits, are dailie brought vnto vs from the Indies, Americans, Taprobane, Canarie Iles, and all parts of the world: the which albeit that in respect of the constitutions of our bodies they doo not grow for vs, bicause that God hath bestowed sufficient commodities vpon euerie countrie for hir owne necessitie; yet for delectation sake vnto the eie, and their odoriferous fauours vnto the nose, they are to be cherished, and God to be glorified also in them, bicause they are his good gifts, and created to doo man helpe and seruice. There is not almost *one noble man, gentleman, or merchant, that hath not great store of these floures, which* now also doo begin to wax so well acquainted with our soiles, that we may almost accompt of them as parcell of our owne commodities. They haue no lesse regard in like sort to cherish medicinable hearbs fetched out of other regions neerer hand: insomuch that I haue seene in some one garden to the number of three hundred or foure hundred of them, if not more; of the halfe of whose names, within fortie yeeres passed we had no maner knowledge. But herein I find some cause of iust complaint, for that we extoll their vses so farre that we fall into contempt of our owne, which are in truth more beneficiall and apt for vs than such as grow elsewhere, sith (as I said before) euerie region hath abundantlie within hir owne limits whatsoeuer is needfull and most convenient for them that dwell therein. How doo men extoll the vse of Tabacco[1] in my time, whereas in truth (whether the cause be in the repugnancie of our constitution vnto the operation thereof, or that the ground dooth alter hir force, I cannot tell) it is not found of so great efficacie as they write."

Und weiter werden die dermaligen Gärten Englands gepriesen p. 329:

„And euen as it fareth *with our gardens, so dooth it with our orchards,* which were neuer furnished with so good fruit, nor with such varieties as at this present. For beside that we haue most

[1] cf. 'A Counterblast to Tobacco', die Gegenschrift König Jakobs I.

delicate apples, plummes, peares, walnuts, filberds, &c. and those of sundrie sorts, planted within fortie yeeres passed, in comparison of which most of the old trees are nothing woorth: so haue we no lesse store of strange fruit, as abricotes, almonds, peaches, figges, cornetrees in noble mens orchards. I haue seene capres, orenges, and lemmons, and heard of wild oliues growing here, beside other strange trees, brought from far, whose names I know not. So that England for these commodities was neuer better furnished, neither anie nation vnder their clime more plentifullie indued with these and other blessings from the most high God, who grant vs grace withall....“

Über die Kunst, Bäume zu pfropfen, heifst es dann weiter p. 330: „Diuerse also haue written at large of these seueral practises, and some of them how to conuert the kernels of peaches into almonds, of small fruit to make farre greater, and to remooue or ad superfluous or necessarie moisture to the trees, with other things belonging to their preseruation, and with no lesse diligence than our physicians doo commonlie shew vpon our owne diseased bodies, which to me dooth seeme right strange. And euen so doo *our gardeners* with their herbes, whereby they are strengthened against noisome blasts, and preserued from putrifaction and hinderance; whereby some such as were anuall, are now made perpetuall, being yeerelie taken vp, and either reserued in the house, or hauing the rosse pulled from their rootes, laid againe into the earth, where they remaine in safetie. What choise they make also in their waters, and wherewith some of them doo now and then keepe them moist, it is a world to see; insomuch that the *apothecaries shops* maie seeme to be needfull also to our gardens and *orchards,* and that in sundrie wise; naie, the kitchen it selfe is so farre from being able to be missed among them, that euen the verie dishwater is not without some vse amongst our finest plants. Whereby, and sundrie other circumstances not here to bee remembred, I am persuaded, that albeit the gardens of the Hesperides were in times past so greatlie accounted of, because of their delicacie: yet if it were possible to haue such an equall iudge, as by certeine knowledge of both were able to pronounce vpon them, I doubt not but he would giue the price vnto the gardens of our daies, and generallie ouer all Europe, in comparison of these times, wherein the old exceeded. Plinie and

other speake of a *rose*[1] that had three score leaues growing vpon one button: but if I should tell of one which bare a triple number vnto that proportion, I know I shall not be beleeued, and no great matter though I were not, howbeit such a one was to be seene in *Antwarpe 1585,* as I haue heard, and I know who might haue had a slip or stallon thereof, if he would haue ventured ten pounds vpon the growth of the same, which should haue bene but a tickle hazard, and therefore better vndone, as I did alwaies imagine. For mine owne part, good reader, let me boast a little of my garden, which is but small, and the whole Area thereof little aboue 300 foot of ground, and yet, such hath beene my good lucke in purchase of the varietie of simples, that notwithstanding my small abilitie, there are verie neere three hundred of one sort and other conteined therein, no one of them being common or vsuallie to bee had. If therefore my little plot, void of all cost in keeping, be so well furnished, what shall we thinke of those of Hampton court, Nonesuch, Tibaults, Cobham garden, and sundrie other apperteining to diuerse *citizens of London,* whom I could particularlie name, if I should not seeme to offend them by such my demeanour and dealing?"

Anmerkung. „The chiefe workeman, or as I maie call him the founder, of this deuise, is *Carolus Clusius,*[2] the noble herbarist, whose industrie hath woonderfullie stirred them vp vnto this good act. For

---

[1] Rose. Wir lesen A Midsummer-Night's Dream II, 1 (v. 249):

> I know a bank where the wild thyme blows,
> Where oxlips and the nodding violet grows,
> Quite over-canopied with luscious woodbine,
> With sweet *musk-roses** and with eglantine:
> There sleeps Titania sometime of the night...

* *musk-roses.* 'Of the different *kinds of roses,* says *Lyte (Herball,* p. 760), The sixt is named of Plinie in Latine, Rosa Coroneola, of the writers at this day *Rosa sera,* and *Rosa autumnalis;* in French, *Rose Musquée,* and Roses de Damas: in base Almaigne, Musket Rooskens: in English also, Muske Roses, bicause of their pleasant sent. So Milton, Lycidas, 146:

> 'The glowing violet,
> The *musk-rose,* and the well attir'd woodbine.'
> (*William Aldis Wright, Clarendon Press.*)

[2] *Clusius,* de l'Ecluse, ein holländischer berühmter Botaniker. Er erhielt durch den englischen Botaniker Gerard die aus Virginien 1584 mitgebrachten Kartoffeln, und liefs dieselben 1588 in den kaiserlichen Gärten von Wien zuerst anpflanzen.

albeit that *Matthiolus, Rembert, Lobell,* and other, haue trauelled verie farre in this behalfe, yet none hath come neere to *Clusius,* much lesse gone further in the finding and true descriptions of such herbes as of late are brought to ligt. I doubt not but if this man were in England but one seuen yeeres, he would reueale a number of herbes growing with vs, whereof neither *our physicians nor apothecaries* as yet haue anie knowledge. And euen like thankes be giuen vnto our nobilitie, gentlemen, and others, for their continuall nutriture and cherising of such homeborne and forren simples in their gardens; for hereby they shall not onlie be had at hand and preserued, but also their formes made more familiar to be discerned, and their forces better knowne than hitherto they haue beene."

Aus dieser Vorliebe für die Kultur der Rose in Shakespeares England erklärt sich unschwer, dafs diese herrliche Blume auch ein Lieblingsstudium der zeitgenössischen Maler jenes gesegneten Inselreiches bildete. Darauf spielt Ben Jonson an, bei dem Fitton *(The Staple of News* IV, 1) sagt: „It is his *rose,* he can make nothing else." Dazu bemerkt Whaley: „Alluding to the painter, who could paint nothing but that flower." Und Cunningham (bei Gifford): „This was a favourite joke of Jonson's. See *Conversations,* vol. IX, p. 404, and the prologue to the *Sad Shepherd* vol. VI, p. 235." Die Stellen lauten: IX, 404, *Conversations with* W. Drummond: „A Painter who could paint nothing but *a rose,* when an Innkeeper had advised with him about ane ensing, said, That a horse was a good one, so was a *hare, but a rose was above them all."* Jonson liked this story of the painter and the rose. He has it in *The Staple of News,* vol. V, p. 255, and in the *Prologue to The Sad Shepherd vol. VI, p. 235.* cf. V, 255: *It is his rose, he can make nothing else."* VI, 235: *„painters who can only make a rose."*

Besonders in den Vorstädten[1] war das Shakespearesche London reich an Gärten:

> Mrs. Fos. 'You have a light heart, gossip.
> Wid. So should you, woman, would you be rul'd by me.
> Come, we'll dine together; after walk abroad
> Unto my *suburb garden,* where, if thou'lt hear
> I'll read my heart to thee ...'
> *A Woman Never Vexed (Old Plays XII, 119).*

[1] Nach Stephanides, Fitzstephen, im 12. Jahrhundert, bei John Stow, *A Survey of London,* written in the year *1598,* scheint London nur in den Vorstädten Gärten besessen zu haben: „Adjoining to the houses on all sides lie the gardens of those citizens that dwell in the suburbs, which are well furnished with trees, spacious and beautiful."

„These *suburb gardens* and *garden-houses* are constantly mentioned by the writers of that age. An extract from Stubbs's *Anatomy of Abuses,* 1585 (quoted by Mr. Gifford in a note on *‚The Bondman'*), will afford the reader some information: ‚In the suberbes of the citie, they [the women] have *gardens* either paled or walled round about very high, with their harbours and bowers fit for the purpose; and lest they might be espied in these open places, they have their *banqueting houses,* with galleries, turrets, and what not, therein sumptuously erected, wherein they may, and doubtless do, many of them, play the filthy persons.'"

Rodenberg, Shakespeares London, S. 77, spricht „von Saffran-Hill, heute eine schmutzige Gegend zwischen Holborn und Clerkenwell", und erinnert daran, dafs die Namen (Weinstrafsen und Saffran-Hill) die Tradition bewahren an die Zeit, wo London noch „the city of Gardens", die Gartenstadt, hiefs, wo hier noch Saffranbeete waren, die katholischen Pfaffen ihren Wein, und die protestantischen Geistlichen ihre Stachelbeeren zogen, indem sie sich mit den Worten trösteten: „Gott hätte wohl eine bessere Beere machen können, aber er that es nicht!" Wesentlichen Einflufs auf die Gartenkultur Englands im 16. und 17. Jahrhundert aber hatten die Niederländer: Salat, ihr Lieblingsgericht, konnte Anna Boleyn erst dann täglich geniefsen, als ihr Gemahl einen Kunstgärtner aus den Niederlanden berief. — Pflaumen, Aprikosen, Artischocken treten um diese Zeit zum erstenmal auf, Kirschen erscheinen 1533 zuerst aus Flandern, aber erst bei Installierung der Ritter vom Hosenbandorden unter Karl II. (1667) kamen auf die Hoftafel auch für Gäste Kirschen, Pfirsiche und Gefrorenes.

Die Neigung zum Gekünstelten, der kunstreichen Form, welche, wie gesagt, das Zeitalter charakterisiert, findet auch in den Gartenanlagen ihren Ausdruck: *„A curious knotted garden"* lautet die Bühnenweisung zum Eingang von *„Love's Labour's Lost"*.

Die „beds or plots, disposed in mathematical symmetry, were *knots.*" Milton has exhibited the characteristics of this formal symmetry by a beautiful contrast:

> Flowers, worthy of Paradise, which not nice art
> In beds and *curious knots,* but nature boon
> Pour'd forth. *(The National Shakespeare,* London 1852.)

Solche kunstreich gezeichneten Blumenbeete waren damals

durchaus allgemein üblich, auch in Frankreich. John Evelyn berichtet von dem Garten von St. Cloud (Dez. 1643): „The parterre is indeed of box, but so rarely design'd and accurately kept cut, that the embroidery makes a wonderful effect to the lodgings which front it."

In Richard II. (III, 4) werden ebenfalls diese *knots* erwähnt:

1. Serv.... 'When our sea-walled garden, the whole land,
Is full of weeds, her fairest flowers chak'd up,
Her fruit-trees all unprun'd, her hedges rain'd,
Her *knots*[1] disorderd, and her wholesome herbs
Swarming with caterpillars.'

Dort werden wir überhaupt sehr anschaulich in den englischen Garten jener Zeit eingeführt:

The Duke of York's Garden.
Queen. 'What sport shall we devise here in this garden,
To drive away the heavy thought of care?
1. Lady. Madam, we'll play at bowls.
Queen. 'Twill make me think the world is full of rubs,
And that my fortune runs against the bias.
1. Lady. Madam, we'll dance.
Queen. My legs can *keep no measure in delight*,
When my poor heart no measure keeps in grief:
Therefore, no dancing, girl; some other sport.'

Diese *measures*, Tänze, wurden auf den Rasenplätzen des Gartens vorgenommen, wie ja auch heute — ganz im Gegensatze zu Deutschland — man auf den Rasenplätzen der englischen Gärten sich zu lagern und sich zu ergehen pflegt:

„to tread a measure with her on the grass."
(*Love's Labour's Lost* V, 2.)

Beliebt waren auch Lauben (bowers) in den Gärten, in denen auch Banketts abgehalten zu werden pflegten. „In summer time, *bowers* were constructed amidst the flower-beds of the garden, of boughs and trellis-work of honeysuckles and jessamine, —

Swete and fresshe lyke a paradyse.

[1] „*Knots* sind die Taxushecken, welche in symmetrischer Anordnung oder künstlicher Verschlingung als Gartenzier angelegt wurden." (Delius.)

In *curious knots* and *mazes* so,
The Spring at first was taught to go;
And Zephyr, when he came to woo
His Flora, had their motions too:
And thence did Venus learn to lead
The Indian brawls, and so to tread

Henry III. ordered an *arbour* to be made at Baynard Castle. In the park at Windsor, Elizabeth of York commanded one to be erected in which a banquet was spread for the queen; and Henry VIII. would often steal away from the glittering splendour of the royal hall, to sup with some new beauty in his garden bower. *(Our English Home p. 147.)*

Häufig anzutreffen in altenglischen Gärten waren ferner Sonnen-Uhren (dials), mit sinnreichen Mottos versehen: „Dials were still used for the exterior, and often placed on a *smoothly mown lawn* in front of the mansion. Charles I. expended large sums in erecting *stone dials* about the grounds of Hampton Court. (Dort befindet sich noch heute ein alter Irrgarten, maze.) It was usual to inscribe them with mottoes, so that, as an old author says, they who came to enquire about time, went away thinking of eternity." (*Our English Home*, p. 181.) Auch Fontänen in übersprudelnder Fülle, wie dieselben auch auf Rubens' Bild „Der Liebesgarten" hervortreten, wiesen jene Gärten auf: „On the under story towards the garden, let it be turned to a grotta, or place of shade or estivation ... and let there be a *fountain*, or some fair work of statua's in the midst of this courts." (Bacon, *Essay of Building.*)

Wir lassen hier folgen:

Frederick Duke of Wirtemberg über *Hampton Court (Rye, England as seen by Foreigners p. 18)*: [1]

As if the wind, not she, did walk;
Nor prest a flower, nor bow'd a stalk.
Ben Jonson, *The Vision of Delight.**

In diesen *mazes*, Irrgärten feiert die Künstelei und Spielerei damaliger Gartenanlagen ihr Höchstes.

* Vgl. die Übersetzung dieser Verse von Im. Schmidt in Herrigs Archiv, Bd. 27, 1860, geistreich wie das Original selbst.

[1] p. 18. Hentzner remarks: „Afterwards (in Sept. 1598) we were led into the gardens [at Hampton Court], which are most pleasant; here we saw Rosemary so planted and nailed to the walls as to cover them entirely — which is a method exceedingly common in England." The Prince of Anhalt, in 1596, speaks of the fine hedges of rosemary to be seen at *Somerset House*, afterwards the residence of Queen Anne of Denmark, and on that account called Denmark House. John Gerard, who possessed a flourishing garden in Holborn, ‚within the suburbs of London', says (Herball, 1597): ‚They make hedges of it in the gardens of

„Now this is the most splendid and most magnificent royal Palace of any that may be found in England —, or, indeed, in any other kingdom. It comprises ten different large courts, and as many separate royal or princely residences, but all connected; together with many beautiful gardens both for pleasure and ornament — *some planted with nothing but rosemary; others laid out with various other plants, which are trained, intertwined, and trimmed in so wonderful a manner, and in such extraordinary shapes, that the like could not easily be found.*

The same Gerard, *‚Surgeon and Herbalist to the King‘*, held a lease of a garden-plot adjoining Somerset House, on condition of his supplying Queen Anne of Denmark with herbs, flowers, and fruit. *(Calendars of State Papers, 1604.)* It was surrendered to the Queen in June, 1611. Horace Walpole, alluding to Hentzner's description of the gardens at Theobalds, remarks: ‚We are apt to think that Sir William Temple and King William [III.] were in a maner the introducers of gardening into England: by the description of Lord Burleigh's garden at Theobalds and those at Nonsuch, we find that the magnificent tho' false taste was known here as early as the reigns of Henry VIII. and his daughter.‘ Harrison, in his Description of England (Holinshed, 1586), on the same pleasant subject of gardens, says: ‚If you looke into our gardens annexed to our houses, how wonderfullie is their beautie increased, not onelie with floures and varietie of curious and costlie workmanship, but also with rare and medicinable hearbes sought up in the land within these fortie yeeres; so that in comparison of the present.‘ —

Lord Bacon's Essay of Gardens.

‚God Almighty first planted a Garden; and indeed it is the purest of human pleasures. It is the greatest refreshment to the spirits of man; without which buildings and palaces are but gross handy-works. And a man shall ever see, that when ages grow to civility and elegancy, men come to build stately, sooner than to garden finely: as if gardening were the greater perfection. I do

---

Italie and Englande, being a great ornament unto the same.‘ The several virtues of the plant are mentioned by him. (See also Nares' Glossary for allusions by the old English poets and dramatists.)“

hold it in the royal ordering of gardens, there ought to be gardens for all the months in the year, in which, severally, things of beauty may be then in season. For *December* and *January,* and the latter part of *November,* you must take such things *as are green all winter;*[1] *holly, ivy, bays,*[2] *juniper,*[3] *cypress tress, eughs,*[4] *pine-apple trees, fir-trees, rosemary, lavender,*[5] *perriwinckle*[6] *the white,* the purple, and the blew, *germander,*[7] flags, orenge-trees, lemmon-trees, and myrtle, if they be stoved, and sweet marjoram warm sets. There followeth for the latter part of *January and February,* the mezerion tree,[8] which then blossoms, crocus vernus, both the yellow and the grey, primroses, anemones, the early tulippa, hyacinthus orientalis, *chamairis,*[9] *frettellaria.*[10] For *March* there comes violets, specially the single blew, which are earliest, the yellow daffadil, the daizy, the almond-tree in blossom, the peach tree in blossom, the cornelian-tree in blossom, sweet briar. In April follow the double white violet, the *wall-flower,*[11] the *stock gilly-flower,* the *coulslip, flower-de-lices,*[12] and *lillies* of all natures, rosemary-flower, the tulippa, the double piony, the *pale daffadil,*[13] the *French hony-suckle,*[14] the *cherry-tree in blossom,* the *da-*

---

[1] Auch heute sind bekanntlich die Gärten Englands durch die Fülle der immergrünen, den Winter hindurch sich erhaltenden Sträucher und Hecken hervorragend, deren Laub dann zu *Christmas* eine bedeutsame Verwendung erfährt.

[2] Bays, *Pyracantha,* Feuerdorn, als Spalierpflanze in England gezogen. — Vgl. Thornbury, Shakespeares England I, 84, Hawstead House zur Zeit Elisabeths: „The walls of the house were covered with the *Pyracanthus* (tha), once a very rare plant."

[3] Juniperus, Wachholder.

[4] *eugh,* Eibe, *Taxus.*

[5] *lavender,* to lie in lavender, bedeutete in Shakespeares Zeit geradezu „beim Pfandleiher versetzt sein", weil dieser getragene Kleider in duftendes Lawendelwasser zu legen pflegte.

[6] perriwinkle, lat. vinca, Immergrün.

[7] germander, der Gamander, ein graugrüner Halbstrauch, der in England den Winter überdauert. Katzen stellen demselben nach.

[8] *Daphne Mezereum,* Lin. (Kellerhals, Seidelbast).

[9] chamairis, die niedrige Schwertlilie.

[10] fretellaria, Kaiserkrone.

[11] wallflower, Goldlack.

[12] flower-de-lice, Schwertlilie.

[13] daffadil, Lilienart, Affodill.

[14] hony-suckle, Geifsblatt.

nascen and plumb-trees in blossom, the white thorn in leaf, the *lelack-tree.*[1] In *May and June come pinks*[2] of all sorts, specially the blush-pink, roses of all kinds, except the musk, which comes later, *honysuckles, strawberries, bugloss, columbine,*[3] *the French Mary gold, Flos Africanus,*[4] cherry-tree in fruit, ribes, figs in fruit, raps, vine-flowers, lavender in flowers, the sweet-*satyrian*[5] with the white flower, *herba muscaria, lilium convallium,*[6] the apple-tree in blossom. In *July* come gilly-flowers of all varieties, musk-roses, and the lime-tree in blossom, early pears and plums in fruit, ginnitings, quadlings. In *August* come plums of all sorts in fruit, pears, apricocks, barberies, *filberds,*[7] *musk-melons,* monks-hoods of all colours. In *September* comes grapes, apples, poppies of all colours, peaches, melo-cotones, nectarines, cornelians, wardens, quinces. In *October* and the beginning of November, come services, medlars, bullises; roses cut or removed to come late, hollyoaks, and such like. These particulars are for the *climate of London:*[8] but my meaning is perceived, that you may have ver perpetuum, as the place affords.

And because the breath of flowers is far sweeter in the air, (where it comes and goes, like the warbling of musick) than in the hand, therefore nothing is more fit for that delight, than to know what be the flowers and plants that do but perfume the air. Roses damask and red are flowers tenacious of their smells, so that you may walk by a whole row of them, and find nothing of their sweetness; yea, though it be in a morning dew. Bays likewise yield no smell as they grow, rosemary little, nor sweet-majoram. That which above all others yields the sweetest smell in the air, is the violet, specially the white double violet, which comes twice a year, about the middle of April, and about Bartholomew-tide. Next to that is

[1] *lelack-tree,* Flieder.
[2] *pinks,* Nelken.
[3] *columbine,* Akelei.
[4] Flos Africanus, Tagetus, Studentenblume.
[5] *satyrian,* Orchidee.
[6] lilium convallium, Maiblume.
[7] *filbeard,* Lambertsnufs.
[8] Die heutigen Gärten Englands weisen genau dieselben immergrünen Bäume auf; doch sind prunus *lauro-cerasus,* der Kirschlorbeer, und pinus cedrus, die Ceder des Libanon, als sehr beliebt hinzugekommen.

the *musk-rose,*[1] then the strawberry leaves *dying with a most excellent cordial smell.* Then the flower of the vines, it is a little dust, like the dust of a bent, which grows upon the cluster in the first coming forth. Then sweet-briar, then *wall-flowers,* which are very delightful to be set under a *parlour,* or lower *chamber window.* Then pinks and *gilly-flowers,*[2] specially the matted pink, and clove *gilly-flower.* Then the flowers of the lime-tree. Then the *hony-suckles,* so they be somewhat afar off. Of bean-flowers I speak not, because they are field-flowers. But those which perfume the air most delightfully, most passed by as the rest, but being trodden upon and crushed, are three, that is, burnet, wild-time, and water mints. Therefore you are to set whole alleys of them, to have the pleasure when you walk or tread.

For gardens, (speaking of those which are indeed prince-like, as we have done of building), the contents ought not well to be under thirty acres of ground, and to be divided into three parts; a green in the entrance, a heath or *desart* in the going forth, and the main garden in the midst, besides alleys on both sides. And I like well, that four acres of ground be assigned to the green, six to the heath, four and four to either side, and twelve to the main garden. The green hath two pleasures; the one, because nothing is more pleasant to the eye than green grass kept finely shorn; the other, because it will give you a fair alley in the midst, by which you may go in front upon a stately hedg, which is to enclose the garden. But because the alley will be long, and in great heat of the year or day, you ought not to buy the shade in the garden, by going in the sun through the green; therefore you are of either side the green to plant a *covert alley upon carpenters* work, about twelve foot in heighth, by which you may go in shade into the garden. As for the making of *knots of figures,*[3] *with divers coloured earths, that they may lye under the windows of the house, on that side which the garden stands, they be but toys, you may see as good sights many times in tarts.* The garden is best to be square, encompassed on all the four sides with a stately arched hedg: the arches to be on pillars of

[1] Vgl. oben.

[2] *gilly-flower,* frz. giroflée, die Nelke.

[3] *knots of figures,* of a curious knotted garden bei Shakespeare.

carpenters work, of some ten foot high, and six foot broad, and the spaces between of the same dimension with the breadth of the arch. Over the arches, let there be an entire hedg, over every arch a little turret, with a belly, enough to receive a cage of birds; and over every space between the arches, some other little figure, with broad plates of round coloured glasse, gilt, for the sunne, to play upon. But this hedge I entend to be, raised upon a bancke, not steepe, but gently slope, of some six foot, set all with flowers. Also I understand, that this square of the garden, should not be the whole breadth of the ground, but to leave, on either side, ground enough, for diversity of side alleys: unto which, the two covert alleys of the greene, may deliver you. But there must be, no alleys with hedges, at either end, of this great inclosure: not at the hither end, for letting your prospect upon this faire hedge from the greene; nor at the further end, for letting your prospect from the hedge, through the arches, upon the heath.

For the ordering of the ground, within the great hedge, I leave it to variety of device; advising neverthelesse, that whatsoever forme you cast it into, first it be not too busie, or full of worke. Wherein I, for my part, doe not like images cut out in Juniper, or other garden stuffe: they be for children. Little low hedges, round, like welts, with some pretty pyramides, I like well: and in some places, faire columnes upon frames of carpenters worke. I would also, have the alleys, spacious and faire. You may have closer alleys upon the side grounds, but none in the maine garden. I wish also, in the very middle, a faire mount, with three ascents, and alleys, enough for foure to walke a breast; which I would have to be perfect circles, without any bulwarkes, or imbosments; and the whole mount, to be thirty foot high; and some fine *banquetting house,*[1] with some chimneys neatly cast, and without soo much glasse.

For *fountaines,* they are a great beauty, and refreshment; but pooles marre all, and make the garden unwholsome, and full of flies, and frogs. *Fountaines* I intend to be of two natures: the one, that sprinckleth or spouteth water; the other a faire receipt of water, of some thirty or forty foot square, but without fish, or slime, or

[1] Vgl. oben.

mud. For the first, the ornaments of *images*[1] *gilt*,[2] or of marble, which are in use, doe well: but the maine matter is, so to convey the water, as it never stay, either in the bowles, or in the cesterne; ... As for the other kinde of fountaine, which we may call a bathing poole, it may admit much curiosity, and beauty; wherewith we will not trouble ourselves: as, that the bottome be finely paved, and with images; the sides likewise; and withall embellished with coloured glasse, and such things of lustre; encompassed also, with fine railes of low statua's. But the maine point is the same, which we mentioned, in the former kinde of fountaine; which is, that the water be in perpetuall motion, fed by a water higher than the poole, and delivered into it by faire spouts, and then discharged away under ground, by some equalitie of bores, that it stay little. And for fine devices of arching water without spilling, and making it rise in severall formes, (of feathers, drinking glasses, *canopies*,[3] and the like) they be pretty things to looke on, but nothing to health and sweetnesse. For the heath, which was the third part of our plot, I wish it to be framed, as much as may be, to a naturall wildnesse. Trees I would have none in it; but some thickets, made onely of Sweet-briar, and Honny-suckle, and some wilde vine amongst; and the ground set with violets, straw-berries, and prime-roses. For these are sweet, and prosper in the shade. And these to be in the heath, here and there, not in any order. I like also little heaps, in the nature of mole-hils, (such as are in wilde heaths) to be set, some with wilde thyme; some with pincks; some with germander, that gives a good flower to the eye; some with periwinckle; some with violets; some with straw-berries; some with cowslips; some with daisies; some with red-roses; some with Lilium Convallium;[4] some with sweet-Williams red; some with Beares-foot; and the like low flowers, being withal sweet, and sightly. Part of which heapes, to be with standards, of little bushes, prickt upon their top, and part without. The standards to be roses; iuniper; holly; beare-berries (but here and there, because of the smell of their blossome); red currans;

---

[1] Images = Statuen.

[2] D. i. also polychrom, wie die Statuen at Aldgate's (Ben Jonson).

[3] Canopy, Baldachin.

[4] Maiblume. — 'I sent the lillies given to me.' (Lord Byron).

goose-berries; rose-mary; bayes; sweet-briar; and such like. But these standards, to be kept with cutting, that they grow not out of course.

For the side grounds, you are to fill them with varietie of alleys, private, to give a full shade; some of them, wheresoever the sun be. You are to frame some of them likewise for shelter, that when the wind blows sharpe, you may walke, as in a gallery. And those alleys must be likewise hedged, at both ends, to keepe out the wind; and these closer alleys, must bee ever finely gravelled, and no grasse, because of going wet. In many of these alleys likewise, you are to set fruit-trees of all sorts; as well upon the walles, as in ranges. And this would be generally observed, that the borders, wherin you plant your fruit-trees, be faire and large, and low, and not steepe; and set with fine flowers, but thin and sparingly, lest they deceive the trees. At the end of both the side grounds, I would have a mount of some pretty height, leaving the wall of the enclosure brest high, to looke abroad into the fields.

For the maine garden, I doe not deny, but there should be some faire alleys, ranged on both sides, with fruit trees; and some pretty tufts of fruit trees, and arbours with seats, set in some decent order; but these to be, by no meanes, set too thicke; but to leave the maine garden, so as it be not close, but the aire open and free. For as for shade, I would have you rest, upon the alleys of the side grounds, there to walke, if you be disposed, in the heat of the yeare, or day; but to make account, that the maine garden, is for the more temperate parts of the yeare; and in the heat of summer, for the morning, and the evening, or over-cast days.

For *aviaries,* I like them not, except they be of that largenesse, as they may be turffed, and have living plants, and bushes, set in them; that the birds may have more scope, and naturall neastling, and that no foulenesse appeare, in the floare of the *aviary.* So I have made a platforme of a princely garden, partly by precept, partly by drawing, not a modell, but some generall lines of it; and in this I have spared for no cost. But it is nothing, for great princes, that for the most part, taking advice with workmen, with no lesse cost, set their things together; and sometimes adde statua's, and such things, for state, and magnificence, but nothing to the true pleasure of a garden.' —

Anmerkung. Vielfach erinnert der von Lord Bacon entworfene Garten an Rubens' Gemälde des Liebesgartens und an die Gärten der Renaissance überhaupt. Man vergleiche das schöne Werk von P. Tuckermann, Kaiserl. Post-Baurat, Die Gartenkunst der italienischen Renaissancezeit, Berlin 1884.

Zusatz. S. 89: Die Kunst Bäume zu pfropfen,* auf welche grofses Gewicht gelegt wurde: 'our scions, put in wild and savage stock, spirt up so suddenly into the clouds, and overlook their grafters.' H. 5 III, 5, 9. — Und Shallow sagt zu Falstaff: 'Nay, you shall see mine orchard, where, in an arbour, we will eat a last year's pippin of my own graffing, with a dish of caraways, and so forth.' H. 4 B. V, 3. — Man sieht, der käufliche elende Shallow hatte doch eine gute Seite: er kultivierte seinen Garten selbst. —

Vgl. S. 94: die Irrgärten. Zu ihnen treten die *Spring Gardens (Nares*, Gloss): 'A *Spring-Garden* seems to have meant a garden where concealed springs were made to spout jets of water upon their visitors.

> 'Like a *spring-garden*, shoot his scornful blood
> Into their eyes durst come to tread on him.'
> (B. & Fl. Four Plays in One I.)

'*Arbour*, a bower made of branches of *trees* (Corruption of harbour; E.) *Milton* has *arbour*, P. L. V. 378, IX. 216; arbour. IV. 626. *Shak.* describes an *arbour* as being within an *orchard;* 2 Henry IV. V, 3. 2. In *Sidney's Arcadia*, bk i is described 'a fine close *arbor*, [made] of trees whose branches were lovingly interbraced one with the other.' In Sir *T. More's Works*, p. 177 e, we read of 'sitting in an *arbor*', which was in *the gardine*'. *a.* There is no doubt that this word is, however, a corruption of *harbour*, a shelter, place of shelter, which lost its initial *h* through confusion with the M. E. *herbere*, a garden of herbs or flowers, O. F. *herbier*, Lat. herbarium.' *(Skeat.)*

Vgl. ferner Ben Jonson *(Neptune's Triumph, 1624):*

> 'The goodly bole being got
> To certain cubits height, from every side
> The boughs decline, which taking root afresh,
> Spring up new boles, and these spring new, and newer,
> Till the whole tree becomes a porticus
> Or orched *arbor*, able to receive
> A numerous troop.'

Anmerkung. Wir sagen z. B. der botanische Garten von Kew, englisch: The Botanical Gardens of Kew. Weshalb der Plural im Englischen? Vgl. S. 91: Adjoining to the houses on all sides lie the *gardens.* Und Lord Bacon verlangt verschiedene, der Jahreszeit entsprechend zu kultivierende Gärten am Hause. Daher: The Gardens of the Palace, cf. The Old Dram. p. 56. (Ford, The Broken Heart II, 3.)

* Diese Kunst des Pfropfens stammt aus dem Orient, vgl. Victor Hehn, Kulturpflanzen, 4. Aufl., Berlin 1883, S. 350.

Ein kleiner Beitrag

zur vergleichenden

Syntax des Englischen und Deutschen.

Von

Julius Zupitza.

Wenn bei einem Wort, bei welchem sowohl im Englischen wie im Deutschen gewöhnlich gefragt wird: „wohin?“, zu einer allgemeineren durch eine präpositionelle Fügung ausgedrückten Ortsbestimmung oder einem eine Ortsbestimmung in sich schliefsenden persönlichen Dativ eine genauere Ortsbestimmung hinzutritt, so steht die letztere im Deutschen regelmäfsig auf die Frage: „wohin?“, im Englischen aber auf die Frage: „wo?“ Ich ordne die englischen Beispiele, die ich sämtlich aus Prosaikern der Jetztzeit entnehme, nach den einzelnen regierenden Wörtern.

I. to go.

1. *I must jump into the carriage again. I've no time to lose; I must* **go to Hawkins at the factory** (= in die Fabrik), Eliot, Felix Holt I, 266 (Tauchnitz). — 2. *You can make all your preparations at Fellside. I have seen Messrs. Rigby and Rider, and your own particular ally, Rigby, will* **go to you at Fellside** (nach Fellside) *whenever you want him,* Braddon, Phantom Fortune, Stereotyped Edition, London 1884, S. 13. — 3. *When in London, I first* **went to Edward Chapman, at 193 Piccadilly** (nach Nummer 193 P.), Trollope, Autobiography 137 (Tauchnitz). — 4. *Though it was Mrs. Prime's custom to* **go to church at Baslehurst** (nach Baslehurst;

denn Mrs. P. wohnt am Anfange der Erzählung in Bragg's End zwischen Baslehurst und Cawston), *on this special Sunday she declared her intention of accompanying her mother to Cawston,* Trollope, Rachel Ray I, 71 (Tauchnitz). — 5. *"We are* **going to vespers at Stone-houseleigh***", Father Lifford said to her, as they left the dining-room, "will you have the gamekeeper's pony and ride there?"* Fullerton, Lady Bird I, 316 (Tauchnitz). — 6. *On the fifth day, the lawyer from London arrived at the Hall. My mistress* **went down to him in the library,** *and was shut up there with him for nearly two hours,* Collins, Plot in Private Life 19 (Tauchnitz). — 7. *He desired me to* **go to my mother, in Denmark.** *He would send his next letter to me there,* Ch. Reade, Woman-Hater I, 13 (Tauchnitz).

II. to be off.

8. *A house occupied by bailiffs and besieged by clamorous tradesmen being no fit abode for his wife, he begged Lady Byron* **to be off** *with her babe as soon as possible* **to her mother in the country.** J. C. Jeaffreson, The Real Lord Byron II, 91 (Tauchnitz).

III. to come.

9. *You can* **come to me** *in the morning* **at the office,** *and we'll see about Thorburn,* Gibbon, Golden Shaft I, 234 (Asher). — 10. *On the very next day Harcourt* **came to him at his chambers,** Trollope, Bertrams II, 14 (Tauchnitz). — 11. *On the second day after our return, I was astounded at receiving a message from Lorley to* **come to him at the Mansion House,** Lemon, Leyton Hall II, 187 (Tauchnitz). — 12. *You remember that affair of Lufton's, when he* **came to you at your hotel** *in London and was so angry about an outstanding bill,* Trollope, Framley Parsonage II, 129 (Tauchnitz). — 13. *On the morning after his arrival he* **came up to them at Uphill,** Trollope, Vicar of Bullhampton I, 179 (Tauchnitz). — 14. *Meet the tidal train to-morrow as usual; and* **come to me** *afterwards* **at the Sanatorium,** Collins, Armadale, London 1881, S. 617. — 15. *She told everybody that dear Miss Lambert was* **coming to them at Hardriggs** *in the autumn,* Yates, Rock Ahead II, 84 (Tauchnitz). — 16. *He got off his horse in the yard, and seeing his*

wife's maid at the kitchen door, desired her to beg her mistress to **come to him in the book-room,** Trollope, Framley Pars. II, 132.

IV. to return, the return.

17. *I think I would rather be alone, if I do not* **return to them at the cottage,** Trollope, Rachel R. I, 157. — 18. *Mrs. Leigh, who after paying her sister-in-law a long visit wished to* **return to her husband and children in Cambridgeshire,** *was entreated by Lady Byron to remain yet a while in Piccadilly,* Jeaffreson, L. Byr. II, 91. — 19. *She declined to be present* (bei einer Hochzeit), *on plea of being too busy making preparations for her* **return** *next day* **to Mr. Lewellyn at Genoa,** Norton, Lost and Saved II, 210 (Tauchnitz).

V. to bring.

20. *This morning Harold had ordered his letters to* **be brought to him at the breakfast-table,** *which was not his usual practice,* Eliot, FH. II, 115. — 21. *I should have been subject to very serious inconvenience — nay, possibly, to personal incarceration — had not Lovel, at the risk of rustication, rushed up to London to his mother, obtained a supply of money from her, and* **brought** *it* **to me at Mr. Shackell's horrible hotel,** *where I was lodged,* Thackeray, Lovel the Widower S. 171 (Tauchnitz). — 22. *She* **brought her papa** *his tea* **in bed,** Thackeray, Adventures of Philip, London 1877, S. 9. — 23. *The post came in early at Mote. Mrs. Maskelyne's correspondence* **was** *always* **brought to her in bed,** *with that normal cup of tea, which braces most of our dames and damsels for the labours of the day,* Author of "Guy Livingstone", Sans Merci I, 137.

VI. to forward.

24. *This letter was* **forwarded to Lord Ticehurst at Baden,** *and made him exceedingly angry,* Yates, Rock II, 228. — 25. *He wished letters of credit to* **be forwarded to him at Venice,** *to which place he proposed immediately to follow General Graunt,* Smedley, Lewis Arundel, London, S. 558.

VII. to despatch.

26. *He determined to make his mind a little easier by asking her to write a few penitent lines for him, and by having the letter* **despatched** *immediately* **to his father's address in Baregrove Square,** Collins, Hide and Seek, London, S. 319.

VIII. transmission.

27. *Born in England, Allegra remained in England with her mother and the Shelleys till the 11th of March, 1818, when they took her with them to Italy; her arrival in Milan being followed at a brief interval by her* **transmission to her father in Venice,** Jeaffreson, L. Byr. II, 190.

IX. to direct.

28. *The Squire's letters were* **to be directed to him at his Club,** Trollope, Vicar II, 273.

X. to address.

29. *Natalie wrote a few lines* **(addressed to Launce** *in his assumed name* **at his lodgings** *in the village) enclosing Lady Winwood's telegram,* Collins, Miss or Mrs. 225 (Tauchnitz).

XI. to write.

30. *She* **had written to him at Cambridge** (nach Cambridge) *that afternoon a loving, tender, sisterly little letter,* Miss Thackeray, Old Kensington II, 50 (Tauchnitz). — 31. *Besides being the family lawyer here, Dareh was the first* **to write me word at Paris** *of my coming in for my fortune,* Collins, Armadale 179. — 32. *Then we are to* **write to you at Naybury,** Brooks, Sooner or Later II, 274 (Tauchnitz). — 33. *Every letter — they were not many — she had ever written to him was found there, tied up in two packets. In one were those she had addressed to him as her lover, and dated from the Rectory; in the other the few she had had occasion, since their marriage, to* **write to him in Paulet Street** (nach Paulet

Street, wo sich der Juwelierladen befand, in welchem Matthew Helston beschäftigt war: die Wohnung des Paares war Nr. 7, Cavendish Grove), Payn, Confidential Agent, London, S. 236. — 34. *Do you remember how you* **wrote to me in the convent** *of what was happening to Captain Meade away in India?* H. Lee, Mrs. Denys II, 276 (Tauchnitz).

XII. to telegraph.

35. *I shall* **telegraph to him at Queenstown** (damit er das Telegramm bei der Ankunft des amerikanischen Dampfers vorfinde), Collins, Heart and Science II, 233 (Tauchnitz).

Der Unterschied in den beiden Sprachen ist in den besprochenen Fällen ähnlich wie bei *wish* gegenüber „wünschen". Wenn wir jemanden irgendwohin wünschen, so denken wir an die Bewegung, die notwendig ist, wenn jener Wunsch in Erfüllung gehen soll; der Engländer dagegen denkt in einem solchen Falle an den Zustand, der stattfände, wenn der Wunsch verwirklicht wäre, und deshalb finden wir: *You will* **wish me at Jericho** (Im. Schmidt, Grammatik [3], § 407, Anm. 1). *She thoroughly* **wished herself back at Littlebath** (Trollope, Bertrams II, 155). *You're an unfeeling man to say so. You're enough to make a woman* **wish herself in her grave** — *you are, Caudle* (Jerrold, Curtain Lectures, Handy-Volume Edition, S. 88).

Ähnlich sagen wir: „Kommen Sie zu mir aufs Bureau", weil wir an die Bewegung denken, welche der Aufgeforderte machen muſs, ehe er sich dort befindet, wohin er kommen soll. Der Engländer aber denkt sich die Bewegung durch Hinzutritt der ersten Bestimmung (*come to me*) abgeschlossen, und, indem er sich vorstellt, daſs der Auffordernde sich selbst auf dem Bureau befinden muſs, wenn ihn der andere da treffen soll, sagt er: *Come to me at the office.*

Ganz unerhört ist übrigens auch im Englischen die deutsche Konstruktion nicht. Ich habe mir notiert: *She took the greatest interest in the subject, and made him promise to* **write to her to Paris,** *where she was going to spend the winter, to acquaint her with the result* (Fullerton, Lady Bird II, 38). In Fällen aber, wie oben

in dem Satze 21: *Had not Lovel* ... **rushed up to London to his mother** oder *When Captain Meade had paid his homage to the Queen he* **went down into the country, to Updeane** (Lee, Mrs. Denys II, 156), müssen auch im Englischen beide Bestimmungen auf die Frage: „wohin?“ stehen, weil man sich die Bewegung nicht vor Hinzutritt der zweiten abgeschlossen denken kann.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der englischen Sprache. Bearbeitet von O. Natorp, Oberlehrer am Realgymnasium zu Mühlheim a. d. R. Teil I für die untere Lehrstufe, Teil II für die obere Lehrstufe. Wiesbaden, E. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).

Verf. behandelt in der ersten Hälfte des Buches die Elementargrammatik pag. 1—46, also Formenlehre und die wichtigsten syntaktischen Regeln. In der zweiten Hälfte folgt das Übungsbuch pag. 47—145, in welchem Lekt. 1—10 einige Regeln über englische Laute und Gruppen von Vokabeln gegeben werden, an denen Lese- und Schreibübungen angestellt werden sollen. Übungen zum Übersetzen fehlen hier. Diese beginnen erst Lekt. 11 zur Einführung in die Elementargrammatik und werden Lekt. 44—129 als zusammenhängende Lesestücke nebst Übungsbeispielen fortgesetzt. Lekt. 130 enthält eine Anleitung zu Sprechübungen, welche sich an die Übungsstücke Lekt. 85 ff. anschliefsen sollen.

Aus dem Vorwort ist nicht klar zu ersehen, in welcher Weise Verf. sein Buch gebraucht wissen will. Dort heifst es, es sei im ersten Teile, also dem vorliegenden, eine systematische Formenlehre den Übungen vorangeschickt, im zweiten Teile seien mit den Übungen die syntaktischen Regeln verbunden worden. Verf. sei dabei dem Wunsche mancher Fachgenossen gefolgt und möchte den ersten Gang zuerst in methodischer und analytischer Weise, nachher in systematischer und synthetischer Wiederholung vornehmen lassen, auf der mittleren und oberen Stufe dagegen ganz systematisch verfahren sehen. Die ersten Übungen beginnen mit einer kleinen Leseschule, die dem späteren Unterrichte durch Einübung von Vokabeln vorarbeiten soll. Darauf folgen leichtere kleine Sätze (anfangs nur englische), dann bald kleine Erzählungen, Fabeln etc. Im zweiten Jahre soll dann in demselben Buche zur Lektüre eines Autors geschritten werden. Zu dem Zwecke ist ein Stück aus W. Scotts tales of a grandfather und „um dem gröfsten Interesse unserer Tage entgegen zu kommen“, eine gedrängte Erzählung der Begebenheiten von 1870 und 1871 nach den Berichten der Daily News beigegeben. Mit dieser Lektüre soll dann wieder eine systematische Wiederholung des grammatischen Stoffes verbunden werden.

Diese Gebrauchsanweisung läfst den jungen Lehrer, der das Buch in der Praxis zum erstenmale in die Hand nimmt, insofern im Stich, als sie ihm nicht sagt, wie und wo er den grammatischen Stoff behandeln soll; ihn an die Lektüre anzulehnen oder diese mit jenem zu verbinden, ist

des Verf. Absicht nicht. Der Lehrer wird daher, wie ihm in der Vorrede empfohlen wird, mit dem Übungsbuch Lekt. 1 beginnen und das Einüben der dort gegebenen Vokabeln bis Lekt. 11 fortsetzen. Bis dahin bedarf er ja der Grammatik nicht, da seine Schüler an dem Lernen der Vokabeln genug und mehr als genug Arbeit haben. Nun findet er Lekt. 11 unter den Sätzen die Bemerkung: Nach den ersten Regeln Grammatik § 1, 3, 4, 6 lasse man den Plural obiger Substantive bilden, dann nach dem Paradigma § 3 deklinieren: The father etc. Er wird jetzt einsehen, dafs er die Formenlehre hat zu lange ruhen lassen; denn es wird hier schon ein Teil derselben als bekannt vorausgesetzt; er geht daher nun zur Formenlehre, um dort weiter zu arbeiten. Wie weit, das wird von seinem Geschick und von seiner Einsicht abhängen. An den unter den Lektionen gegebenen Bemerkungen hat er keinen Halt, die verweisen ihn bald auf diesen, bald auf jenen Paragraphen. Eine systematische Belehrung über die englischen Laute giebt Verf. nicht. Er hat sich, wie er in der Vorrede sagt, in Übereinstimmung mit erfahrenen Lehrern auf einige Hauptregeln beschränkt, auch späterhin die Aussprache schwieriger Wörter nur hier und da angegeben. Das richtige Sprechen des Englischen sei ja doch nicht ohne Lehrer zu lernen, und dieser Meister(?) — ein Aufenthalt desselben in England wird vorausgesetzt — mache weitere Belehrungen über die Aussprache überflüssig. — Wäre die Voraussetzung des Verf. zutreffend, dafs jeder Lehrer des Englischen zu seinen ersten Unterrichtsversuchen eine volle Meisterschaft in der Aussprache mitbrächte, die er sich im Auslande oder in anderer Weise erworben haben möchte, dann wäre die Sache sehr einfach. Aber vorläufig mufs doch noch angenommen werden, dafs der Meister auf dem Gebiete der Aussprache noch nicht so viele sind, wie Verf. anzunehmen scheint, und selbst ein vorübergehender Aufenthalt in England noch nicht vor Irrtümern auf diesem schwierigen Gebiete schützt. So wäre also schon des Lehrers wegen die Frage nicht unwichtig, ob eine kurze zweckentsprechende Lautlehre in ein solches Buch gehöre oder nicht, besonders aber auch mit Rücksicht auf die Schüler. Denen mufs jenen Schwierigkeiten gegenüber eine Hilfe geboten werden, die ihnen besonders im Anfange das richtige Lernen und Wiederholen überall da ermöglicht und erleichtert, wo der Lehrer nicht zur unmittelbaren Unterstützung an ihrer Seite steht.

Ganz hält Verf. diese Hilfe ja auch nicht für überflüssig, er will sie nur nicht systematisch geben. Aber er wendet dabei keine andere Bezeichnung der englischen Laute an als durch deutsche, und das ist nicht ohne Bedenken.

Da besonders die englischen Vokallaute sehr selten durch irgend welche deutsche genau ausgedrückt werden können, so mufsten hier die Lautregeln in jedem einzelnen Falle durch englische Beispiele gestützt werden. Wohin die vom Verf. vorgezogene Umschreibung durch deutsche Laute führt, mögen einzelne Beispiele zeigen: p. 48 here (hi-ar), p. 49 many (a = e) ebenso any, p. 50 where (wh = ouh), ou soll den frz. Laut bezeichnen; denn p. 48 erklärt Verf. w = u (frz. ou), p. 51 were (ö), p. 54 four (oah), p. 35 shear (iah); man denke sich dieses a von einem Sachsen gesprochen oder von einem Süddeutschen. p. 47 w lautet nicht döbbl-juh, sondern heifst so.

Die p. 47 gegebenen Lautregeln sind nicht klar und zum Teil nicht richtig. a, e, i, o, u, y sollen lang sein und die ihnen im Alphabet beigelegte Aussprache haben, wenn sie vor einem Konsonanten mit folgendem stummen e, oder wenn sie am Ende stehen. Da Verf. keine englischen Wörter als Belege gegeben hat, so mögen beliebige herangezogen werden. Danach würden are (a), where (e), native (i) — p. 71 wird zu native (neh-tiv) hinzugefügt — falsch gelesen werden. Die Vokale sind

doch auch nicht immer lang. Wenn sie am Ende stehen, sollen sie auch die oben angeführte Aussprache haben. Nun kommt a am Ende ursprünglich englischer Wörter nicht mehr vor, in den aus anderen Sprachen hat das finale a den Laut e nicht; e ist verstummt, i kommt nicht vor, u ebensowenig; wenn aber y am Ende steht, so kommt es darauf an, ob es betont oder nicht betont ist. In family ist das finale y ein unklarer Laut, der zwischen ĭ und ĕ liegt, in fly dagegen kommt er dem ei des Verf. näher.

Was soll unter 2 heifsen: das e ist stumm am Ende der Wörter nach einem anderen Vokale oder nach einem Konsonanten? Da ein drittes nicht wohl möglich ist, so genügte zu sagen, es sei am Ende stumm. „h meist hörbar“ ist zu wenig gesagt, gegenüber der grofsen Menge mit hörbarem h beginnender Wörter verschwinden die wenigen mit stummem h fast ganz.

Der grammatische Teil giebt zu folgenden Bemerkungen Veranlassung.

Mehrfache Ungenauigkeiten im Ausdruck bedürfen einer gründlichen Korrektur. Jedes Schulbuch, ganz besonders aber ein für Anfänger bestimmtes, sollte überall in kurzer aber klarer und verständlicher Sprache gehalten sein. In der Kürze geht Verf. zu weit, wenn er mehrfach, wo er einen deutschen und einen englischen Ausdruck nebeneinander stellt, meist in Klammern mit Auslassung des Prädikats nur das Wörtchen „durch“ anwendet: p. 3 Völker durch nations, p. 6 als nach einem Komparativ durch than, auf derselben Seite noch viermal und sonst mehrfach; p. 10 noch bei Zahlen auf folgende Weise, p. 12 zu Gott redet man durch thou, empfiehlt sich auch nicht, ebensowenig p. 3 eine Schere wird gegeben durch a pair of scissors, p. 7 Adjektiva mit dem bestimmten Artikel hat man als Neutra Sing. oder als Substantiva im Plural (für Personen) zu übersetzen. p. 30 you defend yourself, Sie verteidigen sich (wo nur eine Person). Auch begegnet man häufig der Wendung: wird, werden eingeteilt in, p. 37 mufs einfach fortbleiben in: verwandelt man das e einfach in y. Dagegen verstöfst Verf. gegen die in einer Grammatik gebotene Kürze des Ausdrucks, wenn er p. 6 elder mit frz. aîné vergleicht und ante natus hinzufügt. Die Etymologie des aîné ist hier unnötig. Ebenso p. 45 country von contra, was aufserdem nicht ganz richtig ist; denn country kommt direkt vom frz. contrée, dem im Span. und Ital. contrada, im Mittellat. contrata entspricht, erst im Lat. liegt contra vor, von da haben die Engländer ihr country aber nicht hergeholt. Vielfach heifst es in Klammern: Näheres im zweiten Teile, oder Ähnliches. Das ist überflüssig, denn dafs der zweite Teil Erweiterungen der Elementargrammatik enthält, kann dem Schüler gleichgültig sein, für den Lehrer ist es selbstverständlich. Besonders war die weitläufige Ausführung der im Englischen so einfachen Konjugation, sowie der Deklination der Pronomina doch unnötig. Da hätte viel Raum erspart und auf Beispiele an anderen Stellen verwandt werden können. Weshalb to have, to be und andere Verba mit grofsen Anfangsbuchstaben gedruckt worden sind, ist Ref. nicht klar geworden.

Verschiedene Regeln bedürfen einer genaueren sachgemäfseren Formulierung.

p. 1 mufste bei a hinzugefügt werden, dafs die mit eu, ew, u beginnenden Wörter, sowie one und once konsonantisch anlauten, daher die Form a dem an vorgezogen haben. Ebenso mufsten die Besonderheiten in der Pluralbildung genauer dargestellt werden. So durfte es unter b nur heifsen: die meisten Substantive auf o etc., im zweiten Teile mufsten dann in Lekt. 5 die gewöhnlichsten Ausnahmen angeführt werden, was unterblieben ist. — Zu c. Man verwandelt das y nicht in ies, wenn auch andere, so die sonst gute Grammatik von I. Schmidt, 7. Aufl. 1881, denselben Ausdruck haben. y geht über in i und nimmt als Pluralendung

es an. Über die Geschichte dieses es giebt Koch, Engl. Grammatik B. I, § 123 unter Pluralbildung Aufschluſs. Daraus geht denn auch hervor, daſs d die Wörter auf f und fe nicht die Endung ves erhalten, sondern daſs bei ihnen f in v übergeht und sie dann nach Bedürfnis s oder es annehmen. Dabei war das bekannte staff zu erwähnen, das staves bildet, also nicht zu den folgenden Ausnahmen gehört. Mussulman und Ottoman hält der Schüler für zusammengesetzte Substantiva. p. 3: brethren (im geistlichen Sinne) ist irreleitend, besser ist: in übertragener Bedeutung. Bei g konnten die bekannten hair und fish schon im ersten Teile hinzugefügt werden. p. 4: der sächsische Gen. bildet nicht nur eine Art deutschen Gen., sondern ist ein wirklicher deutscher Gen., und zwar der letzte Rest der deutschen flexivischen Deklination im Englischen. Aus der Behauptung § 5 „wird bei Tiernamen das Genus nicht angegeben, so ist das betreffende Substantiv gen. neutr.“, wird der Schüler nicht klar erkennen, wie man den Tiernamen in der engl. Sprache ein bestimmtes Geschlecht beilegt. Übrigens wird kein Engländer wagen, mit der Ausdrucksweise des sonst so bedeutenden Carlyle grammatische Regeln zu stützen, wie Verf. es thut. Macaulay nennt Carlyle's Sprache a half German jargon. Storm p. 243 giebt den Ausspruch eines seiner engl. Korrespondenten: „He (Carlyle) is a glorious writer, but I wish he would write his grand thoughts in English and not in translated German.“ Ebensowenig würde man Marriat und auch nur mit Vorsicht Dickens zu diesem Zweck heranziehen dürfen.

Wenn p. 6 neben less auch lesser ohne Beispiel steht, so hält der Schüler die Formen für gleichberechtigt, was sie nicht sind, also besser: less, selten (in certain special instances in which its employment has become established by custom. Webster) lesser z. B. lesser Asia. Die Form lesser kann aber auch in der Elementargrammatik ganz fehlen.

as — as muſs deutsch heiſsen: so wie, nicht: so — als. — Die Bemerkung: Nach than und as wiederholt man gern etc. gehört nicht hierher, sondern in den zweiten Teil des Lehrbuchs, ist aber auch nicht ganz richtig gefaſst. p. 7: The English heiſst nicht das Englische oder die Engländer, die substantivisch gebrauchten Neutra der von Ländernamen abgeleiteten Adjektiva bedürfen, wenn sie die Sprache des Landes bezeichnen, des Artikels nicht. He speaks English very well. In Storm, Engl. Phil., sagt in der Anmerk. p. 327 ein Engländer: — nor can Dickens be considered a high authority on a question of good English. — Der Artikel wird erforderlich, sobald dieses substant. Adjektiv in seinem Begriff durch einen unterscheidenden Zusatz beschränkt wird. Den Ausdruck „Nationaladjektiva“ für jene Redeteile hält Ref. nicht für glücklich gewählt. Man denkt dabei gar zu leicht an Nationaltrachten etc., damit tritt eine Verwirrung des Begriffs ein. p. 11: a pair wird nicht nur „von blofs äuſserlich zusammengestellten Tieren und Sachen“ gebraucht, sondern nach Webster vorzugsweise von two things of a kind, which are also similar in form, applied to the same purpose, and suited to each other or used together, so: a pair of gloves, shoes, of oxen, or horses. — In it is a quarter past six ist wohl durch einen Druckfehler das a fortgeblieben. p. 12: Nicht nur in der Umgangssprache gebraucht man you, your für thou, thy, sondern überall in der Sprache, der Singular kommt heute nur noch in ganz besonderen Fällen zur Anwendung. p. 14: „Wird dessen, deren durch of whom, of which gegeben, so steht das betreffende Substantiv voran“, ist zu unbestimmt ausgedrückt. — p. 17 konnte die Bemerkung fortbleiben: „Doch findet sich bei to dare manche Abweichung von dieser Regel“, bei der sich der Elementarschüler nichts denken kann; und die Klammer bei „to have, to be (die jedoch mitunter auch als selbständige Verba vorkommen).“ § 33: „die regelmäſsigen Verben nach der schwachen Konjugation nehmen nur in einzelnen Flexionen

besondere Endformen an", soll wohl heifsen: die schwachen Verba erleiden keine Stammveränderung, erhalten dagegen im Imperf. und Part. Perf. eine Flexion, ähnlich wie im Deutschen. Der ganze Vorgang ist für den Schüler nicht klar genug dargestellt. Er mufs aus der Muttersprache erklärt und durch engl. Beispiele belegt werden. p. 22 c. ist die Erklärung irrtümlich; denn oes ist keine Endung. p. 23: wenn das Verb auf ye ausgeht, so wird es dritte Pers. Sing. nicht als besondere Silbe gesprochen, wie Verf. behauptet. Für das Verb fällt dem Ref. augenblicklich ein Beleg nicht ein, für den analogen Fall beim Substantiv möge der Reim in Scott, Lady of the Lake I, 210 sprechen:

> And creeping shrubs of thousand dyes
> Waved in the west-wind's summer sighs.

dyes ist lautlich gleich dies. Wozu steht Kontraktion in Klammern hinter Zusammenziehung, und was soll eine Flexionsendung sein? p. 39 fehlt upon neben on.

Die Belehrungen p. 39 über die Entstehung verschiedener Präpositionen ist für den Elementarschüler nutzlos. Oder meint Verf., dafs der Schüler im Verständnis des Wortes gefördert wird, wenn er hört, dafs about aus a be out entstanden ist? Es ist nicht korrekt, wenn Verf. p. 40 lehrt: of bezeichnet den Teil eines Ganzen und das Genetivverhältnis. p. 41: dafs he said in eingeschobenen Sätzen besser ist als said he, entbehrt der Begründung. p. 43 pafst a room fifteen feet long nicht zu der vorausgehenden Regel; man erwartet einen Satz wie a helmet ornamented with feathers.

Erheblich besser als die Bearbeitung der grammatikalischen Partie ist dem Verfasser der gröfsere Teil seines Übungsbuches gelungen. Anfangs sind die Sätzchen zwar etwas trivial, aber die aus Scotts tales ausgewählten Stücke sind, soweit Ref. sie hat durchsehen können, sehr passend. Von der Darstellung des Krieges von 1870 und 1871 kann nicht dasselbe gesagt werden. So sehr Ref. auch der Ansicht ist, dafs die Schüler an geeigneter Stelle mit dem Wichtigsten über die Kämpfe aus der jüngsten vaterländischen Geschichte bekannt gemacht werden, so hält er es doch nicht für praktisch noch für pädagogisch richtig, der Rücksicht auf das Tagesinteresse bei der Auswahl der Lektüre in einem Schulbuche in der Weise nachzugeben, wie es hier geschieht. Jene Kriegsberichte der Daily News sind doch nicht für Tertianer geschrieben; weder pafst für sie der Stil mit der sie erdrückenden Menge fremder Ausdrücke, noch kann ihre Aufmerksamkeit auf die Dauer durch die knappe berichtmäfsige Erzählung kriegerischer Ereignisse gefesselt werden. Aufserdem hat in Tertia schon Cäsar seine Stelle, neben dem ein Bedürfnis nach weiterer ähnlicher Lektüre kaum vorliegen dürfte. Unter anderen hat K. Gräser in seiner Englischen Chrestomathie (Altenburg, Pierer, 1884. 3. Aufl.) gezeigt, dafs sich ein sehr anziehender, lehrreicher Lesestoff für diese Stufe aus der engl. Litteratur zusammenstellen läfst.

Die von dem Verf. des vorliegenden Buches nach den von ihm gebotenen Lesestücken ausgearbeiteten Übungssätze sind dagegen meist recht geschickt und passend. Nur wäre die Stellung der Satzglieder besser durch Ziffern angedeutet worden als durch die vielen undeutschen Wendungen in den Klammern. Undeutsch sind auch die Sätze p. 83: Schlechte Menschen denken andere Leute so schlecht, als sie selbst sind. — Mache mich als einen deiner Diener. Ebenso p. 117: Er entfernte sich und seine wenigen Gefährten in die Berge des Schwarzwaldes und ertrugen tapfer die Beschwerden ihrer wandernden Lebensweise.

Das Wörterverzeichnis ist sorgfältig und korrekt.

Schliefslich sei noch erwähnt, dafs mit Rücksicht auf die bis in die obersten Klassen hinein von Zeit zu Zeit bei den Schülern eintretende

Unsicherheit in den Formen der starken Verben nicht nur im ersten Teile der Grammatik, sondern auch im zweiten eine alphabetisch geordnete Liste jener Verben ein Bedürfnis ist, welches Verf. bei einer neuen Auflage leicht wird befriedigen können.

An Druckfehlern sind in diesem Teile aufser den vom Verf. selbst verbesserten noch folgende zu beachten:

pag. 1 unten: an historical statt an; pag. 10: guadruple st. quad-; pag. 19 oben: being st. beng; pag. 22, 4: finden statt st. treten statt; pag. 31 oben: nähern st. nähere; pag. 42 oben: Had he st. Had be; pag. 45: reiste st. reisete; pag. 60 unten: only st. ouly; pag. 69 oben: „sehr" ist verdruckt; pag. 86 Mitte steht ein „immer" zu viel; pag. 88 mufs „die" vor Weihnachten wegfallen; pag. 101: be-tween st. bet-ween; pag. 106 oben ist usual verdruckt; pag. 107 unten: shook; pag. 116 Mitte mufs ein there wegfallen in that there had arrived there; p. 175 Mitte: occupied st. occupied; oben: surround st. surronnd; pag. 177 oben: out of st. ont; About st. Abont; up at the a gallop ist verdruckt; pag. 235: acquainted st. acquainted.

Die Ausstellungen zeigen, dafs das Buch besonders in seiner ersten Hälfte einer gründlich bessernden Hand bedarf; vor allem mufs Verf. mehr Sorgfalt auf korrekten deutschen Ausdruck verwenden, mehr Übungsbeispiele im gramm. Teile bieten und eine genauere Verbindung des gramm. Stoffes mit dem Übungsbuche herzustellen suchen. Die Fragen und Hinweise in letzterem genügen dazu nicht. —

Das für die oberen Klassen bestimmte Lehrbuch zeigt, dafs der Verf. nicht nur die engl. Sprache hinreichend beherrscht, sondern die Eigentümlichkeiten derselben den Schülern dieser Klassen auch meist in entsprechender Weise vorzutragen weifs. Besonderes Lob verdient die reiche Fülle guten englischen Schriftstellern entnommener, nach Form und Inhalt der Fassungskraft und dem Bedürfnis der Schüler der oberen Klassen entsprechender Übungsbeispiele, ebenso die sehr eingehende Behandlung der Präpositionen, im Anschlufs an welche eine grofse Menge phraseologischen Stoffes geboten wird. Didaktisch richtiger ist in diesem Teile der enge Anschlufs des Übungsmaterials an die zu übenden Regeln durchgeführt. Der Stoff ist nach den Redeteilen geordnet und übersichtlich auf die einzelnen Lektionen verteilt. pag. 187—205 enthalten Anleitung zu Sprechübungen und zur Anfertigung englischer Aufsätze. Die Belehrungen über Sprechübungen sind an sich sehr dankenswert, gehören aber eigentlich nicht in die Grammatik, sondern ins Lesebuch — und da der neue Lehrplan den engl. Aufsatz beseitigt hat, indem er mit Recht die Lektüre und durch dieselbe die Einführung der Schüler in die engl. Litteratur für bedeutender hält als die früheren zum Teil recht schwachen Leistungen in zusammenhängender Darstellung, so war auch eine Anleitung zur Anfertigung engl. Aufsätze in der Grammatik nicht erforderlich. Dafür hätte eintreten können aufser einer Wiederholung der Liste starker Verba im ersten Teile eine Liste wenigstens der gebräuchlichsten Adjektiva und Verba mit besonderer Rektion. — Die zusammenhängenden Exercitien sind recht brauchbar, ebenso die in gutem Englisch und passender Ausdehnung gebotenen Outlines of the history of Engl. Literature und die Sammlung von synonymen Ausdrücken.

Dem erlaubt sich Ref. noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

Da der erste Teil mit dem zweiten nicht zusammengebunden ist, so sind die häufigen Verweisungen auf jenen für den Schüler hier nutzlos. Der Ausdruck ist, abgesehen von wenigen Stellen, korrekt. Nur selten erscheint das bei der Besprechung des ersten Teiles getadelte d u r c h ohne Prädikat, dagegen begegnet man auch hier mehrfach der zu allgemeinen Wendung: wird gegeben durch, während an den meisten Stellen Verf. sich kürzer und treffender anderer Ausdrücke hätte bedienen kön-

nen. So wird Lekt. 21 für: das auf such folgende Relativ wird durch as gegeben, bezeichnender gesagt: Auf such folgt nie ein Relativ; deutsches Relativpronomen wird nach such durch as vertreten. pag. 109, 4: Häufig kann man das deutsche Reflexiv durch das Passiv geben — wird besser heifsen: eine reflexive Verbform im Deutschen wird im Englischen häufig durch eine entsprechende passive ausgedrückt. Ähnlich pag. 99, 119, 1 etc. Auch könnte das zuweilen eingeschaltete Wörtchen „natürlich" pag. 43 d, 50 c, 52 d etc. ohne Schaden fortfallen. Einzeln kommen auch hier ohne Not verkürzte Sätze vor, so pag. 1 ein scharfes s auch in den adjektivischen Endungen; pag. 51: diese Bergnamen jedoch oft mit mount; pag. 52 b: dabei die Bezeichnung der Gebäude oft weggelassen, und d: wenn als Zeitangabe gebraucht; pag. 61 (für at keine besondere deutsche Präposition). Auch empfiehlt sich § 57 „Näher steht es" nicht für: „Besonders steht es."

In Lekt. 1 werden dem Schüler zu viele fremde Vokabeln geboten — es sind über 130 —, ohne dafs dieselben in den Übungssätzen Verwendung finden. Aufserdem ist Ref. der Meinung, dafs die Nebeneinanderstellung der engl. und franz. Schreibweise den Schüler eher verwirrt, als dafs sie ihm das Erlernen der Vokabeln und deren Orthographie erleichtert. Fähige Schüler gewöhnen sich erfahrungsmäfsig leicht an den orthographischen Unterschied, wenn sie einigemal darauf hingewiesen werden, bei schwächeren bedarf es fortwährender Übung im Niederschreiben des richtigen Wortbildes in jeder Sprache besonders. pag. 4, b, 1 ist die Regel verkehrt ausgedrückt; man setzt doch das Komma nicht vor den Infinitiv in dem Satze: to buy useless things, is imprudent. Verf. will sagen: Wenn ein Infinitivsatz als Subjekt voransteht, so wird er in der Regel von seinem Prädikat durch ein Komma getrennt. pag. 6, § 5 c: fruit erhält auch im Plural ein s, wenn es bildlich gebraucht wird. Lekt. 4 e: die Regel ist nicht scharf genug formuliert und wird besonders undeutlich durch das allgemeine wo. Sie sollte heifsen: Wenn der Engländer ausdrücken will, dafs von mehreren Personen oder Sachen jeder einzelnen etwas in gleicher Weise zukommt oder angehört, so gebraucht er abweichend vom Deutschen im Plural die Substantiva, welche das jedem Einzelwesen in gleicher Weise Zukommende bezeichnen, z. B. envy and covetousness imbitter the lives of many people. pag. 13: durch das faktitive Verb wird keine Wirkung bezeichnet, sondern die Folge oder Wirkung der durch das Verb bezeichneten Thätigkeit wird durch das zweite Nomen im Accusativ dargestellt. Dafs diese Accusative im Passiv in den Nom. übergehen, konnte hinzugefügt werden. Lekt. 21 c mufste es heifsen: mit einem Substantiv oder substantiv. Adjektiv — und dann auf Übungssatz 4 verwiesen werden, da dergleichen Fälle selten sind. — Warum what ein kontrahiertes Pronomen genannt wird, läfst sich nicht recht erkennen; dafs what für that which steht, kann doch jenes Attribut nicht veranlafst haben, und die Form, schon im Ags. hwaet, hat mit jener Vertretung nichts zu thun. Die Deklination des what konnte als dem Schüler bekannt hier fortbleiben.

§ 60: das deutsche (abnorme) relativische „wie ein solcher" ist nicht relativisch, sondern vergleichend. § 43 meint Verf. irrtümlich, to do werde in der indirekten Frage nicht angewandt. Er teilt diese Meinung mit Fölsing und vielen anderen Grammatikern, während er I. Schmidt II, § 333 und Gesenius II, § 183 das Gegenteil hätte finden können. Man wird doch nicht sagen: I don't know why he comes not to see me, sondern: why he does not come. Überhaupt ist es auffallend, mit welcher Einmütigkeit die meisten Grammatiker über den Gebrauch des to do im indirekten Fragesatze schweigen, selbst Koch — Mätzner ist Ref. leider nicht zur Hand — findet kein Wort für ihn; andere stellen die Sache verkehrt dar, fast nirgends aber finden sich Belege aus engl. Schriftstellern, durch

welche dem Schüler die Regel sichergestellt würde. Ref. hat sich aus David Blair: The earthquake at Lisbon das folgende notiert: She asked me, in the utmost agony, if I did not think the world was at an end.

Was aber die Anwendung von to do in dem unter Nr. 13 der Übungsbeispiele angeführten Satze betrifft, so ist dieselbe durchaus nicht auf den Ausrufesatz beschränkt, sondern findet sich überall auch heute noch emphatisch in Behauptungssätzen, wo durch das to do das Verbum des Satzes ganz besonders hervorgehoben werden soll. Zu jenem aus Shakespeare (King Richard II. Akt I, 1) entnommenen Beispiel trifft man Analogien in grofser Menge in der modernen Sprache.

Bei the whole das Ganze konnte hervorgehoben werden, dafs whole adjektivisch und substantivisch gebraucht wird, und der Unterschied an Beispielen gezeigt werden. Ebenso konnte der Gebrauch des any in negativen und positiven Sätzen durch Beispiele dem Schüler erleichtert werden. Dasselbe würde geschehen sein bei both durch Hinzufügung der deutschen Bedeutung: alle beide, der eine wie der andere. Die Anführung der frz. analogen Ausdrucksweise ist gut, aber nicht ausreichend. Die Bedeutung des bestimmten Artikels Lekt. 25 wird dem Schüler nicht klar genug werden durch die Bemerkung, dafs dieser Artikel aus dem allgemeinen Begriffe ein Einzelwesen in bestimmter Weise hervorhebt. The horses of my neighbour sind doch nicht ein Einzelwesen. — Was Lekt. 11 über den Gebrauch des Artikels in der Apposition gesagt ist, erwartet man hier Lekt. 25 bei der Behandlung des Artikels zu finden.

In der Regel Lekt. 27, in welcher gelehrt wird, dafs mehrere Appellativa, welche Örtlichkeiten bezeichnen, den Artikel verwerfen, heifst es: „wenn man nicht den Ort selbst, sondern den Gebrauch desselben bezeichnen will.“ Von dem Gebrauch eines Ortes kann man in diesem Sinne wohl nicht reden. Es mufste gezeigt werden, dafs die dahin gehörenden Substantiva aus ihrer ursprünglichen Bedeutung herausgetreten sind und als Abstrakta, die des Artikels im Englischen nicht bedürfen, in der Sprache behandelt werden, indem die Vorstellung von dem durch das Substantiv zunächst bezeichneten Gegenstande zurück, dagegen die Bestimmung des letzteren in den Vordergrund tritt. Zur Erleichterung des Verständnisses dieser Ausdrucksweise würde dem Schüler ein Hinweis darauf gedient haben, dafs die Vorstellung im Deutschen bei den in Frage stehenden Substantiva eine ganz ähnliche ist. So sagen wir: Ich gehe nach Haus. Ich gehe zu Bett. In der niederen Umgangssprache hört man: Ich gehe zu Markt. Auf dem linken Elbufer, in der Nähe der Mündung des Flusses, begegnet man bei Kindern häufig der Wendung: Ich gehe nach Schule. Wir gehen nach Kirche.

Lekt. 31b: on und upon bezeichnen nicht einen Punkt auf der Oberfläche eines Gegenstandes, sondern Ruhe oder Bewegung auf, oder aber Richtung nach einem Gegenstande.

pag. 65: to live in peace bezeichnet nicht die Zeit, sondern die Zeitlage, Zeitverhältnisse.

pag. 70: wenn ago mit are gone und frz. il y a gleichgestellt wird, so ist das dem Schüler mifsverständlich. Er kann nämlich meinen, dieses ago sei aus are gone entstanden, oder er könnte versucht sein, are gone mit Rücksicht auf den Numerus für so unveränderlich zu halten, wie il y a, während ein Satz wie a week ago doch eine Erklärung des ago durch is gone verlangen würde. Beides würde vermieden sein, wenn ohne den Weg über ags. ygon (igon) zu nehmen, bei der Form gone auf deutsch „gegangen“ gleich „vergangen“ hingewiesen worden wäre; denn das a in ago ist auf das deutsche Participialpräfix ge zurückzuführen.

pag. 84: die Verben to wish etc. drücken nicht ein Ziel oder einen Zweck, sondern ein Verlangen nach, oder die Absicht aus, ein Ziel oder einen Zweck zu erreichen.

pag. 130, 4: hinsichtlich der Rektion des Gerundiums trifft man auch heute noch vielfache Abweichungen von der gegebenen Regel. Übrigens verdient Goldsmith mit den Dichtern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch nicht zu den älteren gezählt zu werden. Die engl. Sprache jener Periode zeigt, abgesehen von einzelnen unwesentlichen Verschiedenheiten in ihrem gramm. Bau dieselbe feste Regelung wie die heutige.

Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, dafs es dem Schüler eine grofse Erleichterung gewährt haben würde, wenn Verf. wenigstens im Wörterbuche den Accent durch die bekannte, und von ihm auch hier und da angewandte Bezeichnung häufiger sichtbar gemacht hätte. Wörter wie adversary bieten in dieser Beziehung dem Schüler bekanntlich lange Zeit hindurch Schwierigkeiten.

Trotz der sonst sorgfältigen Korrektur der Grammatik sind noch einige Druckfehler übersehen worden.

pag. 4 oben mufs das Komma zwischen with his brother fortfallen; pag. 4 steht therefore statt therefore; pag. 7 steht bet-ween st. be-tween; pag. 10 steht Verständnis des ganzes st. des ganzen; pag. 61, § 78a für subjektivisch mufs es heifsen substantivisch; pag. 118, § 103, 1 ist etwas ausgefallen in dem Satze: In Fällen gebraucht man; pag. 118, § 103, 2 mufs „so es giebt man“ umgestellt werden; pag. 118, § 103, 2 steht beläfst für läfst; pag. 147 steht Komporativ für Komparativ; pag. 170, Lekt. 93, zweite Zeile ist being verdruckt; pag. 223 ist die dritte Zeile von unten verdruckt.

Wenn Ref. die vorhergehenden Bemerkungen dem Herrn Verf. zur Berücksichtigung bei einer neuen Auflage zu empfehlen sich gestattet, so bezeugt er zugleich gern, dafs die Grammatik eine selbständige Arbeit und sonst besonders durch ihre grofse Menge in jeder Weise zweckentsprechenden Übungsmaterials zur Förderung des engl. Unterrichts auf den höheren Lehranstalten wohl geeignet ist. Druck und Papier sind gut.

Lenk.

Dr. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Zweiter Lehrgang: Syntax. Naumburg, Schirmer, 1885.

Der erste Lehrgang dieser Schulgrammatik ist in ziemlich ausführlicher Weise im 73. Bande des Archivs besprochen und besonders für Anstalten empfohlen worden, „wo der englische Unterricht in einem vorgeschritteneren Alter und verhältnismäfsig geistiger Reife der Schüler“ begonnen wird. Dieser zweite Teil, im vorigen Jahre erschienen, bringt die Syntax mit Beispielen und Übungsstücken. Gegenüber der früher für diese Stufe berechneten „Grammatik“ desselben Verfassers sind in diesem neuen Schulbuche die Regeln bedeutend verkürzt, möglichst auf das Wesentliche beschränkt, so dafs sich dieser zweite Lehrgang schon aus diesem Grunde besser für den Schulgebrauch eignet als die Grammatik, welche aber wegen der vielen trefflichen Beispiele noch immer ein wertvolles Buch bleibt. Entsprechend der Behandlung in der „Grammatik“ ist die Satzlehre auch in diesem zweiten Lehrgang nicht nach den einzelnen Wortarten angeordnet, sondern nach Mafsgabe des Satzorganismus in wirklich syntaktischer Gliederung und Zusammengehörigkeit (also nach den Satzteilen) vorgeführt. Für die Schule hat diese Anordnung ihre Vorteile wie ihre Nachteile; letztere bestehen besonders darin, dafs dann nicht immer dem pädagogischen Grundsatze entsprechend das Leichtere vor dem Schwereren genommen werden kann; so z. B. kommen die schwierigen Regeln über Modus und Tempus vor denjenigen über Gebrauch des Artikels. Da indes die Übungsstücke für jeden Abschnitt

gesondert und die Vokabeln wieder nach den einzelnen Übungsstücken angeordnet sind, so kann der Lehrer vielleicht selbst diesem Übelstande etwas entgegenarbeiten. Die Übungssätze sind durchgehend in Bezug auf den Inhalt anregend und sinnvoll, und geben hinreichend Stoff und Anlafs zu praktischer Anwendung der Regeln; am Schlusse sind auch eine gröfsere Anzahl zusammenhängender Übungsstücke. Lernende, welche Zeit haben, den ganzen Übersetzungsstoff durchzuarbeiten, werden daraus Gewinn ziehen. Auf Einzelheiten der Kritik einzugehen, ist nicht Absicht dieser Besprechung; nur das mag hier noch erwähnt werden, dafs für eine Neuauflage eine noch gröfsere Einschränkung des grammatischen Stoffes wünschenswert sein wird, indem ja allgemein das Bestreben vorherrscht, mehr und mehr besonders für obere Klassen die Lektüre in den Vordergrund zu stellen.

F. Bertholet, Livre de lecture à l'usage des classes inférieures. 5me édition. Basel, H. Georg, 1885.

Das genannte Lesebuch, aus dem Unterricht an den unteren Klassen des Baseler Gymnasiums herausgewachsen, ist voriges Jahr in neuer Auflage erschienen. Es hat bereits in weiteren Kreisen Anklang gefunden und verdient wegen seiner eigentümlichen Einrichtung besondere Erwähnung. Es darf nämlich auch als ein praktischer Versuch zur Reform des fremdsprachlichen Unterrichts bezeichnet werden, indem durch dasselbe der Lesestoff sehr in den Vordergrund gestellt wird. Auf den ersten Seiten sind, wie ein naturgemäfser Gang es fordert, Einzelsätze geboten, angeordnet nach den verschiedenen Kapiteln der Grammatik, welche also durch den Schüler unter Leitung des Lehrers induktiv gefunden werden kann. Schon sehr bald werden dann kleinere zusammenhängende Lesestücke eingeschoben, und was diesen Übungsstoff ganz besonders empfiehlt, ist der Umstand, dafs die vorkommenden Wörter und Sätze möglichst aus dem Anschauungskreis des Schülers genommen sind, so dafs derselbe vor allem mit den häufig vorkommenden Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens bekannt gemacht wird. Häufig besteht die Aufgabe auch darin, eine durch einen Gedankenstrich angedeutete Lücke auszufüllen (z. B. ein passendes Adjektiv zu finden, die rechte Form desselben — männlich oder weiblich — zu setzen), eine für den Schüler ebenso anregende als lehrreiche Arbeit.

Der zweite Teil des Buches, bei weitem der umfangreichere, enthält keine Einzelsätze mehr, sondern bringt eine grofse Zahl kleinerer und gröfserer Fabeln, Erzählungen, Beschreibungen, Gespräche und Gedichte, auch wieder möglichst der Schwierigkeit nach angeordnet und alles Stoffe, die durchaus dem Wissenskreise der Schüler entsprechen. Die Auswahl ist in dieser Hinsicht eine vorzügliche zu nennen, und ein einzelner Blick in ein solches treffliches Lesebuch genügt, um die Phrase zu widerlegen, dafs schon für diese Stufe ein gröfserer zusammenhängender Lesestoff (in Specialausgabe) den Vorzug verdiene. Auch in der Muttersprache zieht der kindliche Sinn in diesem Alter die kürzeren, schnell abgeschlossenen Geschichten den gröfseren, sich in die Länge ziehenden weit vor; zu Sprechübungen vollends sind die ersteren viel geeigneter: das kann jeder praktische Schulmann aus eigener Erfahrung wissen. Gegenüber der noch vielfach auch auf den Anfangsstufen verwendeten Chrestomathie von Plötz, deren Inhalt dem jugendlichen Verständnis meist viel zu fern liegt, hat dies Lesebuch unbestreitbar grofse Vorzüge und es sei somit der Beachtung bestens empfohlen.

Karlsruhe. J. Gutersohn.

Mangold und Coste, Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache, für die untere Stufe höherer Lehranstalten. Berlin, J. Springer, 1886. 218 S. Mk. 1,40.

Die Reform des neusprachlichen Schulunterrichts nimmt mit jedem Jahre einen ausgedehnteren Umfang an, immer neue Lehr- und Lesebücher erscheinen, und immer ratloser wird die Verzweiflung der mit Einführung solcher Novitäten bedrohten Vertreter des Alten. Es gilt für den, der in seinem Fache fortschreiten, aber nicht fortgetrieben werden will, eine Auseinandersetzung mit diesen angeblich neuen Reformen. Denn wenn irgendwo, so trifft Rabbi Ben Akibas „schon einmal dagewesen“ auch bei ihnen zu. Neu sind sie nun eben nicht, meist nur etliche Decennien älter als ihre neuesten Vertreter. Wir alle haben von einem gewissen Jacotot, dem eigentlichen (unpatentierten) Erfinder dieser induktiven Methode, reden hören, Ref. selbst ist nach der englischen Grammatik von Bolz, die Jacotots Methode laut Vorwort streng befolgt, unterrichtet worden und kennt aus jener Zeit ein halb Dutzend ähnlicher (nicht schlechterer) Lehrbücher. Die buchhändlerische Spekulation hat dann Jacotots ungeheuer verflachte Methode zu den franz. Lehrbriefen von Toussaint-Langenscheidt und den ungleich besseren engl. Briefen von Dalen-Langenscheidt verarbeiten lassen, und es hat auch sonst nie an Versuchen gefehlt, dieselbe in geschickter und ungeschickter Weise nutzbar zu machen. Etwas ganz Neues, oder doch wesentlich Neues, ist allerdings zu dieser alten Methode hinzugetreten, das Jacotot, wenn es damals schon in ausgebildeter Form existiert hätte, gewifs mit seiner Lehrweise vereint haben würde, die epochemachenden Resultate der Lautphysiologie. Eine Wissenschaft, die freilich immer noch um ihre volle Existenzberechtigung kämpfen mufs, die aber, wenn sie noch sicherere und vervollkommnetere Resultate aufweisen kann, gewifs auch den Sprachunterricht umgestalten wird. Heutzutage bietet sie für alle Zwecke des Schulunterrichts, namentlich des Anfangsstadiums desselben, im ganzen nur Dürftiges und scheitert in ihrer Anwendung oft an äufseren Hemmnissen. Wer wie Ref. jahrelang das zweifelhafte Glück gehabt hat, franz. und engl. Aussprache in Klassen von 50—60 Schülern einpauken zu müssen, wird es von selbst bleiben lassen, Lautphysiologie zu treiben. Aber wir erkennen gern an, dafs unter normaleren Verhältnissen diese junge Wissenschaft ein Triumph, den die naturwissenschaftliche Methode auch über die hergebrachte Tradition des Sprachstudiums davongetragen hat, jetzt und namentlich später ihre grofse Zukunft auch für die rein praktischen Zwecke des Schulunterrichts haben wird. In dieser Verbindung der Lautphysiologie mit der alten Jacototschen Methode liegt das wirklich Bedeutungsvolle, welches die jüngsten Reformversuche auf dem Gebiete des neusprachlichen Schulunterrichts haben. Wie jeder neue Versuch gern das Alte in tiefen Schatten zu stellen sucht, und unbekümmert um wirklich vorhandene Hemmnisse, wie übergrofse Schülerzahl und ungenügende Vorbildung derselben, Reglements der Behörden etc., gern in abstrakten, nebelhaften Regionen sich bewegt, so hat es auch in unseren Tagen Heifssporne gegeben, die am liebsten mit jeder systematischen Grammatik, auch in den oberen Klassen, mit Übersetzungen ins Deutsche, Extemporalien, Exercitien und wie der alte Zopf sonst heifst, aufräumen möchten. Wir begreifen ihr Thun und Treiben, ohne es zu billigen, und huldigen dieser neuen Weisheit nur in der weisen Beschränkung, wie sie etwa Münchs vortreffliche und leider noch viel zu wenig bekannte Schrift, v. Sallwürks in diese Fragen eingreifende Besprechungen im „Litbl. für rom. und germ. Philologie“ und ähnliche mafsvolle Reformschriften aufgestellt haben. Eine gleiche Beschränkung in der Anwendung theoretisch rich-

tiger Grundsätze befolgt auch das Lehrbuch, dessen Besprechung die eigentliche Aufgabe ist, und das von dem bekannten Molieristen W. Mangold und seinem als pädagogischen Schriftsteller öfter genannten Kollegen Coste am Ende des verflossenen Jahres verfafst ist. Vor wenigen Tagen erst in den Besitz dieses trefflichen Buches gelangt (wir leben trotz der Nähe Leipzigs in einer wissenschaftlichen Diaspora), beeilen wir uns, die Vorzüge desselben auseinanderzusetzen. Es sind zunächst zwei Hauptbestrebungen, derentwegen uns das Werk der Herren Verfasser sehr wertvoll erscheint, einmal das Zurücktretenlassen der methodisch geordneten Grammatik bis zur 21. Lektion, also bis zu einer Zeit, wo der Anfänger schon die ersten Versuche im Aussprechen, Lesen und Übersetzen bewältigt hat, dann die ausschliefsliche Berücksichtigung des modernsten Französisch. Der erste Grundsatz ist ein so naturgemäfser, dafs er in der That schon in vielen Lehr- und Lesebüchern Anwendung gefunden hat. Nichts alberner, als wenn dem Anfänger gleich mit der ersten Stunde die mühsam und unvollkommen abstrahierten Regeln über die Aussprache vorgeführt werden, er dann (beim Englischen noch mehr als beim Französischen) immerfort auf Ausnahmen dieser sogenannten Regeln stöfst und zu all diesem Wirrwarr auch noch Paradigmen auswendig lernen soll. Wie das Princip, so ist auch die Wahl der Übungsstücke für den Anfang sehr zweckmäfsig. Von den hier vorgeführten „Anecdotes" hätten wir freilich die zwei ersten, als auch für den Quintaner zu kindlich, nicht gewünscht.

In der Behandlung der ersten zwanzig deutschen Übungsstücke, die sich in Formen und Vokabelschatz eng an die unter 1—20 angeführten „Anecdotes" anschliefsen, ist dem Lehrer das Verfahren freigestellt. Er kann entweder die einschlägigen Kapitel der Seite 85 ff. angefügten Elementargrammatik mit einüben, oder, was dem Systeme der Herren Verfasser wohl entsprechender, sich auf Aussprache, Orthographie, Memorieren beschränken. Wir würden, wenn wir in der Lage wären, nach Mangold-Coste zu unterrichten, das erstere Verfahren vorziehen, und in jedem Falle erkennen wir auch darin ein Zeichen pädagogischer Einsicht, dafs dem freien Ermessen des Lehrers Spielraum gelassen, und er nicht, wie das der Plötzsche Lehrgang zur Folge hat, in die Zwangsjacke eines bestimmten Schematismus gepreſst wird. Was in diesen zwanzig Übungsstücken an grammatischem Stoff vorkommt, sind nur Dinge, ohne welche sich die leichteste Übersetzung oder Sprechübung nicht bilden läfst, die Anfänge der Konstruktion, das Verbum, einige Pronomina, Zahlwörter, Präpositionen etc. Mit Nr. 21 geht dann Lektüre der französisch-deutschen, Übersetzen der deutsch-französischen Stücke und Einübung der Grammatik Hand in Hand. Die Grammatik selbst umfafst in übersichtlicher, knapper Gliederung die Hauptpunkte der Formenlehre, inkl. unregelmäfsigen Verbums, also das Pensum von V und IV und einiges Syntaktische, das meist auch für diese Stufe unentbehrlich ist. Für Untertertia, wie das die Herren Verfasser bedingterweise annehmen, scheint sie uns nicht völlig auszureichen, und würden wir für die Mittel- und Oberstufe unbedingt Autoren-Lektüre und eine mehr systematisch geordnete Grammatik (nicht gerade die Plötzsche) vorziehen. Ebenso könnte von den französischen zusammenhängenden Stücken nur einiges auch für IIIb in Betracht kommen (Duruy: „Lavoisier, Livingstone", Mérimée: „Mateo Falcone), während die übrigen prosaischen Abschnitte mehr für IV und V geeignet scheinen, und die Bruchstücke aus Mme de Girardins „La Joie fait Peur", so die Fabeln von Lafontaine und die nachfolgenden Gedichte uns überhaupt als Lektürestoff für V—IIIb nicht recht passen würden, denn Poetisches sollte erst nach Überwindung der formalen und syntaktischen Schwierigkeiten, also in einer späteren Zeit, Gegenstand der Schullektüre

sein. Wer mit der Grammatik noch im Streite liegt, wird nie zum ungetrübten Genufs der Poesie, und wäre es auch die einfache der Lafontaineschen Fabeln, gelangen, darum keine verfrühten Plagen in der Treibhauskultur gallischer Muse.

Es sind dies Kleinigkeiten allerdings, aber aus einer Summe von Kleinigkeiten setzt sich eben das zusammen, was man das Schulgerechte und Schulmäfsige nennt.

Wir wenden uns zu dem zweiten Hauptvorzuge, der Berücksichtigung des Modern-Französischen. Es kann wohl kein Zweifel über die Verkehrtheit des alten Lehrganges herrschen, der von dem Deutsch-Französisch der üblichen künstlich zurechtgemachten Lesestücke zu dem Französisch des 17. oder 18. Jahrh., also zu teilweise schon antiquierten Sprachformen übergeht, und dasjenige Französisch, welches heutzutage geschrieben und gesprochen wird, entweder unbeachtet läfst, oder nur gelegentlich in der Gestalt Scribescher und Legouvéscher Lustspiele heranzieht. Das Naturgemäfse, und für diejenigen Zöglinge, welche von der Unter- oder Mittelstufe abgehen und später ihre Kenntnisse im Französischen rein praktisch verwerten, allein Zweckmäfsige ist doch der umgekehrte Weg vom Modernen zum Klassischen. Aus diesem Gesichtspunkt sind wir den Herren Verfassern auch sehr dankbar für die Aufnahme der „Voyage à Paris“ von Villatte, einer trefflichen Vorbereitung für den, welcher frühzeitig sein immerhin dürftiges Französisch im geselligen Verkehre mit Franzosen oder im Auslande selbst verwenden will.

Die von Duruy aufgenommenen Biographien bedürfen keines Lobes, die „Guerre de 1870“ von E. Maréchal kann nur dem bedenklich erscheinen, der in jeder französischen Schilderung dieser grofsen Zeitepoche ein berechnetes Lügenwerk à la Erckman-Chatrian sieht; wir haben bei sorgfältiger Prüfung nichts gefunden, was der historischen Wahrheit oder dem deutschen Patriotismus zuwider sein könnte. In peinlichster Gewissenhaftigkeit haben die Herren Verfasser überdies einige ungenaue Angaben nach dem deutschen Generalstabswerk berichtigt.

Im ganzen können wir also das vorliegende Buch als ein sehr praktisches, inhaltlich reiches und anziehendes, wie vorzüglich ausgestattetes zur Einführung empfehlen, und hoffen auch, dafs es zur Verdrängung der Plötzschen Elementarbücher beitragen wird. Am Schlufs gestatten wir uns noch die Berichtigung eines kleinen Irrtums in dem beigefügten Prospekt, S. 2. Dort heifst es: auf der Dessauer Philologen-Versammlung sei die These über den (induktiv zu betreibenden) Anfangsunterricht im Französischen „freudig begrüfst“ worden. Die Herren Verfasser sind unseres Wissens damals nicht zugegen gewesen, Ref. hat, wie auch andere Teilnehmer, den Eindruck gewonnen, dafs die These in jener beschränkenden Form nur stillschweigend acceptiert worden ist, um aus dem Widerstreite der meist zu Gunsten einer Lehrmethode und einzelner Lehrbücher geführten Debatte endlich zum ersehnten Friedensstande zu gelangen. Dies als kleiner Beitrag zur Geschichte der so viel entstellten und mythisch umgestalteten Hergänge in den neusprachlichen Sektionssitzungen jener Versammlung. R. Mahrenholtz.

Miscellen.

In der Reform spricht sich Dr. Fricke über Prof. Vogts Angriff gegen den Gebrauch der Lateinschrift folgendermafsen aus:

Herr Prof. Vogt hat bekanntlich eine Schrift gegen den Lateinverein verfafst, welche zwar nicht einen Punkt unserer Aufstellungen widerlegt, sondern überall zeigt, dafs dem grofsen Naturforscher selbst die allergewöhnlichsten pädagogischen und philologischen Kenntnisse abgehen, die also an sich harmlos ist, aber durch den berühmten Namen des Verfassers und die Unwissenheit des gröfseren Publikums an Bedeutung gewinnt. Haben doch einige im Ansehen stehende Zeitschriften Vogts durchaus verfehlte Humoreske für etwas Wissenschaftliches angesehen und ihren Lesern „zur Belehrung“ mitgeteilt. Es ist das ein recht betrübendes Zeichen der Zeit.

Selbstverständlich dürfen wir nicht dazu schweigen, sondern müssen, ohne die Hochachtung vor dem Naturforscher Vogt zu verletzen, die Irrtümer seiner Schrift aufdecken und diese Richtigstellung in allen uns zu Gebote stehenden Blättern verbreiten. Da unsere Vereinsgenossen fast sämtlich Fachmänner sind, wird ihnen die Widerlegung nicht schwer fallen; doch möchte ich auf einige Punkte besonders aufmerksam machen.

1. Dafs Herr Prof. Vogt die nötigen Fachkenntnisse nicht besitzt, darf nicht getadelt werden, wohl aber, dafs er sich, bevor er schrieb, nicht unterrichtete oder — schwieg. Seine Unwissenheit geht unter anderen aus folgenden Äufserungen hervor:

Er staunt über Nr. 4 des Rundschreibens. Da hätte er S. 63 ff. von Soenneckens ausgezeichneter Schrift „Das deutsche Schriftwesen“ (Bonn 1881) zu Rate ziehen sollen, und sich jedenfalls die Witzeleien darüber sparen können, um so mehr, als die Sache nur beiläufig erwähnt wurde und einfach andeuten sollte, dafs sich die runde Schrift leichter regelrecht schreiben läfst als die spitzige.

„Es war eine Marotte, dafs die Gebr. Grimm die Rundschrift gebrauchten.“ Nur wer J. Grimms umfassende Begründung nicht gelesen hat, kann so etwas behaupten. Vergl. Ref. 1885, S. 28.

„Die Ausländer ziehen das Deutsche in deutscher Schrift vor.“ Prof. Vogt wufste als Nichtfachmann keinen Unterschied zwischen dem fertigen und dem lernenden Ausländer zu machen. Wer Deutsch lernt, wünscht unbezweifelt, dafs wir unsere Sprache lateinisch schreiben möchten, genau so, wie es uns bei dem Erlernen des Russischen geht. Hat sich der Ausländer dagegen die eckigen Schriftbilder bereits eingeprägt, so behält er sie gern, wie überhaupt alles mühsam Errungene wertvoll erscheint.

„Warum kehrt der Verein nicht auch zu den römischen Ziffern zurück?“ Nun, aus demselben Grunde wie alle Völker, welche lateinische Buchstaben schreiben. Ist ihm dieser Grund unbekannt? Kaum glaublich. So war denn die Frage, gelinde ausgedrückt, seltsam.

„Die Rückkehr zur deutlichen Buchstabenform ist jedenfalls sehr erwünscht; aber, soviel ich weifs, schrieb und druckte man auch Anfang des Jahrhunderts die Substantiva mit grofsen Anfangsbuchstaben.“ Weifs Herr Prof. Vogt die Begriffe Buchstabenform und Grofsbuchstaben wirklich nicht zu unterscheiden? Unter deutlicherer Schrift verstanden wir natürlich die jetzt noch als Mediäval-Antiqua bekannte Schriftgattung. Eine derartige Verwechselung dürfte selbst einem Nichtfachmann nicht begegnen.

„So schwindet denn die ganze Sache zu einer Frage des Schreibunterrichts in den Mittelschulen zusammen.“ Das ist an sich nicht wahr und zeugt von neuem für die gänzliche Unbekanntschaft des Verfassers mit seinem Thema. Nicht in den Mittelschulen allein, sondern in allen Schulen Deutschlands, auch in den Elementarschulen, auf dem Lande wird die Lateinschrift gelehrt und geübt. Es handelt sich also mindestens um fünf Millionen Kinder, welche einen Teil ihrer Schulzeit auf die nutzlose Erlernung zweier Alphabete verwenden müssen. Um sich ein Bild dieser Verschwendung an Zeit und Kraft vor die Augen zu stellen, denke man sich, dafs etwa in Frankreich plötzlich alle Kinder gezwungen würden, zwei Alphabete zu lernen: das lateinische und das deutsche. Die ganze Nation würde sich dagegen auflehnen, und in Deutschland müfste dasselbe geschehen, wenn die Gewohnheit nicht die Einsicht völlig verdüstert hätte.

„Ahmen wir doch den anderen Völkern nach, die nicht beständig an Äufserlichkeiten, an Orthographiehelettern und ähnlichem Kram herumtüfteln und quärgeln.“ Also Herr Prof. Vogt weifs nicht, dafs andere Nationen im Laufe unseres Jahrhunderts mit grofser Thatkraft an Umänderung ihrer Orthographie und Schrift gearbeitet haben. Dafs die Spanier um 1840, sowie die Serben um 1868 alle unnützen Buchstaben verbannt und die nötigen Buchstaben zu regelrechter Anwendung gebracht haben; dafs dies ferner, wenn auch nicht so durchgreifend, die Holländer und Skandinavier thaten; ja dafs die Engländer nicht davor zurückschreckten, ihre gänzlich verkehrte Orthographie umzugestalten; dafs an der Spitze dieser Bewegungen in England und Amerika Gelehrte und Pädagogen ersten Ranges stehen, wie Max Müller, March, Morris, Murray, Sayce, Whitney, Sweet, Child, Skeat; dafs Pitmans in den vierziger Jahren gegründete radikal phonetische Zeitschrift gegenwärtig 14000 Abonnenten zählt; dafs in England und Amerika eine ganze Reihe von Spelling Reform Associations besteht — dafs Herr Prof. Vogt das alles nicht wufste, kann man ihm, dem Nichtfachmanne, verzeihen; allein mindestens hätte er doch die betreffenden Versuche der Franzosen wissen sollen. Ich erinnere ihn nur an P. Jozons: Des principes de l'écriture phonétique (Paris 1877); ferner an G. Berchères: La réforme de l'orthographe française (Paris 1877) und daran, dafs man schon im 16. Jahrhundert anfing, an der bestehenden Orthographie zu „quärgeln“. Vielleicht wirft Herr Prof. Vogt einmal einen Blick in die Werke von Meigret (1551), Pellétier (1550), Garnier, Pillot, der die Grofsbuchstaben bei Hauptwörtern bekämpft; P. Ramus: Für jeden Laut ein Zeichen; A. de Baïf, Joubert, Monet, Lartigaut (1669), das Wörterbuch der „Akademie“ von 1694, 1718 und 1740; P. Corneille (1664), Du Marsais, De Wailly, Marle (1827), Faure, Féline (1848), Raoux (1865) etc. Alle diese Männer haben trotz dem Widerstand der vernunftlosen Gewohnheit doch die gröfsten Fehler der landläufigen Schreibung hinweggeräumt.

In den schlimmsten Irrtum jedoch ist Herr Prof. Vogt verfallen,

indem er sagt „die Lateiner schreiben lateinisch, die Deutschen deutsch, die Russen russisch.“ Hier läfst sich nur zweierlei annehmen: entweder hat er die Engländer, Schweden, Norweger, Dänen, Holländer zu den Lateinern (Romanen) gerechnet, oder er wufste nicht, dafs alle diese Völker lateinisch schreiben, ebenso wie die Polen, Tschechen, Magyaren, welche doch gleichfalls keine Lateiner sind. Wahrhaft unerhört! Selbst der Ausdruck „die Russen schreiben russisch“, hätte wegbleiben können, da namentlich die russische Schreibschrift augenfällig lateinischen Ursprungs ist und die Russen uns weder durch Beibehaltung ihres unrichtigen Kalenders noch der verderbten Lateinschrift zum Muster dienen können. Die Serben bedienten sich gleichfalls des russischen (cyrillschen) Alphabets, haben jedoch, wo ihnen die orthodoxe russische Kirche nicht entgegentrat, das lateinische Alphabet wieder angenommen. So wird es unzweifelhaft auch in Rufsland geschehen, sobald die Wissenschaft hinlänglich erstarkt ist, um den Sieg über die blinde Gewohnheit davonzutragen.

Soviel über Herrn Vogts Irrtümer. Nun noch seine Beweisführung. Da er keine Gründe gegen die Lateinschrift anzuführen vermag, greift er zu Spott und Witzeleien, ohne zu bedenken, dafs der Spott weder etwas beweist noch widerlegt. Freilich hat der Spötter meist die Lacher auf seiner Seite; allein in dem Beifall unwissender oder schadenfroher Menschen liegt doch gewifs nichts Erhebendes oder sittlich Gutes.

Ferner scheut er nicht den Kampf gegen Erdachtes. So behauptet er, wir nennten in dem Rundschreiben die Lateinschrift urdeutsch, weil sie von den Römern stamme, und legt dann gegen diesen nirgends vorkommenden Satz, also gegen eine Windmühle, seine Lanze ein. Augenfällig nennen wir die Lateinschrift urdeutsch, weil sie von dem ganzen deutschen Volke bis ins 10. und 11. Jahrhundert ausschliefslich gebraucht wurde. Dadurch sollte dem Irrtum, die spätere Eckenschrift sei die urdeutsche, entgegengetreten werden. Dafs die Deutschen wie alle neueren Völker ihre Schrift von den Römern bekommen haben, thut nichts zur Sache.

Ferner sagt er, „wenn die Einführung der Lateinschrift dazu führen könnte, dafs mit kleineren Lettern gedruckt würde etc.“ Darauf haben wir nicht einmal hingedeutet. Jeder zu kleine Druck ist eine Versündigung an der Jugend; solange dieser Mifsbrauch aber geschieht, verdient die einfachere, klarere Lateinschrift den Vorzug, wie die englischen Zeitungen lehren. Dafs unser Verein der gröfseren Schrift zugethan ist, beweist doch das Rundschreiben. Selbst nicht die Anmerkungen sind mit kleiner Schrift gedruckt.

Auch die Angabe, der Verein sei meist von Schuldirektoren gegründet, ist eine handgreifliche Unwahrheit. In dem Rundschreiben sind 33 Männer angegeben, welche zu dem Verein zusammentraten, und unter ihnen 9 Schuldirektoren, welche allerdings den provisorischen Vorstand bildeten; allein 9 ist doch nicht die gröfsere Hälfte von 33. Was soll überhaupt die Bemerkung Schuldirektoren. Eben sie sind ihrer praktischen Thätigkeit nach Sachverständige, und unsere 9 Vereinsgenossen meist Sprachgelehrte und Herausgeber von wissenschaftlichen, bedeutenden Zeitschriften. Sie alle haben nach reifster Überlegung für Abschaffung der Doppelschreibung bezw. der eckigen Schrift gestimmt. Ebenso die übrigen Mitglieder, wie sich das von so hochstehenden Männern nicht anders erwarten läfst. Zu ihnen gehören 15 Gelehrte, welche an deutschen Universitäten wirken und auf der Höhe der Zeit und Wissenschaft stehen. Ferner sind es nicht ausschliefslich Sprachforscher, sondern auch Ärzte, wie der Geh. Medizinalrat Prof. Esmarch in Kiel, Geh. Hofrat Prof. Finkelnburg in Bonn, Prof. Cohn in Breslau.

Schliefslich sei noch erwähnt, dafs Prof. Vogt da, wo die Sache

keinen Angriffspunkt bietet, nichtssagende Bemerkungen einstreut, welche nur dazu dienen, den Leser zu verwirren. Was hat es mit der Lateinschrift zu thun, dafs er sich nach dem Schlafe wäscht, und zu Mittag Suppe, Fleisch und Käse ifst? Selbst die Macht der Gewohnheit wird dadurch nicht in ein besseres Licht gestellt. Unser Reichskanzler hatte auch bestimmte Gewohnheiten; als er jedoch ihre Fehler einsah, änderte er seine Lebensweise und rettete sich dadurch von dauerndem Siechtum. Der Satz also bleibt unerschüttert stehen „selbst die liebste Gewohnheit müssen wir aufgeben, wenn es die Vernunft gebietet."

Noch wunderlicher aber nimmt sich in einer wissenschaftlich sein sollenden Abhandlung Vogts Bemerkung aus „noch vor wenigen Tagen sprach ich darüber mit François Sabatier, dessen leider vor einigen Jahren verstorbene Gattin die berühmte Sängerin Karoline Unger war." Sabatiers Ansichten haben nicht den geringsten Wert für uns, noch weniger aber übt es einen Einfluſs auf die ganze Frage aus, dafs S.s Gattin leider vor kurzem gestorben ist und dafs sie eine Sängerin, geborene Unger war. Hier ist mit dem besten Willen weder Logik noch Überlegung herauszufinden.

Bürgers Geburt.

Als Geburtstag des Dichters Gottfried August Bürger wird meist der 31. Dezember 1747, sehr oft aber auch der 1. Januar 1748 angegeben. Dieser Umstand gab mir, so schreibt ein Mitarbeiter der „Saale-Ztg.", Veranlassung, einmal im Kirchenbuche zu Molmerswenda nachzusehen, welche von beiden Lesarten die richtige sei. In dem Register der Geborenen und Getauften vom Jahre 1747 fand sich nun folgende Eintragung: „Nr. 17. Gottfried August Bürger. Den 31. Dezember ist dem hiesigen Herrn Pastor Bürgern ein junger Sohn geboren und von H. Pastor Krummharen den 4. Januar 1748 getaufet. Taufzeugen sind gewesen: 1) H. Samuel Joachim Kutzbach, Pastor zu Pansfelde, 2) H. Johann Heinrich Bürger, Erb- und Rittersafsen zu Neu- und Pafsbruch, 3) H. Peter Salomon Krummhaar, Pastor zu Meifstorff Frau Eleliebste, 4) Frau Rosina Magdalena Bauerin, Herrn Jacob Philipp Bauers, Hoffes-Herrn bei dem Hospital zu St. Elisabeth in Aschersleben Eleliebste, 5) Frau Sophia Friedericia Franken, H. Johann Jakob Frankens Pächters des hiesigen Vorwerks Eheliebste. Des Kindes Namen ist Gottfried August." Auch die Notiz, welche sich hier und da findet, Molmerswenda liege bei oder in der Nähe von Halberstadt, ist dahin zu berichtigen, dafs der Ort zur Grafschaft Asseburg-Falkenstein gehört, die den südöstlichen Teil des früheren Fürstentums Halberstadt bildete, von der Stadt Halberstadt selbst aber immerhin etwa 40 Kilometer entfernt ist. Das Geburtshaus des Dichters mit seinen kleinen Fenstern, niedrigen Zimmern und dicken Wänden dient heute noch als Wohnung des Pfarrers und soll sich im Laufe der Jahre wenig verändert haben. Es liegt versteckt im Grünen hinter dem Kirchlein des Ortes, dann und wann wird es noch von auf einer Harzwanderung begriffenen Musensöhnen oder von reisenden Engländern, die seinetwegen vom Falkenstein oder vom Selkethal einen Abstecher machen, aufgesucht. Kein äufseres Zeichen aber erinnert daran, dafs in dem Hause der Dichter der Balladen: „Leonore", „Das Lied vom braven Mann", „Der wilde Jäger" u. a. geboren ist und an dieser Stätte seine Jugendzeit verlebt hat. Es wäre sehr zu wünschen, dafs das alte Pfarrhaus wenigstens recht bald mit einer entsprechenden Gedenktafel bedacht und geschmückt würde. — Der Name Bürger ist jetzt noch in

und um Molmerswenda vertreten, und wiewohl die Inhaber desselben erklären, nicht mit dem Dichter verwandt zu sein, so möchten doch die Vorfahren desselben in Molmerswenda oder dessen Nähe zu suchen sein.

In Richmond Park, an derjenigen Stelle, die den schönsten Ausblick in das Wald- und Wiesengrün des Themsethals gewährt, liest man auf einer Holztafel ein Gedicht zu Ehren des Dichters Thomson, welcher in der Nähe als Landpfarrer gelebt hat. Da ich nicht weifs, ob das Gedicht in Deutschland bekannt ist, so teile ich es nachstehend mit:

Lines on James Thomson, the Poet of Nature.

Ye who from London's smoke and turmoil fly
To seek a purer air and kinder sky,
Think of the Bard who dwelt in yonder dell,
Who sang so sweetly what he loved so well;
Think as ye gaze on these luxuriant bowers:
Here Thomson loved the sunshine and the flowers,
He who could paint in all their varied forms
April's young bloom, December's dreary storms!
By yon fair stream, which calmly flows along
Pure as his life and lovely as his song,
There oft he roved. In yonder churchyard lies
All of the deathless Bard that ever dies.
For here his gentle spirit lingers still
In yon sweet vale — on this enchanted hill,
Flinging a holier int'rest o'er the grove,
Stirring the heart to poetry and love,
Bidding us prize the favorite scenes he trod,
And view in Nature's beauties, Nature's God.

Der Name des Verfassers ist nicht angegeben. Die Tafel stand schon vor zwanzig Jahren; wahrscheinlich ist sie noch älter.

M. K.

Berichtigung.

Bd. LXXVI, Seite 248, Zeile 10 v. o. lies „Now“ statt „No“.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Boucherie, L'enseignement de la philologie romane en France. (Paris, Maisonneuve.) 1 fr. 50 c.

Schugt, Zur Methode des französischen Unterrichts, insbesondere auf der höheren Bürgerschule. (Programm der Realschule in Köln.)

Englich, Die französische Grammatik im Gymnasium. Bemerkungen über Inhalt, Umfang und Unterricht. (Progr. d. Gymn. in Danzig.)

Grammatik.

L. Pleines, Hiatus und Elision im Provençalischen. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.

O. Burgatzky, Das Imperfekt und Plusquamperfekt des Futurs im Altfranzösischen. (Kiel, Dissert.)

Göhling, Die Satzverbindung im altfranzösischen Rolandsliede. (Progr. d. Gymn. in Brandenburg.)

G. Pfau, Gebrauch und Bildungsweise der Adverbien bei Joinville. (Jena, Dissert.)

R. Philippsthal, Die Wortstellung in der französischen Prosa des 16. Jahrhunderts. (Halle, Dissert.)

Ten Dyk, Französische Wortkunde auf Grund der Lautgesetze. (Progr. d. Gymn. zu den Aposteln in Köln.)

W. Henne, Die Cäsur im Mittelfranzösischen. (Greifswald, Dissert.)

H. Apel, Grammatische Bemerkungen im Anschlufs an die Schulgrammatik von K. Plötz. (Progr. d. höheren Bürgerschule in Erfurt.)

Lexikographie.

Boucherie, Additions au Dictionnaire de Littré. (Paris, Maisonneuve.) 2 fr.

Annandale, A concise Dictionary of the English language, literary, scientific, etymological and pronouncing; containing a copious vocabulary, with careful definitions and explanations of phrases etc., brief notes on synonyms and grammatical construction, and useful appendices based on Ogilvie's Imperial Dictionary. (London, Blackie.) 10 sh. 6 d.

Litteratur.

K. Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Litteratur. (Strafsburg, Trübner.) 8 Mk.

Khull, Geschichte der altdeutschen Dichtung. (Graz, Leuschner & Lubensky.) 6 Mk.

Bonnet, Der Fabeldichter Wilhelm Hey, ein Freund unserer Kinder. (Gotha, Perthes.) 4 Mk.

M. Koch, Das Quellenverhältnis von Wielands Oberon. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Büchner, Goethe. Faust. Traduction Porchat, revue avec notes et commentaires. (Paris, Hachette.)

Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. I. (Gotha, Thienemann.) 7 Mk.

A. Sternberg, Die Angriffswaffen im altfranzösischen Epos. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Kadler, Sprichwörter und Sentenzen der altfranzösischen Artus- und Abenteuerromane. (Marburg, Elwert.) 2 Mk. 40 Pf.

J. A. de Baïf, Euvres en rime de Benoit de Saint More. (Paris, Lemerre.)

M. Rivière, Miréio, traduite en prose dauphinoise, avec une étude dialectale et quelques textes modernes. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

Bauquier, Les Provençalistes du XVIIIe siècle. (Paris, Maisonneuve.) 4 fr.

E. Voizard, Étude sur la langue de Montaigne. (Paris, Cerf.) 7 fr. 50 c.

Espagne, Influences provençales dans la langue de Molière. (Paris, Maisonneuve.) 1 fr. 50 c.

J. Loiseleur, Molière. Nouvelles controverses sur sa vie et sa famille. (Orléans, Herluison.)

Vasen, Réflexions sur la poésie lyrique de V. Hugo. (Progr. d. Gymn. zu Bedburg.)

Boucherie, La langue et la littérature françaises au moyen-âge. (Paris, Maisonneuve.) 2 fr. 25 c.

J. Lemaître, Les contemporains. Études et portraits littéraires. 2e série. (Paris, Lacène et Oudin.) 3 fr. 50 c.

E. Quentin Bauchart, Les femmes bibliophiles de France. 16. 17 et 18 siècles. (Paris, Damascène Morgand.) 60 fr.

Gosse, From Shakespeare to Pope: An inquiry into the causes and phenomena of the rise of classical poetry in England. (Cambridge, Warehouse.) 6 sh.

A. Büchner, Hamlet le Danois. (Paris, Hachette.)

A. Büchner, Shakespeare, Richard III., avec notes et commentaires. (Paris, Paul Dupont.)

Hilfsbücher.

D. Sanders, Deutsches Stil-Musterbuch mit Erläuterungen und Anmerkungen. (Berlin, H. W. Müller.) 7 Mk. 25 Pf.

A. Bossert et Th. Beck, Cours élémentaire de langue allemande. 3 vols. (Paris, Hachette.) 4 fr.

Schiller, Jeanne d'Arc. Texte allemand publié avec un argument analytique, une notice littéraire, des éclaircissements et des notes. (Paris, Hachette.)

Heinrich von Villena,

ein spanischer Dichter und Zauberer.

Was die Geschichte berichtet.

Im Jahre 1356 erklärte Peter der Grausame seinem Namensvetter, dem König Peter IV. von Aragon, den Krieg. Da ersuchte dieser Heinrich von Trastamara, den Bastardbruder des Königs von Kastilien, ihm mit einer Schar Kastilianer zu Hilfe zu kommen. Bei dieser Gelegenheit schlofs der Infant Alfons von Aragon eine innige Freundschaft mit Heinrich von Trastamara. Als dieser in Burgos sich zum Könige von Kastilien hatte krönen lassen und mit seinem Bruder um den Besitz Kastiliens kämpfte, stand Alfons in dem langen Feldzuge seinem Freunde zur Seite, bis Heinrich nach dem Tode seines Bruders allgemein als König von Kastilien anerkannt wurde. Der König Heinrich zeigte sich gegen seine Freunde und Mitkämpfer dankbar und freigebig. So verlieh er Alfons die Markgrafschaft und Herrschaft von Villena; zugleich blieb dieser stets der einflufsreichste Ratgeber des Königs. Alfons suchte sein Ansehen und seine Macht beim Könige möglichst zu befestigen. Er bewirkte, dafs die Heirat seines Sohnes Pedro mit einer natürlichen Tochter des Königs zu stande kam; aber nach dem Tode des Königs, seines treuen Gönners, begann der Glücksstern des Günstlings sich zu verdunkeln. Sein Sohn war in einer Schlacht gefallen, und obwohl er einen Knaben hinterlassen hatte, mufste die Mitgift seiner königlichen Mutter herausgegeben werden. Die Neider suchten den Fremdling aus Aragon aus seiner Machtstellung in Kastilien zu verdrängen, was ihnen aber erst im Jahre 1393 bei der Thronbesteigung Heinrichs III. gelang. Die Feinde des

Alfons hatten den König für ihre Pläne gewonnen, und dieser entzog ihm nicht nur jeden politischen Einfluſs, sondern erklärte ihn auch der Markgrafschaft von Villena für verlustig. Dem früheren Günstling zweier Könige blieb von all seiner Macht nichts mehr übrig als der Besitz der kleinen Städte Villena und Almansa. Er zog sich mit seinem jungen verwaisten Enkel in das Herzogtum Gandia zurück. Dieser Enkel war der nachmals so berühmte Gelehrte und Dichter Heinrich von Aragon, bekannter unter dem Namen Heinrich von Villena, oder Heinrich, Markgraf von Villena, obwohl ihm die letzteren Titel rechtlich gar nicht zukamen.

Heinrich von Villena war neun Jahr alt, als ihn sein Groſsvater auf seine letzten Besitzungen und in die Einsamkeit mit sich nahm, um dessen Erziehung zu überwachen und zu leiten. Alfons suchte vor allem seinem Enkel die Neigung zu ritterlichen Übungen und zum Kriegswesen einzuflöſsen und dessen natürliche Lust zum Studium und Liebe zur Poesie und Wissenschaft zu unterdrücken. Der Knabe hatte aber zum Leidwesen seines Erziehers die gröſste Abneigung gegen das Kriegswesen, und später zeigte er sich ebenso abgeneigt der Politik; aber dem Studium der Wissenschaften und der Dichtkunst ergab er sich mit dem gröſsten Eifer.

Sehr jung kehrte Heinrich an den Hof des Königs von Kastilien zurück und suchte dort wieder in den Besitz der Markgrafschaft von Villena zu gelangen; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Indessen verlieh ihm sein Oheim, der König Heinrich III., der ihn zufrieden stellen wollte, die Grafschaft von Ganga und verheiratete ihn mit der Tochter des reichen, angesehenen Grafen Tello. Der junge Ehemann war erst etwa achtzehn Jahre alt. Leider begnügte sich Heinrich von Villena mit diesem Erfolge nicht und trachtete, wahrscheinlich auf Anstiften seines ehrgeizigen Groſsvaters, nach der Würde eines Hochmeisters des ritterlichen Calatrava-Ordens. Der König wollte auch diesen Wunsch seines Neffen erfüllen, und so lieſs sich dieser zum Schein und unter einem nichtigen Vorwande von seiner Frau scheiden und entsagte der ihm verliehenen Grafschaft, um nach den Ordensgesetzen wahlfähig zu werden. Hierauf bestimmte oder nötigte der König das Kapitel der Ordens-

ritter, seinen jungen Neffen zum Ordensmeister zu ernennen, obwohl sich eine grofse Anzahl der Ritter gegen diese ungesetzliche und ungehörige Wahl erklärte. Als Ordensmeister begleitete Villena den Sohn des Königs, den Infanten Ferdinand, auf den Feldzug gegen die Mauren nach Andalusien und zog mit ihm im Juni 1407 in Sevilla ein. Aber während der Infant ins Feld zog und sich tapfer mit den Mauren schlug, blieb der Ordensmeister Heinrich, der gar keine Kriegslust zeigte, in Sevilla bei der Gemahlin des Infanten zurück und lag seinen friedlichen Studien und der Poesie ob. Eine schwere Last Bücher liefs er sich stets bei seinen Reisen und Zügen nachfahren, um sie auch im Feldlager und auf Reisen zur Hand zu haben. Erst als Ferdinand siegreich von Sevilla zurückkehrte, raffte sich der Ordensmeister auf, bestieg sein Pferd und ritt dem Sieger entgegen, um wenigstens auf diese Weise sich beim Siege zu beteiligen.

Als später (1412) der Infant Ferdinand, der zum Könige von Aragon erwählt worden, in Saragossa einzog, war Villena ebenfalls bei den prächtigen Krönungsfeierlichkeiten zugegen und nahm thätigen Anteil an den Festlichkeiten. Er hatte zu diesem Anlafs ein allegorisches Festspiel geschrieben, welches zur Krönungsfeierlichkeit aufgeführt wurde und grofsen Beifall erntete. In diesem Schauspiele, einem der frühesten der spanischen Dramenlitteratur, traten die Wahrheit, der Friede und die Barmherzigkeit auf, und zeugen wieder für den friedlichen Sinn des Verfassers. Fast zu gleicher Zeit gründete er in Barcelona ein Konsistorium „der frohen Wissenschaft“ (gaya ciencia), wie in der heiteren Provence die Kunst der Poesie hiefs, und erneuerte die sogenannten Blumenfeste, dichterische Wettkämpfe nach den Regeln und Gesetzen der frohen Wissenschaft. Diese Feste sollten die in Verfall geratene provençalische Dichtkunst wieder beleben. Zudem schrieb Villena ein Buch über die „Dichtkunst“ (Arte de trovar), in welchem er die Theorie und Geschichte der Dichtkunst behandelte. Dies praktische Handbuch wurde von den Poeten und Poesiefreunden sehr geschätzt. Übrigens genofs der Verfasser auch als ausübender Dichter grofsen Ruhm. Seine neidlosen Kollegen nannten ihn „eine süfse Quelle des kastalischen Berges“, auch: „eine Säule am Tempel der Musen“.

Jüngere, talentvolle Dichter schlossen sich ihm als Schüler an. Einer der bekanntesten derselben ist Mazias, genannt der Verliebte, der besonders durch seine unglückliche Liebe und seinen tragischen Tod berühmt geworden.

Den poetischen Freuden und Triumphen, welche dem Ordensmeister reichlich zu teil wurden, folgten bald eine Reihe von Enttäuschungen und Leiden, die ihm das Leben verbitterten. Sein Gönner, König Ferdinand von Aragon, starb 1416, und Villena kehrte nach Kastilien zurück. Dort hatte ein Kapitel der Ordensritter von Calatrava dessen Ehescheidung für nichtig erklärt und zugleich war eine päpstliche Entscheidung im gleichen Sinne erfolgt. Die gewaltthätige und unrechtmäfsige Wahl Villenas zum Ordensmeister wurde verurteilt; sie war auch nur durch den Einfluſs des Königs möglich geworden. Infolge dieser Bewegung mufste er der Würde eines Ordensmeisters entsagen und zugleich den reichen Einkünften, die damit verbunden waren. Vergebens hatte er also der hohen und einträglichen Würde zuliebe seine Frau und seine Besitzungen aufgeopfert. Seine Frau erhielt er zwar wieder zurück; dagegen blieben die ihm früher geschenkten Grafschaften für ihn verloren. Der unglückliche Ex-Ordensmeister wandte sich in seiner Notlage an die Königin Katharina, um durch deren Einfluſs einen Ersatz für die verlorenen Grafschaften zu erhalten. Nach langwierigen Verhandlungen wurde ihm die unbedeutende Herrschaft von Iniesta zuerkannt. Er zog sich nun mit seiner wiedergewonnenen Frau und seinen teuren Büchern nach Iniesta zurück und erschien nur noch bei besonderen Anlässen am Hofe. In der Einsamkeit und Zurückgezogenheit widmete er sich ausschliefslich dem Studium und litterarischen Arbeiten. Eine reichhaltige und kostbare Bibliothek war ihm dabei behilflich. Seine Studien umfafsten die meisten Zweige der damaligen Wissenschaft, besonders Moralphilosophie, Medizin, Theologie, Mathematik und Poetik. Mit gelehrten Arabern und Juden stand er in brieflichem Verkehr.

Heinrich von Villena schrieb Bücher und Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände. Im Jahre 1417 gab er ein Werk: „Die zwölf Arbeiten des Herkules“ (Las doce trabajos de Hercules) heraus. In diesem Buche erzählt er die Arbeiten des mythologischen Helden, indem er aus jeder eine Nutzanwen-

dung für seine Zeit zieht und zugleich die ganze Mythe allegorisch deutet und erklärt. So bedeutet ihm der nemeische Löwe den Stolz, den Feind aller guten Sitte, die Harpyien sind der Geiz; der Raub der goldenen Äpfel schildert die Schwierigkeit, mit welcher das Wissen erlangt wird. Antäus repräsentiert die Unwissenheit und Brutalität, die sich dem Durst nach Wissenschaft entgegensetzen. Als die Pest in einem Teil Spaniens wütete, verfafste Villena (1422) seinen „tratado de consolacion", ein Trostschreiben, an einen Ritter gerichtet, der Eltern und Kinder durch die furchtbare Epidemie verloren hatte.

Im folgenden Jahre (1423) schrieb der fleifsige Mann ein Büchlein mit dem Titel „libro de Aojamiento" — eine längere Abhandlung über den bösen Blick oder über die Bezauberung durch den Blick; in diesem Büchlein ward der Glaube an den bösen Blick und die Zauberei in gelehrter Weise widerlegt und für nichtig erklärt. Dies Werklein wurde für den Autor verhängnisvoll; denn obwohl er alle Zauberkunst als Wahn darstellte, brachte es ihn doch in den Ruf eines Zauberers und Nekromanten. Seine Feinde benutzten die Gelegenheit, ihn in der Meinung der Zeitgenossen und bei der Nachwelt als Schwarzkünstler zu verdächtigen und seinem Ansehen möglichst zu schaden.

Nach der schlimmen Erfahrung, die Villena mit der Behandlung der Schwarzkunst gemacht hatte, wandte er sich mit gröfserem, oder wenigstens lohnenderem Erfolge der Kochkunst zu. Er verfafste „El arte cisoria" (1423). Mit dieser Schrift, welche neben der Tranchierkunst allerlei Geheimnisse der Kunst des Siedens und Bratens enthält, gewann er die Herzen der Leser, und das Werk wurde von den Landsleuten des Verfassers nicht vergessen. Selbst in der neuesten Zeit (1878) wurde es von Felipe Denica Navarro wieder herausgegeben und mit schätzbaren Notizen über das Leben und die Schriften des Autors begleitet. Der Herausgeber bemerkt über das erwähnte Buch:

„Die arte cisoria des Heinrich von Villena kann in gewissem Sinne als das erste kastilianische Buch über die Kochkunst betrachtet werden. Villena handelt über die Kochkunst mit jenem kritischen Scharfsinn, der in allen seinen Schriften sich offenbart. Man findet in seinem Werke nicht die gewöhn-

lichen Rezepte eines gemeinen Kochbuchs, sondern die feinen und scharfen Beobachtungen eines kundigen Gastronomen, der den Stoff, über den er schreibt, auch wirklich und praktisch kennen gelernt hat. Die vielen und gesunden Lehren, die das Büchlein enthält, entstammen einem seltenen Geist, der sich in den Stoff, den man gewöhnlich und mit Unrecht als niedrig betrachtet, mit Liebe versenkt. Man kann z. B. seine Vorschriften über das Braten der Rebhühner nicht lesen, ohne dafs die Gaumennerven jenes subtile Gefühl, das ein Vorgefühl des Genusses ist, empfinden. In Bezug auf das Tranchieren des gröfseren Geflügels ist er der französischen Küche um vier Jahrhunderte zuvorgekommen. Die Kunst des Tranchierens behandelt der Verfasser mit der gleichen Liebe und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Kunst des Reimens und Dichtens behandelt hatte."

Über der Schwarz- und Kochkunst vernachlässigte der fleifsige Autor keineswegs die Dichtkunst. Neben den eigenen Gedichten sind besonders die Übertragungen zweier Hauptwerke fremder Poesie zu erwähnen. Er übersetzte die Äneide des Virgil und die Göttliche Komödie des Dante, und machte durch diese bedeutenden und für die damalige Zeit vortrefflichen Arbeiten seine Zeitgenossen mit den beiden Meisterwerken bekannt. Auch eine Schrift des Cicero liegt in seiner Übersetzung vor, so dafs Heinrich von Villena als einer der frühesten Vertreter des Humanismus, dem die Wiederbelebung des klassischen Altertums oblag, betrachtet werden kann.

Bis an sein Lebensende beschäftigte er sich mit litterarischen Arbeiten, indem er sich bald in Iniesta, bald in Torralba aufhielt und seine Zurückgezogenheit zwanzig Jahre genofs. Nur selten erschien er mehr am Hofe, wo er, nachdem er dem politischen Leben zu seinem Glück entsagt hatte, als Gelehrter geschätzt wurde.

Heinrich von Villena war klein von Gestalt, wohlbeleibt, seine Gesichtsfarbe licht und rosig. Den Vergnügen des Tisches war er sehr zugethan, was ihm später die Gicht an Händen und Füfsen verursachte. Aus der Gicht entwickelte sich ein heftiges Fieber, das ihn im fünfzigsten Lebensjahre dahinraffte. Er starb am 15. Dezember 1434 in Madrid, wo er sich gerade auf einer Reise aufhielt.

Nach Villenas Tode wurde dessen Bibliothek in zwei Wagen dem Könige überbracht. Da die Leute behaupteten, die Bücher seien Zauberbücher und verdächtigen Inhalts, befahl der König, dafs man die Büchersammlung in das Haus seines gelehrten Kaplans Fray Lope de Barrientas überführe, damit dieser die nekromantischen Schriften auslesen und vertilgen lasse. Fray Lope handelte rasch und weltklug; er liefs etwa hundert Bücher, die er nicht verstand, verbrennen, die übrigen übergab er nicht den Flammen, gab sie aber auch nicht heraus, sondern gründete sich bei dieser günstigen Gelegenheit eine ansehnliche Privatbibliothek. Vergebens protestierten die Freunde Villenas gegen diese Handlungsweise; sie konnten sie nicht rückgängig machen, und ebensowenig verhindern, dafs Villena den Ruf eines Zauberers behielt und bis auf die heutigen Tage bei seinen Landsleuten dem Volke als Nekromant bekannt blieb. In den Märchen des Volkes und der Kinder ist er der Zauberer, der die Zukunft vorhersagen konnte und nach Belieben sich unsichtbar machte, der die Sonne verfinsterte und Regen und Stürme in seiner Gewalt hatte. Die Geschichte aber weifs, dafs er durchaus kein Hexenmeister war.

Heinrich von Villena starb arm und verlassen, „denn," sagt ein Zeitgenosse, „er war weise für andere, aber nicht für sich selbst". Er hatte im Laufe seines Lebens zuerst seine Güter, dann, besonders nach seinem Tode, den guten Namen verloren. Der Sprösling von zwei königlichen Geschlechtern, dem an der Wiege das höchste Erdenglück gewifs schien, verlor nicht ohne eigene Schuld sein Vermögen und sein Ansehen. Doch er suchte und fand Trost und Ersatz in der Poesie und Wissenschaft, und sein Name lebt noch in den Annalen der Poesie wie in dem Munde des Volkes. Sein Unglück in den Jahren seiner Jugend hatte seinen Grund in dem Irrtum oder in der Täuschung über sich selbst. Von Natur zu einem rein kontemplativen und dichterischen Wirken bestimmt, liefs er sich verleiten, thatkräftig in das rauhe Leben seiner Zeit einzugreifen, und verlor darüber den festen Halt und mufste gegen seine eigene bessere Überzeugung handeln. Erst in der zweiten Hälfte des Lebens fand er als einsamer Denker in seiner Zelle das mögliche Glück und die gewünschte Gemütsruhe, da er sich selber wiedergefunden hatte.

Die Worte des Dichters sind wahr:

Wer thatenkräftig
Ins rege Leben stürzt, wo Mensch den Menschen drängt,
Er mag Gefahr mit blankem Schwerte suchen,
Je härterer, so rühmlicher der Sieg;
Doch wessen Streben auf das Innre führt,
Wo Ganzheit nur des Wirkens Fülle fördert,
Der halte fern vom Streite seinen Sinn,
Denn ohne Wunde kehrt man nicht zurück,
Die noch als Narbe mahnt in trüben Tagen.

Die Volkssage.

Wie Virgil, der Dichter, in Neapel durch den Volksglauben zum Zauberer gemacht wurde, so erging es auch dem Markgrafen von Villena, dem Ritter und Dichter, ja, die Sagen von Virgil, dem Zauberer, besonders von seinem Lebensende, mögen auf diesen übergegangen sein.

Schon die Zeitgenossen des Markgrafen, die Dichter Juan de Mena und Marques de Santillana, seine Freunde und Schüler, verteidigten in Gedichten das Andenken ihres Meisters. In späterer Zeit hielt Pater Feijoo, Verfasser des „Kritischen Theaters", dem Markgrafen eine ausführliche Schutzrede, in welcher er den Makel eines Zauberers von der Person seines Schützlings abzuwaschen sich bemühte. Das Volk aber liefs sich bis in die neueste Zeit den Glauben an die Zauberkünste des Markgrafen von Villena nicht rauben, und spätere Dichter benutzten diesen Glauben zu dichterischer Behandlung der Sage. Das Leben und Ende des Zauberers wurde als Volksbuch* gedruckt und ist noch jetzt in Spanien verbreitet.

Nach dem Volksbuche teilen wir die Sage mit: Heinrich von Villena, Markgraf dieses Namens, war ein Ritter, der zur Zeit des Königs Heinrich III. lebte. Da er aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Spaniens stammte, war er einer der geachtetsten Männer seiner Zeit.

In jener Epoche der Kriege, Unruhen und Fehden widmeten sich die meisten Edelleute dem rauhen Handwerk des Krieges;

* Historia del Marques de Villena ó la redoma encantada. Nueva diccion. Madrid, Mares y Comp., 1864.

im Gegensatz zu ihnen ergab sich der Markgraf von Villena dem Studium der Wissenschaften, besonders der Astronomie, der Astrologie und der Magie.

Die Astronomie lehrte ihn, in den Sternen zu lesen, wie wir es in einem Buche thun. Er kannte alle bis dazumal entdeckten Planeten, deren Zahl freilich nicht grofs war. Er kannte die Veränderungen im Laufe der Gestirne. Er dachte vielleicht, was wir nicht wissen können, dafs der Mond Bewohner habe und dafs die Sonne ein unauslöschlicher Feuerherd sei. Er ahnte vielleicht auch, dafs die Erde mehr Altersjahre zähle, als man ihr gewöhnlich beilegte. Kurz, er war mit dem ganzen Himmelsgebäude, das so viel von sich zu reden macht, aufs beste vertraut, und gründete darauf seine Vorhersagungen. Man kann also behaupten, dafs der Markgraf in der erwähnten Wissenschaft ein wahrer Gelehrter gewesen.

In Bezug auf die Astrologie verhält es sich anders. Der Markgraf ahnte die Zukunft und kannte selbst die dunkelste Vergangenheit.

Was die Magie betrifft, die man ihm zuschrieb, so wird behauptet, dafs er mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen habe, und dieser ihm alle Wünsche erfüllte und ihn mit Reichtümern überhäufte.

Der Markgraf dachte daran, sein Wissen und seinen Verstand bestens zu benützen. Der Vertrag mit dem Teufel hinderte ihn an der Ausführung seiner Pläne, aber da der Teufel nicht so verschmitzt ist, wie viele denken, so war es nicht so schwer, ihm einen Streich zu spielen.

Der Vertrag bestimmte ohne Zweifel, dafs der Markgraf bei seinem Tode dem Bösen seine Seele zu übergeben habe. Es handelte sich also für ihn darum, niemals zu sterben, oder wenigstens wieder vom Tode nach Belieben auferstehen zu können. Denn in einem solchen Falle war der Vertrag null und nichtig; er war es, solange der Markgraf lebte und atmete. Dies jedoch hatte tausend Schwierigkeiten; aber ein Mann, besonders ein Mann von Talent, weifs alles zu überwinden.

Die Aufgabe bestand darin, dafs der Teufel nichts von dem Tode des Markgrafen erfahren sollte. Dieser wufste, dafs er durch gewisse Mittel wieder vom Tode auferstehen könne,

und wenn dieses geschehen, könnte er den Teufel leicht wieder täuschen.

Um mich klarer auszudrücken: Der Markgraf hatte auf den Fall seines Todes einen Vertreter nötig, der ihn während der Zeit, welche er im Grabe zubringen würde, vertreten sollte, damit der Teufel, der ihn herumgehen sähe, im guten Glauben bliebe, dafs Seine Gnaden noch nicht ans Sterben denke.

Der Markgraf hatte einen Neger, den er sehr schätzte und gern hatte. Dieser schlief mit ihm in demselben Zimmer, begleitete ihn auf der Strafse, im Felde, kurz überall. Einige behaupteten, dafs der Neger ein höllischer Hausgeist sei, eine falsche Meinung, denn der Marquis dachte daran, den Teufel zu täuschen, und wenn der Neger gewesen wäre, was die Leute meinten, so hätte er seinem Herrn, dem Fürsten der Hölle, das Geheimnis geoffenbart und alles wäre verloren gewesen.

Heinrich von Villena erwählte den Neger, um sich durch ihn nach seinem Tode vertreten zu lassen.

Der Markgraf hatte einen Zauberhut gemacht; dieser Hut sollte eine Hauptrolle in der beabsichtigten Komödie spielen.

Einmal in der Nacht rief er den Neger und sprach zu ihm: „Merke dir's, lieber Ali! Wenn du siehst, dafs ich sterben werde, entferne dich keinen Augenblick von meinem Sterbelager, noch lafs irgend jemand mich sehen. Ich will keine Ärzte, denn diese würden mich vor der Zeit töten. Ich will keine Diener, denn sie würden mir das Beste aus dem Hause stehlen, wenn sie merkten, dafs es mit mir zu Ende gehe. Ebensowenig will ich meine Frau sehen, denn wenn sie mich in dem hoffnungslosen Zustande schaute, würde sie gleich an eine neue Verbindung denken. Kurz und gut, du allein sollst mir beistehen, und wehe dir! wenn du nicht thust, was ich dir für den Fall meines Todes befehle."

Der Neger versprach, die Befehle seines Herrn aufs genaueste auszuführen, und der Markgraf fuhr fort: „Siehst du diesen Hut? Sobald ich aufgehört habe zu leben, setze ihn auf dein Haupt, und auf der Stelle wirst du meine eigene Gestalt annehmen. Das will sagen: Alle werden glauben, dafs ich es in eigener Person bin, und werden dir, als wärst du der Markgraf, die gebührende Ehre bezeigen, und du wirst alle Vorteile

meines Standes genieſsen. Aber hüte dich ja, jemals den Hut abzunehmen. Denn sobald du dieses thätest, würdest du wieder in deiner vorigen Gestalt erscheinen und zugleich würdest du mich für immer verderben. Hierauf nimm meinen Körper, entkleide ihn und lege ihn auf den groſsen Tisch in meinem Laboratorium, wozu du allein den Schlüssel haben wirst. Zerstückele den Körper in die kleinsten Stücke und ohne irgend etwas zu verlieren. Fleisch, Knochen, Blut, alles mische dann gehörig zusammen, und wenn die Mischung einer Wurstfülle gleicht, verschlieſse sie in der groſsen Flasche, welche hinter meinem grünen Lehnstuhl steht. Hierauf stelle die Flasche an einen verborgenen Ort und sorge ja dafür, daſs niemand sie lange Zeit berührt. Das wirst du ja leicht thun können, da du der alleinige Herr meines Hauses sein wirst. Aber wehe dir! ich wiederhole es, wenn du das Geringste meiner Anordnungen vernachlässigst. Wehe dir! denn du weiſst, daſs ich selbst nach dem Tode noch Mittel habe, um dich zu verderben!“

Der Markgraf schwieg, und der Neger gab ihm alle mögliche Sicherheit, daſs er dessen Befehle ausführen werde.

Schon einige Jahre nach dieser Unterredung wurde der Markgraf gefährlich krank. Der Neger vollführte den Befehl seines Herrn und lieſs niemand in das Krankenzimmer. Die letzte Stunde nahte und der Markgraf starb. Auf der Stelle setzte sich der Neger den Zauberhut auf und Heinrich von Villena zeigte sich, wie er leibte und lebte, unter der Gestalt des Negers.

Alle, welche wuſsten, was der Zauberer vermochte, wunderten sich gar nicht über die plötzliche Wiedergenesung und beglückwünschten ihn.

Der Neger that hierauf, was ihm der Markgraf befohlen hatte. Die sterblichen Überreste des Toten wurden in die bezeichnete Flasche gelegt und an einem sicheren Orte verborgen.

Einige Monate gingen vorüber. Alle bezeigten dem Neger die Achtung, welche sie einst seinem Herrn erwiesen. Der gute Neger war überglücklich und wünschte nur, daſs es lange so dauern möge.

Indessen merkte alle Welt, daſs der Markgraf nie den Hut abnahm. Weder bei Tische, noch im Bette, nirgends entblöſste

er sein Haupt. Einige hielten dies für eine Sonderbarkeit des Markgrafen, aber da die Diener sahen, dafs er nie in die Messe ging und auch nie den königlichen Hof besuchte, überhaupt allen Umgang mit Menschen mied, wurde er als Ketzer und Menschenfeind betrachtet und sein Betragen wurde laut getadelt. Um diese Zeit schrieb man ihm alle schwarzen Künste zu, und er galt als ein vollkommener Hexenmeister.

Aber man wird fragen: was machte der Teufel unterdessen? Nichts. Da er von allem nichts wufste, lebte er sorglos weiter. Doch böse Dinge bleiben nicht lange verborgen. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen, sagt das Sprichwort.

Der Markgraf — vielmehr der Neger — mufste einmal des Morgens ausgehen und war genötigt, bei einer Kirche vorbeizugehen. Der Neger beschleunigte den Schritt, um nicht in die Lage zu kommen, den Hut abzuziehen. Aber, unglücklicher Zufall! Gerade in demselben Augenblick kam ein Priester aus der Kirche und trug das Viatikum zu einem Kranken. Alle erwiesen ihm die gebührende Ehre; nur der Neger suchte auszuweichen und eilte weiter; vergebens; der Priester mit der begleitenden Menge kreuzte die Strafse, ehe er sich in Sicherheit bringen konnte. Dennoch zog er den Hut nicht ab, sondern suchte sich im Flur eines Hauses zu bergen. Als die Anwesenden einen solchen Mangel an frommer Ehrfurcht bemerkten, fingen sie an zu schelten, und einer, rücksichtsloser als die anderen, schob dem vermeintlichen Markgrafen den Hut von dem Kopf, wobei dieser auf den Boden fiel.

Wie überrascht waren die Zuschauer dieser Scene! Die Gestalt des Markgrafen verschwand vollständig, und zurück blieb nur die häfsliche, widerliche Gestalt des Negers, der, ganz verwirrt und wie vernichtet, nicht mehr die Besinnung und den Mut hatte, den Hut aufzuheben und sich wieder zu bedecken, was vielleicht alles wieder gut gemacht hätte.

Ein förmlicher Auflauf entstand in der Gasse. Jeder legte sich den Vorfall nach seiner Weise aus. Es fehlte nicht an solchen, die behaupteten, der Himmel habe den Markgrafen wegen seines gottlosen Betragens in die scheufsliche Gestalt verwandelt, die vor ihren Augen stand.

Die Polizei mischte sich darein; Gerichtsdiener und Wächter kamen, und der arme Neger wurde unter dem Hohn und der Mifshandlung der Menge in den Gerichtssaal geführt. Dort mufste er alles bekennen, was vorgefallen war; die Befehle offenbaren, die er von seinem Herrn erhalten, und den Ort bezeichnen, wo die Flasche mit dessen Körper verborgen war.

Augenblicklich machten sich die Herren des Gerichts auf, und eine unzählbare Menge folgte ihnen, um den Ausgang des aufserordentlichen Ereignisses zu sehen.

Man langte an dem Orte an, wo die Flasche stand. Sie wurde gefunden und sorgfältig untersucht. Man bemerkte, dafs sie eine gelbliche Flüssigkeit enthielt, in welcher ein kleiner Körper, gleich dem Körper eines achtmonatlichen Kindes, schwamm. Nur ein Monat fehlte, und der Markgraf wäre wieder neugeboren an das Licht der Welt getreten.

Der Neger wurde enthauptet, die Flasche zerschlagen und ihr Inhalt begraben. In wenigen Jahren war nichts mehr übrig als die Erinnerung an die seltsame Begebenheit. Doch die Erinnerung daran ist bis auf unsere Zeit gelangt. Andere erzählen übrigens, dafs die Flasche trotz aller Mühe und allem Suchen nicht gefunden wurde, obwohl der Neger genau den Ort angab, wo sie verborgen war.

Sei dem wie ihm wolle, in jedem Falle hatte der Teufel das Spiel gewonnen. Der Markgraf war tot; seine Seele gehörte dem Teufel nach der Bestimmung des Vertrages.

Hat er sie wirklich bekommen? — Wir wissen es nicht; vielleicht werden wir dies noch einmal erfahren.

Salamanca und der Markgraf von Villena.

In dem mitgeteilten Berichte des Volksbuches über den Zauberer Villena sind einige Sagen über ihn, welche die Höhle von Salamanca und den weissagenden Zauberkopf, den er besessen haben soll, behandeln, nicht berührt. Der gelehrte, als Nekromant bekannte Ritter zur Zeit Johanns II. wurde nämlich später mit der berühmten Universität zu Salamanca (gegründet 1239) in Verbindung gebracht; denn wie Toledo wurde auch Salamanca wegen der dort gelehrten natürlichen Magie im Mittel-

alter berühmt und die ungeschichtliche Verbindung des Markgrafen von Villena mit Salamanca begreiflich. In Salamanca, dem Sitze der Wissenschaft, erhielten sich die Erinnerungen an den gelehrten Schwarzkünstler lebendig, und knüpfen sich an diese Stadt, wie die Sage von dem genufssüchtigen Ritter Don Juan im lebenslustigen Sevilla ihre Heimat hatte.

Ein deutscher Reisender Johann Limberg von Roden, der als Student verschiedene Länder durchpilgerte, berührte auf seiner spanischen Reise auch die berühmte Universitätsstadt Salamanca und berichtet in seiner „denkwürdigen Reisebeschreibung" (1690 erschienen) über Heinrich von Villena und die Zauberhöhle:

„Man erzehlte mir dafs in der Gassen s. Pollo unter einem Eckhause / in welchen damalen ein Becker wohnte / eine Grufft solte seyn / darinnen schöne Palläste / Zimmer und Garten / in welcher der Teufel vormahlen Schule gehalten / und allezeit 7. Studenten darinnen ernähret und unterwiesen / ja auch aller Künsten und Wissenschafften theilhaftig gemacht hätte / mit dem Beding / dafs nachdem sie ausgestudirt / der Letzte von den 7. bleiben sollte / und ihm zur Belohnung in Ewigkeit dienen. Nun hat es sich zugetragen / dafs der Marqueso de villano der Letzte gewesen und dem Contract nach bleiben sollen. Darauf sagte der Teuffel (indem er sie alle hinausgeführt) zum Villano, bleib hier Villane du bist der Letzte / der Markgraf de Villano antwortete und sprach / nein ich bin nicht der Letzte / behalte diesen / und zeigte auf seinen Schatten / darauf behält der Teuffel den Schatten / und es sei bei Tage oder Nachten gewesen / so hat der Marqueso de Villano keinen Schatten gehabt. Unter anderen Künsten hatte er auch in dieser Grufft gelernet / wie man alte Leute sollte jung machen / wie er nun zu seinen Jahren kommen / kaufte er etliche Mohren / und befahl ihnen / (nachdem er alles andere Hausgesinde abgeschaffet) sie solten ihn umbringen / und in kleine Stücke zerhacken / in ein Glafs thun / und in Pferde-Mifst setzen / die Mohren thaten wie ihnen ihr Herr befohlen hatte / wie nun die anderen Bedienten über etliche Wochen nach Haufse kamen / fragten sie die Mohren / wo ihr Herr sey? sie gaben zur Antwort / sie wüfsten nichts darumb. Die Mohren wurden gefänglich eingezogen und gepeiniget / dafs

sie bekennen mufsten / wo sie ihren Herrn gelassen. Endlich bekannten sie / dafs sie auff sein Befehl ihn in kleine Stücke zerhacket / in ein Glas gethan und in Pferde-Mifst gesetzet / die Obrigkeit schauet zu / und findet in Glase ein recht geformirtes Kind / halten Gericht und Rat darüber und verdammen es zum Feuer."

In dem Berichte des deutschen Reisenden wird eine besondere Merkwürdigkeit der Höhle von Salamanca nicht erwähnt. Es soll nämlich an dem Ort ein eherner Kopf, der die Zauberkunst lehrte, gestanden haben. Redende Köpfe wurden übrigens in verschiedenen Zeiten benutzt und man hielt sie für Werke der Magie. So wurde der Kopf von Salamanca als ein Werk des Zauberers Villena erwähnt. Von Albertus Magnus wird ebenfalls berichtet, dafs er einen redenden Kopf ersann. Wie ein solcher Wunderkopf auf natürlichem Wege hergestellt werden könnte, lehrt uns Cervantes im zweiten Teile des Don Quijote, wo die Sage von dem sprechenden Kopf zur Täuschung Don Quijotes benutzt ist. Auch in dem Zwischenspiele: „Die Höhle von Salamanca"* bezieht sich Cervantes auf die volkstümliche Überlieferung. Der Held des Stückes, ein Student, behauptet an dem Wunderort die Zauberkunst erlernt zu haben, und das Stück schliefst mit einem Lobgesang auf die Höhle, in dem es unter anderem heifst:

Dort ist für die Lernbegiergen
Ein Katheder aufgestellt,
Und darauf ein Haupt von Bronze,
Welches weise Reden hält;
Rings umher, auf Bänken lagernd,
Lauscht ihm die Studentenwelt,
Bis es selbst dem dümmsten Tropfe
Schuppengleich vom Auge fällt,
Da die Höhle Salamancas
Solche Zauberkraft enthält.

Der Markgraf von Villena war übrigens sowohl als geschichtliche Persönlichkeit, als auch, und dies noch mehr, als Zauberer öfters der Gegenstand poetischer Behandlung. Berühmte ältere spanische Dichter, wie Lope de Vega, Francisco de

* Vergl. A. Fr. v. Schack, Spanisches Theater. Frankfurt 1845.

Quevedo Villegas, Ruiz de Alarcon, Rojas Zorilla und in neuerer Zeit Hartzenbusch und Larra haben die Geschichten und die Sagen über den Dichter-Zauberer teils zu Erzählungen, teils zu dramatischen Werken benutzt.

Aber nicht nur in der spanischen Litteratur, sondern auch in der deutschen begegnen wir dem Markgrafen von Villena. Der schattenlose Schlemihl in der berühmten Novelle von Chamisso erinnert an den verlorenen Schatten des spanischen Zauberers, und Theodor Körner hat die Sage von der Höhle von Salamanca in einer seiner bekanntesten Balladen (Der Teufel in Salamanca) bearbeitet.

Dresden. Edmund Dorer.

Über Robert Herrick.

Zu den besseren nicht-dramatischen englischen Dichtern aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts darf Robert Herrick gezählt werden, der sich in seinen Gedichten durch Mannigfaltigkeit des Inhalts und durch anmutige Form vor vielen seiner Zeitgenossen auszeichnet. Die bekannten Litteraturgeschichten enthalten über ihn nur kurze Notizen; eingehend behandelt ihn erst Grosart,* der seine sämtlichen Werke, unter möglichst treuer Wiedergabe der ursprünglichen Texte, herausgegeben hat. Bei den folgenden Mitteilungen ist das von Grosart gelieferte Material besonders benutzt worden.

Grosart zählt in einem bibliographischen Vorwort acht Editionen auf, die teils eine Auswahl, teils eine angeblich vollständige Sammlung der Herrickschen Gedichte enthalten. Erst Sylvanus Urban hat im Gentleman's Magazine 1796/97 wieder die Aufmerksamkeit auf den lange vernachlässigten Dichter gelenkt. Die von Herrick selbst veranstalteten Gesamtausgaben sind:

1) Hesperides or the Works Both Humane and Divine of Robert Herrick Esq. London 1648. Als Motto auf dem Titelblatt: Effeegient avidos Carmina nostra rogos. Ovid.

Voran geht eine schwülstige Widmung: To the most Illustrious and most Hopeful Prince Charles, Prince of Wales (dem späteren Karl II.); dann eine Aufforderung an den Leser, für

* The Complete Works of Robert Herrick, edited by the Rev. Alexander B. Grosart. 3 vol. London 1876.

die Errata, die er aufzählt, den Drucker verantwortlich zu machen.

> Die Fehler, die du, Leser, hier wirst sehn,
> Sind durch den Drucker, nicht durch mich geschehn;
> Mein gutes Korn, er hat es schlecht verwandt,
> Mit Spreu vermischt in seinem Unverstand.

2) His Noble Numbers or His Pious Pieces, Wherein (amongst other things) He sings the Birth of His Christ: and sighes for his Saviour's suffering on the Crosse. London 1647. Als Motto auf dem Titelblatt: *ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα, ἴδμεν δ'εὖτ' ἐθέλωμεν, ἀληθέα μυθήσασθαι.* Hesiod.

Aus den bezüglichen Zeitangaben dürfte bereits hervorgehen, dafs Herrick seine Noble Numbers vor den Hesperides habe veröffentlichen wollen.

I. Herricks Leben.

Robert Herrick (er selbst giebt seinen Namen in verschiedener Orthographie, z. B. Hearick) wurde im August 1591 in Cheapside London geboren und am 24. August getauft. Sein Vater Nicholas, ein geschickter Goldschmied, stammte aus einer angesehenen Familie, die in Stretton Magna oder Great Stretton (Leicestershire) ansässig war. Einer der Vorfahren, Robert Eyrick, gründete 1378 als Bischof von Lichfield dort eine Kapelle; die Chronik erzählt freilich von ihm, dafs er einen anderen für sich vor dem Erzbischof sein eidliches Gelöbnis habe lesen lassen müssen, weil er des Lesens unkundig gewesen wäre. Sein Vater starb schon am 7. November 1592 durch einen Fall aus dem Fenster aus dem oberen Stockwerk in seinem Hause. Man hegte ohne Grund den Verdacht eines Selbstmordes; gleichwohl legte Dr. Fletcher, Bischof von Bristol (Vater von John Fletcher und Bruder von Dr. Giles Fletcher), Beschlag auf den Nachlafs, begnügte sich aber endlich mit 220 Pfd. St., die er aus dem Vermögen von 5000 Pfd. St. „der Witwe und den Waisen fortnahm". Wahrscheinlich wurde der Vater heimlich bestattet und der Platz geheim gehalten, aus Furcht, dafs der Leichnam ausgegraben und der Tote wie ein Selbstmörder verscharrt werden würde. Gewifs ist, dafs Robert Herrick erst nach seven lustres, im

Jahre 1626 seines Vaters Grab fand. Das To the reverend shade of his religious father (I, p. 45—46*) schliefst:

Nur leiblich Leben schuld ich, Teurer, dir
Und wecke, reichlich lohnend nun dafür,
Zu ew'gem Leben auf dein tot Gebein;
Mein Lied soll dir Unsterblichkeit verleihn.

Vormund wurde der Onkel Sir William Herrick, der auch der Goldschmiedezunft angehörte; ihm verlieh Jakob I. im Jahre 1605 die Ritterwürde, weil der kunsterfahrene Mann ein Loch in den grofsen Diamanten gebohrt hatte, den der König trug.

Robert wurde in Westminster School erzogen. In *His Teares to Thamasis* (III, p. 56) gedenkt er in Liebe der Zeit, da er in heiterer Gesellschaft geschwommen, oder im Kahn gefahren sei nach Richmond, Kingstone und Hampton-Court, dann gestärkt heimkehrend in sein Beloved Westminster, oder auch in sein

Golden-cheap-side, where the earth
Of Julia Herrick gave to me my Birth.

Er hatte drei Brüder. William, der einige Monate nach des Vaters Tod geboren wurde und früh starb, beklagt er (I, p. 125) und verspricht, seine Ruhestätte allezeit zu behüten. Thomas, den Landwirt, preist er in A Country-life: to his brother M. Thomas Herrick wegen des ländlichen Stilllebens, das er mit seiner Frau geniefse, fern von aller Unruhe und allem Lärm der Stadt, frei von allen Sorgen, wie sie den Kaufmann, den Seefahrer u. a. quälen. Sie mögen sich, durch ihre gegenseitige Liebe beglückt, ihres Lebens erfreuen, bis sie ein gemeinsamer Tod abruft, ohne dafs sie ihren letzten Tag weder herbeizuwünschen, noch zu fürchten Grund haben. Nicholas liefs sich früh in London nieder und trieb Handel nach der Levante. Unser Dichter rühmt von ihm (III, p. 80), dafs er mit eigenen Augen die fremden Gegenden gesehen, die andere nur aus der Landkarte kennen, und sie so gut zu schildern wüfste,

Dafs jeder, der ihm willig lieh sein Ohr
Und ihn zu seinem Führer sich erkor,
Die Wahrheit treu vor seinem Aug erblickt,
Die manches Buch entstellt und unterdrückt.

* Die Citate nach Grosarts Edition.

Robert trat bei seinem Onkel im Jahre 1607 als Lehrling ein, hielt es aber hier nicht lange aus. Er entlief sehr bald und zwar nach Cambridge. Jedenfalls ist er 1613 in St. John's College. In einem Briefe, der das Datum Cambridg: St. John's trägt, unterschreibt er eine Quittung als Fellow Commoner of St. John's Colledg in Cambridg. — Der Onkel söhnt sich später mit ihm aus, scheint ihn aber sehr kurz gehalten zu haben. Robert verlangt in seinen Briefen immer Geld, das er zu Büchern u. dgl. brauche. Da er dies nicht nach Wunsch erhielt, will er Jurist werden, giebt indes diesen Plan sehr bald auf. Der Onkel hat ihn, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, im Verdacht, dafs er zu flott lebe und zu wenig studiere; er rechtfertigt sich teils damit, dafs die Anklagen übertrieben seien, teils dafs die Jugend Anspruch auf Genufs habe.

1617 erlangte er an der Trinity Hall den B. A. degree und wahrscheinlich 1620 den M. A. degree. 1620 kehrte er nach London zurück, wo er bis 1629 ganz dem Vergnügen und der heiteren Gesellschaft lebte; die meisten seiner lustigen, lockeren Dichtungen gehören in diese Zeit.

On himselfe (II, p. 149).

Zeit genug beschieden ward
Mir für meine Pilgerfahrt.
Manches Jahr ist nun vorbei,
Weifs nicht, wann mich trifft die Reih.
Wie's auch immer kommen mag,
Sorge quält mich keinen Tag;
Blumenkränzen, feur'gem Wein
Will ich stets ergeben sein.

Dem Gefühl der Trennung von dem Londoner Leben giebt er noch glühenderen Ausdruck in seinem *Welcome to Sack* (I, p. 133 f.). Er erschöpft sich zunächst in Gleichnissen, um seine Freude über seine Vereinigung mit dem Sekt auszudrücken. „So sehnen sich getrennte Quellen nach ihrem Zusammenflufs; so Liebende, um verstohlene Küsse auszutauschen — —. Seele meines Lebens, du mein Ruhm! Ewiges Licht der Liebe, dessen glühende Flamme des Himmels Osiris (d. i. die Sonne) überstrahlt, dessen Glut den Glanz ihrer Strahlen am Mittag übertrifft — —. Wo bist du so lange fern von meinen Um-

armungen geblieben, arme, beklagenswerte Verbannte? Scheuchten dich die Grazien von hinnen und beglücktest du inzwischen ein anderes Land? Oder willst du mich gerade durch meine Abwesenheit noch mehr entflammen, dich zu lieben? Warum schmollt mein Liebling? Warum will meine Heilige mir, ihrem inbrünstigen Verehrer, nicht ihre Gunst zuwenden? Warum sind jene Blicke, die vordem so glühend waren, jetzt in trübe Dämmerung gehüllt? — — Willst du nicht mir lächeln, oder mir sagen, worin ich gefehlt habe? — — Habe ich dich etwa verstofsen (divorced), um mich in heifsem Ehebruch mit einem anderen Wein zu verbinden? Wenn ich dich verlassen, so ist es nur geschehen, um meine Liebe zu dir zu erhöhen, wie ja oft Liebe gerade durch Feindschaft noch mehr entflammt wird. Aber dich für immer verlassen! Könnte solcher Gedanke wohl möglich sein? — — Küsse mich und wir wollen unzertrennliche Freunde sein. — — Fülle jede Ader mir mit deinem Feuer, dafs ich alle deine Gebote befolge. — Wenn ich dich, Geliebte, je verleugne, soll Daphne niemals meine Stirn kränzen."

In London verkehrt Herrick besonders mit Ben Jonson, Shirley u. a., ist aber nicht mit Shakespeare zusammengekommen. Greene hat er vielfach in Wendungen, Bildern, ja einzelnen Gedichten nachgeahmt, auch andere Dichter benutzt („adopted, not stolen"). Er sagt

Upon his Verses (II, p. 223).

Ich prüfe nicht, mit welchem Recht
Fortpflanzen andre ihr Geschlecht;
Mein Nachwuchs sprofst aus eigner Kraft,
Und was von Fremden ich errafft,
Ich prägt es um als Eigentum,
Daher ist einzig mein der Ruhm.

Durch den Onkel mufs er auch an den Hof gekommen sein, wie man aus einzelnen Gedichten entnehmen kann. Seine Mutter starb 1629; auffallenderweise erwähnt er sie nicht in seinen Versen. Am 2. Oktober 1629 wurde er durch die Gunst Karls I. Vikar von Dear Prior in Devon, nachdem der bisherige Inhaber Potter, dessen er oft in seinen Hesperides gedenkt, Bischof von Carlisle geworden war. In dem *Farewell unto Poetrie* (III, p. 104 ff.) sagt er, dafs er vordem alle Zeit der Dichtkunst ge-

weiht habe, jetzt aber, da der Himmel seines Herzens Wunsch erhört, entziehe er sich ihr und widme sich dem höheren Berufe des Priesters, nicht aus Not, nicht um der Existenz willen, sondern aus innerem Drange. Mit den besten Vorsätzen tritt er sein neues Amt an.

His prayer for Absolution (III, p. 119 f.).

Für lockre Verse jener Zeit,
Da mich nicht schmückte geistlich Kleid,
Für jeden Spruch und jeden Sang,
Der nicht zu deinem Lob erklang,
Vergieb mir, Herr, tilg alles fort,
Was nicht laut preist dein heilig Wort.
Doch siehst du deines Geistes Spur
In einem einz'gen Stücke nur,
So möge dieses, Gott, allein
Dem Werk und mir zum Ruhme sein.

Der Flecken Dean Prior (so genannt, weil er bis zur Reformation zur Priory of Plympton gehörte) liegt am Flusse Devon, der bei Buckfastley, Devonshire, in den Dart mündet, in lieblicher Gegend. Herrick hat sich an diesen Ort, der ohne jeden litterarischen Verkehr war, nur schwer gewöhnt und spricht von ihm nicht mit besonderer Liebe. Kurz nach seiner Ankunft dichtete er A Pastoral upon the Birth of Prince Charles (den nachmaligen Karl II.), Presented to the King (Karl I.) and set by Mr. Nic. Laniere (einem italienischen Maler und Musiker 1568, † 1646). Cf. I, p. 148 ff. Ebenso besang er 1633 die Geburt des Herzogs von York, des nachmaligen Jakob II.; überdies verfafste er während seiner amtlichen Wirksamkeit andere ernste Gedichte.

1635 erschien eine kleine Sammlung seiner Gedichte, anonym, wahrscheinlich aber von ihm selbst veranstaltet, unter dem Titel: A Description of the King and Queene of Fayries, their habit, fare, their abode, pomp and state. Beeing very delightfull to the sense, and full of mirth. In der Zeitschrift *Wit's Recreations* aus dem Jahre 1640 finden sich, ohne Angabe des Namens, u. a. 62 Gedichte aus den Hesperides und die *Description of a Woman,* welche jetzt am Anfang der Golden Apples steht.

Von seiner Thätigkeit als Geistlicher wissen wir wenig. Erzählt wird, dafs er eines Tages die Predigt mit einem Fluche

unter die unaufmerksame Gemeinde geworfen haben soll. Jedenfalls hat er auf seine Pfarrkinder in seinem geselligen Verkehr mehr Einfluſs geübt als auf der Kanzel. Anthony Wood (1632 bis 1695) rühmt in den *Athenæ Oxonienses* den inneren Gehalt und den blühenden Stil seiner Predigten. Die Epigramme, die er auf einzelne Personen aus seiner Pfarre geschrieben hat, sind überaus derb und zum Teil roh.

Er war nicht verheiratet und lebte sehr bescheiden mit einer einzigen Dienerin Prue oder Prudence Baldwin. Cf. II, p. 29:

Upon Prudence Baldwin her sicknesse.

Prue, die treue Magd, ist krank
Und mir wird um sie recht bang:
Äskulap, ich fleh zu dir,
Sende bald Genesung ihr:
Einen schönen Hahn fürwahr
Bringt sie dir als Opfer dar.

In einem anderen Gedicht (II, p. 80 f.) feiert er ihre Treue, daſs sie ihn nicht verlassen, wie so mancher Sommerfreund, den die Kälte des Winters verscheucht, und II, p. 268 denkt er ihres Grabes, aus welchem der Frühling liebliche Blumen sprieſsen läſst. An einigen Stellen erwähnt er seinen Hund, besonders III, p. 33:

Upon his Spaniell Tracie.

Nun bist du tot; nie schaut mehr unser Blick
Ein Tier, dir gleich an Form und an Geschick;
Millionen Thränen Dankes schuld ich dir,
Nimm diese eine hin im Lied von mir.

Herrick war als strenger Royalist dem Könige treu ergeben. Daher verlieſs er bei Ausbruch der Revolution im Jahre 1647 seine Stelle und ging nach London. In His Returne to London (II, p. 233) jubelt er, daſs er seinem bisherigen Gefängnis entflohen sei und als freier Mann leben könne; London sei seine eigentliche Heimat, aus der ihn nur ein feindliches Schicksal in eine grausige Verbannung geschickt habe. Er wolle lieber sterben, ehe er in den Westen wieder zurückkehre, und bittet, da sein Tod doch nahe sei, nur um ein Plätzchen für sein Grab. — Ähnlichen Inhalts ist

To Dean-bourn, a rude River in Devon: by which sometimes he lived (I, p. 48).

Dean-bourn, leb wohl auf Nimmerwiedersehn,
Nur Roheit kann sich gern an dir ergehn.
Wild rauscht die Flut in deinem Felsenbett,
Als ob der Wahnsinn sie ergriffen hätt.
Wär silbern deine Flut, Gold dein Gestein,
So möchte ich doch niemals bei dir sein.
Steinhart wie du sind deine Menschen auch,
Steinhart ihr Sinn und hart wie Stein ihr Brauch.
O was für Menschen! welch ein roh Geschlecht!
Sie sprechen Hohn der Sitte und dem Recht.
Ein finstres Volk und grimmig wie das Meer,
Als ob's entstammt von Kannibalen wär.
Wenn Felsen einst als Menschen auferstehn,
Dann möchte ich — vielleicht — dich wiedersehn.

Doch ist er dankbar für die ernsten Anregungen, die er dort empfangen hat.

Discontents in Devon (I, p. 32).

So trostlos fühlt ich nimmer mich
Seit der Geburt, wie hier,
Da mich mein Los gebannt an dich,
Du dumpfes Devonshire.
Doch, war auch mir der Aufenthalt
In dir stets eine Last,
Ist frommer nie mein Lied erschallt,
Als wenn ich war dein Gast.

Gewifs hat Herrick unter der Republik wie alle Royalisten durch Verfolgungen gelitten, aber er blieb vor Not bewahrt, da Verwandte und wohlhabende Gönner ihn reichlich unterstützten. Doch empfand er bitter die trüben Zeiten.

To his Friend on the untunable Times (I, p. 146).

Dafs ich einst scherzen konnt, dünkt mir ein Traum,
Die Harfe hing ich an den Weidenbaum.
Einst konnt ich singen, und mein muntres Lied
Befreite mir vom Druck oft das Gemüt.
Bewegt ich auch nicht, wie Amphion, Stein,
So zog ich Menschen an von Fleisch und Bein.
Verwandelt bin ich jetzt; es regt zur Lust
Sich niemals ein Verlangen in der Brust.
Die Harfe liegt entsaitet mir durch Gram,
Die Hand ist mir verdorrt, die Zunge lahm.

Und *His Answer to a friend* (III, p. 50—51).

Was ich jetzt treibe, hast du, Freund, gefragt,
Vernimm geduldig, was mein Herz dir klagt:
Zum Grabe zieht mich Armen all mein Sinn,
Und lieg ich unten, gehst du drüber hin.

Nach der Restauration kehrte er 1662 in seine frühere geistliche Stellung, im 72. Lebensjahre, zurück, anscheinend ausgesöhnt und die alten trüben Erinnerungen vergessend. Die Zeitgenossen sprechen weder über diese Rückkehr, noch von seinem ferneren Leben. Er starb im Oktober 1674 in seinem 83. Jahre und wurde am 15. Oktober begraben. William Perry Herrick, ein Verwandter, hat ihm 1857 ein kostbares Monument in Dean Church errichtet. Die Inschrift schliefst mit den folgenden Versen aus den Hesperides (II, p. 163, Great Spirits Supervive):

Was sterblich war, birgt unten dieser Ort;
Ein grofser Geist stirbt nicht, lebt ewig fort.

II. Herricks Gedichte.

Das heitere, glückliche Temperament Herricks zeigt sich in seinen Gedichten. Empfänglich für die gebotenen Freuden geht er ganz in dem Genufs der Gegenwart auf und weifs seine Gefühle in anmutiger Form auszudrücken. Bei aller Zartheit giebt sich aber eine gewisse Geziertheit und Weitschweifigkeit kund, besonders wo er einem oft behandelten Thema durch neue, bisweilen recht seltsame Darstellung die Aufmerksamkeit zuwenden will: so wird er ermüdend, wenn er die Schönheiten seiner Geliebten, nicht selten in gezwungenen Bildern und Wendungen, aufzählt. Gute und minder gute Gedichte finden sich ohne Wahl und Sonderung auch in der von ihm besorgten Gesamtausgabe, und es ist zu bedauern, dafs nicht manches wertlose Gedicht unterdrückt worden ist. Vielleicht ist dies gegen seinen Willen geschehen, da er offenbar seine Verse in Form und Inhalt gefeilt und zu bessern versucht hat. Das ergiebt sich aus einer Vergleichung der Texte, die in Wit's Recreations abgedruckt sind, mit denjenigen, die er später ediert hat. Hiervon giebt auch Zeugnis

His request to Julia (I, p. 35).

Julia, sollt ich's nicht erleben,
Selbst zum Druck mein Werk zu geben,
Lafs als letzten Wunsch dir nennen,
Dafs du's sollst sofort verbrennen.
Ist mein Buch nicht scharf gesichtet,
Werd es lieber ganz vernichtet.

Die genaue Beachtung der Chronologie seiner Gedichte mufs ihn auch von einem ungerechten Vorwurf befreien, den ihm Grosse trotz aller Anerkennung im Cornhill Magazine, August 1875, macht, dafs er nämlich Liebeslieder gedichtet hätte, ohne Gefühl für sein Vaterland, als Karl I. enthauptet wurde. Grosse gründet dies darauf, dafs die Edition seiner Gedichte 1647 bis 1648 erschienen ist; aber abgesehen davon, dafs Karl I. am 30. Januar 1649 hingerichtet worden ist, gehören jene Gedichte nachweislich einer weit früheren Zeit, sehr wahrscheinlich noch vor 1629, an. Er bezeichnet sich dort auch als Robert Herrick Esq., also nicht als Geistlicher. Freilich sind die späteren Gedichte, besonders die Epigramme, nicht frei von derber Sinnlichkeit und geschmacklosem Cynismus; nach 1648 hat er überhaupt nichts mehr veröffentlicht.

Übrigens ist Herrick trotz seiner Heiterkeit zur Schwermut geneigt; er denkt oft an den Tod und bittet seine Geliebte, ihm, der sein nahes Ende fühlt, eine Thräne zu weihen.

Divination by a Daffodill (I, p. 64).

Die Narcifs ihr Köpfchen neigt,
Und obwohl ihr Mündchen schweigt,
Sie mir doch mein Ende zeigt.
Erst senkt sich auch mein Haupt nieder,
Dann erstarren meine Glieder,
Endlich ruh im Grab ich Müder.

Upon his eye-sight failing him (I, p. 131).

Mein Gesicht beginnt zu schwinden;
Das will mir mein Ende künden.
Strahlt nicht mehr des Auges Glanz,
Endet auch des Lebens Kranz.

His wish to privacie (I, p. 262).

Give me a Cell — to dwell — Where no foot hath — A path: — There will I spend — And end — My wearied years — In teares.

Ein grofser Teil seiner Gedichte ist an einzelne (Verwandte, Freunde, berühmte Zeitgenossen) gerichtet, die er in seiner Plantation, seinem College verherrlicht und denen er hierdurch die Unsterblichkeit zu sichern glaubt. Von der ewigen Dauer seiner Gedichte spricht er naiv:

On himselfe (II, p. 182).

Die Muse sichert dir Unsterblichkeit,
Wenn andre Namen deckt Vergessenheit;
Obwohl die gröfsten Reiche untergehn,
So werden deine Lieder doch bestehn.

Die meisten Gedichte sind erotischen Inhalts und ganz im Geschmack jener Zeit; nach unseren Anschauungen gehen sie allerdings oft über die Grenzen erlaubter Darstellung hinaus. Indes dürfen wir wohl geneigt sein, dem Bekenntnis Glauben zu schenken, das er am Ende seiner Hesperides, III, p. 88, über sich abgiebt:

Dies Werk mag mit dem Spruch geschlossen sein,
Froh war die Muse ihm, das Leben rein.

Cf. Crede mihi, mores distant a carmine nostri,
Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.
Ovid, Trist. II, 353—354.

Eindringlich und wiederholt mahnt er zum Genusse, der ohnehin so kurze Zeit währe.

To the Virgins, to make much of Time (I, p. 144).

Solang ihr könnt, die Rosen pflückt,
Die Zeit eilt schnell dahin;
Die Blume, die euch heut entzückt,
Wird morgen nicht mehr blühn.
Je höher an dem Himmelszelt
Die Sonne steigt hinauf,
Je früher endet für die Welt
Ihr segensreicher Lauf.
Die Jugend ist die schönste Zeit,
Da leicht und warm das Blut;
Was später uns ein Gott verleiht,
Wird immer minder gut.
Benutzt den Augenblick daher,
Lafst, weil noch jung, euch frein,
Denn habt ihr euren Lenz nicht mehr,
So bleibet ihr allein.

Er ist ein feiner Beobachter der Natur; er malt die Blumen, ja die kleinsten Gräser mit Innigkeit und Begeisterung; sie leben ihm und teilen der Menschheit Freud und Leid.

The Daffodils (II, p. 35).

Voll Schmerz, Narcissen, merken wir
Eu'r rasches Ende nahn,
Noch eh die Sonn zur Mittagszeit
Erreicht hat ihre Bahn.
Weilt, weilt
Nur bis der Tag enteilt
In Hast
Zur Abendruhe dort;
Dann leben wir zugleich mit euch
Und gehen mit euch fort.

Auch unser Frühling währt nicht lang,
Kurz ist die Lebenszeit;
Wir reifen schnell zum Welken hin
Wie ihr, dem Tod geweiht.
Vergehn,
Wie wir euch sterben sehn,
Im Nu,
Als ob's der Tau am Morgen wär,
Dem Sommerregen gleich,
Uns findet niemand mehr.

To Primroses filled with morning-dew (I, p. 181—182).

Ihr weinet, Kinder, ohne Rast?
Drückt Gram euch rauh,
Die ihr erwacht
Erst durch des Morgens Macht
Bedeckt mit frischem Tau?
Unwetter ward euch nie geschickt,
Das Blumen knickt,
Euch brach den Mut
Nie Sturmeswut,
Auch nicht des Alters Last.
Erschöpft sind wir,
Voll Saft und Kraft seid ihr.
Und doch sprecht ihr in Thränen, Waisen gleich,
Bevor noch Sprache ward beschieden euch.

Sagt, Blumen, uns der Trauer Grund,
Und was geschieht
Euch, daſs ihr weint?

Zeigt sich der Schlaf euch feind?
Fehlt's alte Wiegenlied?
Vermisset ihr des Veilchens Gruſs
Und seinen Kuſs?
Währt's euch zu lang,
Daſs seine Stimme zu euch drang?
O nein! Ich thu euch kund,
Die Thränen deuten an
Für jedermann,
Mit Schmerz muſs alles stets empfangen sein,
Mit Thränen tritt es in das Leben ein.

An Epitaph upon a Child (I, p. 74).

Jungfraun, fest gelobtet ihr,
Als ich starb, zu schmücken mir
Jeden Frühling, früh und spät
Dieses Grab als Blumenbeet.
Streut mir nun nach eurem Wort
Veilchen auf den Ruheort.

Hier und da fehlt es nicht an Verirrungen des Geschmacks, die uns fast unbegreiflich erscheinen. Hiervon nur einige Beispiele.

How Primroses came green (I, p. 109). Sie sind aus Jungfrauen verwandelt worden, die an der Bleichsucht (Green-sickness) gelitten haben.

How lilies came white (I, p. 127). Venus und Amor spielen in einer Wolke, und dieser drückt mit seinem kleinen Finger the rubie niplet of her breast; tauig fiel die Milch auf die Lilien und sie würden weiſs.

How violets came blew (II, p. 2). Die Veilchen hielten ihren Duft für süſser als den der Venus; diese zürnte hierüber und schlug die Blumen, daſs sie blau wurden.

Mit sinnigem Verständnis schildert er die Freuden der Landleute, führt ihre Spiele und Tänze in lebendiger Darstellung vor.

To Corinna, to go a Maying (I, p. 116 ff.).

Wach auf! Der Tag bricht an, des Glanzes voll,
Und aufwärts seinen Wagen lenkt Apoll;
Aurora breitet um sich her
Ein purpurrotes Flammenmeer,
Erwache, daſs dein Auge schau
In Wald und Feld den Morgentau.

Jedwede Blume froh den Osten grüfst,
Bevor du, Liebste, angekleidet bist.
Ja noch im Bett, obwohl der Chor
Der muntern Vögel labt das Ohr
Und uns erhebt durch frommen Sang.
Ob deinem Frevel wird mir bang.
Es tummeln tausend Jungfraun sich im Freien,
Um vor der Lerche heimzuholen Maien.

Wach auf! Wo mild die Frühlingsdüfte wehn,
Lafs dich umkränzt mit frischem Laubwerk sehn,
Wie Flora süfs! Und sorge nicht,
Dafs dir an Zierat es gebricht;
Die Blätter tropfen Edelstein,
Durch sie wirst reich geschmückt du sein.
Der junge Tag hat, Liebste, dir bewahrt
Gar manche Perle seltner Art,
Komm, nimm sie auf, dieweil die Nacht
Mit ihrem Schatten sie bewacht,
Und Titan deinethalb verweilt,
Dafs ihre Pracht dir nicht enteilt.
Ein kurz Gebet wird Gott genehm heut sein,
Da früh wir holen wollen unsre Main.

Corinna, komm! Verwandelt ist das Feld,
Dafs jeder es für eine Strafse hält;
Die Strafsen mit der Bäume Zier
Sie gleichen einem Walde schier;
Mit Grün geschmückt ist jedes Haus,
Es putzt sich zu dem Fest heraus.
Zur Laube ist verwandelt jede Thür,
Als wär für Liebende ein Plätzchen hier.
Erfüllt der frohen Menge Lust
Nicht auch, Geliebte, dir die Brust?
Auf denn, hinaus, o komm herbei,
Du hörst, es ruft uns ja der Mai.
Wo alles drängt, sei fühllos nicht wie Stein,
Corinna, holen wir auch unsre Main.

Sieh, jeder Bursch ist fort und jede Dirn,
Mit Maienlaub geschmückt ist jede Stirn.
Ja mancher ist schon heimgekehrt,
Bringt Weifsdorn für den trauten Herd;
Ihr Kuchen ist schon aufgezehrt,
Wo wir noch träumen; unerhört!
Wie viele haben draufsen schon gefreit,
Wo uns gefangen hält noch Müdigkeit.

So mancher Kufs ward ausgetauscht
Im hohen Gras ganz unbelauscht,
Da an der Liebe Firmament,
Im Auge heifse Glut entbrennt.
Erfleht wird, dafs heut Nacht die Thüren seien
Dem Liebsten auf. Doch wir sind nicht beim Maien.

Corinna, komm! Noch blüht die Frühlingszeit,
In der allein uns harmlos Spiel erfreut.
Wir altern schnell, wir sterben hin,
Eh uns die Jugend bringt Gewinn;
Nur kurze Zeit ist uns gewährt,
Die, einmal hin, nie wiederkehrt.
Dem Nebel gleich, dem Regen schwindet sie,
Sie findet niemand mehr trotz aller Müh.
Was ist's, rühmt uns auch einst das Lied,
Wenn unser Auge es nicht sieht,
Wenn Lust und Freude, die jetzt lacht,
Begraben liegt in ew'ger Nacht?
Drum, eh der Tod uns ruft zum letzten Reihen,
Corinna, komm, lafs eilen uns zum Maien.

Ceremonies for Christmas (II, p. 270).

Bringt, Kinder, herbei
Mit Freudengeschrei
Den Weihnachtsklotz an den Herd;
Die gute Frau
Nimmt's heut nicht genau
Und euch das Trinken nicht wehrt.

Nun, macht euch daran,
Entzündet den Span
Zu aller Segen und Fried';
Stimmt an den Gesang
Mit munterem Klang,
Weil's Holz im Feuer noch glüht.

Auf, trinket das Bier,
Nehmt Weifsbrot von hier,
Dieweil das Fleisch wird zerschnitten.
Korinthen hinein
Und Pflaumen hübsch fein,
Sonst wird's Gebäck nicht gelitten.

Als Proben seiner erotischen Gedichte seien angeführt:

The Night-Piece to Julia (II, p. 192).

Glühwurm sein Auge leiht dir.
Sternschnupp' ist dienstbereit dir

Und die Elfen im Tanz
Mit feurigem Glanz
Sind nie zur Hilfe weit dir.

Kein Irrlicht falschen Weg weist,
Dich nie die Schlange der Heck' beifst,
Und du schreitest voran
Getrost deine Bahn,
Nie hemmt den Schritt ein Schreckgeist.

Das Dunkel Furcht dir bringt nicht,
Wenngleich der Mond dir blinkt nicht,
Da die Sterne der Nacht
Treu halten die Wacht,
Vom Himmel her dir winkt Licht.

O Julia, nicht entzieh dich,
Nicht zaghaft, Teure, flieh mich;
Wenn ich dich in Lust
Drück froh an die Brust,
Ganz eines mit dir sieh mich.

Cherry-Ripe.

Reife Kirschen! ruf ich aus,
Kaufet Leute, kommt heraus!
Hört, ich sage euch geschwind,
Wo sie stets zu haben sind.
Lächelt Julias Kirschenmund,
Wird gewifs euch allen kund,
Wo jahraus und wo jahrein
Rote Kirschen werden sein.

Mit reicher Phantasie schildert er die Märchenwelt, z. B. The Fairie Temple or Oberon's Chapell I, p. 156—163; Oberon's Feast II, p. 104—109.

The Beggar, to Mab, the Fairie Queen (II, p. 202—203).

Königin, ihr seid sehr reich;
Gebet mir, ich bitte euch,
Ein klein wenig her sogleich.
Hunger hat mich blafs gemacht:
Eine Ämse sei gebracht,
Oder Mäusleins halbes Ohr
Guck aus scharfer Brühe vor.
Oder reich mir, holdes Weib,
Eines Bienchens Hinterleib.

Ja, des Heimchens Hüfte schier
Würde schon genügen mir.
Und als Brot wirf mir hinein
Junge Bohne; noch so klein
Wird sie innig mich erfreun.
Mehl vom Pilz ist viel zu gut
Für des armen Mannes Blut,
Da ja Mehlstaub dann und wann
Meinen Hunger stillen kann.
Abhub deiner Elfen Tisch
Dünkt dem Bettler zart und frisch.
Scheint dies übergrofs zu sein,
Nun, ich schränke gern mich ein;
Nehm fürlieb mit Sträflingskost,
Deckt sie Schimmel auch und Rost.
Du und König Oberon
Tragt von mir als Dank davon:
Nimmer nehm eu'r Reichtum ab,
Bis ich's euch vergolten hab.

In seinen Epithalamiums besingt Herrick die Braut, den Hochzeitszug und endlich die ehelichen Freuden mit aller üppigen Phantasie. Überall bekundet er aufrichtige Liebe zum Könige, aber voll Ernst und Schärfe spricht er gegen die Grausamkeit, mit welcher die unterliegenden Republikaner behandelt werden.

Pitie to the Prostrate (II, p. 163).

Wer roh besiegtem Feind sich zeigen kann,
Der ist fürwahr der grausamste Tyrann.

Ill Government (ib. p. 157).

Wo auf des Pöbels Wort der König hört,
Solch Regiment erweist sich ganz verkehrt.

Kings and Tyrans (ib. p. 296).

Ein König wird mit Recht Tyrann genannt,
Denkt er an sich nur, sorgt er nicht fürs Land.

Clemency in Kings (ib. p. 266).

Der König fördre Gute nicht allein,
Dem G'ringsten mufs er auch Beschützer sein.

Clemency (ib. p. 47).

Den Führer der Partei treff' harter Tod,
Verschuldet hat er ja der andern Not;
Hast du des Übels Quell verstopft mit Macht,
So wird das Volk durch Furcht zur Ruh gebracht.

Er ist in den alten Klassikern belesen und hat einzelnes übersetzt; seine Gedichte enthalten zahlreiche Anspielungen und Wendungen, die vorzugsweise aus Catullus, Horatius und Martialis entnommen sind. Aus Anakreon hat er die dritte Ode zweimal (I, p. 43 und III, p. 21), die 40. (Eros, von einer Biene gestochen, I, p. 84) und eine pseudo-anakreontische (An Eros, I, p. 167) übersetzt; das Catullische Carmen V (Ad Lesbiam, I, p. 40); des Horaz Od. III, 9 (in I, p. 120). Folgende Proben mögen genügen.

Anacreon. The Cheat of Cupid or the ungentle quest.

One silent night of late
When every creature rested
Came one unto my gate
And knocking, me molested.

Who's that (said I) beats there
And troubles thus the Sleepie?
Cast off (said he) all feare,
And let not Locks thus keep ye.

For I a Boy am, who
By moonlesse nights have swerved (= strayed or roved)
And all with showrs wet through,
And e'en with cold half starved.

I pittiful arose,
And soon a Tapee lighted;
And did myself disclose
Unto the lad benighted.

I saw he had a Bow
And Wings too, which did shiver;
And looking down below,
I spy'd he had a Quiver.

I to my Chimney's shine
Brought him (as Love professes)
And chafed his hands with mine
And dry'd his dropping Tresses:

But when he felt him warm'd,
Let's try this bow of ours,
And string, if they be harm'd,
Said he, with these late showrs.

Forthwith his bow he bent
And wedded string and arrow,

And struck me, that it went
Quite through my heart and marrow.

Then laughing loud, he flew
Away and, thus said flying,
Adieu, mine Host, Adieu
Ile leave thy heart a dying.

A Dialogue betwixt Horace and Lydia, Translated Anno 1627 and set by Mr. Roman Ramsey (Hor., Od. III, 9).

Hor. While, Lydia, I was lov'd of thee,
Nor any was preferr'd 'fore me
To hug thy whitest neck: Than I
The Persian King liv'd not more happily.

Lyd. While thou no other didst affect,
Nor Cloe was of more respect;
Than Lydia, far-fam'd Lydia,
I flourish't more than Roman Ilia.

Hor. Now Thracian Cloe governs me
Skilfull i'th' Harpe and Melodie,
For whose affection, Lydia, I
(So Fate spares me) am well content to die.

Lyd. My heart now set on fire is
By Ornithes soune, young Calais;
For whose commutuall flames here I
(To safe his life) twice am content to die.

Hor. Say our first loves we sho'd revoke,
And sever'd, joyne in brazen yoke:
Admit I Cloe put away
And love again love-cast-off Lydia?

Lyd. Though mine be brighter than the Star;
Thou lighter than the Cork by far;
Rough as th'Adriatick sea, yet I
Will live with thee, or else for thee will die.

Die Versmafse und Rhythmen erinnern vielfach an die erste schlesische Dichterschule. So ist z. B. *The Pillar of Fame* (III, p. 98) in Säulenform, sein *Anthem to Christ on the Crosse* (III, p. 220—221) schliefst mit der Form eines Kreuzes.

Als Muster für seine Gewandtheit im Versbau mögen dienen:

Upon his departure hence (II, p. 127).

Thus I — Passe by — And die:
As One — Unknown — And gon:

I'm made — A shade — And laid
I'th' grave: — There have — My Cave.
Where tell — I dwell — Farewell.

Kissing Usurie (I, 49).

Biancha, Let
Me pay the debt
I owe thee for a kisse
Thou lend'st to me;
And I to thee
Will render ten for this.

If thou wilt say,
Ten will not pay
For that so rich a one;
Ile cleare the summe
If it will come
Unto a Million.

He must of right
To th'utmost wite,
Make payment for his pleasure;
By this, I guesse,
Of happinesse
Who has a litte measure.

Viele seiner Epigramme enthalten allgemeine Lehren und erinnern in ihrer Fassung an Logau.

No bashfulness in begging (I, 14).

Durch Blödigkeit wird dir dein Ziel erschwert,
Wer sich zu fordern scheut, Verweigrung lehrt.

Money gets the masterie (I, 35).

Wo keine Macht mehr einen Ausweg weifs,
Gewinnt das Geld doch sicherlich den Preis.

Satisfaction for Sufferings (II, 292).

Für jede Arbeit ist der Lohn bereit;
Wir denken gern an überwundnes Leid.

Buriall (II, 278).

Mir fehlt der nöt'ge Raum! so klagest du:
Du findest deinen Platz zur ew'gen Ruh.

Lenitie (II, 278).

Fürwahr, der Arzt verdienet Lob und Preis,
Der wohl zu heilen, nicht zu schneiden weifs.

No Paines, no Gaines (II, 254).

Für kleine Arbeit ist der Lohn auch klein,
Des Menschen Glück wird wie sein Streben sein.

Delay (II, 250).

Verschiebe nichts! Nur einer ist bekannt,
Der durch sein Zaudern hat erlöst das Land.

Money makes the mirth (II, 242).

Bleibt taub man bei der Nachtigall Gesang
Hört man doch scharf des Goldes süfsen Klang.

Possessions (II, 232).

Was wir erworben nur durch Streit,
Beglückt uns auch blofs kurze Zeit.

First work, and then wages (II, 232).

Wer vor der Arbeit rechnet auf Gewinn,
Bekundet offenbar verkehrten Sinn.

Glorie (II, 193).

Mein Werk gedruckt zu sehn hab ich nicht Eil,
Dem Lebenden wird selten Ruhm zu teil.

Ship-Wrack (II, 184).

Wer einmal Schiffbruch litt, der scheut das Meer,
Wenngleich der Wind ihm noch so günstig wär.

Nothing Freecost (II, 125).

Umsonst giebt Zeus nicht seine Gaben preis,
Erringen kannst du sie allein durch Schweifs.

The hand and the tongue (II, 55).

Die Zung' im Frieden und im Krieg die Hand,
Sie wechseln in der Herrschaft übers Land.

Single life most secure (I, p. 84).

Zank, Mifstraun, Unmut, merk's genau,
Bringt dir als Mitgift ein die Frau.

Upon a painted Gentle woman (I, p. 171).

Man nennt euch schön, und schön seid ihr fürwahr,
Doch merkt! Man bringt das Lob dem Maler dar.

Feare (III, p. 14).

Der wahrhaft Gute wirkt aus edlem Sinn,
Nicht Furcht vor Schmerz treibt ihn zur Tugend hin.

Comfort in Calamities (III, p. 62).

Leicht tröstet sich im Unglück jedermann,
Wenn alle, nicht blofs ihn, das Leid fiel an.
(Cf. Solamen miseris socios habuisse malorum.)

Abstinence (III, p. 84).

Als Mittel gegen Krankheit allezeit
Empfohlen sei dir weise Mäfsigkeit.

No danger to men desperate (III, p. 84).

Wo Furcht den Ausweg aus Gefahr nicht fand,
Lehrt die Verzweiflung Memmen Widerstand.

Sauce for Sorrowes (III, p. 84).

Wenn dir's im Leid an jedem Trost gebricht,
Bewahr den Gleichmut, du verzagst dann nicht.
(Cf. Æquam memento rebus in arduis Servare mentem.)

Seine frommen Dichtungen, Noble Numbers, stehen an innerem Wert den Hesperides nach; sie sind indes der Ausdruck eines gläubigen Gemüts.

God not to be comprehended (III, p. 122).

Es findet Gott, wer eifrig danach strebt,
Doch nie erforscht sein Wesen, wer da lebt.

Persecutions profitable (III, p. 125).

Was Gott den Menschen schickt an Leid,
Bringt Schmerz und Heil zu gleicher Zeit;
Der Dulder selbst, wie wer es hört,
Geläutert werden und bekehrt.

God's Providence (III, p. 126).

Fänd jede Schuld auf Erden ihren Lohn,
Der ewigen Vergeltung spräch dies Hohn:
Und träfe Straf' hienieden kein Vergehn,
Wer würde dann noch Gottes Führung sehn?

A Thankgiving to God for his House (III, p. 135 ff.).

'Ne Zelle gabst, o Herr, du mir
Zu wohnen hier,
Ein kleines Haus, des niedrig Dach
Wehrt Ungemach,
Dafs mich nicht Frost noch Hitze plagt,
Noch Regen jagt,
Und über mir hältst treu du Wacht
Die ganze Nacht.
Dann schlafe ich in süfser Ruh,
Mein Hort bist du.
Der Prunk ist meinem Hausflur fern,
So hab ich's gern.
Kein Bettler mir vorübergeht,
Thür nie still steht,
Ich bringe Speise ihm und Trank
Mit flinkem Gang.

Der Wohnplatz und die Küche mein
Sind beide klein,
Doch ist für Vorrat mir der Raum
Zu enge kaum.
Das Brot bleibt stets mir gut und frisch
Zum Mittagstisch.
Gar reichlich Feurung zum Gebrauch
Giebt Busch und Strauch.
Und ich bin, schau ich in die Glut,
Recht wohlgemut.
Du bist es, Herr, der mich erhält,
Wie's dir gefällt,
Und was ich trink und esse hier,
Verdank ich dir.
Und Rübe, Portulack und Kohl
Gedeihn mir wohl,
Denn du gabst mir zufriednen Sinn,
Das ist Gewinn.
Nie fehlet mir ein frischer Trunk,
Das ist genung.
Ich preise dich für dieses Glück
Mit frohem Blick,
Denn deine güt'ge Vaterhand
Macht reich mein Land.
Viel giebst du, väterlich gesinnt,
Mir Menschenkind,
Willst nur zum Lohn, dafs himmelwärts
Ich lenk mein Herz.
Darum ich mich ganz dir ergeb,
Solang ich leb.
Nimm gnädig, was ich bieten kann,
Als Opfer an.

The Heart (III, p. 129).

Ein blofses Lippenwerk ist dein Gebet,
Wenn es dir nicht aus reinem Herzen geht.

The Temptations (III, p. 151).

Wenn du fest bleibst, wirst du auch nicht versucht,
Die Willenskraft schlägt Teufel in die Flucht.

Bisweilen kann er selbst in frommen Gedichten einen eigenartigen Humor nicht unterdrücken.

A Grace for a child (III, p. 58).

Hier als kleines Kind ich steh,
Heb die Hände in die Höh,

Die zwar kalt wie Fröschleins Blut,
Doch du meinst es mit uns gut.
Stelle du dich bei uns ein,
Lafs das Mahl gesegnet sein.

Aus *His Letanie, to the Holy Spirit* (III, p. 133 ff.) mögen nur einige Verse angeführt werden.

1. In der Stunde meiner Not,
Wenn Verführung mich bedroht,
Und ich höre dein Gebot.
Heil'ger Geist, o tröste mich.

2. Wenn in meinem Bett ich bin,
Krank im Herzen, krank im Sinn,
Zweifel fahren durch mich hin,
Heil'ger Geist, o tröste mich.

4. Wenn der Arzt nicht Hoffnung giebt,
All sein Wissen sich ihm trübt
Und er seinen Lohn nur liebt,
Heil'ger Geist, o tröste mich.

5. Wenn die Pillen, die Mixtur
Künden seine Thorheit nur
Und von Kenntnis keine Spur,
Heil'ger Geist, o tröste mich.

7. Wenn der Kerzen trüber Schein
Tröster zeigt an Zahl so klein,
Treue gar noch mehr schrumpft ein,
Heil'ger Geist, o tröste mich.

Er schliefst die Noble Numbers (III, p. 224):

Of all the good things whatsoe're we do
God is the ἀρχή and the τέλος too.

Mögen diese Mitteilungen dazu beitragen, dafs dem lange verkannten Robert Herrick die gewifs gerechtfertigte und wohlverdiente Aufmerksamkeit mehr als bisher wieder zugewendet werde!

Berlin. J. Arnheim.

Zur

mittelenglischen Romanze Cheuelere Assigne.

Die Sage vom Schwanenritter hat in England erst Bearbeitungen gefunden, als auf dem Kontinente ihre Grundmotive schon längst zu festen Formen verbunden waren. Ein weiterer Ausbau des Stoffes war also von vornherein ausgeschlossen, als etwas schon Fertiges wurde er dem englischen Volke dargeboten. Wenn es nun auch nur Übertragungen sind, die für die englische Litteratur in Betracht kommen, und diese in nur geringer Zahl uns vorliegen, so mufs der Stoff sich dennoch grofser Beliebtheit erfreut haben, da man auch bemüht war, Episoden der Sage künstlerisch darzustellen, und zwar zu einer Zeit, als der Stoff noch nicht lange auf Englands Boden heimisch geworden sein konnte. Man vergl. hierüber Gibbs' Ausgabe des Cheuelere Assigne, p. VII ff.

Die älteste erhaltene englische Bearbeitung des Stoffes ist die Romanze, die in Bezug auf ihre Quelle und Sprache im Nachfolgenden betrachtet werden soll. Es ist ein allitterierendes Gedicht von 370 Zeilen und stammt wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Herausgegeben wurde es von Utterson für den Roxburghe Club, nach einer Handschrift des British Museum; eine neue Ausgabe ist besorgt von Gibbs, E. E. T. S., Extra Series, Nr. VI, 1868.

Über den Inhalt des Gedichtes läfst sich kurz Folgendes sagen: Der König Oryens von Lyor war betrübt, dafs seine Gemahlin Betryce kinderlos blieb. Einst sahen sie von einem Walle aus ein armes Weib mit zwei Kindern, woraufhin die

Königin die Möglichkeit bezweifelt, dafs Zwillinge nur von einem Manne erzeugt werden können. Zur Strafe gebar sie sechs Söhne und eine Tochter, jedes Kind mit einem silbernen Kettlein versehen. Des Königs Mutter Matabryne hafst die Königin, sie läfst die Kinder durch einen Diener Markus fortbringen, mit dem Auftrage, sie zu töten. Dem König zeigt Matabryne sieben junge Hündlein als von der Königin geboren. Betryce wird ins Gefängnis geworfen. Markus setzt die Kinder im Walde aus, ein Eremit findet und rettet sie, eine Hindin nährt sie. So wachsen sie auf. Da erblickt sie der Förster Malkedras, der Matabryne davon berichtet. Sie läfst Markus blenden und heifst Malkedras die silbernen Ketten holen und die Kinder töten. Er entreifst den Kindern die Ketten, worauf sie als Schwäne davonfliegen. Nur ein Kind ist gerettet, das mit dem Eremiten fort war. Matabryne läfst einen Goldschmied kommen und befiehlt ihm, eine Schale aus den Ketten zu machen. Bei diesem vermehrt sich eine Kette, so dafs er die Schale aus einer halben Kette machen kann. Die anderen Ketten verbirgt er.

Die Königin soll nunmehr verbrannt werden. Da erscheint dem Eremiten ein Engel und sagt, dafs der Knabe, der Enyas genannt werden soll, bestimmt sei, seine Mutter zu befreien. Der Knabe kommt zur Stadt, trifft den König, enthüllt ihm Matabrynes Falschheit und will für die Königin kämpfen. Matabryne entbietet Malkedras, um gegen ihn zu kämpfen. Der Kampf beginnt, Enyas tötet seinen Gegner. Matabryne wird verbrannt; die Königin ist gerettet. Die Schwäne werden verwandelt mit Ausnahme von einem, dessen Kette fehlt.

Reiffenberg, der Herausgeber des Chevalier au Cygne et Godefroid de Bouillon (Brüssel 1846), glaubt in Bd. I, p. X der Einleitung, dafs Caxton aus den Niederlanden die Fabel wahrscheinlich nach England gebracht habe. Dafs der Stoff durch Caxton in England eingeführt sei, soll damit wohl nicht behauptet werden, denn a. a. O. p. XLVI wird die mittelenglische Romanze von Reiffenberg erwähnt und als Entstehungszeit die Regierung Heinrichs VI. angegeben.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts hat dann Copland nach einer französischen Prosafassung eine englische Übersetzung herausgegeben, die von Thoms in die Collection of Early Prose

Romances,' London 1828, aufgenommen ist. Thoms spricht in seiner Einleitung zu Helias, knight of the swan von einem französischen Gedicht in der Hs. 15. E. VI des British Museum, das er als wahrscheinliche Quelle des me. Gedichtes hinstellt. Vielleicht wurde er aufser durch die Übereinstimmung des Inhalts auch durch die Ähnlichkeit des Titels „Chevalier au Signe" mit dem des me. Gedichtes „Cheuelere Assigne" dazu veranlafst. Andere altfranzösische Redaktionen schreiben Chisne, Chine, Cisne. Auch Gibbs glaubt, dafs die me. Romanze (E) ein Auszug aus den ersten 1083 Zeilen des französischen Gedichtes (F) sei. Einer näheren Prüfung dieser Frage hat sich der Herausgeber von E jedoch nicht unterzogen. Er begnügt sich, durch eine kurze Inhaltsangabe von F, sowie durch gelegentliche Parallelstellen die beiderseitige Übereinstimmung in den Hauptzügen der Fabel nachzuweisen.

Am allerwenigsten jedoch kann uns der Herausgeber von E durch die Anm. zu v. 236—37 veranlassen, in F die Quelle zu E zu suchen. In E sagt das Kind zum König, als dieser ihm das Urteil über die Königin verkündet:

> Thenne were þou noȝt ryȝtlye sworne ... vpon ryȝte Juge
> Whenne þou tokest þe þy crowne.

Die französische Parallelstelle lautet:

> Nas pas a droit juge comme roy loyaument.

Gibbs faſst nun „upon ryȝte Juge" auf als „[hast not] rightly judged" und sagt: „These words are evidence that the French poem was the original of the English one; our poet having apparently taken the word Juge into his text without translating it." Wenn die Stelle in E auf den ersten Blick auch nicht ganz klar zu sein scheint, so liegt die Unwahrscheinlichkeit der obigen Behauptung doch zu sehr auf der Hand. Juge soll in E doch wohl nicht als Part. aufgefafst werden? Wir haben hierin das me. Subst. juge zu sehen und demnach die Stelle in E etwa zu übersetzen: „Dann warst du nicht recht beeidigt ... zum rechten Richter", d. i. dann warst du kein rechter Richter.

Wenn man nun auch zugeben mag, dafs der me. Bearbeiter den ersten Teil des französischen Gedichtes auf ein Drittel des Umfanges in seiner Fassung verringert haben kann, so mufs es

doch unbedingt befremden, daſs E gelegentlich einige Stellen mehr ausmalt, als dies in F geschieht. Man vergleiche die folgenden Noten, die Gibbs dem Text hinzugefügt hat: Zu v. 162: „The conversation between the goldsmith and his wife is much longer and more dramatic in our poem than in the French." Zu v. 210: „The conversation between the hermit and the child is more full in the English than in the French poem."

Daſs F unserem Gedichte inhaltlich nahe steht, ist nicht zu leugnen, doch braucht es darum nicht a priori als Quelle angenommen zu werden. Jedenfalls ist dem Herausgeber die Existenz einer lateinischen Legende vom Schwanenritter (merkwürdigerweise de milite de la Cygne betitelt), von Reiffenberg a. a. O. Bd. I, p. 181 ff. nach einer Hs. der Bodleiana zuerst herausgegeben, unbekannt geblieben. Diese lateinische Legende, die Reiffenberg a. a. O. Bd. I, Einl. p. VIII in das 14. Jahrh. setzt, ist von einem Engländer nach einer französischen Vorlage geschrieben. Diese lateinische Fassung (L) steht E in vielen Beziehungen sehr nahe, zeigt aber auch andererseits mit F manches Übereinstimmende. Daſs L nach einer französischen Vorlage entstanden ist, wird im Anfang bezeugt, wo die „historia" als „prius scripta gallice" bezeichnet wird; auch am Ende wird dem, der noch mehr wissen will, die magna volumina zu lesen anheimgestellt. Derartige Verweisungen auf die Quelle finden sich in me. Gedichten häufiger, so auch in Arthur (ed. Furnivall, E. E. T. S.) v. 633—34:

Ho þat wolle more loke
Reed on þe frensch boke.

Auch in unserem Gedicht wird an zwei Stellen, wo handelnde Personen mit Namen erwähnt werden, auf die Quelle hingewiesen mit den Worten: as þe book tellethe (v. 7. 270).

In L werden die Geschicke des Schwanenritters noch etwas weiter erzählt, als dies in E geschieht. Der Gang der Handlung stimmt mit F. Der König, schon 200 Jahre alt (in F plus que cent ans), wählt Eneas zum Nachfolger. Eneas belagert Schloſs Montebraunt, wohin sich Matebrune geflüchtet hat. Das Schloſs wird genommen, Matebrune gesteht ihre Schandthaten und wird verbrannt. Eneas überläſst seinem Bruder Orianus die Herrschaft und zieht mit dem Schwan fort. Hier folgt eine Lücke.

Dann wird erzählt von Eneas' Gefangenschaft in der Burg des Aygolandus, von seiner Befreiung durch Oriaunt. Aygoland wird von Eneas erschlagen, die Burg eingenommen. Abermals kommt der Schwan, um mit Eneas davonzuziehen. Hier bricht L ab.

Wie verhalten sich nun F, L und E zueinander? Da die Handlung bei allen — von Einzelheiten abgesehen — ziemlich gleichmäfsig verläuft, so müssen uns zunächst die Namen einigen Anhalt geben.

Der König Oriant, seine Gemahlin Beatrix, seine Mutter Matebrune und ihre Helfershelfer Markus und Manquarré unterscheiden sich nur durch graphische Verschiedenheiten in F, L und E. Doch ist es auffällig, dafs für Matábryne in E die Schreibung Matebrune in F und L begegnet, nur einmal zeigt L Matabrune. Auch Reiffenbergs Text hat Matabrune.

Die fünf Geschwister des Schwanenritters weichen bis auf zwei Namen voneinander ab; in F heifsen die Kinder Orions, Orient, Zacharias, Jehan, Rosette, in L Johannes, Oriannt, Petrus, Sampson, Rosula oder Rosetta, in E Uryens, Oryens, Assakarye, Gadyfere, Rose. Also Übereinstimmung zeigen nur der Name Orient (dem in L und F der Schwanenritter die Herrschaft überläfst) und der Name des Mädchens Rosette. In F und L lassen sich noch Jehan und Johannes, in F und E Orions und Uryens, Zacharias und Assakarye zusammenbringen. Danach müfste die gemeinsame Quelle aller drei Fassungen die Namen, die F bietet, enthalten haben. Es ist natürlich, dafs der Franzose keinen Grund hatte, Änderungen vorzunehmen, bei den Engländern läfst sich solches aus Unkenntnis oder Unverständnis wohl erklären.

Ähnlich mag es wohl zu erklären sein, dafs die Stadt, die am Eingang aller drei Fassungen als Sitz des Königs erwähnt wird, gegenüber Lilefort in F als Belefort in L und Lyor in E genannt wird. Die ursprüngliche Form, auf die F, L und E zurückgehen, mufs Lilefort gewesen sein, welchen Namen auch andere altfranzösische Redaktionen aufweisen; die Form des Namens ist von den englischen Schreibern etwas modifiziert, der Begriff der Insel aber, der in dem Namen Lilefort = Insula fortis liegt, ist sowohl bei dem Verfasser von L als auch von E vorhanden. Denn in der Überschrift zu L heifst es: „Historia ...

reperta est in quadam maris insula vocata Belefort," und in E v. 5 und 6:

> For this I saye by a lorde was lente in an yle,
> That was kalled lyor a londe by hym selfe.

Von einer Insel Lilefort ist in älteren französischen Bearbeitungen allerdings nicht die Rede; in der von Reiffenberg edierten Bearbeitung wird Lillefort als ein reiches Land bezeichnet, das nach Sachsen zu liegt:

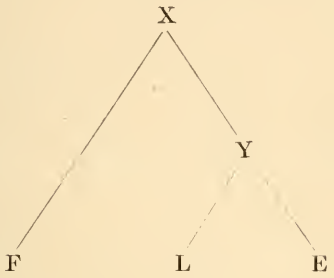
> Roys fu de Lillefort, une riche contrée:
> Chieus royalmes-chy est viers Sausonne, la lée. v. 29—30.

In einer späteren Prosaauflösung aus dem 16. Jahrh. (Hs. der kgl. Bibliothek zu Kopenhagen) beginnt der Verfasser, der sich Berthault de Villebresme nennt, den Roman mit den Worten: „Entre les merveilleuses et estranges isles assises en diverses parties de la mer est, selon l'istoire présente, une isle nommée l'Islefort" (cf. Reiffenberg a. a. O. Bd. I, p. CLVII). Der Begriff einer Insel wird auch wohl dem Verfasser der Vorlage des Berthault de Villebresme schon vorgeschwebt haben. Die Bedeutung des Namens hat einen altfranzösischen Redaktor veranlafst, die ursprüngliche Tradition aufzugeben und den Schauplatz auf eine Insel zu verlegen. So erklärt es sich, dafs sich auch L und E ähnlich verhalten.

Der Name des Streitrosses, das den Schwanenritter in den Kampf gegen Malkedras trägt, ist Feraunce in E gegenüber Ferrant in F und Ferantus in L.

Bislang sind uns nur Ungleichmäfsigkeiten in betreff der Namen aufgestofsen, die nur wenig oder einmal gebraucht werden. Wenden wir uns nun zu dem Namen des Schwanenritters, der ziemlich häufig begegnet, so wird er in F Elyas oder Helyas, in L Eneas, in E an den drei Stellen, wo er vorkommt, Enyas genannt (vgl. in E v. 204, 270, 282). Wir finden hier also in L und E eine bedeutende Übereinstimmung, denn eine solche Benennung des Helden findet sich in anderen Bearbeitungen meines Wissens nicht; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dafs sich in irgend einer der vielen Hss., die noch nicht aus dem Dunkel der Bibliotheken hervorgezogen sind, ein solcher Name des Helden finden mag. Wir können darum annehmen, dafs der

Verfasser die Vorlage, auf die L und E — von etwaigen Zwischengliedern abgesehen — schliefslich zurückgehen, den herkömmlichen Namen Elyas mit Eneas vertauscht hat. Benennen wir diese ursprüngliche Quelle von L und E mit Y, so müfste diese Fassung mit F manches Übereinstimmende haben, da alles, was L mit F oder E mit F gemein hat, in Y enthalten sein mufs. Da sich in dieser Hinsicht manches Übereinstimmende darbietet, müssen wir uns F und Y als aus einer Quelle X entflossen denken. Das Schema für das Verhältnis von F, L und E würde also sein:



Es ist jedoch nochmals darauf hinzuweisen, dafs Zwischenstufen zwischen den einzelnen Gliedern hierbei durchaus nicht ausgeschlossen, im Gegenteil mehr als wahrscheinlich sind.

Es möge nun einiger Änderungen gedacht werden, die von dem Verfasser von Y herrühren müssen, da L und E in einigen Punkten F gegenüber Abweichungen zeigen.

Nach Gibbs' Inhaltsangabe von F auf p. II ist der König bei der Niederkunft seiner Gattin abwesend. Auch der von Reiffenberg edierte Text berichtet, dafs König Oriant mit seinen Vasallen in den Krieg zog und bei der Abfahrt seine Frau der Matabrune empfahl. In L und E wird von einem Fortsein des Königs nichts erwähnt. Der Verfasser von L berichtet die Geburt der sieben Kinder und fährt dann fort: „Ea hora nullus affuit in conclavi ubi regina decubuit, preterquam illa perfidissima Matebruna." Ähnlich heifst es in E:

> But whenne it drowȝe to þe tyme she shulde be delyuered,
> Ther moste no womman come her nere but she þat was cursed,
> His moder matabryne. v. 37—39.

Nach Gibbs' Anm. zu v. 290 fragt der Held, ehe er in den Kampf gegen Malkedras geht, in F den König, wozu Gebiſs und Sattel des Pferdes, wozu seine Rüstung diene; in L ist es ein magister oder armiger, der von Eneas nach Pferd und Waffen gefragt wird, in E ein Ritter.

Im folgenden Punkte weicht L von F und E ab. Als vor der beabsichtigten Verbrennung der Königin Matebrune den König tadelt, daſs er mit dem Knaben spräche, antwortet in F und E der König, in L der Knabe den Worten der Matebrune.

Auch E zeigt öfters gegenüber F und L Abweichungen. So heiſst es am Eingang unseres Gedichtes, als der König und die Königin die Frau mit den Zwillingen sahen: „As þey wente vp-on a walle", v. 19. Dagegen befinden sich König und Königin in F und L auf einem Turme. — In E heiſst es von dem Eremiten, der die Kinder fand und aufzog:

Of sadde leues of þe wode wrowȝte he hem wedes. v. 119.

In F und L bekleidet der Eremit die Kinder mit Lorbeerblättern. — Nachdem der Knabe von dem Eremiten die Weisung erhalten, seine Mutter zu befreien, wird er von diesem auf den Weg gebracht. Darauf heiſst es in E:

Whenne þe heremyte hym lafte an angelle hym suwethe,
Euur to rede þe chylde vpon his ryȝte sholder. v. 221—22.

Von diesem Engel ist jedoch in F und L erst später die Rede. Als der Knabe vor dem König erscheint, heiſst es in F:

Lange a dieu le pere sur lespaule seoit
Que ce quil devoit dire trop bien lui enseignoit,

und in L: „Deus autem justus et misericors misit angelum suum bonum qui semper puerum comitabatur a dextris, ad dirigendum gressus ejus verbaque formanda que loqueretur."

Bei der Schilderung des Kampfes zwischen Enyas und Malkedras springt nach F plötzlich eine Schlange mit zwei Köpfen auf des Knaben Gegner los und sticht ihm die Augen aus (vgl. Gibbs' Anm. zu v. 331). In L trifft Manquarré mit dem Schwert das Kreuz auf Eneas' Schild; es bricht sogleich eine Flamme daraus hervor und trifft Manquarré, worauf er betäubt niederstürzt. Doch der Knabe tötet ihn noch nicht. Als Manquarré den Kampf wieder beginnt, schlägt er abermals auf das Kreuz;

diesmal springt eine Schlange mit zwei Köpfen daraus hervor und raubt ihm das Augenlicht. In E dagegen warnt der Held seinen Gegner, mit dem Schwert auf das Kreuz seines Schildes zu schlagen, aber Malkedras erwidert nur Schmähworte, worauf eine Natter (von zwei Köpfen wird nichts gesagt) aus dem Schild auf Malkedras zuspringt und ein Feuer aus dem Kreuz hervorströmt, das ihm die Augen blendet.

Von Auslassungen, die E zeigt, sind folgende zu erwähnen. In L und F heifst es bei der Unterhaltung des Königs mit dem Knaben, dafs der König hätte lachen mögen, wenn der Schmerz sein Inneres nicht gar zu sehr ausgefüllt hätte. Er fragt dann nach des Kindes Namen, das ihm die Antwort giebt, bislang sei ihm noch keiner beigelegt, der Eremit im Walde hätte ihn blofs pulcher fili (beau filz) genannt. Hiervon weifs unser Gedicht nichts. Auch die Heilung des Markus, die Gibbs p. III als in E fehlend erwähnt, wird wie in F, so auch in L berichtet.

Im Folgenden mögen noch einige Bemerkungen Platz finden, die sich auf die Sprache unseres Gedichtes beziehen.

1. Lautliches.

a) Vokale.

Länge wird häufiger durch Doppelschreibung angezeigt, so in leeue 242. deepe 86. beetheth 157. seeth 223. heelde 152. keene 183. sheene 298. Auch im Lehnwort beeste 218. 288 (neben beste 214). — Gegenüber heede 311 (ae. hêafod) findet sich sonst immer hedde 27 und einmal hede 295, so dafs wir für dieses Wort schon Kürze anzunehmen haben. Die ne. Schreibung head ist erst um die Mitte des 16. Jahrh. aufgekommen und allmählich durchgedrungen. In der um 1529 verfafsten Supplicacyon for the Beggers (ed. Furnivall, E. E. T. S.) wird noch geschrieben hedlong ib. p. 10, Z. 11 v. o., desgleichen begegnet noch hedlong in der 1544 geschriebenen Supplycacion to our moste Soueraigne Lorde Kynge Henry the Eyght (ed. Furnivall, E. E. T. S., cf. ib. p. 41, Z. 15 v. u.); Harman in A Caueat or Warening for Commen Cursetors (gedruckt 1567, neu herausgeg. von Furnivall, E. E. T. S.) schreibt dagegen schon head ib. p. 51, Z. 1 v. u.

Auch bei o wird Doppelschreibung häufig zur Bezeichnung der Länge angewendet, und zwar sowohl für den geschlossenen als auch für den offenen Laut: good 130. 289. soone 128. 208 (daneben sone 105). looke 52. book 7. — thoo 339. twoo 334. broode 297. oo 201. goothe 157. oon 29 (neben on 44). Auch in Lehnwörtern doole 359 (neben dole 134. dolefulle 106). — Einmal findet sich woode 113 (ae. wudu) gegenüber einem sonst üblichen wode 119. Hier zeigt sich also die ne. Schreibung mit oo schon vertreten. Aber eingebürgert mufs sich diese Schreibung erst verhältnismäfsig spät haben, da um die Mitte des 16. Jahrh. Harman in A Caueat or Warening for Commen Cursetors noch wode ib. p. 42, Z. 20 v. o. schreibt.

a vor einfachen Nasalen bleibt gewöhnlich: name 204. man 46. manye 34 (aber mony 124. 271). Vor Nasal + Kons. haben wir meist o: honde 41. londe 6. longe 95. honged 18. Dagegen haben wir a in þanke 194. thanked 339. þanne 210.

a wechselt mit e in cheualere 11. 333 und cheuelere 369, ferner im Lehnwort easte 167 neben keste 97 (vereinzelt).

In Wörtern romanischer Herkunft wird ey zuweilen durch e ersetzt, so begegnet harneys 337 neben harnes 278. Da der Ton auf der ersten Silbe liegt, ist eine solche Abschwächung der Endsilbe wohl erklärlich. Für die Aussprache hárnes spricht der Reim flaundres : harneys in dem me. Gedicht Arthur, v. 313—314. Ferner treffen wir neben merueyle 125 die Form meruelous 185, wo der Diphthong in unbetonter Silbe, gegenüber einem sonst im Me. begegnenden meruailous. — Auch für ey in þey haben wir zuweilen e: the 220. þe 274.

e findet sich gegenüber einem sonst üblicheren y in berthe 65, auch im Lehnwort cheuerynge 107 (chyuered 107). Ebenso begegnen blethelye 278 und blythe 154.

Aphäresis des e ist eingetreten in skape 127 (Chaucer schreibt escapen). Auch bei Shakespeare begegnet die verkürzte Form scape, vergl. Hamlet I, 3, Z. 41.

Für hermyte 109 begegnet auch heremyte 115. Letztere Form fafst Skeat im Etym. Dict. als altes Lehnwort aus dem Lateinischen auf, die kürzere Form hält er für französisch. Ein solcher Unterschied ist nicht notwendig, um so mehr da eine entsprechende ae. Form nicht belegt ist. Man kann das Wort als französischen Ursprungs betrachten, das zweite e in heremyte kann sich durch Svarabhakti entwickelt haben.

b) Konsonanten.

Verdoppelung findet häufig statt vor auslautendem flexivischen e: dedde 172. eryedde 106 (daneben eryde 108. eryede 111). wexedde 166 (hier Übergang in die schwache Konjugation). eursedde 121 (Part.) neben eursede 142. badde 156. lokke 87 (ae. loca). welle 251 (dagegen sonst immer wele 2. 54). whylle 117 (aber whyles 145). haluendelle 160 (neben haluendele 176). mantelle 101. counselle 50. grymme 51. steuenne 106. — Im Wortinnern begegnen Verdoppelungen in gladdenes 56. sklawnndered 234 (afrz. esclandre). asskede 210 (neben aske 128). wysste 35. — Verdoppelung zeigt auch hymn 210.

Statt der Schreibung wh begegnet auch einfaches w in welpes 63 (neben whelpes 61). — Für afrz. v steht w in wesselle 156. Afrz. sevre begegnet mit und ohne w in suwethe 221 und svethe 230.

d ist eingetreten an Stelle eines ae. d in federes 361. swyde 158. — ae. lǣnan, das sich me. regelrecht als lenen fortsetzt, erscheint hier in der ne. Form mit durch Einfluſs des Prät. oder Part. Perf. Pass. angehängtem d: lendethe 99. — d ist zu t geworden in wente 67 (ae. wēnan).

t findet sich an Stelle eines ae. d in golde-smyȝte 153 (sonst mit th: goldesmyȝth 157). Umgekehrt begegnet für t die Schreibung th in ryȝth 249. 352. noȝthe 290. beetheth 157. thylle 96 (neben tylle 310). Auch für d wird oft th geschrieben, besonders beim Part. Perf. Pass., so in þou haste seruethe 194. Criste hath formeth 200. 209. Einige andere Fälle sind von Gibbs p. XVI notiert. þ steht für d in worþes 32.

Auslassung eines r zeigt sich in fostere 120 gegenüber frz. forestier; Chaucer kontrahiert zu forster, Spenser zu foster. v (u) fehlt in lyynge 133. Auslautendes n ist abgefallen in go 143 (Part. Perf. Pass.). Neben pp in cuppe 160. 168 (ae. cuppe) findet sich auch einfaches p in cowpe 153. 164; letztere Form wird unter französischem Einfluſs geschrieben sein.

Einschiebung eines ȝ findet statt in goldsmyȝthe 354. goldesmyȝth 157 (neben goldsmythe 352).

2. Flexivisches.

p. XVI der Einleitung bespricht der Herausgeber die Flexionen in unserem Gedichte. Er konstatiert, daſs der Plur. des Verbs immer

auf -en auslautet und erwähnt als Ausnahme v. 72: „Wolt þou werne wrake to hem þat hit deseruethe?“ Hier glaubt Gibbs, dafs hem für her verschrieben oder etwa unbestimmt gebraucht sein könne. Eine andere Erklärung wäre wohl noch, dafs haue ausgefallen sein könnte, also „to hem þat hit haue deserueth“ zu lesen wäre (über die Schreibung th für d beim Part. Perf. Pass. siehe oben). Aber näher der Sache bringt uns wohl eine andere Erwägung. p. XVII citiert der Herausgeber Morris; nach diesem ist der Dialekt in seiner gegenwärtigen Form der des östlichen Mittellandes, den ursprünglichen Text glaubt er aber im Norden oder Nordwesten Englands entstanden. Dafür sprechen nach ihm einige Endungen der 3. Sg. Präs. Ind. auf -es, die Gibbs p. XVI notiert hat (es sind vier Fälle). Auch die 2. Sg. Präs. Ind. fyndes 305 wird von Gibbs erwähnt. Diese Formen, sagt Morris, liefs der spätere Schreiber unverändert. Sonst änderte er natürlich überall, so schrieb er möglicherweise in dem obigen Falle deserueth für deserues, ebenso wie in der folgenden Zeile lyketh für lykes (3. Sg. Präs. Ind.). Dafs der Schreiber seine Plural-Endung auf -en hier nicht anwendete, mag auf eine blofse Gedankenlosigkeit zurückzuführen sein, indem er die Endung der 3. Sg. Präs. Ind. ändern zu müssen wähnte. Diese nördliche Pluralform auf -es scheint in dem Gedicht auch noch in einem Falle erhalten zu sein. Man vergl. v. 361—62:

> And alle his feyre federes fomede upon blode,
> And alle formerknes þe watur.

Hier fafst Gibbs nach p. XVI formerknes als 3. Sg. Präs. Ind. auf; in der Anm. zu v. 362 hält er das Verb für intransitiv und von water abhängig, ist aber zweifelhaft, ob es nicht die nördliche Pluralform ist und von federes regiert wird. Ich halte nur das Letztere für richtig; zu der ersteren Auffassung mag den Herausgeber wohl der Umstand bewogen haben, dafs eine Pluralform auf -es in diesem Falle ganz vereinzelt dasteht.

Wir können uns somit Morris' Ansicht anschliefsen, dafs nämlich die ursprüngliche Form des Gedichtes dem nördlichen Dialekte angehörte, die vorliegende aber von einem ostmittelländischen Schreiber herrührt.

Celle. Dr. August Krüger.

Bemerkungen zu französischer Lektüre

in Anschluſs an Daudets neueste Werke.

Für den Lehrer des Französischen an höheren Schulen muſs es eine auffällige Thatsache sein, daſs die bedeutendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der modernen französischen Litteratur durchaus ungeeignet sind für die Lektüre und damit auch für die Erziehung der Jugend. Gilt dieses fast für alle modernen Sprachen, so für die französische ganz besonders. Es fällt uns nicht ein, wegen dieser Thatsache und vom pädagogischen Gesichtspunkte aus über die modernen Schöpfungen zu splitterrichtern; wir konstatieren nur eine Thatsache, die unseres Wissens noch nicht genügend hervorgehoben worden ist und die keiner leugnen kann. Betrachten wir die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Litteratur, wie sie uns die früheren Perioden bieten, so finden wir, daſs im allgemeinen sich auch die groſsartigsten Schöpfungen für Erziehung und Unterricht der Jugend verwerten lassen. Überhaupt wäre es eine sehr dankbare Aufgabe, die französische und auch englische Litteratur durchzuarbeiten und dieselben zu untersuchen auf den inneren, sittlichen, erziehlichen Wert, welchen die bedeutendsten Werke für die Erziehung der Jugend haben. In dieser Hinsicht herrschen die merkwürdigsten Ansichten, zumal bei solchen, welche sich verpflichtet fühlen, über den Bildungswert der neueren Sprachen zu urteilen, wenngleich sie sehr oft gar keine nennenswerte Kenntnis dieser Sprachen besitzen. So hat der bekannte erste Vorkämpfer der jetzigen „sogenannten“ wissenschaftlichen Pädagogik, deren Anhänger so viel Aufsehens von ihrer Lehre machen, Professor Ziller, der französischen Sprache und Litteratur jeden erziehlichen Wert

kurzweg abgesprochen; es sei eine nichtpädagogische Sprache, welche nur des praktischen Bedürfnisses wegen zu lehren sei. Und solche Urteile beten viele Gläubige nur zu gerne nach.

Allerdings müssen wir zugeben, dafs gerade von den wissenschaftlich gebildeten Vertretern der neueren Sprachen der innere Gehalt derselben weniger als billig betont wird. Und doch wird dieser es gerade sein, welcher in dem Kampfe der modernen und alten Sprachen um die Gleichberechtigung als Bildungsmittel ausschlaggebend sein mufs. Wir hören jetzt übergenug von der Syntax, der Formenlehre, von der Aussprache, der Lautphysiologie im Unterricht, auch mal etwas von der Lektüre als solcher. Ist doch einer der jüngeren Herren Kollegen in einer Streitschrift so weit gegangen, zu behaupten, jeder Lehrer, der nicht eine „richtige" Aussprache der fremden Sprache habe, sei absolut nicht mehr zu gebrauchen. Nun, dann wäre eine sehr grofse Zahl von sonst sehr tüchtigen Lehrern, die durch ihr Geschick, durch ihren Eifer und ihre Persönlichkeit einen wohlthätigen Einflufs auf die Jugend haben, nicht mehr zu gebrauchen; vielleicht müfste auch jener Heifssporn, der sich, wie fast jeder(!) Lehrer einbildet, eine richtige, gute Aussprache zu haben, selbst seinen Abschied nehmen oder zu anderen Fächern übergehen, wenn man an seine Aussprache jenen strengen wissenschaftlichen Mafsstab anlegte, wie es z. B. einer unserer bedeutendsten Lautphysiologen in Deutschland, Sievers, zu thun pflegte. Wir erachten alle diese Dinge für höchst wichtig, aber sie allein sind nicht das Wesen des Unterrichtes in den modernen Sprachen. Den Gegnern des Unterrichtes der neueren Sprachen liefern wir selbst die schönsten Waffen gegen uns in die Hände, wenn wir beispielsweise die Aussprache als das Allerwichtigste dieses Unterrichtes hinstellen. Dann wäre es eine sehr öde, traurige Sache, durch die neueren Sprachen unsere Jugend zu veredeln und zu erziehen. Das Urteil Körtings, der auch denjenigen Lehrer der neueren Sprachen für brauchbar erklärt, welcher eine allgemeine, historische Bildung hat, wenn er auch nicht in Redefertigkeit und Aussprache auf der Höhe stehe, ist uns sympathischer.

Wir sind etwas von dem vorgenommenen Wege abgewichen; wir kommen auf unseren Ausgangsgedanken zurück und fragen: sollte es wirklich jemals eine Zeit geben, in der man es unternähme, die bedeutendsten realistischen Romane der Franzosen mit der

Jugend zu lesen? Man kann das fast für eine müſsige Frage halten. Wer aber sich bemüht, die pädagogischen Utopien, wie sie jetzt so oft aufgestellt werden, sich einmal anzusehen, der findet auch da grobe Verirrungen des menschlichen Geistes, von denen aus indessen eine solche Lektüre möglich wäre. Bebel, der socialdemokratische Vorkämpfer, wünscht z. B., daſs bei der Erziehung der Kinder diesen der ganze Vorgang der Geburt und alles dessen, was damit zusammenhängt, ebensowenig verheimlicht werde wie Essen und Trinken. Das ist Schwärmerei; und nur von einem solchen schwärmerischen Standpunkte aus würde man die meisten Produkte der realistischen Poesie für wert und geeignet erachten können, von der Jugend gelesen zu werden.

Daudets Romane und Erzählungen eine Lektüre für die Jugend? „Allons donc!“ könnte ich darauf mit einer Lieblingsredensart dieses Dichters antworten. So dachte ich noch, als ich Daudets vorletztes Hauptwerk, „Sapho“, seit dessen Erscheinen jetzt etwas mehr als ein Jahr verflossen ist, gelesen hatte; gleichwohl soll „Sapho“ gerade einen erziehlichen Zweck haben, wie denn der Dichter diesen Roman auch ausdrücklich bestimmt: „Pour mes fils quand ils auront vingt ans.“ Wir in Deutschland allerdings würden das Buch auch nicht gerne in den Händen zwanzigjähriger Jünglinge sehen; allerdings mag man in Frankreich und auch bei uns in gewissen Gesellschaftskreisen darüber anders denken. Über Daudet als Schulautor hat sich mein Urteil wesentlich geändert, seitdem ich sein letztes gröſseres Werk: „Tartarin sur les Alpes“, das vor wenigen Monaten erschienen ist, gelesen habe. Dieses Buch, eine gelungene, durchaus eigenartige Nachbildung des Don Quixote, scheint mir als Lektüre da sehr geeignet zu sein, wo das Französische eine hervorragende Stelle in den Unterrichtsfächern einnimmt, wo man also die Schüler in moderne französische Sprach- und auch Denkweise einführen will. Es ist ja ein Vorzug der realen Anstalten, daſs sie ihre Schüler durch die ganze geschichtliche Entwickelung der Menschheit hindurch bis zur Kulturstufe des modernen Lebens und der modernen Geistesbildung führen können; und zwar bei den modernen Sprachen gewissermaſsen durch eigene Anschauung und eigenes Denken.

Viele unserer Romanisten stehen wohl den modernen Schöpfungen etwas fern; manche unter ihnen, welche das Französische ins-

besondere als Lebensstudium betreiben, legen sich mit aller Kraft auf die Erforschung des Mittelalters und dessen litterarischer und sprachlicher Denkmäler. Ich habe mich oft gefragt, ob Denkmäler der modernsten Zeit, sachlich und sprachlich betrachtet, eines eingehenderen, methodisch philologischen Studiums nicht ebenso würdig seien wie die vergangener Zeiten. Dafs sie ebenso wissenschaftlich behandelt werden können, ist selbstverständlich; manchem wissenschaftlichen Kopf mag sogar die Schwierigkeit so grofs gedäucht haben, dafs er es vorzog, seine Hände davon zu lassen, um wieder mit weniger Anstrengung in den alten vergilbten Schriften herumzuwühlen. Aber gerade die Schwierigkeit der Aufgabe sollte den wissenschaftlichen Denker reizen. Männer wie Koschwitz und Darmesteter haben öfters auf die methodische Erforschung der neuesten Litteratur hingewiesen, leider ohne unter den jüngeren Gelehrten besondere Nachfolger gefunden zu haben. Das ist nur zu bedauern: denn wenn dies Studium der heutigen Sprache ebenso würdig ist wie das der früheren Perioden, so würde aufserdem auch sicherlich die verwendete Mühe um so weniger eine verlorene sein, als dadurch in weitere Kreise eine eingehendere, wissenschaftlichere Kenntnis der heutigen Sprache dringen würde. Mag man auch über die „banausischen Utilitarier“ in der pädagogischen Welt reden, so viel man will: die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Kenntnis der modernen Sprachen, welche ein Volk, das seine Weltstellung behaupten will, nun einmal nicht entbehren kann, wird nicht den letzten Ausschlag geben für eine bedeutende Stellung der modernen Sprachen im Unterrichte. Es wird hoffentlich der nächsten Zukunft vorbehalten sein, die lebende Sprache und deren tieferes Studium wieder in ihre vollen Rechte einzusetzen. Die Forderung der neusprachlichen Sektion auf der Philologenversammlung in Gieſsen, dafs auf jeder Universität auch eine Professur für neufranzösische Sprache und Litteratur errichtet werde, darf nicht im Sande verlaufen. Man mufs diese Forderung immer wieder stellen, bis sie endlich erfüllt ist. War bis vor einigen Decennien nur ein mechanisches Studium der lebenden Sprache am Platze, trat dann eine einseitige Bevorzugung des historischen Princips zu Tage, so wird die nächste Zeit des Studiums der modernen Sprachen erheischen, dafs die ganze Sprache von den ältesten bis zu den modernsten Zeiten gleichmäfsig genau studiert werde.

Wie schon vor diesen etwas abseits liegenden Erwägungen erwähnt wurde, soll Daudets Sapho einen erziehlichen Zweck haben. Wenn aber nicht diese Tendenz dem Romane besonders vorgedruckt wäre, würde niemand auf diesen Gedanken kommen. Von matter Moralisierung, ja von Moralisierung überhaupt keine Spur. Der Verfasser ist eine viel zu episch angelegte Natur, als daſs er seine Leser mit langweiligen Moralpredigten belästigte. Will er eine Lehre geben, so muſs der Leser sie selbst suchen, und zwar oft mit Mühe zwischen den Zeilen. -

Der Gegenstand von Sapho ist ein denkbar einfacher, ja vom französischen oder besser Pariser Standpunkte aus betrachtet ein geradezu trivialer, und doch werden uns hier Menschenbilder geboten, die unser Herz mehr bewegen als die auſserordentlichen Gestalten, welche uns die meisten französischen Romanfabrikanten jetzt vorführen. In diesem Romane verliebt sich eine Dame aus der Pariser Demi-monde, welche schon hoch in den Dreiſsigern steht, in einen jungen, kaum zwanzigjährigen Studenten der Rechte. Anfänglich fühlt sich der Student gar nicht zu ihr, der Sapho, hingezogen, aber schlieſslich erwacht in ihm eine ernste, anhaltende Neigung. Sie führen dann beide eine der in Paris so häufig vorkommenden faux-menages. Nach mehrjährigem Zusammenleben hat er seine Studien beendet; er soll Konsul irgendwo in Südamerika werden. Seine Geliebte soll mit ihm gehen; er hat mit seiner Familie vollständig gebrochen, eine standesgemäſse Verlobung rückgängig gemacht. Er ist schon in Marseille, hat alles zur Abreise fertig gemacht; da erhält er einen Brief von Sapho, in welchem sie ihm mitteilt, daſs sie nicht mit ihm leben könne. — Das ist alles. Der Schluſs ist etwas abrupt und befriedigt den Leser nicht, wenn er an den Roman denjenigen Maſsstab, welchen man an jedes wahre Kunstwerk legen muſs, anwendet. „Unpsychologisch!“ ist das tagesläufige, niederschmetternde Urteil, welches besonders gern von denjenigen angewendet wird, welche kaum eine Ahnung von Psychologie haben, sicherlich aber kaum wissen, daſs man an fremdländische Werke nicht unsere psychologische Elle anlegen darf, denn jedes Volk hat eine eigene Seele. — Die Art und Weise aber, wie Daudet den erwähnten simpeln Stoff, dem man in Paris fast täglich in Wirklichkeit begegnen kann, behandelt, ist groſsartig. Der Dichter kennt die tiefsten und geheimsten Regungen des menschlichen Herzens. Ein trauriger, fast

lyrischer Grundzug zieht sich durch das ganze Werk. Keine Spur von Humor, über welchen Daudet doch in so reichem Mafse verfügt, wie er uns neulich noch in seinem „Tartarin sur les Alpes“ gezeigt hat. Wenn es wahr ist, dafs Daudet alle seine Gestalten nach wirklichen Figuren aus dem Leben, welche er aber nach eigener Phantasie stark ummodelt, nimmt, so macht es dem Leser den Eindruck, als wenn er den Helden der Erzählung, Jean Gaussin, nach sich selber geschaffen hätte. Die Irrungen und den Jammer, welchen er wohl selbst gekostet hat, will er seinen eigenen Söhnen ersparen.

Alle Personen, selbst die nebensächlichen, erscheinen in grofser Klarheit und Farbenfrische, dafs man glaubt, sie wie lebende Personen vor sich zu sehen. Die Nebenpersonen erscheinen immer in ganz bestimmten Beziehungen zu den beiden Hauptpersonen und zum Hauptstoff. Diesen läfst der Dichter keinen Augenblick aus dem Auge. Jede Episode hängt damit auf das innigste zusammen. Das Urteil Ernst Ecksteins im Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes, Jahrgang 1885, pag. 624, wo er zwar Daudet den echtesten und wahrsten Poeten des modernen Frankreichs nennt, erscheint mir für Sapho hart und ungerecht. Er sagt dort: „Seine Komposition ist oft — selbst nach dem Mafsstabe unserer deutschen Kritik beurteilt — einseitig und zerfahren; das Episodenhafte wuchert über Gebühr, der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gesellschaftsgruppen, die er uns vorführt, erscheint allzu lose und locker, wie z. B. im „Nabob“; oder es fehlt seinen Romanen das eigentliche Problem, das Rückgrat, wie dem reizenden „Le petit Chose“. — Wie man bei einem solchen absprechenden Urteil dennoch Daudet den „echtesten und wahrsten Poeten des modernen Frankreichs“ nennen kann, ist mir ein Rätsel. Aufserdem gilt es für Sapho nicht im mindesten. Oft wird durch die Einführung einer neuen Nebenperson oder einer ganzen Gesellschaftsgruppe, durch deren Unterhaltungen und Erlebnisse neues, volleres Licht auf die Hauptgestalten geworfen. Durch eine einzige ganz nebensächliche Äufserung, welche gethan wird, erscheinen die Hauptpersonen von einer ganz neuen Seite. Daudet liebt es gerade auf diese Weise das Interesse seiner Leser zu wecken. Das geschieht beispielsweise durch eine nachlässig hingeworfene Redensart des Bildhauers Caoudal, einer genialen, etwas stark sinnlich angelegten Natur. Jean Gaussin geht einst durch die Strafsen und trifft Caoudal. Er bringt das Ge-

spräch auf Sapho, deren Vorname eigentlich Fanny ist, die aber jenen griechischen Namen von Caoudal erhalten hat, der sie in ihren besten Jahren als Sapho-Büste porträtierte. Sie war die Geliebte dieses Künstlers. Caoudal nennt sie nun in seinem Gespräch mit Jean: „Un clavier où ne manquait pas une note. — Toute la lyre!“ pag. 58. Er erwähnt dabei auch die verschiedenen Liebhaber, welche fast alle den Künstlerkreisen angehören. Als nun Jean wieder zur Sapho kommt und mit ihr in Streit gerät, da verlangt er die Briefe zu lesen, welche früher an sie geschrieben worden sind. Da hören wir nun wieder die Namen aller jener Künstler; einige Briefe werden mitgeteilt, wahre Meisterstücke einer sinnlich berauschend schönen Schreibweise. Nur die Briefe Caoudals will Sapho ihrem Geliebten nicht zeigen (pag. 81). Allein der obige Ausdruck wird uns hier erst völlig klar durch das Gespräch der beiden Personen. So schmieden sich die anscheinend lockeren Beziehungen wieder innig zusammen. Von Caoudal hat Sapho auch sich eine eigenartige Bewegung mit dem Daumen angeeignet, wie sie dem Bildhauer bei dem Modellieren eigen ist.

Auch einzelne Episoden sind eingeschoben, die auf den ersten Blick nur in losem Zusammenhang zur Hauptsache stehen, bei näherer Betrachtung aber das Verhältnis der beiden Liebenden in neuem Licht erscheinen lassen, dann auch besonders für die „fils quand ils auront vingt ans“ bestimmt zu sein scheinen. So treffen wir einen Ingenieur an, der im Orient grofse Bauten ausführt, dort unermefsliche Schätze ansammelt und alle Jahre auf kurze Zeit nach Paris kommt, um dort mit seinen Freunden herrlich und in Freuden zu leben. Er giebt grofsartige Feste, bei denen besonders die Künstler vertreten sind. Der Ingenieur, Déchelette, hat nun bei einem seiner Aufenthalte in Paris eine Geliebte, eine junge, unerfahrene Engländerin, Alice. Wie er wieder zu seiner Arbeit nach dem Orient aufbrechen und natürlich die Alice in Paris zurücklassen will, fleht ihn diese inständigst an, sie doch mitzunehmen. Da sie aber sieht, dafs sein Entschluſs nicht zu ändern ist, nimmt sie sich das Leben, indem sie sich aus ihrer Wohnung auf das Pflaster stürzt. Déchelette erzählt den ganzen Vorgang selbst dem Jean, und zwar in so rührend einfacher, schmuckloser Weise, dafs das härteste Herz erweicht wird (pag. 228). Einige Tage darauf nimmt sich der Ingenieur auf dieselbe Weise das Leben. — Jean wird durch diesen

ganzen Vorgang, den er teilweise miterlebt und den man eine tragische Idylle nennen könnte, aufs tiefste ergriffen. Er glaubt, wenn er Sapho verliefse, dafs diese sich auch töten werde, und ihm würde es dann ebenso ergehen wie dem Déchelette. Das bereitet ihm grofse Qualen und erschwert ihm den Bruch mit Sapho, den sein Verstand, seine Familie, ja seine Existenz erfordert. — Eine ähnliche Episode, mit erziehlicher Nebentendenz, besteht in der Erzählung von einem berühmten Musiker, de Potter, die auch dem Helden der Erzählung zeigen soll, wie tief ein unsittliches Verhältnis selbst einen bedeutenden Mann erniedrigen kann. De Potter ist verheiratet und steht schon in späten Jahren. Aber er kann nicht die Kraft finden, sich von einer alten Kokotte, die ihn obendrein wie ein Stück Vieh behandelt, loszureifsen. Er mufs bei ihr die niedrigsten Dienste verrichten. Er mufs oft ganze Tage lang umherlaufen und — Fliegen fangen für das geliebte Chamäleon der alten Dame. Ja, als sein einziger Sohn schwer erkrankt niederliegt, läfst er Frau und Kind allein zu Hause, um das krepierte Chamäleon zu dem Ausstopfer zu bringen. — Jean erlebt und sieht diese Dinge selbst mit an; er erschrickt vor dem tiefen Abgrund, vor dem er sich befindet. Allein auch er wird wie von einer magischen Gewalt gefesselt: er kann nicht zurückgehen. Alle diese Dinge wirken auf Jean ein und zerreifsen sein Inneres. — Noch einen letzten Versuch macht er: er verlobt sich mit einem Mädchen aus guter Familie. Auf diese Weise glaubt er sich am besten von Sapho losmachen zu können. Noch einmal geht er zu ihr hin, um Abschied auf immer von ihr zu nehmen. Er überrascht sie: ihr früherer Geliebter, der eben aus dem Gefängnis gekommen, ist bei ihr gewesen. Eine Scene voll packender, dramatischer Kraft erfolgt, aber das Ende derselben ist, dafs Jean aufs neue wieder in das alte traurige Verhältnis zurückkehrt. Mit Aufgebot all seiner Energie gelingt es ihm nicht, sich loszureifsen. Eine dämonische Kraft drängt ihn immer wieder zurück und macht ihn zu einem willenlosen Wesen. Und diese traurigen Wirkungen sind es wohl, welche den Verfasser bestimmt haben, das Buch „pour ses fils quand ils auront vingt ans“ zu schreiben.

Im Anfang dieses Jahres ist ein neues Werk von Alphonse Daudet erschienen: Tartarin sur les Alpes (Paris, Calmann-Lévy), eine Art Fortsetzung von den schon vor einer Reihe von Jahren erschienenen „Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“.

Ich las zuerst das spätere Werk. Auf jeder Seite fühlte ich, wie Daudet den Don Quixote als Vorbild vor Augen hatte. Wie im Don Quixote das Ritterwesen empfindlich verspottet wird, so richtet Daudet seine Pfeile gegen die Auswüchse und Albernheiten des modernen Touristenwesens. Das Ganze ist eine riesige Aufschneiderei, aber über alle Maſsen harmlos und gutmütig. Die Veranlassung zu dem Werke gab eine Reise Daudets in die Schweiz. Er befand sich mit mehreren Reisegefährten am Vierwaldstättersee und wohnte dort in einem groſsen Hotel, wo Touristen aus aller Herren Ländern zusammengeströmt waren, und die, wie überall auf Reisen, sich sehr kalt und abstoſsend gegeneinander benahmen, sich gehörig langweilten und nicht den Mut hatten, sich einander anzuschlieſsen. Daudet und seine Freunde fanden das auch sehr langweilig und zugleich höchst komisch, und Daudet machte sein neuestes Werk darüber. — Auch der düstere Pessimismus, welcher durch Schopenhauer und Hartmann in die neuere französische Litteratur und damit besonders in die Denkweise der französischen Jugend eingedrungen ist, wird verspottet.

Daudet geht gleich in die Sache hinein. Er versetzt uns auf den Rigi. Es kommt etwas an, eine dicke, unerkennbare Masse. Dieses Etwas entpuppt sich als Tartarin, der sich mit Alpenstock, Bergsteigwerkzeugen, Tüchern, Stricken so bepackt hat, daſs er kaum noch als Mensch zu erkennen ist. Er geht so wie er ist in den Speisesaal, wo an 600 Personen an der Tafel sitzen. Alles sitzt in eisiger Ruhe da. Nach langem Suchen findet Tartarin endlich einen Platz. Der Bruder einer Dame ist unwohl geworden und kann deshalb nicht zu Tisch kommen. Tartarin fragt gleich: „Krank? krank? Doch nicht gefährlich?“ Die Angeredete wendet sich ab und schweigt. Die ganze Gesellschaft, welche um ihn sitzt, ißt und schweigt. Tartarin aber kann unmöglich essen und dabei schweigen. Er sucht überall eine Unterhaltung anzubinden; aber niemand geht darauf ein. Seinem Nachbar, einem italienischen Opernsänger, macht er ein Kompliment über seine schönen Manschettenknöpfe, die so groſs wie Untertassen sind. Der Tenor aber will kein Französisch verstehen. Endlich, als alles umsonst ist, fängt er an, ein provençalisches Liedchen für sich zu summen. Da läuft alles vom Tisch weg, entsetzt ob dieser Ungehörigkeit. — Nach Tisch bestellt Tartarin eine Tasse Kaffee ohne Zucker. Die Kellnerin fragt nicht:

warum ohne Zucker? Deshalb fängt Tartarin gleich selbst an zu erzählen: „Das ist eine Gewohnheit von mir aus der Zeit, als ich in Afrika auf die Löwenjagd ging.“ Aber niemand will ihm zuhören. Nicht einmal ein alter Engländer, der stets „Tschimpeggne, Tschimpeggne!“ bestellt.

Andere Mitglieder der Gesellschaft, mit der Tartarin in nähere Berührung kommt, sind der berühmte Professor Schwanthaler von der Universität Bonn, und der grofse Historiker Astier Réhu von der Académie française. In ihren Schriften haben diese sich oft scharf bekämpft, sich schon gegenseitig „l'âne bâté“ und „vir ineptissimus“ genannt. Sie reden kein Wort miteinander. Tartarin vergeht vor Langeweile, bis gegen Abend einige Musikanten kommen und einen Tanz spielen. Da springt Tartarin auf, nimmt die Frau des Professors, eine lustige, wenn auch alte Wienerin, und tanzt mit ihr. Bald tanzt alles im ganzen Hotel, in den untersten und in den obersten Stockwerken. Die Frau Professor ist entzückt: „Ah, ballir, tantsir, très choli!“ Als alles in vollstem Gang ist, geht er auf sein Zimmer, stolz auf seinen Erfolg. Er freut sich über sein Incognito; er hätte ja auch nur seinen Namen zu nennen brauchen, und alles wäre vor dessen Glanz und Ruhm erstarrt. Das Zimmermädchen überreicht ihm das Fremdenbuch. Sollte er seinen Namen einzeichnen? Er würde den der beiden berühmten Gelehrten sicherlich verdunkeln. Er schrieb seinen Namen nach kurzem Besinnen ein. Die Schweizerin las ihn: Tartarin de Tarascon. P. C. A.“ Und sie war nicht erstaunt? Sie hatte nicht von „Dardarin“ sprechen hören? Sauvage, vaï!

So der Beginn des Buches. Nun erst folgen nähere Erklärungen. In kurzen, leichten Strichen wird das Leben in Tarascon hingeworfen. Dies Städtchen in Südfrankreich mufs eine Art Krähwinkel oder Schilda sein. Gelungene, wunderbare Käuze die Einwohner! Während des letzten Krieges hatten die tapferen Bürger Tarascon in Belagerungszustand versetzt, obwohl der Krieg über hundert Meilen entfernt sich abspielte. Alle trugen Waffen; jeder kaufte sich einen echt amerikanischen Revolver; bewaffnet waren sie alle bis an die Zähne. Es wurde so schlimm, dafs nachgerade keiner mehr wagte, mit den anderen zu reden oder auf die Strafse zu gehen. Viele Jahre sind seitdem verflossen; aber Tarascon hat seit der Zeit nur daran gedacht, „se faire du sang et des muscles au profit des

revanches futures". (So bekommen auch die modernen französischen Revanche-Apostel ihren Hieb weg.) Schützen-, Turn-, Fecht-, Box-Vereine sind gegründet worden; aus dem Kegelklub hat man einen Alpenklub gemacht. Da man keine Alpen in der Nähe hat, so klettern die guten Leute auf die kleinen Anhöhen in der Nähe ihres lieben Städtchens. Da nennen sie nun die Berge: Bout du monde, Mont terrible, Pic des Géants. Tartarin ist P. C. A. = Président Club Alpin. Er ist das Genie der Stadt, der erste Bürger. Fünfzig Jahre ist er alt, aber noch kräftig und rüstig; man sieht ihm nicht an, daſs er schon auf die Löwenjagd gegangen ist. Sein Nebenbuhler ist Costecalde, ein neidischer Mensch, der nicht einmal versucht, seinen Neid zu verbergen. Wenn Tartarin von seinen Löwenjagden erzählt, dann hat Costecalde immer nur ein höhnisches Lächeln und ungläubiges Achselzucken. Er ist nur Vicepräsident des Clup Alpin. Aber er möchte gar zu gerne Präsident werden. Schon hat er alle die schrecklichen und gefährlichen Berge in der Umgegend von Tarascon erstiegen. Tartarin ist über die Erfolge seines Nebenbuhlers ganz untröstlich; da verfällt er auf einen heroischen Gedanken: er will die Fahne des Alpenklubs in den Alpen auf der Jungfrau aufhissen. Er macht nun energische Vorübungen: Nachmittags geht er wohl achtmal um die Stadt; auf der steinernen Einfassung seines kleinen Goldfischteiches balanciert er zum Schrekken der Fische in freien Stunden umher; es kümmert ihn wenig, wenn er oft dabei hineinpurzelt. Wie Don Quixote alle Ritterromane durchliest, so er alle Alpenfahrten. Er verschafft sich Bergschuhe à la Kennedy, Stricke mit Draht durchflochten und andere Dinge zum Bergsteigen. Dann macht er sein Testament, reist ab, und wir treffen ihn auf dem Rigi, wo er in seinem merkwürdigen Anzug ankommt. Die Eisenbahn zur Spitze des Berges hat er verschmäht.

Auf seiner Tour trifft er bald darauf Bompard, den Verwalter des Alpenklubs aus Tarascon. Dieser log so sehr, daſs man ihn in Tarascon den „Betrüger" nannte. Und das will etwas heifsen in Tarascon. Ihm gesteht Tartarin, daſs, was in Afrika nicht die Löwen, was im Kriege von 1870 nicht die Kanonen von Krupp fertig gebracht, das hätten nun die Alpen bewirkt: er habe Furcht. Nun kommt die furchtbarste, eigentlich plumpste, aber hier auch humorvollste Lüge, die man sich denken kann. Bompard sagt zu

ihm: „Ah, vaï, la Suisse, d'abord, il n'y en pas de Suisse.“ Die ganze Schweiz soll nichts sein als ein grofses künstlich angefertigtes Panorama, „un vaste Kursaal“, der von Juni bis September eröffnet und von einer ungeheuer reichen Aktiengesellschaft unterhalten werde. Es sei alles wie auf einem grofsen Theater. Für einige verrückte Engländer und Amerikaner seien die hohen Berge gemacht, denn die kämen sonst nicht, wenn sie sich nicht irgendwo mal die Nase zerquetschen könnten. Wenn in den Zeitungen stände, dafs irgend wer verunglückt oder in einen Abgrund gestürzt wäre, so sei das nur eine Reklame für jene Engländer und Amerikaner. An und für sich ist das eine dicke Unwahrscheinlichkeit. Bompard erzählt das auch nur, um aufzuschneiden. Tartarin, die treuherzige Seele, der ja auch von sich selber bestimmt glaubt, dafs er auf die Löwenjagd gegangen, obwohl er nie einen Löwen in Freiheit gesehen hat, hält alles für bare Münze. Der Leser befindet sich bei der Lektüre dieses ganzen harmlosen Lügenwerkes in einer lustigen, gehobenen Stimmung, dafs es ihm gar nicht einfällt, den sogenannten „psychologischen Mafsstab“ anzulegen. Der ganze Grundzug ist eher deutscher Humor, nicht französischer „esprit“, für den uns Deutschen so oft das Verständnis abgeht. Ich wenigstens habe Franzosen über Witzwörter lachen hören, bei denen ich auch jede Spur von Komik oder überhaupt Lachbarkeit vermifste. Wer ein französisches Witzblatt in die Hand nimmt, kann sich leicht davon überzeugen: das meiste ist für uns nahezu geistlos und albern.

Im festen Glauben an jene riesige Aufschneiderei besteigt Tartarin die Jungfrau, um dort das Banner seines Klubs aufzuhissen. Seine Führer haben so etwas von Kühnheit noch nie gesehen. Wenn sie ihn auf Gefahren aufmerksam machen, dann blinzelt er ihnen verständnisvoll mit dem linken Auge zu, um anzudeuten, dafs ja alles nur Humbug sei, dafs sie nur so thäten, als ob Gefahr da wäre: „Ah, vaï les crevasses! Ah, vaï les avalanches!“ Wie sie glauben, dafs er betrunken sei, will er fast vor Lachen platzen. Auf der ersten Ruhestation angekommen, singt er provençalische Liedchen; die Führer jodeln und singen: „Mi Vater isch a Appenzeller, aou, aou, aou.“ — Bei der letzten gefährlichsten Strecke soll er sich anbinden lassen. Er thut es nur, weil es die Führer nach seiner Meinung amüsiert. Wenn er an den grausigsten Abgründen entlang geht, ist er so ruhig wie damals, als er in seinem Gärtchen auf

dem Rande des kleinen Teiches zum Schrecken der Goldfische balancierte. Er singt und summt in einem fort. Bei der Erkletterung der letzten gefährlichen Spitze fällt der eine Führer und Tartarin herunter; sie schweben in höchster Gefahr; nur der erste Führer hält sie noch mit Aufgebot all seiner Kraft. Aber Tartarin singt und ruft dem Führer oben zu: „Vater Kaufmann, laſs uns hier nicht so lange hängen, es zieht hier sehr, und das verfluchte Seil schnürt mir den Leib zusammen.“ Endlich retten sie sich aus der verzweifelten Lage und kommen an ihr Ziel. „Brav, brav, Franzos!“ sagt der eine Führer zu ihm; worauf Tartarin: „Farceur, je savais bien qu'il n'y avait pas de danger.“ So etwas von Mut und Kühnheit hatten die Führer noch nie gesehen.

Tartarin schickt einen glänzenden Bericht über seine Besteigung in das Lokalblättchen der Stadt Tarascon. Als er denselben gedruckt liest, da sieht er am Ende desselben die Notiz, daſs sein neidischer Nebenbuhler, der Vicepräsident Costecalde, das Banner auf dem Montblanc aufhissen will. Da bricht er aus: „Ah, bandit, je vais te la souffler, ta montagne.“ Sofort faſst er den Entschluſs, seinem neidischen Kollegen zuvorzukommen und selbst das Banner auf dem Montblanc aufzupflanzen. Bei dieser Bergfahrt trifft er den alten Betrüger Bompard. Beide thun einen heiligen Schwur, bei dieser Fahrt nicht voneinander zu lassen; sie gestehen einander all ihre Lügen. Bompard wundert sich, daſs Tartarin seine Aufschneiderei über die Schweiz geglaubt habe, denn unter Leuten von Tarascon wüſste man doch, was „erzählen“ bedeute. — Bei dem Klettern über einen gefährlichen Grat gleitet plötzlich der eine aus; das Seil bricht und beide stürzen nach verschiedenen Seiten in den Abgrund. — Beide haben den Strick, der sie zusammenhielt, durchschnitten, um nicht vom anderen in die vermeintliche Tiefe hinabgezogen zu werden. Jeder glaubt vom anderen, daſs er umgekommen sei; aber beide retten sich; jeder meint, er wäre der Mörder des anderen. Tartarin schämt sich nach Tarascon zurückzukehren; allein endlich zwingen ihn der Mangel an Geld und reiner Wäsche dazu. Wie er sich seinem Städtchen nähert, hört er das Geläute einer Beerdigung; er glaubt, das sei für Bompard, während die Totenfeier ihm selbst, dem Totgeglaubten, gilt: Bompard hat ihn nämlich im Abgrund verschwinden sehen. Als man nun Tartarin erblickt, da wundern sich die guten Leutchen aus Tarascon gar nicht; sie sind

so sehr an das Lügen gewöhnt, dafs sie das Ganze nur ein „kleines Mifsverständnis“ nennen.

Eine der köstlichsten Figuren dieser Donquixoterie ist ein langer, dürrer Schwede, der mit Tartarin den Montblanc besteigt. Durch das Studium der unglückseligen Philosophie Schopenhauers und Hartmanns ist er dazu gelangt, das Leben als nicht mehr des Lebens wert zu erachten. Er wollte sich schon in seiner Heimat öfters das Leben nehmen; aber auf das Flehen seiner Eltern hat er dies unterlassen und macht nun auf deren Rat eine Reise in die Schweiz; hier soll er sich zerstreuen. Aber überall gähnt ihn dieselbe Langeweile an, überall sieht er dasselbe Elend. Tartarin ist der erste Mensch, welchen er kennen lernt, der ihm zufrieden zu sein scheint. Tartarin meint: in Tarascon seien alle Leute so wie er; da singe man, da tanze man vom Morgen bis zum Abend. In der einfachen natürlichen, gesunden Lebensauffassung des Provençalen liegt auch der tiefe, ernste Gehalt des humorvollen Werkes: im kleinen Kreise, geschützt vor Nahrungssorgen, ohne grofse Bedürfnisse könnten die Menschen wohl glücklich sein, wenn sie sich den Sinn für die natürlichen, einfachen Freuden des Lebens offen halten. Deshalb finden wir auch fast in allen Romanen Daudets die Schilderung eines kleinen glücklichen, bürgerlichen Familienlebens, das stets mit besonderer Wärme ausgemalt worden ist. In beiden Teilen des „Tartarin“ ist es das glückliche, idyllische Junggesellenleben des Helden; sein kleines, hübsches Häuschen, seine Gewohnheiten, seine glückliche Beschränktheit, durch welche er sich für einen der wichtigsten Männer der Welt hält, gehören hierher. Auch in „Sapho“ fehlt es nicht an einem solchen Bilde, dem Gegenstück zu dem unglücklichen Verhältnis der beiden Liebenden. — Das künstliche Sichunglücklichfühlen, welches sich besonders bei Leuten, welche allzuviel freie Zeit haben, findet, wird durch die Figur des langen, dürren Schweden mit Geschick ins Lächerliche gezogen. So noch besonders, als er bei der Besteigung des Montblanc sich in einen bodenlosen Abgrund, in welchem er das ersehnte Nichts zu sehen glaubt, stürzen will. Schon beugt er sich in haarsträubender Weise über den Abgrund. Tartarin will ihn durch allerlei schöne Gründe zurückhalten: das Leben sei so schön, er solle an die Liebe denken, er könne ein fröhliches, junges Wesen heiraten, dann würde er Kinder haben, die ihm glichen, „de jolis petits mignons“. Aber das alles verfehlt seine

Wirkung auf den Pessimisten, bis Tartarin ihm zuletzt vorstellt, es sei doch viel sicherer und auch edler, sich von der höchsten Spitze des Montblanc herabzustürzen. Das zieht, und der lange Schwede geht wieder mit den anderen.

Daudet giebt dem Leser hier keine psychologische Nuſs zu knacken; es ist dem Autor gleichgültig, ob das, was er erzählt, psychologisch richtig ist oder nicht. Wir haben ein Kind der ausgelassensten, heitersten Laune einer groſsen Dichterseele vor uns. Hat Daudet seine „Sapho“ mehr niedergeweint als geschrieben, so hat er den Tartarin hingelacht. Alles gute, harmlose Menschen, welche uns da begegnen, Menschen, wie man sie sich zu Bekannten und Freunden wünscht. — Man sagt zwar, daſs die Leute in Tarascon erbittert seien auf den Verfasser, daſs ihr Städtchen so sehr ins Lächerliche gezogen worden sei, daſs sie als Lügner, wenn auch als harmlose, hingestellt werden. Das wird aber nur bei griesgrämigen Menschen im Ernste der Fall sein. — In dem älteren Werke über Tarascon tritt die Nachahmung des Don Quixote unumwunden deutlich hervor. In „Tartarin sur les Alpes“ wird die Nachahmung nicht so absichtlich angedeutet, wenn auch Tartarin ziemlich deutlich als Gegenstück des Ritters von der traurigen Gestalt hingestellt wird: wenn dieser Gefahren sieht und sich dieselben riesenhaft ausmalt, so sieht Tartarin keine Gefahren, wo ihm die schrecklichsten drohen. In den „Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“ ruft Daudet mehrmals Cervantes direkt an, und deutet auch durch den Titel die Nachbildung an. Der Held hat keinen Sancho Pansa, dieser steckt in ihm selber, gerade wie die Quixote-Natur. Wenn der Don Quixote in ihm spricht: „Tartarin bedecke dich mit Ruhm“, so sagt sein Sancho Pansa: „Bedecke dich mit Flanell!“ Rast der Don Quixote: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ dann spricht Sancho Pansa ruhig zur Haushälterin: „Jeannette, meine Schokolade!“

Das alte heitere Frankreich ist also noch nicht tot. Man versteht dort auch noch zu scherzen und lustig zu sein wie früher. Über all dem Schreien nach Revanche, über all dem Wühlen in Obscönitäten und dem Ausmalen der Schattenseiten des menschlichen Daseins, wie es von den französischen Künstlern, und zwar nicht allein den Dichtern, ausgeübt wird, ist Daudet die frohe Laune nicht ausgegangen. Sonst geht ja auch durch fast alle seine Werke ein tieftrauriger Grundzug. Er selbst scheint sehr unter dem Ein-

flufs jener philosophischen Moderichtung zu leiden, die er gerade in „Tartarin“ verspottet. Doch ist er himmelweit entfernt, uns je in die düstere, trostlose Stimmung zu versetzen, wie wir sie beispielsweise bei seinem Kollegen Zola finden; allerdings hat auch dieser sich in seinem eben erschienenen neuesten Werke: „L'Œuvre“ von seiner öden Grundstimmung nicht so ganz beherrschen lassen. Aber immerhin auch hier fast nur Schatten, wenig und nur trübes Licht. Trotzdem herrscht ein anderer Zug dort als in seinen früheren Werken, aus denen uns entweder fäulnisduftender Modergeruch entgegenwehte oder wo wir uns die langweiligste Kleinmalerei gefallen lassen mufsten. So letzteres besonders in Zolas „Bonheur des Dames“, wo die Waren, welche in dem grofsen Magazin verkauft werden, so ausführlich benannt und beschrieben werden, dafs dieses kaum denjenigen, der selbst hinter der Theke gestanden hat, interessieren dürfte. Eben diese Kleinmalerei auch in Zolas vorletztem Werke „Germinal“; nur mufs man hier die grofsartige Divinationsgabe bewundern, mit welcher der Dichter die gräfslichen Aufstände und Greuelthaten, wie sie eben in Nordfrankreich in Décazeville geschehen sind, vorher geschildert hat, als wären sie schon damals geschehen. Entgegen Zola und den meisten modernen französischen Dichtern, die ihre Hauptstärke in der Schilderung der Situation besitzen, gehört Daudet zu jenen wenigen französischen Schriftstellern, welche den Schwerpunkt ihres Schaffens in die Entwickelung von Charakteren verlegen. Das gilt von Daudets komischen wie von seinen tragischen Charakterbildern. Er führt uns nicht solche unnatürlich geartete Wesen vor, wie wir sie zu Dutzenden bei den französischen Impressionisten finden, wo wir oft kaum noch eine Spur eines menschlichen Zuges zu entdecken vermögen. Daudets Schöpfungen sind reines Gold, keine Talmiarbeit, die man uns jetzt so oft als echtes Metall anpreist. Er hält wie jeder echte Dichter die Hand am Pulsschlag der Zeit, er kennt die modernen Menschen mit all ihrem Denken und Fühlen bis in die geheimsten Falten ihres Inneren. Aber er geht nicht in der poesielosen Malerei der kleinlichsten Kleinigkeiten auf, er zerstört nicht das letzte x der Einbildungskraft des Lesers.

Das führt uns auf die Technik Daudets in seinem künstlerischen Schaffen überhaupt wie auch noch zu der Handhabung der Sprache. Wir wollen nicht in die innersten Geheimnisse des Schaffens des Künstlers dringen; das kann gar nicht in unserer Absicht

liegen, und solche Aufgabe kann auch wieder nur von Künstlern gelöst werden. Es sei uns nur gestattet, einige Bemerkungen, wie sie uns bei der Lektüre aufgestoſsen sind, zu verzeichnen.

Daudet liebt es, den Leser gleich mitten in die Sache hineinzuversetzen. Dies schon bei „Tartarin“ bemerkt. Auch in „Sapho“ dasselbe. Hier ist der Beginn des Werkes gleichsam dramatisch gestaltet.

„Regardez moi, voyons .... J'aime la couleur de vos yeux ... Comment vous appelez-vous?

Jean.

Jean tout court?

Jean Gaussin.

Du Midi, j'entends ça .... Quel âge?

Vingt et un ans.

Artiste?

Non, madame.

Ah! tant mieux ...“

Auch wieder eine Andeutung in dem „tant mieux“, welche wir erst viel später verstehen, wenn wir die Gründe wissen, warum Fanny-Sapho eine Abneigung vor den Künstlern hat. So wird die Phantasie des Lesers angeregt, nicht erschöpft. Auch bei dem etwas sehr plötzlichen Schluſs des Werkes bemerken wir dasselbe: das Ende ist der Brief, in welchem Fanny Jean mitteilt, daſs er sie nie mehr sehen werde; sie schlieſst mit den Worten: „Te voilà libre, tu n'entendras plus jamais parler de moi ... Adieu, un baiser, le dernier, ... m'ami ...“ Von der Stimmung Jeans, die sicherlich anderen Romanschreibern Veranlassung gegeben hätte, dieselbe ausführlich auszumalen, erfahren wir nichts. Das mag der Leser selber thun; so ist er nicht übersättigt; das Thema ist wie in einem guten Musikstück nicht erschöpft, es klingt in der Seele nach. Auch bei den Übergängen zu den neuen Abschnitten oder Kapiteln, in welche die französischen Romaneiers ihre Werke einzuteilen pflegen, zeigt sich die Kunst des Poeten. Er führt uns nicht in ganz andere Situationen hinein, sondern er fährt bei der vorigen fort; jedoch oft derart, daſs der Leser sich dasjenige, was dazwischen liegt, selbst ausmalen muſs. (Sapho pag. 18, 120, 152, 265, 283, 304.)

Bis in die neueste Zeit sind die Franzosen ultrakonservativ in ihrer Sprache gewesen, besonders in der Schriftsprache, denn die

lebende Sprache wird sich ja nie in einen so engen Schnürleib einfassen lassen wie jene. Das ist besonders durch den Einfluſs der Académie française geschehen, welche die Sprache in ihrer gesunden Entwickelung vielleicht mehr gehemmt als gefördert hat. Die Sprache wurde durch die strengen, unfehlbaren Gesetze immer ärmer und erstarrte mehr und mehr. Jetzt ist es anders geworden: durch das Studium der früheren Sprachperioden, durch das immer zunehmende Interesse am ganzen Volksleben überhaupt und damit an den lebenden Dialekten und Volksausdrücken ist wieder neues Leben in die französische Sprache gedrungen. Die Nationen fangen an, sich auf sich selbst zu besinnen, aus sich selber wieder neue Kräfte zu gewinnen. Auch Daudet gehört zu den Schriftstellern, welche aus dem Born der lebenden Sprache schöpfen. Doch ist er keiner jener geistreich sein wollenden Autoren, die kein Werk schreiben können, ohne ein Schock ganz neuer Wörter und Wortbildungen, welche noch kein Ohr gehört und kein Auge gesehen, geschaffen zu haben. Bei der Lektüre solcher Werke kommt am besten der Lexikograph weg; der Leser langweilt sich. Die arge Zerstückelung der Sätze, die zu so merkwürdigen Stilblüten schon im Französischen geführt hat, treffen wir bei Daudet nicht. Victor Hugo steht noch bei uns durch seine letzten Werke mit den zerhackten, lakonischen Sätzen in bester Erinnerung; Victor Hugos Affen hatten natürlich nichts Eiligeres zu thun, als in solchem Stil die Blüte des französischen Sprachgeistes zu finden; darum thaten sie wie ihr Meister.

Eine genauere Untersuchung der Sprache Daudets oder eines anderen bedeutenden französischen Stilisten wäre wahrlich sehr lohnend und, wenn methodisch durchgeführt, von echt wissenschaftlichem Werte. Oder sollte nur die Syntax irgend eines altfranzösischen Ritterromans oder einer vergilbten Chronik würdig eines ernsteren Studiums sein? Nein, und abermals nein. Das Studium gerade der lebenden Sprache ist von besonders hohem menschlichen und nationalen Interesse. Wir hoffen bestimmt, daſs bald andere, denen mehr Hilfsmittel als uns augenblicklich zu Gebote stehen, sich dieser Sache annehmen. Einige wenige Versuche sind ja schon gemacht worden.

Von den Bildern und Vergleichen, wie ich sie bei Daudet in groſser Anzahl gesammelt, gestatte man mir einige anzuführen. Am Schluſs des ersten Kapitels: Jean hat die Sapho auf sein Zimmer

drei Treppen hoch getragen; zuerst war sie ihm federleicht, dann schwer, und zuletzt hätte er sie hinwerfen mögen, so schrecklich schwer drückte ihn die Last. Dazu bemerkt der Dichter pag. 17: „Toute leur histoire, cette montée d'escalier dans la grise tristesse du matin.“ pag. 56: sa narine gourmande qui reniflait Paris. pag. 59: Elle s'accrochait comme une teigne. pag. 60: voitures roulant sur la terre molle silencieusement comme sur de la ouate. pag. 76: un livre ... „immaculé comme la corne d'argent de la Yungfrau.“ pag. 85: „Il mange comme les chèvres, sur le devant de la bouche.“ pag. 87: il „bredouillait comme s'il avait eu autant de barbe dans la bouche que sur les joues.“ p. 112: ses amants „ils lui étaient tous en rang dans sa tête, comme les saints d'un calendrier.“ pag. 134: Jean s'arrêta, surpris comme un homme qui entend une symphonie à la place de la chamade qu'il redoutait.“ pag. 226: des larmes comme le poing.

Daudet liebt es, zuweilen kurze Sätze ohne Verb, das ergänzt werden muſs, zu setzen, besonders bei Nachahmung der leichteren Umgangssprache. Bemerkenswerte Fälle scheinen mir etwa die folgenden zu sein: Sapho pag. 73: Mais lui. „Non ... attends ...“ Et plus bas, comme honteux: „Je voudrais lire.“ pag. 81: „Ah! oui ... Sapho ... toute la lyre ...“ Et la repoussant du pied, comme une bête immonde: „Laisse-moi, ne me touche pas, tu me soulèves le coeur.“ pag. 320: Hier und sonstwo läſst er gerne bei ganz neuer direkter Rede jedes Verb des Sagens weg. Dies ist überhaupt sehr beliebt in der lebenden französischen Sprache. Noch ein Beispiel hierzu (pag. 255), wo das neue Wort „Vlan“ einen Absatz für sich bildet: „Il est marié?

Qui?

Courbebaisse.“

Vlan!

„Ah mon ami, quelle giffle ...“

Das letzte Wort in dieser übertragenen Bedeutung ist mir noch nicht bekannt.

Öfters begegnet man einer Art direkt-indirekter Redeweise, die bei den französischen Schriftstellern jetzt sehr gebräuchlich ist. Man kann nicht anders sagen, als daſs der Dichter und die Person, von der die Gedanken ausgehen, sich ideell zu einer Person vereinigen. Seite 105—107 wird in Sapho auf diese Weise eine ganze Unter-

haltung geführt. Fanny spricht immer zu Jean in direkter Rede; ihr wird darauf in der anderen Form geantwortet. Sie fragt z. B.: „Est-ce que je ressemble à Divonne?“ „Oh! non, pas du tout; elle ne ressemblait qu'à elle-même“ etc. Oder die Erzählungsweise ist halb direkt, halb indirekt. pag. 111: „l'oncle avoua une rencontre du temps de Courbebaisse, le dîner trop copieux, les huit mille francs perdus la nuit dans un tripot ... Plus un sou, rien! ... Comment rentrer là-bas, raconter ça à Divonne! Et l'achat de la Piboulette ...“

Einige andere Notizen: Eine Parenthese, die fast wie nach deutschem Muster gebildet, im Französischen sehr selten ist. Sapho pag. 51: „dans la crainte — dont il riait maintenant — d'un acoquinement.“ Freie Stellung des Adverbs: Elle m'en veut de trop t'aimer (pag. 16). Et Fanny maintenant connaissait la famille (pag. 52). Q' findet sich zuweilen für Qu' = que; pag. 53. — pag. 150: une rien du tout, während in der jetzigen Umgangssprache meist gesagt wird: une rienne du tout, une vaurienne. — Anderes mag besser im Zusammenhang betrachtet werden.

Dr. K. Wehrmann.

Über die Aussprache und Accentuierung
der

französischen Präposition re-.*

Das schon im Lateinischen nur als præpositio inseparabilis existierende re, ursprünglich red, ist nicht allein in Kompositen, deren ersten Bestandteil es im Lateinischen bildete, in seinen beiden Formen von dort ins Französische herübergenommen, sondern ist auch zu allen Zeiten und wird noch heute zum Zweck neuer Begriffsbildungen mit schon gebräuchlichen französischen Stämmen zusammengesetzt. Die Form re hat sich hinsichtlich der Aussprache und infolge dessen auch hinsichtlich der Accentuierung ihres Vokals im Französischen mannigfach gestaltet: das e wird teils offen, teils geschlossen, teils als sogenanntes stummes e wie ein ganz kurzes offenes ö gesprochen. Ich nenne dieses letzte e gegenüber dem accentuierten und dem offenen das unbetonte, um den Ausdruck stumm zu vermeiden. Der offene Laut des e in re wird nie durch einen Accent kenntlich gemacht; es ist stets die Position, welche ihn bewirkt. Doch bilden nicht alle Konsonantenverbindungen (von denen natürlich muta cum liquida nicht in Betracht kommt) unter allen Umständen Position; ss namentlich bewirkt nur in ressayer (aus re-essayer) und ressuyer (aus re-essuyer) mit Ableitungen den offenen Klang des ihm vorausgehenden e. Die Tonlosigkeit des e bleibt in allen den Kompositen von folgendem ss unbeeinflufst, in welchen das scharf anlautende s des Simplex seinen Laut bewahrt. Dies wird in der Schrift durch Verdoppelung des s

* Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

angezeigt, wie in rẽssortir, rẽssource, rẽssauter u. a. Aber es herrscht hier keine Konsequenz, und dieser Mangel verursacht in der Orthographie einige Schwierigkeiten. In einzelnen Wörtern nämlich wird neben Doppel-s auch einfaches geschrieben, wie in rẽssaigner und rẽsaigner, rẽssangler und rẽsangler (wieder gürten), rẽssécher und rẽsécher, rẽssemer und rẽsemer. In allen Wörtern, in welchen das scharfe s als einfaches s geschrieben wird, bleibt das e accentlos, mit Ausnahme der beiden Fremdwörter réséquer und résection, wo das e natürlich geschlossen ist.

In anderen Wörtern existiert nur die Form mit Doppel-s, z. B. rẽssćant (sefshaft), rẽsseller („wieder satteln", vollständig gleichlautend mit rẽsceller, „wieder siegeln"), rẽssembler, rẽssentir, rẽsserrer, rẽsservir; wieder in anderen nur die mit einem s, wie in rẽsarcelé (gesäumt), rẽsacrer, rẽsigner wieder unterzeichnen, rẽsonner wieder läuten, rẽsommeiller, rẽsurgir (wieder erscheinen).

In einem Worte bildet *sc* nicht Position, nämlich in rẽsceller, und in zweien *st* nicht, in rẽstagnation und in rẽstipuler.

Indes sind diese durch die Sprachlaune verursachten Schwankungen der Aussprache und Orthographie gering gegen die Schwierigkeiten, welche bei der Willkür, mit der gerade dieser Präposition der rhetorische Ton von den Franzosen erteilt zu werden pflegt, die Auseinanderhaltung des geschlossenen und des tonlosen e im gesprochenen Worte und in der Schrift bereitet.

Giebt es kein Gesetz — sei es im Gebiete der Wortform oder der Bedeutung oder beider zugleich —, welches für diese schwächere oder stärkere Betonung regelnde Geltung hat?

Der einzige Grammatiker, bei welchem ich ein Suchen nach einem solchen gefunden habe, ist der ebenso gründliche wie scharfsinnige Mätzner, welcher diesen Punkt im 10. und im 82. Paragraphen seiner „Französischen Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen" berührt, aber kein durchgreifendes Princip in der Verwendung der beiden Formen erkennt.* Trotz dieses Mifserfolges einer gewifs eingehenden Untersuchung beschlofs ich doch, mich im Dienste der Schule derselben Mühe zu unterziehen. Ich hoffte, in diesem Fehlersumpfe einen Weg zu finden, auf welchem der Schüler

* Ich mufs dazu bemerken, dafs mir nicht alle neueren Grammatiken bekannt sind.

mit einiger Sicherheit gehen könnte; ich stellte die langweiligsten Entwässerungsversuche an und kam aufs Trockene — wo ich glücklich sitzen blieb, wenigstens insofern, als sich für die Schule wenig daraus ergab. Ich würde nun, meine Herren, nicht wagen, Sie mit den Resultaten und zum Teil auch mit dem Gange dieser kleinlichen Untersuchungen zu behelligen, wenn sich nicht einiges ergeben hätte, worin Sie, wie ich hoffe, eine Vervollständigung der Mätznerschen Bemerkungen erkennen werden.

Da in den später aufgenommenen Fremdwörtern* das re fast konsequent betont ist, dagegen in den Wörtern, welche sich nach bestimmten Lautgesetzen volkstümlich gestaltet haben, nur ein verhältnismäfsig kleiner Teil ein accentuiertes ré aufweist, so hoffte ich zu dem Ergebnis zu gelangen, dafs von den organisch gebildeten Wörtern bei der Einführung der Accentzeichen nur diejenigen mit einem Accente bedacht seien, auf deren Präposition ein starker, durch die Hervorhebung der Bedeutung herbeigeführter rhetorischer Ton liege, und dafs andererseits die Wortform sich darin geltend gemacht habe, dafs man bei vielsilbigen Wörtern, in welchen der Accent der Tonsilbe den übrigen Silben den Ton raubt, in der ersten das ihr unwillkürlich zufallende Gegengewicht gegen die letzte konsequent bemerklich gemacht habe, wie in réfuge und se réfugier, Genève und génevois, lièvre und lévrier (neben dem kürzeren levron). Aber bei näherem Hinsehen erkannte ich meine Täuschung. Hinsichtlich der Bedeutung fand sich rebeller neben rébellion, rebarber neben réprouver und révolter; hinsichtlich der Form: redevable neben résolution u. s. w. Wie auf anderen Gebieten der französischen Wortgestaltung — man vergleiche dénouement neben dénoûment, payement neben paiement und paîment — fanden sich

* Unter Fremdwörtern verstehe ich diejenigen französischen Nomina, welche, die lateinische Form bewahrend, nur die Endung französieren (z. B. régressif, lat. regressivus; régulateur, lat. regulator), und von den Verben diejenigen, welche, von Participien abgeleitet, die Form derselben mit Ausschlufs der Endung unverändert gelassen haben, oder diejenigen, welche von lateinischen Infinitiven, namentlich denen der dritten Konjugation, abgeleitet, im Französischen ohne organische Lautwandlung der ersten Konjugation zugewiesen sind. Diese Wörter sind nach und nach ins Neufranzösische aufgenommene wissenschaftliche oder technische Ausdrücke oder wenigstens solche, welche zunächst nur den Lateinkundigen verständlich waren.

auch hier viele Willkürlichkeiten der Aussprache und der Orthographie trotz der die Sprache regelnden Akademie. Doch haben sich in dieser Verwirrung folgende Anhaltpunkte ergeben, von denen nur der erste schon bei Mätzner Erwähnung gefunden hat:

Ré heifst es:

1) Vor folgendem Vokale, wenn nicht Elision eintritt (wie in racheter, raccommoder, raccrocher). Also: réaliser, réélire, réel, réédification, réintégration neben dem medizinischen Ausdrucke rédintégration. Gewöhnlich wird das e von re vor folgendem é elidiert: rémoudre, récrier (laut aufschreien) aus re-écrier neben re-crier (noch einmal schreien), répandre aus re-épandre u. s. w.

2) Vor stummem h, wenn e nicht elidiert wird, wie rhabiter neben réhabiter, rhabituer neben réhabituer. Vor aspiriertem h hat das e nie den Accent; z. B. re*h*ausser, re*h*anter, rehaïr.

3) In réd..., wenn das d Bestandteil der Präposition ist: rédarguer, rédempteur, rédhibition, rédiger, rédaction, rédimer, rédivive. Die einzige Ausnahme bildet rëdonder mit Ableitungen, wozu sich jedoch die Nebenform rédonder, rédondance findet.

4) Vor ausgefallenem s: le répit von respectus, répondre von respondere, rétif von restare. Hier finden sich zwei Ausnahmen: a) *r*etreindre (hohl hämmern), von dem Littré bemerkt: c'est le même mot que restreindre, altéré dans le langage technique, et qu'on devrait prononcer *ré*treindre, und b) le retable (die Altarwand), ein Wort, welches man früher von table ableitete. Littré bemerkt zur Etymologie desselben: Scheler dit que l'ancienne forme est *restaule*, que cela exclut „table", et le rattache à un adjectif latin „restabilis".

Ferner: Die zahlreichen zweisilbigen Wörter haben unbetontes e (recel, reclus, recru, record, recueil, reflet, replet etc., auch wenn die Weiterbildungen den Accent haben, wie réplétion, réfléchir). Ausgenommen sind *ré*cent, récit und rétus. (Le réglet, das Winkelmafs, kommt her von régler [regula], hat also mit der Präposition re nichts zu thun.)

Die Fremdwörter haben den Accent, während die im fortlaufenden Sprachgebrauche gestalteten Wörter in älterer oder jüngerer Zusammensetzung mit re den Fremdwörtern gegenüber den Accent

nicht haben: recueillir neben récolte (aus dem 16. Jahrhundert) von recollecta (nach der oben gegebenen Auffassung von „Fremdwort" ist also récolte streng genommen nicht als solches zu betrachten); recevoir, receveur, recetteur (receptor) der Hehler — aber réceptacle, récepteur, und so in allen vom Particip von capio abgeleiteten Wörtern, sowie auch in dem substantivierten Infinitiv récépissé; reclus von reclure, während réclusion neben reclusion existiert; redoubler neben réduplication, réduplicatif; reflet und réflexion, reflectif; refrain und réfracter, réfractaire, réfrangible, réfringent; refait und réfaction (der Nachlafs im Preise), réfection; refuser (11. Jahrh.) und réfuter (16. Jahrh.) und réfusion (16. Jahrh.) Ausgiefsung (welches natürlich mit refuser nichts zu thun hat); regrès und régressif, régression; remettre und rémission, rémissible; rémittence (ein vom Infinitiv gebildeter medizinischer Ausdruck); replier und répliquer; reprendre, repreneur und répréhension und alle Fremdwörter von prehensio; republier und république; retirer und rétirance das Unterkommen (G. Sand, Fadette), Neubildung! retors (gedreht) und rétorquer, rétorsif, rétorsion; retrait und rétracter, rétraction; revers und réversion, réversible; revoir und révision; revivre und révivifier.

Willkür herrscht in rebelle, rébellion; réconduction Erneuerung eines Pachtvertrages, reconduire, réduire; refuge, se réfugier; relatif, irrélatif, corrélatif; religion, irréligieux, irreligiosité; reflet, irréflété; reprochable, irréprochable.

Von den Fremdwörtern habe ich aufser den eben angeführten relatif, religion u. s. w. nur folgende mit unbetontem e gefunden: (redonder neben rédonder) recenser (recensere), relaxer, reverser noch einmal eingiefsen (reversare), repurger.

Die Untersuchung, ob vielleicht vor diesem oder jenem Konsonanten oder vor muta cum liquida die betonte Form bevorzugt worden oder umgekehrt, hat zu keinem Resultate geführt.

Es bleibt somit nur noch übrig, zu prüfen, ob die Bedeutung einen Einfluss auf die Betonung ausgeübt hat. Mätzner sagt darüber § 82: „Mit einer gewissen Entschiedenheit ist in neuen Kompositionen re (ohne Accent) festgehalten, wo es wieder oder zurück bedeutet: rebaisser, rebander, rebâtir etc., und so knüpft man an Komposita mit re und ré Begriffsunterschiede (es werden § 82 vier

Verba, § 10 zwei angeführt). Doch finden sich hier Inkonsequenzen in Stämmen und Ableitungen, wie recueillir neben récollection, récolte; retenir neben rétention u. s. w.“

Was die zuletzt erwähnten Bildungen betrifft, so haben wir eben den hier regelnden Unterschied zwischen Fremdwörtern und organischen Bildungen gesehen. Récollection und récolte sind keine Ableitungen von recueillir, ebenso wenig wie rétention und rétentif Ableitungen von retenir sind; récollection ist vom lateinischen Participium recollectus spät gebildet, ebenso wie récolte; rétention ist das lat. Substantiv retentio; rétentif ist der Stamm des Particips retentus mit französischer Endung.

In Bezug auf die Bedeutung werden wir gleichfalls ein für die Betonung durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal gewinnen. Jedoch erscheint es nötig, zunächst die Bedeutungen von re festzustellen, da ich eine genügende Entwickelung und Unterscheidung derselben nirgends gefunden habe.

Die lateinische Präposition dient zunächst zur Bezeichnung eines Ortsverhältnisses „zurück, wieder“: reponere librum, resurgere. Hieraus entsteht einerseits das zunächst noch lokale, dann übertragene „wider“ mit oppositionellem Sinne: resistere entgegentreten, sich widersetzen; repugnare zurückkämpfen, in Widerspruch treten, andererseits das temporale wieder in der Bedeutung „noch einmal“: resumere arma, rebellare noch einmal Krieg machen; und aus diesem letzteren das nur in dem Gedanken des logischen Subjekts liegende „noch einmal“, z. B. in reddere epistolam, den Brief, welchen der Briefsteller bei der Abfassung schon einmal dem Empfänger zudachte und ihm bestimmte, nun „noch einmal“ in Wirklichkeit zustellen. Daraus entwickelt sich die Bedeutung der Bestimmung und des jemandem Zukommenden und schliefslich die Verstärkung der Bedeutung des Grundworts: requirere nachforschen, erfordern (res magnam diligentiam requisivit = die Lage erforderte die Sorgfalt als etwas ihr Zukommendes).

Alle diese Bedeutungen hat das Französische aufgenommen 1) revenir, se relever; 2) résister, répugner; 3) relire; 4) remettre une lettre à qn.; 5) remuant unruhig, résonner laut hallen, retentir erschallen.

Meine Untersuchung hat ergeben, dafs bei den Wörtern, in welchen die Präposition eine der ersten zwei Bedeutungen aufweist, lediglich der Umstand in Betracht kommt, ob das Wort Fremdwort ist oder nicht. Ein durchgreifender Unterschied aber wird dadurch bedingt, ob die Präposition die Bedeutung des temporalen noch einmal oder des ideellen mit der Bedeutung der Bestimmung oder der Verstärkung der Bedeutung des Grundworts hat. Unter den sehr zahlreichen Verben der ersten Art (rebannir, rebâtir, rebattre, rebénir, reboire, rebondir, rebrider, rebrûler u. v. a.) ist mir aufser répéter, in welchem re ursprünglich die rein lokale Bedeutung „zurück“ hat, ein einziges aufgestofsen, welches den Accent besitzt, der Rechtsausdruck récoler (lat. recolĕre) einem Zeugen die Aussage noch einmal vorlesen; und bei allen Verben, in welchen der Accent einen Begriffsunterschied bedingt, schliefst die Bedeutung „noch einmal“ im temporalen Sinne den Accent aus, die des „noch einmal“ im ideellen Sinne verlangt ihn; so: recréer noch einmal schaffen, récréer beleben; rĕsigner wieder unterzeichnen, résigner verzichten; reformer noch einmal bilden, réformer verbessern; repartir wieder abreisen, erwiedern, répartir verteilen; reparer wieder schmücken, réparer ausbessern; rĕsonner noch einmal läuten, résonner laut hallen.

Auch hier finden sich unter Wörtern mit betonter Präposition wieder Fremdwörter.

Aus der Zusammenstellung der Resultate ergiebt sich, dafs die Wortform für Nichtbetonung oder Betonung dieser Präposition festere Anhaltpunkte giebt als die Bedeutung. Auf dem Gebiete der ersteren fanden wir aufser den weniger ins Gewicht fallenden, unter 1 bis 4 angeführten Ergebnissen die Regel, dafs die zweisilbigen Wörter die unbetonte Form unbedingt bevorzugen und dafs in Fremdwörtern re fast ausnahmslos betont ist; auf dem der letzteren, dafs re in der temporalen Bedeutung „noch einmal“ durchgehends accentlos ist, während es in der ideellen, wenn sich beide mit denselben Stämmen verbunden gegenüberstehen, accentuiert wird. Die Herren Fachgenossen mögen darüber befinden, ob die zuletzt hervorgehobenen Punkte zum Nutzen ihrer Schüler verwendbar seien oder nicht.

Was die ersten vier Resultate betrifft, so fallen einerseits zu wenig Wörter darunter, als dafs es der Mühe wert wäre, sie als

Regeln lernen zu lassen, andererseits würde es dem Schüler wohl mehr Mühe machen zu lernen, dafs répandre aus re-épandre, réjouir aus re-éjouir etc. entstanden ist, als sich die zusammengezogenen Formen so zu merken, wenn auch die Regel Nr. 1 dazu beitragen mag, die Unterschiede zwischen rēmoudre noch einmal mahlen und rémoudre noch einmal schleifen (aus re-émoudre), zwischen rēcrier (re und crier) noch einmal schreien und récrier (re-écrier) laut aufschreien im Gedächtnis zu befestigen.

Lichterfelde. E. Gerlach.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres). Tome XXIX. Suite du quatorzième siècle. Paris, Imprimerie Nationale, 1885. XLII et 633 p.

Dem 1881 erschienenen 28. Bande der Histoire littéraire de la France, die bekanntlich im Jahre 1733 von den Benediktinern begonnen wurde, ist nunmehr (1885) der 29. Band als Fortsetzung des 14. Jahrhunderts gefolgt. Als Verfasser oder Mitarbeiter nennen sich im Eingange desselben die vier Mitglieder der Académie des inscriptions et belles-lettres: Ernest Renan, Barthélemy Hauréau, Gaston Paris und Léopold Delisle; den gröfsten Beitrag hat jedoch der verstorbene Littré geliefert. Eine Generalübersicht des Inhalts möge hier folgen. Dem alten Herkommen gemäfs wird zuerst derjenigen Kommissionsmitglieder der Histoire littéraire de la France gedacht, welche seit dem Erscheinen des 28. Bandes durch den Tod aus dieser Welt abberufen worden sind. So giebt Gaston Paris (p. V—XX) eine Notiz über seinen Vater Paulin Paris als Mitarbeiter an Band 20—23 u. 25—28 der Histoire littéraire. (Paulin Paris, geb. 1800 zu Avenai im Marne-Département als Sohn eines Notars, veröffentlichte 1826 seine erste Schrift Apologie de l'école romantique, übersetzte 1827 Byrons Don Juan und gab — er stieg allmählich vom Assistenten an der grofsen Pariser Bibliothek zum conservateur adjoint au département des manuscrits — 1831 von alten Texten Berte aux grands pieds heraus, 1833—1835 Garin le Loherain, der von ihm 1862 ins Neufranzösische übersetzt wurde, 1835 Le Romancero français, 1836—1838 Les grandes Chroniques de France, [1837 war er an Raynouards Stelle in die Académie des inscriptions et belles-lettres gewählt worden] 1838 Villehardouin, 1848 Chanson d'Antioche, 1861 Les aventures de maître Renart und 1868—1877 Les romans de la Table Ronde mis en nouveau langage, 1877 Le livre du Voir Dit de Guillaume de Machaut, 1879—1880 Guillaume de Tyr. Aufser einzelnen Kritiken ist sein sieben Bände bildendes Werk Les manuscrits français de la Bibliothèque du Roi [Paris 1836—1848] von Bedeutung, und von seinen Beiträgen zur Histoire littéraire de la France sind die Abhandlungen im 20. Bande über Jean Bodel, Adam de la Halle, Rutebeuf, Adenet le Roi, im 22., 25. und 26. Bande über die Chanson de geste, die Chansonniers und den Roman de la Rose, über den Beichtvater der Königin Margarethe, die Chroniques de Saint-Magloire, Pierre de Langtoft, über das Leben Eduard des Bekenners, über Foulkes Fitz-Warin, Geffroi, sowie in Band 28 über Jean de Meun,

Floriant u. Florete, über die Übersetzung des Petrus Comestor, Guiart des Moulins, Climences Leben der heil. Katharine von dauerndem Wert. Noch hat er u. a. die Korrespondenz Karls IX. und Mandelots über die Bartholomäusnacht und die Historiettes de Tallemant des Réaux herausgegeben, und nach seinem 1881 erfolgten Tode sind seine Études sur François I. Paris 1885 erschienen, vergl. Revue critique No. 44, 2 novembre 1885.) In den hier kurz skizzierten Lebensnachrichten hat der Sohn seinem Vater, dem er auf dem Lehrstuhl für französische Sprache und Litteratur am Collège de France seit 1872 nachgefolgt ist, ein ehrenvolles Denkmal errichtet. — Die zweite Notiz (p. XXI—XXXII) widmet Hauréau, der Herausgeber des 29. Bandes, Émile Littré (geb. 1801, gest. 1881), welcher seit 1844 nach Fauriels Tode als Mitglied der Kommission der Histoire littéraire de la France Beiträge zu Band 21—29 geliefert hat. Nicht seine Verdienste um die alten und modernen Sprachen, um die Mathematik, die Medizin, die Naturwissenschaften, die positive Philosophie werden hier gewürdigt, sondern unter Hinweis auf seine journalistische Thätigkeit und seine Übersetzung des Hippokrates, des Plinius und des Lebens Jesu von Strauſs sowie seine skizzenhafte Histoire de la langue française und sein Dictionnaire wird seine Mitarbeiterschaft an der Histoire littéraire kurz in Betracht gezogen. Zu seinen Untersuchungen über die Ärzte des 13. Jahrhunderts, über die neulateinischen Sprachen (langues novo-latines) und über Henri de Mondeville kommt sein unvollendet hinterlassener, aber von Mitgliedern der Académie des inscriptions et belles-lettres ergänzter Beitrag zum vorliegenden 29. Bande der Histoire littéraire. Dieser wird nämlich nach dem Verzeichnis der benutzten Werke (p. XXXIII—XLII) eröffnet mit Littrés sehr umfangreichem Artikel: Raimond Lulle, Ermite (p. 1—386). Die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers, des Vaters der katalanischen Poesie und Vorläufers des Ignaz von Loyola, der über Theologie, Philosophie, Medizin, Jurisprudenz, Naturgeschichte, Alchemie, Kabbalistik, Nautik, kurz alle Gebiete des menschlichen Wissens gehandelt, hat Littré bestimmt, sich eingehend mit den Schriften dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu beschäftigen, und er giebt nähere Nachrichten als bisher über dessen Familie, seine Bedeutung als Dichter, seine Selbstbiographie, seine Bekehrung, seinen Bildungsgang, seine weiten Reisen, seine Beziehungen zu Philipp dem Schönen, stellt die Kontroversen über ihn und seine Schule dar, und analysiert nicht weniger als 313 sehr lange und sehr kurze Werke, die Raimond Lulle zugeschrieben werden. Trotz aller Mühe bürgt Littré nicht für Vollständigkeit seines Verzeichnisses, glaubt jedoch, daſs keine Schrift fehlt, deren wirklicher Verfasser Lulle († 1315) ist. Nur wegen des Einflusses dieser Schriften auf die französische Litteratur des 14. Jahrhunderts und wegen der zahlreichen Schüler, die er in Frankreich hatte, verdiente Lulle so eingehend in der Histoire littéraire charakterisiert zu werden; trotzdem bleiben betreffs seines Lebens und besonders der noch unveröffentlichten Werke genug Fragen übrig, deren Beantwortung der Zukunft vorbehalten ist. Der Hauptteil der gigantischen Arbeit ist durch Littrés universalen Geist bewältigt. Der kleinere Teil des 29. Bandes der Histoire littéraire wird weiterhin von sieben selbständigen Artikeln in Anspruch genommen. An die Abhandlung Littrés über Raimond Lulle schlieſst sich nämlich die von Delisle, dem Direktor der Pariser Nationalbibliothek: Anciens Catalogues des évêques des églises de France (p. 386—454). Wie in Deutschland wurden auch in Frankreich schon im 9. bis 11. Jahrhundert die Namen der Bischöfe in Verse gebracht, um sie dem Andenken der Nachwelt zu erhalten; diese Verzeichnisse bildeten Teile der Liturgie, indem die Namen der Bischöfe bei den täglichen Messen hergesagt wurden. Diese Diptycha, die Grundlage zu den kirchlichen Annalen vieler Diöcesen, sind nicht im

Original erhalten, aber ihre Abfassung reicht bis in die Zeit der Karolinger hinauf. Wie Holder-Egger durch die Series episcoporum et abbatum Germaniæ in den Monumenta Germaniæ hist. script. XIII den alten Verzeichnissen der Äbte und Bischöfe Deutschlands seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, so sucht Delisle die französischen bis ins 14. Jahrhundert fortgesetzten Verzeichnisse in einer Gesamtübersicht vorzuführen und eine Grundlage zu weiteren abschliefsenderen Forschungen auf diesem bisher vernachlässigten, aber für die mittelalterliche Litteraturgeschichte sehr wichtigen Gebiete zu schaffen.

Der dem Stoffe nach interessanteste, auch separat abgedruckte Beitrag zum neuesten Bande der Histoire littéraire rührt von Gaston Paris her und führt den Titel: Chrétien Legouais et autres traducteurs ou imitateurs d'Ovide (p. 455—525). Die bedeutendste altfranzösische Nachahmung Ovids ist das 72 000 Verse zählende Werk des Chrétien Legouais aus dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts, betitelt: Les Métamorphoses d'Ovide moralisées. Bevor dies jedoch besprochen wird, sucht Gaston Paris einige Auslassungen seiner Vorgänger, denen die Darstellung der Litteraturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts teilweise mifslungen ist, durch neue Nachträge zu ergänzen, indem er auf andere bisher unbekannte Übersetzungen oder Nachahmungen Ovids hinweist. So weist er nach, dafs das Gedicht Pamphilus, das auch den Provençalen bekannt war, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Jehan Brasdefer in französische Verse gebracht worden ist, und dafs über das jüngere Gedicht De Vetula, dessen Verfasser, Richard de Fournival, von dem Herausgeber H. Cocheris noch nicht sicher erwiesen ist, nochmals im 30. Bande der Histoire littéraire gesprochen werden solle. Unter den französischen Bearbeitungen der Ars amatoria des Ovid behandelt Gaston Paris nächst dem verlorenen Werke des Chrestien de Troyes die Bearbeitung des Maistre Elie aus dem 13. Jahrhundert, die er im ganzen als „ein ziemlich mittelmäfsiges Werk“ charakterisiert. Die hier mitgeteilten Proben rühren aus einer fehlerhaften Kopie her: so steht in der ersten Zeile des Elie nicht tout, sondern tuit, in der zweiten nicht nos, sondern dem Zusammenhang entsprechend vos (Hs. uos); auch p. 459 steht statt tuit der Hs. (fol. 94 c) wieder tout, ebenda statt delez der Hs. devers; ferner ist puez stillschweigend in pues geändert; p. 460 se ele statt s'ele der Hs.; p. 461 borgois statt borjois (Hs. boriois). Schon in seinem lesenswerten Buche: „La poésie du moyen âge. Leçons et lectures par Gaston Paris. Paris 1885“, p. 189—209 hatte der Verfasser in dem Abschnitte: Les anciennes versions françaises de l'Art d'aimer et des Remèdes d'amour d'Ovide, einer ursprünglich 1884 in der Académie des inscriptions et belles-lettres gehaltenen Vorlesung, denselben Gegenstand wie hier, doch weniger ausführlich und mehr populär behandelt.

Die zweite interessantere Nachahmung der Ars amatoria, La Clef d'amours betitelt und schon im 16. Jahrhundert gedruckt, ist nur in einer am Ende verstümmelten Hs. des 14. Jahrhunderts bekannt und 1866 von Edwin Tross mit einer Vorrede von H. Michelant nebst allen Fehlern herausgegeben worden. Vielleicht gelingt es einem künftigen neuen Herausgeber des der Normandie angehörenden Gedichtes, den Namen des Verfassers zu ermitteln, der sich nebst seiner Geliebten zuletzt auf dem teilweise beschädigten letzten Blatte in einem nicht mehr lesbaren Rätsel genannt hat.

Die dritte Bearbeitung der Ars amatoria hat Jakes d'Amiens zum Verfasser und stammt aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Dieselbe ist in zwei Pariser Handschriften, einem Utrechter Fragment und einer Dresdener Hs. vorhanden; nach letzterer hat G. Körting 1868 eine Ausgabe veranstaltet. Der vierte Teil des Werkes, in das der die delikatesten Einzelheiten schildernde Jakes seine Erinnerungen an frühere Liebeleien

und an seine jetzige Geliebte eingestreut hat, ist bei Ovid nicht nachweisbar; Gaston Paris hält die Liebesdialoge wahrscheinlich für eine Entlehnung aus dem Lateinischen des Andreas Capelanus.

Das vierte, schon im 23. Bande der Histoire littéraire besprochene kleine Gedicht von Guiart, L'art d'amour, enthält bei obscönem und devotem Inhalt Züge aus den Remedia amoris. An fünfter Stelle wird eine lückenhaft in zwei Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts erhaltene Prosaübersetzung mit Kommentar aufgeführt, welche nur als Sprachdenkmal und wegen der Hinweise auf die Romane Athis et Prophilias, sowie Blancandin und einzelne Chansons beachtenswert ist. — Eine unvollständige vom Lateinischen begleitete Übersetzung der Remedia amoris ist in Ms. fr. 12478 erhalten und gehört dem 14. Jahrhundert an, ist jedoch ohne Bedeutung; ebenso ist das Gedicht Confort oder Remède d'amors aus dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts, das Körting herausgegeben hat, nur wegen der Erwähnung des Blâme des femmes erwähnenswert. Die von Körting herausgegebene Übersetzung der Remedia amoris in französischen Versen, die sich in den Echecs amoureux (1370—1380) findet, soll in den folgenden Bänden der Histoire littéraire besprochen werden. Nachdem nun Gaston Paris den Einfluſs der Amores und der Heroïden Ovids berührt, kommt er zu dem sehr wichtigen Teile seiner Untersuchung über die Bearbeitungen der Metamorphosen. Nämlich der Übersetzer derselben, Chrétien Legouais de Sainte-More, über den schon Hauréau 1881 berichtet hat, hat das lange verloren geglaubte Werk seines Vorgängers Chrétien de Troyes, le mors de l'espaule, la muance de la hupe et du rossignol et de l'aronde, d. i. die Geschichte des Pelops, die von Ovid nur berührt wird, die Geschichte des Tereus, der Proine und Philomele, statt die Fabel selbst zu übersetzen, in sein ausgedehntes Gedicht eingeschoben. Dabei wird Crestien am Anfang und am Schluſs genannt, während der Dichter sich selbst in dem Werke Crestiens li gois (in anderen Handschriften le goiz, li gais, li rois) nennt, ein Doppelname, der die Abschreiber in Verlegenheit gebracht und zu Substitutionen verleitet hat. Aus den nach Ms. fr. 373 mitgeteilten Proben aus Crestiens de Troyes bisher unbekanntem Gedicht, die mit fünf anderen Handschriften verglichen sind, wird mit Sicherheit erwiesen, daſs diese Geschichte der beiden Töchter Pandions, von denen Philomela die Hauptheldin ist, nach desselben Dichters verloren gegangenem Gedicht über Tristan verfaſst ist. Darin findet sich als ältestes Beispiel für den Gesang der Nachtigall das Bonaventura entstammende oci! oci! Nach Besprechung der beiden kleinen, von einem unbekannten Verfasser herrührenden Gedichte von Piramus und Narcissus, die ebenfalls in den Ovide moralisé eingeschoben sind, und nach Berührung der im Mittelalter beliebten Fabeln von Dädalus und Minotaurus wie von Orpheus und Eurydice kommt Gaston Paris zu dem Hauptgegenstand seiner Untersuchung, Chrétien Legouais und seiner langen in vierzehn Handschriften vorhandenen Bearbeitung der Metamorphosen, und, indem er den Ursprung der allegorischen Auslegung bis in das Altertum zurückverfolgt, kommt er zu dem Ergebnis, daſs Legouais wohl keine einheitliche lateinische Vorlage, sondern Kommentare zu Ovid und die Integumenta in selbständiger Weise benutzt hat. Zuletzt stellt Gaston Paris fest, daſs nicht Philipp von Vitry, der dem Übersetzer des Livius Pierre Berçuire bloſs das französische Original gegeben hat, Verfasser des Ovide moralisé ist, sondern Chrétien Legouais, der das Gedicht nach dem Tode der Johanna von Burgund oder für Johanna von Champagne schrieb. Der allgemeine Plan des Gedichtes wird unter Mitteilung interessanter Züge aus den 72000 durch die Allegorie ermüdenden, oft abgeschmackten und obscönen Versen dargelegt und auf die am Schluſs eingefügten Legenden von der heiligen Veronika, der Vision des Kon-

stantin und der Auffindung des Kreuzholzes hingewiesen. Aufser den zahlreichen Handschriften beweist Pierre Berçuires Herübernahme einiger Angaben Legouais' in sein im 16. Jahrhundert gedrucktes Werk, wie beliebt diese Nachdichtung der Metamorphosen gewesen ist. Wenn man nach dieser gründlichen Untersuchung auch einige Angaben vermifst — z. B. ist des Jehan Malkaraume nicht gedacht, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts einen kleinen Teil der Metamorphosen übersetzt und in sein biblisches Gedicht eingeschaltet hat, wie Bonnard, Les traductions de la Bible p. 61 nachweist, auch Ms. Arsenal 21 (2711) wird nicht genannt — so ist dieser Teil des 29. Bandes der Histoire littéraire nicht nur der interessanteste, sondern auch nächst Littrés Beitrage der an Ergebnissen reichste, neben welchem die übrigen Arbeiten eine untergeordnetere Bedeutung haben. Der nächste Artikel: Philippine de Porcellet, auteur présumé de la vie de Sainte Douceline (p. 526—546) hat Ernest Renan zum Verfasser, welcher die von dem Abbé H. Albanès, dem Herausgeber des Lebens der Douceline, gewonnenen Resultate über diese Heilige des 13. Jahrhunderts und ihr von den Béguines in Marseille als Erbauungsbuch benutztes in provençalischer Prosa* geschriebenes Leben vorführt. Zuletzt schliefsen sich vier kleinere Artikel von Hauréau an, nämlich: Anonyme auteur du Tractatus de abundantia exemplorum in sermonibus (p. 546—551), dann: Gui de la Marche, frère mineur (p. 552—557), ferner: Guillaume de Bar, sermonnaire (p. 557—561) und: Notices succintes sur divers écrivains (p. 562—566). Endlich folgt noch ein langer Abschnitt, durch welchen Lücken der früheren Bände ausgefüllt werden sollen, betitelt: Additions et corrections (p. 567—617) und: Additions supplémentaires (p. 618—619) nebst der Table des auteurs et des matières (p. 621—633). Um die Analyse nicht zu weit auszudehnen, sei nur noch bemerkt, dafs sich in den Predigten des Guillaume de Bar neben lateinischen viel seltene französische Worte finden, z. B. acesmatos = acesmés, die für die Lexikographie von Wichtigkeit sind. Möge die Fortsetzung und der Abschlufs der Litteraturgeschichte des Mittelalters bald folgen.

Vieilles Choses et Vieux Mots Lyonnais par Nizier du Puitspelu. (Extrait de la Revue lyonnaise.) Ier fascicule. Lyon 1885. 6 p.

Der Verfasser der Oisivetés du Sieur du Puitspelu, der Vieilleries lyonnaises und des Très humble Essai de Phonétique lyonnaise, dessen Pseudonym für unsere germanischen Ohren einen besonderen Klang hat, behandelt in der vorliegenden ersten Lieferung — diesmal ohne die Würze des Humors — die drei Worte L'Ambessi, le Bochet und L'Adoy des alten Lyoner Dialektes. Das erste Wort, das in Beispielen aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert belegt wird, bedeutet ein Mafs für die zu Dämmen verwendeten Reifsbündel und wird aus dem mlat. ambaxia = commission, charge regelrecht abgeleitet. Es hängt also zusammen mit dem bei Cäsar vorkommenden gallischen Wort ambactus, das von Mahn schon in seinen Etymologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen p. 169 auf das Keltische mit der Bedeutung „Diener" zurückgeführt wird und in dem französischen ambassade wie im deutschen „Amt" steckt. Das zweite Wort bedeutet einen Kragstein, der als Träger einer Schiefsscharte dient, und ist abzuleiten vom mlat.

* Der Verfasser des „Lebens Jesu", der Dramen „Caliban", „Jungbrunnen" und „Priester von Nemi" bietet hier weniger Neues, als dafs er Bekanntes in anziehender Darstellung wiederholt.

bosca = nfz. bûche mit dem Diminutivsuffix et; das l verdankt seinen Ursprung dem Einflusse von bloc. Das dritte Wort adoy, das Wasserleitung bedeutet, erklärt sich leicht aus dem altfranz. dois = lat. ductus, Aquadukt. Jeder Pariser weifs, ohne dafs er die Herkunft des Namens von ductus kennt, dafs die Dhuys lange nicht allein genügt, um die Stadt mit Wasser zu versorgen. Das Doye in Ortsnamen deutet der Verfasser durch „Quelle", während er das bretonische doue, douet (öffentliche Waschplätze), wallonisch dewe und franz. douve, sowie den Zufluſs der Maas Doua oder Dowa nicht wie Littré und Scheler aus dem lat. doga wegen lautlicher Verschiedenheiten, sondern aus dem Keltischen abzuleiten sucht. Die Wurzel, aus der douve und dessen Sippe gebildet sind, findet sich in Ortsnamen, fehlt jedoch, wie der Verfasser behauptet, in den jetzigen Dialekten; denn der engl. Flufsname Dify, kymr. dyfer, Tropfen, bretonisch divera = hinabfliefsen, erklären nur Divonne, Divio und andere Formen. Ohne Zweifel ist jedoch eher das kymr. dûf mit der Bedeutung „gleitend, sich vorwärts bewegend" als Etymon anzunehmen, das sich begrifflich und formell mit Flufs deckt. Das a im Anlaut wäre dann Überrest des keltischen Artikels, kornisch und breton. an. Doch bieten vielleicht die nächsten Lieferungen der Vieilles Choses Gelegenheit, auf die willkommene Untersuchung im einzelnen zurückzukommen. Ein Gesamturteil wird erst abgegeben werden können, wenn das Ganze zum Abdruck gelangt ist.

Der Roman de Mahomet von Alexandre du Pont, eine sprachliche Untersuchung. Erlanger Dissertation von Rich. Peters. Druck von F. Hertel, Gandersheim. IV u. 88 S.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat, um die Doktorwürde in Erlangen zu erhalten, sich einen Stoff ausgewählt, der eine philologische Untersuchung längst verdient hätte. Die Einleitung giebt kurz Auskunft über die 1831 von Fr. Michel nach der einzigen Hs. besorgte Ausgabe des Roman de Mahomet, über den sonst unbekannten Verfasser Alexandre du Pont, über die lateinische bis jetzt nicht auffindbare Quelle und einzelne Entlehnungen, über die Heimat des von 1258 datierten Gedichtes, Laon, und die picardischen Sprachformen, deren Gleichmäfsigkeit im Versinnern und im Reime zu dem Schlufs berechtigen, dafs Kopist und Dichter denselben Dialekt sprachen. Die Bedeutung des Dichters und seines Romanes wird nicht weiter berührt, sondern es folgt sogleich die sprachliche Untersuchung dieses Denkmals. Am eingehendsten ist die Laut- und Flexionslehre, sowie die Syntax behandelt; die Metrik, in der der Hiatus, die Elision und Inklination mit besprochen ist, bot bei der Regelmäfsigkeit des Achtsilbners weniger Anlafs zu Bemerkungen. Die ganze Vollmöller gewidmete Arbeit, in der nur die Präpositionen und Konjunktionen fehlen, ist methodisch durchgeführt; nur ist zuweilen Burguys Angaben über dialektische Eigentümlichkeiten zu viel Glaube beigemessen, so pag. 17 betreffs der Abschwächung von ie zu i als einer hauptsächlich burgundischen Erscheinung. Mehrere Namen, so pag. 13 und 18 sind verdruckt, einige Versehen sind berichtigt; das Fehlen der Jahreszahl auf dem Titelblatt der sonst zu genauen Dissertation ist nicht nachahmenswert. Die Angabe pag. 19 über die picardische Unterdrückung des l vor folgendem Konsonanten ist falsch. Dafs gleiche Reime in drei Versausgängen vorkommen, ist nicht genügend erklärt. Die geringen Ausstellungen, die sich hier und da machen lassen, ändern nichts an dem Gesamturteil, dafs die Arbeit mit Fleifs und Sorgfalt angefertigt ist und eine willkommene Ergänzung zu der Ausgabe dieses nicht unwichtigen Sprachdenkmals bildet.

Syntaktische Studien zu Robert Garnier. Erlanger Dissertation von W. Procop. Eichstätt, M. Däntler, 1885. V u. 150 S.

Kaum war die ziemlich erschöpfende, beinahe musterhafte Arbeit von A. Haase, „Zur Syntax Robert Garniers“ (Heilbronn 1885) erschienen, so wurde eine Kieler Dissertation von A. Jensen, „Syntaktische Studien zu Robert Garnier“ angekündigt. Jetzt ist als dritte Arbeit über denselben Gegenstand obige Erlanger Dissertation erschienen; dieselbe führt denselben Titel wie die Kieler Vorgängerin, die dem Ref. leider nicht zur Hand ist. Sehen wir obige Arbeit näher an, so zeigt sich, dafs der Verfasser unter Aufwand von grofsem Fleifs eine erdrückende Citatenmasse aus Garniers Werken zur Darstellung der syntaktischen Verhältnisse zusammengestellt hat, so dafs man froh ist, wenn man am Ende dieses Wirrwarrs, S. 150, angekommen ist. Der Untersuchung vorausgeschickt ist ein Verzeichnis der benutzten und citierten 25 Werke, das den Eindruck macht, als habe der Verf. ein Inventar seiner Bibliothek aufnehmen wollen; denn unter seinen Autoritäten nennt er neben Programmen aus Guhrau und Greifenberg u. a. Sachs' Wörterbuch, Eberts Geschichte der frz. Tragödie in dieser Gemeinschaft, Werke, die mit dem eigentlichen Thema wenig zu thun haben. Schon die Einleitung läfst die Unselbständigkeit des Verf. erkennen, der unbedenklich phrasenhafte Wendungen wie: „Rom und Athen mufsten vor dem neuen in Frankreich aufgegangenen klassischen Gestirn erblassen“, oder „Garnier war schon lange tot, aber der Sonnenglanz des Ruhmes strahlte noch viele Jahre über seinem Grabe“ seinen Quellen entnimmt. Auch in der Abhandlung über Garniers Syntax überwiegt die Kompilation. Mühsam und gewissenhaft, jedoch viel zu weitschweifig wird der Sprachgebrauch Garniers durch den vollständigen Abdruck der betreffenden Zeilen belegt, wo die wenigen Worte genügten, auf die es ankam; dadurch ist die Geduld des Lesers oft auf eine harte Probe gestellt. So ist, um nur durch ein Beispiel die Methode des Verf. zu veranschaulichen, Seite 21 mit 32 aus Citaten bestehenden Zeilen gespickt, während nur fünf Zeilen dem Verf. oder seinen Quellen angehören. Dieser gelehrte Nimbus ist nichts als Mechanismus, der auch in der hier angewandten geistlosen Statistik hervortritt; so ist pag. 33 berechnet, dafs in La Troade das Pronomen der ersten Person 10mal, das der zweiten 14mal, das der dritten 14mal, dafs in Les Juifues das Pronomen der ersten Person 9mal, das der zweiten 9mal, das der dritten 36mal fehlt; ferner ist pag. 131 das Vorkommen der Negation ausführlich berechnet, z. B. ist hier entdeckt, dafs beim Indik. in bestimmter Aussage von Garnier in Antigone und Les Juifues 179mal ne, 57mal ne pas, 49mal ne point etc. gebraucht ist. Auch die Stellung der persönl. Pronomina bei einigen Verben ist pag. 139 statistisch festgestellt. Es scheint, dafs die Resultate der Volkszählungen nicht ohne Einfluſs auf die Philologie sind. Weshalb hat der Verf. nicht auch gezählt, wie oft et bei Garnier vorkommt? Unter den seitenlangen Beispielen ist wenig Neues zu finden; manche Einzelheiten, so pag. 59 ein Beispiel über die Verba des Fürchtens, finden sich in Haases Arbeit nicht; doch erträgt man lieber eine Lücke als diese langatmigen Belege und das fortwährende Citieren von Riese, Glauning, Grosse, List, Haase, Hemme etc. Die Äufserlichkeit der Beobachtung braucht aus den cirka 6000 Citaten hier nicht noch belegt zu werden. Kurz, die Arbeit mufste, ehe sie an die Öffentlichkeit trat, einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werden; dieselbe ist trotz des angewandten Fleifses nach der Untersuchung von Haase, wenn nicht ganz überflüssig, so doch mindestens entbehrlich. Möge der Verf., der nicht weifs, was wissenschaftlich beachtenswert ist, seine statistischen Versuche weiter fortsetzen, andere jedoch nicht mit deren Lektüre belästigen.

Sprache und Dialekt der mittelenglischen Homilien in der Hs. B. 14. 52. Trinity College, Cambridge. Von A. Krüger. Erlangen 1885. 74 S.

Nach einer kurzen Einleitung über die 1873 von R. Morris für die E. E. T. S. herausgegebenen Homilien sucht der Verf. die Behauptung des Herausgebers näher zu prüfen, dafs der Dialekt des Schreibers dem südöstlichen Mittellande zuzuweisen und vermutlich Essex die Heimat des letzteren sei, während seine Vorlage dem Süden angehöre. Zu diesem Zweck wird die Laut- und Formenlehre der Homilien ausführlich untersucht und ein kurzer Überblick über die dialektischen Eigentümlichkeiten des Denkmals gegeben; der Ursprung der Sammlung, deren Vorlage nicht mehr dem Altenglischen angehört, wird beiläufig berührt. Die Untersuchung, die in etwas ungelenkem Deutsch geschrieben und Napier gewidmet ist, gelangt zuletzt wesentlich zu demselben Resultat wie Morris, und aus den vorwiegend mittelländischen Eigentümlichkeiten der in derselben Zeit wie das Poema morale entstandenen Homilien wird das südöstliche Mittelland als Heimat des Schreibers bestimmt, während die selteneren kentischen Formen als schon in der Vorlage vorhanden mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Die Hs. selbst ist, wie der Titel vermuten läfst, nicht benutzt. R. R.

Die englische Aussprache auf akustischer und physiologischer Grundlage methodisch bearbeitet für den Schul- und Privatunterricht. Eine Ergänzung zu jedem Lehrbuche der englischen Sprache. Von Dr. J. W. Zimmermann. Naumburg a. d. S., 1886. 32 S.

Dieses neueste Zimmermannsche Werkchen ist im ganzen als verfehlt zu bezeichnen. Seine vielfachen Mängel springen so sehr ins Auge, dafs man kaum nötig hätte, noch besonders darauf aufmerksam zu machen, wenn nicht Herr Dr. Z., dessen ältere englische Lehrbücher so vielfach in Gebrauch sind, der Verfasser desselben wäre. Durch die weite Verbreitung seiner anderen Lehrbücher aber entsteht die Gefahr, dafs der bekannte Name des Herrn Verfassers diesem Büchelchen eine, wie ich meine und unten zu zeigen versuchen will, unverdiente Aufnahme und Verbreitung verschaffen könnte. Deshalb soll im Folgenden das Mangelhafte der Arbeit eingehender besprochen werden.

Herrn Z. ist es nicht entgangen, dafs die phonetische Wissenschaft in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht hat. Mit den vorhandenen Hilfsmitteln sind wir in der That im stande, uns viel besser über die Natur der menschlichen Sprachlaute und ihre Hervorbringung zu informieren als früher. Dies bleibt meiner Meinung nach unberührt davon, ob ein Gelehrter dieses, ein anderer ein anderes System der Phonetik aufstellt. Für praktische Zwecke nehmen wir die feststehenden Thatsachen dankbar entgegen und mit dem nötigen pädagogischen Takt dürfen wir, ja müssen wir, wie ich glaube, sie der Schule dienstbar machen.

Für unnötig und unpädagogisch aber halte ich es, die Schule mit Vokaldreiecken heimzusuchen, wie es Herr Z. in dem vorliegenden Werkchen mit dem Hellwagschen Dreieck gethan hat. Die Aussprache der englischen Vokale läfst sich vortrefflich auch ohne das Dreieck lehren. Herr Z. bespricht nun die Vokale in den durch das Dreieck gebotenen Reihen. Aber wenn es wahr ist, dafs man alles, was man völlig klar versteht, auch völlig klar ausdrücken kann, so scheinen Herrn Z.s phonetische Studien nicht sehr gründlich und erfolgreich gewesen zu sein.

Andernfalls wären ihm nicht Wendungen mit untergelaufen, wie pag. 7a: „die Laute der englischen Vokale sind mehr oder weniger an gewisse graphische Verbindungen geknüpft, von denen die mit einem auslautenden -r, und zum Teil auch die mit l bestimmte Ausnahmen bilden.“ Auch an anderen Stellen unterscheidet Herr Z. nicht immer scharf genug zwischen dem hörbaren Laut und dem graphischen Symbol dafür. Ebenso hätten andere Konsonanten, bei denen die Unterschiede im Deutschen und Englischen allerdings weniger auffällig sind, doch nicht als schlechthin in beiden Sprachen gleichlautend abgefertigt werden dürfen (pag. 4). Gründlichere phonetische Studien hätten es Herrn Z. auch unmöglich gemacht auf pag. 3 zu sagen: „schärfer als im Französischen werden gesprochen j, g, ch!“ Und gar auf pag. 7 unter b: „die englischen Vokale haben als kurze und als lange nicht bloſs verschiedene Lautnuancen, sondern meist verschiedene Klangfarben.“ Das nennt man akustisch-physiologische Aussprachelehre für die Schule!

Doch nicht das akustisch-physiologische Beiwerk des Werkchens ist es, was am meisten zum Widerspruch herausfordert. Dieser Widerspruch richtet sich vielmehr, und zwar recht ernstlich gegen die Konfusion, ja, man möchte sagen gegen die Leichtfertigkeit in der Fassung vieler Regeln, wodurch wiederholt arge Widersprüche mit anderen Regeln entstehen, und, last not least, gegen die zahlreichen Begehungs- und Unterlassungssünden. Das sind Vorwürfe, wie sie schlimmer einem Schulbuche nicht gemacht werden können. Es ist keine Kunst, ein scheinbar klares, übersichtliches, durch seine Einfachheit den oberflächlichen Leser bestechendes Buch zu schreiben, wenn man zuerst mit beneidenswerter Sicherheit Regeln aufstellt, welche alle Wörter einer gewissen Art umfassen sollen, und hernach in Anhängen mit allerhand Ergänzungen und Beschränkungen nachgehinkt kommt, die noch dazu vieles Unbequeme einfach mit Stillschweigen übergehen. Dessen hat sich Herr Z. wiederholt schuldig gemacht.

Die oben erwähnte mangelhafte Fassung seiner Regeln zeigt sich gleich in § 3. Da heifst es: Der Nasenkonsonant n in der Verbindung ng entspricht genau dem in „eng“. Und wie steht es mit dem g darin? Hernach heifst es, in long ist ng Nasenlaut, während in longer g der Kehllaut ist. Dafs der Nasenlaut aufserdem noch bestehen bleibt, wird nicht erwähnt. Herr Z. hätte doch klar aussprechen müssen, dafs ng zuweilen graphisches Zeichen für den reinen nasalen Konsonanten, zuweilen für denselben Laut mit dahinter gesprochenem g ist, und dafs, wenn die Silbengrenze dazwischen fällt, n g getrennt zu sprechen sind.

Die Abschnitte über s sind recht konfus und unzureichend. Als Auslaut der Wörter und Silben, aufserhalb der Flexion, soll s scharf sein: ein so wichtiges Wort wie as aber findet kein Unterkommen in der Regel oder Ergänzung. Dafs von den Adjektiven auf -se, die alle scharfes s haben sollen, die ganze Klasse der Völkeradjektive auf -ese weiches s haben, bleibt verschwiegen. In der Hauptregel steht auch nichts über Verben auf -se; im Nachtrag (§ 31, 2) kommt noch etwas, aber es stimmt nicht ausnahmslos: manche romanische Verben (amuse, confuse, etc.) haben weiches s auch ohne gleichlautendes Substantiv. Über Fälle wie to rehearse, to disperse, bleiben wir trotz Nachtrag im Dunkeln. Die Regel über x, welche in der I. Schmidtschen Schulgrammatik über eine halbe, zum Teil klein gedruckte Seite einnimmt, wird hier in drei ganzen Zeilen abgefertigt, und zwar ohne Nachtrag! To tax kann man nach Herrn Z. richtig aussprechen, nach seiner Regel aber müfsten wir taxation mit weichem x sprechen. Dafs ferner exemplary, examination und andere weiches x haben, kümmert Herrn Z. nicht, oder hätte ihm die hübsche x-Regel unwillkommen verlängert.

Das th ist nach Herrn Z. ein durch ganz loses Anlegen der Zungen-

spitze an den unteren Rand der oberen Schneidezähne „teilweis gehemmtes s“! Also doch wieder das alte leidige s! Wo bleibt da die Lautphysiologie? Aufserdem fehlt ganz, auch in den Nachträgen, dafs with, beneath etc. im Auslaut weiches th haben, dafs zuweilen (wie in oath, mouth etc.) vor dem Plural -s sich das th erweicht, von mehrfachen anderen nicht erwähnten Einzelfällen und Ausnahmen gar nicht zu reden.

Wie vielen anderen macht das englische r auch Herrn Z. Schwierigkeit. Die Scheidung zwischen konsonantischem und vokalischem r ist nicht klar und scharf genug hervorgehoben. Wie das konsonantische r gebildet wird, ist gar nicht ausdrücklich beschrieben. Der betreffende Abschnitt sagt nur, r (pag. 4) ist nicht rollend, wie das mit schwirrender Zungenspitze oder schwirrendem Zäpfchen gebildete r der Deutschen und Romanen. Aus der Angabe, aber, dafs nach Vokalen (sic, ohne Erwähnung der Silben- und Accentverhältnisse!) das r *ohne* Mitwirkung der Zungenspitze zu sprechen sei, können wir schliefsen, dafs konsonantisches r *mit* der Zungenspitze zu bilden ist. Es würde zu weit führen, wollte ich alle Konsequenzen ziehen, die sich aus der Z.schen Fassung der r-Regeln ergeben. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einmal zu vergleichen, was in der Schmidtschen Grammatik über das Vorkommen des konsonantischen und vokalischen r gegeben wird.

Was Herr Z. über die physiologischen Vorgänge bei der Hervorbringung des engl. l mitteilt, mag hier unerörtert bleiben. Nicht glücklich aber ist es, wenn gesagt wird, dafs o durch folgendes l (pag. 4) zu einem dunklen o mit flüchtigem u-Nachklang wird, z. B. old, cold, bold; wie steht es dann mit Wörtern, deren o kurz ist? An anderer Stelle freilich besinnt sich Herr Z. darauf, dafs langes ō im Englischen immer diesen flüchtigen u-Nachklang hat, ganz unabhängig von l (s. pag. 8).

Für die Aussprache besonders der hellen Vokalreihe a—i soll nach Herrn Z. das Vorschieben des Unterkiefers eigentümlich sein (pag. 7). Mir ist davon nichts bekannt.

Ib. wird ä als kurzer Mittellaut zwischen a und ä erklärt. Dahinter steht das deutsche Wort (Katze) in Klammer. Wozu? Soll Katze Beispiel für ä sein?

Ib. unter 3 erfahren wir, dafs Wörter wie care ein nach e geneigtes ä enthalten. Solche Wörter, also hare, care, fare, sollen ferner zweisilbig sein, dagegen wird zwischen diesen und hair, fair etc. der Unterschied gemacht, dafs letztere einsilbig sein sollen. Dafs gelegentlich zweisilbige Messungen von Wörtern wie fire, hare, so z. B. in Shakespeare vorkommen, ist bekannt; dafs aber diese Zweisilbigkeit die Regel sein soll, wird den Fachgenossen neu sein.

Pag. 8 erfahren wir, dafs in pressure und ähnlichen das u der unbetonten Endsilbe den deutschen u-Laut habe. Es ist das kein Versehen, denn an anderer Stelle in dem Buche wird das wiederholt, pag. 20.

Nach pag. 9, § 10, 3 soll das e in -ce und -ge nicht Dehnungszeichen sein. Wie steht es aber in mice, dice, siege etc. Price also ist nach Z. ein geschlossenes Wort, auf pag. 7, c aber heifst es: zu den offenen Silben und Wörtern gehören im Englischen auch hope, note, ebenso gut wie no, so!

Pag. 11: die Regel, dafs a vor l = â (walk) sei, erfährt allerdings einige der nötigsten Einschränkungen, aber Fälle wie balcony, scalp, baldachin finden gar keine Berücksichtigung. Nach pag. 31 enthalten chamber und scarce denselben a-Laut.

In § 12, 2 wird ô als = unserem u in gut beschrieben. Als Beispiel dafür figuriert ganz friedlich who neben wolf und woman. Mit Bezug auf woman heifst es pag. 32 ganz richtig, dafs bosom und woman den kurzen deutschen u-Laut haben. Aber wolf?

In § 16 hätte bei der Besprechung von circuit die abweichende Ableitung circuitous eine Erwähnung verdient.

Auf pag. 15 ist die Beschreibung des engl. ou, ow nicht befriedigend. Es soll aus einer Mischung von â mit u entstehen. Was würde das wohl für einen ou-Laut ergeben? Seite 17 kommt to pursuit vor. Stände nicht der deutsche Infinitiv dahinter, so möchte man an einen Druckfehler glauben. So aber sei daran erinnert, dafs Webster kein Verb to pursuit kennt.

Die Endung -es der fremden, besonders klassischen Eigennamen wird richtig als ēz bezeichnet (pag. 20). Aber Moses gehörte nicht dahin, es lautet mṓziz.

Neu war mir, dafs in hideous, piteous etc. das e rein vokalisch bleiben und nicht zu einem j-laut verschliffen werden soll. Noch neuer aber kam es mir vor (pag. 23), dafs beauty dreisilbig sein soll. Herr Z. bezeichnet es bĕaûty. Auf der letzten Seite (32) freilich besinnt Herr Z. sich und läfst eau in beauty als jotiertes u gelten, ohne jedoch das Frühere zu widerrufen.

Dafs neben again und against (gĕn) auch die gewähltere Aussprache again(st) sehr häufig ist, ja, meines Wissens überwiegt, hätte auch erwähnt werden sollen.

Nach § 28, c sollen alle romanischen Wörter auf der viertletzten Silbe den Ton haben. Herr Z. hat aber selbst erst kurz vorher in § 24 das Beispiel dirĕctory gegeben. Die Regel wird gleich bequem verallgemeinert: alle romanischen Wörter im Englischen auf -ary, -ory, -able, -ible sind auf der viertletzten betont. Ihr Wert aber erhellt aus Wörtern wie complimĕntary, elemĕntary, irascible, respŏnsible.

Das in § 29 über die Betonung englischer Zusammensetzungen Gegebene befriedigt auch nicht. Nach Herrn Z. sollen darin nur dann zwei Accente vorkommen, wenn das Grundwort mehrsilbig ist. Ich verweise mit Bezug auf diesen Punkt auf die Bemerkungen Sweets im Elementarbuch des gesprochenen Englisch, pag. 46.

Zum Schlufs noch ein heiteres Stückchen. In stander-by ist by das Grundwort, stander das Bestimmungswort! So zu lesen bei Herrn Z. pag. 27, als Beispiel für die Regel, dafs Adverbien und Präpositionen in Zusammensetzungen den Ton nur dann haben, wenn sie im zweiten Teile als Grundwort auftreten. — Für eine solche Ergänzung jedes englischen Lehrbuches müssen wir uns doch bestens bedanken.

Berlin. G. Tanger.

Quentin Durward by Sir Walter Scott. Im Auszuge mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. Thiem, Oberlehrer am Realgymnasium in Fraustadt. Velhagen und Klasing 1886.

Die Verlagshandlung bringt auch dieses Jahr eine Reihe von Publikationen englischer Schriftsteller; die Auswahl ist zum grofsen Teil gut getroffen; von den beigegebenen Anmerkungen läfst sich dies nicht durchgehends behaupten.

Ganz wertlos ist in dieser Hinsicht die oben genannte Bearbeitung des schönen Romans Quentin Durward.

Die Anmerkungen fehlen oft, wo sie nötig wären; so hätte die Stelle pag. 33: The eldest and most remarkable of these men (es ist die Rede von Maître Pierre und Tristan) gewifs in zweifacher Hinsicht eine Bemerkung gefordert. Was aber die gegebenen Bemerkungen anlangt, so heben wir zur Charakteristik dieser Leistung einige derselben hervor. Auf zwanzig Seiten finden sich u. a. folgende:

Pag. 28 „hose; pl. hosen", wogegen Webster „hose, pl. hose; formerly hosen."

Pag. 32 lautet eine Anmerkung wörtlich: „to have ... tried mit dem

Particip des Perfekts hinter dem Objekt der Handlung hat die Bedeutung lassen.“ Auf derselben Seite wird halidom als schottisch bezeichnet, als ob es nicht auch englisch gewesen wäre; Webster führt eine Stelle aus Spenser an.

Pag. 33 „My business is indeed to trade in as much money as I can“ sagt der König Ludwig; welchen Sinn soll dies ergeben, wenn man mit H. Thiem „to trade in money“ mit „einwechseln“ übersetzt?

Pag. 36 wäre die höchst fragwürdige Erklärung zu sack besser weggeblieben.

Pag. 38 zu den Worten Quentins: Since I have been in France bemerkt der Herausgeber: „Das Perfekt drückt die Dauer des Zustandes während der unmittelbaren Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein aus.“ Wo steckt nun z. B. in dem Satz: I have been here these twenty years die unmittelbare Vergangenheit? Jede Schulgrammatik hätte den Herrn Herausgeber besser belehrt.

Ebenda sagt er zu varlet, das wohl keiner Bemerkung bedurfte: altfrz. vaslet, valet; als ob nicht auch varlet buchstäblich aus dem Altfrz. genommen wäre.

Auf derselben Seite sagt er: to take a mass = eine Messe hören; mufs da nicht der Schüler glauben, dies sei der gewöhnliche Ausdruck, wie man auch sagt to take a walk? To take a mass mufs in Verbindung gebracht werden mit „in our way“, also: „im Vorbeigehen eine Messe hören.“

Die Erwähnung einer Waldkapelle giebt dem Herausgeber Veranlassung zu folgender Bemerkung: „Saint Hubert, Bischof von Lüttich, Schutzpatron der Jäger, gest. 727 im Kloster Andain in den Ardennen, wo eine Art Jagdhunde, die Hubertshunde, gezogen wurden.“ Was hier die Jagdhunde zu thun haben, ist mir nicht klar; übrigens starb auch der erwähnte Heilige nicht zu Andain, sondern zu Lüttich; seine Gebeine wurden mehr als 100 Jahre nach seinem Tode nach Andain gebracht.

Pag. 40 macht der Herausgeber die Entdeckung: track hiefse „urspr. Huftritt.“

Pag. 43 bemerkt er zu der Stelle: little round loaves (i. e. of white bread) called boules: „boule Kugel, Klofs, auch Brot; das Wort ist französisch und englisch = bowl.“ Also wäre ein Brotkuchen auf Englisch a bowl?

Pag. 44 sagt Scott: So many good things might have created appetite under the ribs of death, d. h. selbst ein Toter hätte noch Appetit bekommen, der Herausgeber meint: under the ribs of death = angesichts des Todes.

Pag. 44. Ganz unverständlich ist die folgende Bemerkung: „Youngster, ein junger Mensch, Springinsfeld. Ursprünglich (?) diente die Endung -ster zur Bildung von Femininen, an deren (?) Stelle im 14. Jahrh. -ss trat, bis schliefslich -ster ganz aufhörte das Geschlecht anzuzeigen. Es (?) existiert noch heute in spinster Spinnerin, alte Jungfrau.“

Pag. 47 wird der Accent von gaberdine zweimal unrichtig gesetzt.

Das Vorstehende wird genügen, um Fachgenossen vor dem Gebrauch dieser Bearbeitung zu warnen; wer Lust hat noch weitere Fehler und Flüchtigkeiten aufzusuchen, findet in dem erwähnten Büchlein deren noch genug. Nur noch ein Beispiel. Pag. 53 macht der Herausgeber zu der Stelle: he would throw down his gage to any antagonist die gelehrte Bemerkung: gage = **gauge (altfranz.)** Fehdehandschuh. — Ob wohl der Herr mit Hilfe seines Wörterbuches herausfinden kann, wie drollig er war!

Vom Englischen und Altfranzösischen, das wird man gesehen haben, versteht der Herausgeber nicht viel; wer sich von seinen Leistungen im Deutschen überzeugen will, findet reichliche Gelegenheit dazu auf pag. 42 und 43, wo besonders der Wechsel der Tempora wohlthuend auf den Leser einwirkt.

Darmstadt. Dr. Hans Heim.

Programmenschau.

Der deutsche Unterricht am Realgymnasium, seine Eigenart und seine Aufgabe. Betrachtungen und Vorschläge von Direktor Dr. W. Münch. Programm des Realgymnasiums zu Barmen 1886. 24 S. 4.

Die reichen Erfahrungen, welche der Verf. in der Abhandlung niedergelegt hat, lassen dieselbe in hohem Grade des Studiums aller Lehrer des Deutschen am Realgymnasium würdig erscheinen. Das Deutsche nimmt in den Schulen keine isolierte Stellung ein, es wird von den anderen Fächern unterstützt. Eine andere ist die Organisation der Realgymnasien als die der Gymnasien; die Rückwirkung der verschiedenen Fächer auf das Deutsche ist dort eine andere als hier; ihnen gegenüber mufs das Deutsche daher eine andere Stellung einnehmen dort als hier. Darum hat der Verf. nur die Realgymnasien im Auge. Wir wollen hier nur kurz die Hauptsätze referieren. — Die Wichtigkeit der Beschäftigung mit den Alten soll nicht geleugnet werden, wenn es sich um geistige Ausbildung handelt; aber reden wir von der Ausbildung des deutschen Stils, so ist die Lektüre antiker Autoren derselben gefährlich, wenn nicht bei dem Fremden das Deutsche selbst einer ausdrücklichen und planmäfsigen Pflege gewürdigt wird; in dieser Beziehung entbehrt das Realgymnasium einer Gefährdung in höherem Grade als das Gymnasium. Ist der Betrieb des Lateinischen im Gymnasium noch mehr oder weniger Selbstzweck, so ist das beim Realgymnasium nicht der Fall; daher ist hier bei der Übersetzung des lateinischen Schriftstellers von Anfang an auf den guten deutschen Ausdruck zu achten. Die Franzosen und Engländer lassen sich viel leichter ins Deutsche übertragen, aber man halte um so mehr auch darauf, jede nichtdeutsche Wendung zu vermeiden; doch die französische und englische Prosa, welche auf Schulen gelesen wird, in ihrer edlen und klaren Darstellung, ist für die Jugend ein nicht genug zu empfehlendes Vorbild. Das vertiefte Verständnis des Shakespeare ersetzt dem Realgymnasium den auch für das Gymnasium wegen der Sprache schwierigen Sophokles. Für das was von den Alten das Realgymnasium nicht im Original lesen kann, bedient es sich der Übersetzungen. Wenn es von Horaz einige Oden im Original liest, so soll diese Beschäftigung nur eine Anschauung des poetischen Typus gewähren, das meiste vom Horaz lehrt es durch Vorlesung vollendeter Übersetzungen kennen. Auch Platos leichtere Dialoge soll so der Schüler kennen lernen, vor allem aber Sophokles, wenn auch diese Übersetzungen keinen vollständigen Ersatz geben. Was der neusprachliche Unterricht von

Litteraturgeschichtlichem bietet, findet eine Verwertung im Deutschen. Von der deutschen Lektüre steht Lessings Laokoon nicht so stark im Vordergrund als der Gymnasialprima (indes warum nicht?), dagegen ist den Realgymnasien die Hamburgische Dramaturgie wichtiger, es macht mit den von Lessing besprochenen Dichtungen bekannter. Indessen die Lektüre soll sich nicht auf die grofsen Klassiker beschränken, sie mufs auch mit hervorragenden Zeitgenossen nicht unbekannt lassen, das Wendtsche Lesebuch bietet eine gute Auswahl; ein planmäfsiger Vorblick in die Hauptgebiete des geistigen Zeitinteresses ist eine würdige Aufgabe des deutschen Unterrichts. Aus der philosophischen Propädeutik sind diejenigen Kapitel der Logik, welche zur konkreten Wissenschaft und zur praktischen Geistesbildung eine nahe Beziehung haben, zu verwerten; das Gebiet des induktiven Beweises fällt dem Realgymnasium bei der grofsen Unterstützung durch die Naturwissenschaften wie von selbst zu. Hat überhaupt der deutsche Unterricht den Stoff anderer Lehrstunden auf seine Art mit zu verarbeiten, so fällt damit die Ansicht derjenigen, welche ihn auf die deutsche Litteratur beschränken wollen. Bleibt diese auch das vornehmste Stoffgebiet, so müssen doch auch die eigenen Übungen der Schüler einen gewissen universellen Charakter haben, das erfordert die centrale Stellung des Deutschen; den verschiedenen Lernstoffen ist also in den deutschen Aufsätzen Rechnung zu tragen. Der Verf. benutzt so die Naturgeschichte schon für Sexta für Beschreibung, verknüpft dann diese mit erzählender Darstellung, warnt dabei vor der beliebten Form des Briefes (doch lassen sich gegen diese Warnung gegründete Einwürfe machen), und steigt auf bis zu den gemütlichen Beziehungen des Menschen zur Tier- und Pflanzenwelt. Aus der Geographie werden Vergleichungen unter bestimmten Gesichtspunkten entlehnt. Aus der Geschichte ist das Kulturhistorische mit zu berücksichtigen, die englische und französische Geschichte heranzuziehen. Auch der Religionsunterricht bietet Stoff, wir haben es da mit ruhig zusammenfassender Darstellung objektiven Stoffes zu thun. Auch das ethische Gebiet nimmt der deutsche Unterricht mit in Anspruch, z. B. das Verhältnis von falscher und echter Freiheit, Selbstgefühl und Selbstverleugnung, falsche und echte Vaterlandsliebe, sittlicher Charakter der Arbeit u. ä.; dem Einwurfe, dafs mit solcher Berücksichtigung anderer Fächer die Schätze der deutschen Litteratur selbst in den Hintergrund gedrängt würden, begegnet der Verf. damit, dafs gerade an die zusammenhängende Lektüre möglichst alles anzuknüpfen sei, dafs besonders durch die Ausbeute der dramatischen Dichtungen gerade die glücklichste Association und Verwirklichung der geforderten Centralstellung erfolgen könne; und wie das etwa möglich sei, zeigt er an Shakespeares Richard II., aus dem er nicht weniger als 67 Themata den Schülern vorlegt. — Auf diese Weise soll das Ziel erreicht werden, dafs durch Überwindung des kühl nebeneinander her dozierenden Fachlehrertums ein wahrhaft organisches Leben in der erziehenden Schule herrsche. Bei alledem hat immer der deutsche Unterricht auf die Art der Verarbeitung des Unterrichtsstoffes sein Augenmerk zu richten, d. h. er mufs die Muttersprache vollständig zu beherrschen lehren. Das Losungswort auch gegenüber der Muttersprache mufs sein: Los vom Buche, Erhebung über die blofse Schriftsprache, freie Übung; noch krankt unser gesamter deutscher Unterricht an zu grofser Abhängigkeit vom Buche. Deutsche Sprechübung in planmäfsiger Pflege mufs einen breiteren Raum einnehmen. Nicht als ob die Kunst des Redenhaltens dem Schulunterricht vorschweben sollte; aber die Schule soll nicht in einem hochmütigen Verhältnis zu berechtigten Forderungen des wirklichen Lebens stehen, und dahin gehört die Fähigkeit leichten, sicheren mündlichen Ausdrucks; das ist kein Zustutzen oder Abrichten.

Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser. Mit einer Karte. Von Direktor Dr. H. Babucke. Programm des Altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg 1886. 9 S. 4.

Herr Direktor Babucke hielt, als er noch Gymnasialdirektor in Bückeburg war, über dies Thema einen Vortrag auf der Herforder Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1881, welcher in dem Jahrbuche des Vereins im Jahrg. 1881 abgedruckt ist; derselbe erscheint hier erweitert. Auf der Entdeckung des Dr. Seelmann fufsend, dafs man hier sagt: „Wat geit mi dat an“, dort in nächster Nähe: „Wat geht mek (mik) dat an“, hat diesen dialektischen Unterschied Herr B. von Ort zu Ort aufs genaueste für die Gegend zwischen Weser und Elbe untersucht, von Dorf zu Dorf, eine genaue Sprachgrenze gefunden, daraus auch interessante Schlüsse für historische Verhältnisse gezogen. Das unumstöfsliche Ergebnis war schon durch die erste Veröffentlichung bekannt; diese zweite in erweiterter Gestalt möge zur Erfüllung eines hier geäufserten Wunsches beitragen. Während der Verein für niederdeutsche Sprachforschung im nordwestlichen Deutschland, auch nach seines Begründers und ersten Vorsitzenden A. Lübben Tode, immer mehr an Ausdehnung gewinnt, zählt er in Ostpreufsen, welches ihm dieselbe Teilnahme zuwenden sollte, nur zwei Mitglieder; möge er also unter den vorzugsweise berufenen Lehrern an den höheren Anstalten durch diesen Aufsatz zahlreiche Propaganda machen.

Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Mit zwei Sprachkarten. Von Benno Haushaltner. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 1886. 50 S. 4.

Die Abhandlung ist eine Beantwortung der von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft gestellten Aufgabe; sie wurde mit dem Accessit ausgezeichnet. Sie zeugt von den umfassendsten Forschungen; der Verf. hat nicht blofs die bisherige Litteratur gründlich untersucht, sondern, da diese wenig sichere Anhaltspunkte bot, zahllose Nachfragen bei kompetenten Beurteilern in dem ganzen weiten Gebiet, welches ihm vorlag, von Kreis zu Kreis, von Stadt zu Stadt angestellt; aber er hat damit sich nicht begnügt, sondern hat auch ebenso umfassende Studien in den Urkunden der Vergangenheit gemacht, um den früheren Bestand der Sprache in den einzelnen Gegenden zu erkennen. Alle diese Forschungen sind schwierig, der Übergang von dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche ist nicht immer leicht zu fixieren; diejenigen, welche Auskunft geben sollten, sahen in einem mundartlich verdorbenen Hochdeutsch, was ihnen Plattdeutsch galt, oft ein niederdeutsches Gepräge. Hier galt es mit peinlicher Akribie voranzugehen. Auch die nächsten Vorgänger des Verf. boten ihm keine Gewähr, so ist unter anderen auf der neuesten Andreeschen Karte die Grenze in der Provinz Brandenburg gar nicht übereinstimmend mit den jetzigen Sprachverhältnissen. Die Aufgabe der Jablonowskischen Gesellschaft, eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Grenzen zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen östlich der Elbe voranzuschicken und die Darstellung des gegenwärtigen Bestandes dieser Grenze anzuschliefsen, scheint der Verf. glücklich gelöst zu haben. Die Ergebnisse sind in zwei Karten mit den Grenzen des früheren und des jetzigen Bestandes übersichtlich dargelegt. Die Resultate der umfangreichen Abhandlung sollen hier in aller Kürze mitgeteilt werden.

Von der Mündung der Saale bis zur anhaltischen Landesgrenze bildet jetzt die Elbe die Sprachgrenze zwischen Nieder- und Hochdeutsch, das letztere dringt von Südosten vor; bei Wittenberg, welches jetzt ganz hochdeutsch ist, dehnte sich das Niederdeutsche früher viel weiter südlich. In der Provinz Brandenburg ist der Kreis Jüterbogk noch heute niederdeutsch, ebenso der Kreis Zauch-Belzig. Der Kreis Teltow ist hochdeutsch, aber im 16. Jahrhundert wurde noch ganz in der Nähe von Berlin niederdeutsch gesprochen. Der Kreis Beeskow-Starkow ist jetzt ganz hochdeutsch. Im Kreise Lebus war Stadt Müncheberg einst niederdeutsch, Bistum und Land Lebus von vornherein hochdeutsch, jetzt ist der ganze Kreis Lebus hochdeutsch. Stadt Frankfurt a. O. war schon im 14. Jahrh. überwiegend hochdeutsch, die Umgegend noch im 15. Jahrh. gemischt, jetzt nur hochdeutsch. Die Kreise Ost- und Weststernberg, zuerst niederdeutsch, wurden schon früh hochdeutsch. Im Kreise Westhavelland hört um 1500 das Niederdeutsche auf Geschäftssprache zu sein, jetzt findet es sich noch auf dem Lande, weicht aber dem Hochdeutschen. Dasselbe gilt vom Kreise Osthavelland. Berlin war zu Ende des Mittelalters eine völlig niederdeutsche Stadt, die jetzige Mundart kann ihren niederdeutschen Ursprung nicht verleugnen; um den Ausgang des 15. Jahrh. hatte das Niederdeutsche durch den Einfluſs des Hofes aufgehört in Berlin Geschäftssprache zu sein. Im Kreise Niederbarnim wird auf dem Lande noch plattdeutsch gesprochen, das Hochdeutsche dringt aber auch da vor. In dem früher niederdeutschen Kreise Oberbarnim ist in den Städten das Hochdeutsche, auf dem Lande das Niederdeutsche vorherrschend. — Die Neumark hat keine Spur polnischen Wesens angenommen, ist immer gut niederdeutsch geblieben, wie aus den Kreisen Königsberg, Landsberg, Soldin, Friedeberg, Arnswalde berichtet wird; nur von Lebus her dringt das Hochdeutsche vor. In der nördlichen Zone der Provinz Brandenburg, in den Kreisen West- und Ostpriegnitz, Ruppin, Templin, Angermünde, Prenzlau ist das Niederdeutsche wenigstens auf dem Lande unbestritten herrschend. — Von der Provinz Posen ist der fünfte Teil, der nördliche, nach Osten sich verbreitende Strich, schon bei der ersten Teilung Polens preuſsisch geworden und kommt allein in Betracht; in diesem mit niederdeutsch redenden Kolonisten besetzten Strich hat sich die niederdeutsche Sprache in breiteren Schichtungen auf dem Lande abgelagert. Südlich der Netze war schon seit Ende des Mittelalters das Hochdeutsche ansässig, dies stammt von dem Schlesischen ab. Bis an und über die Netze drängt sich das Polnische zwischen das Deutsche, eine Grenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch läſst sich in der Provinz Posen nicht festsetzen. In Westpreuſsen ist die herrschende Sprache die niederdeutsche; in den Städten wird hochdeutsch meist gesprochen, niederdeutsch aber verstanden; vielfach kommt auf dem Lande auch noch das Polnische vor, wird teilweis auch in den Städten gesprochen; eine Sprachgrenze zwischen Nieder- und Hochdeutsch existiert in Westpreuſsen nicht. Ostpreuſsen verhält sich ähnlich wie Westpreuſsen. Der Süden der Provinz ist zu einem Viertel polnisch mit Ausnahme in den Städten und um dieselben; ganz im Osten lebt auch das Litauische. Aber inmitten von niederdeutschem und nördlich von polnischem Sprachgebiet kommt eine gröſsere zusammenhängende hochdeutsche Sprachinsel vor; es ist der Süden des Ermlandes, während in und um Frauenburg, Braunsberg, Mehlsack, Rössel, Bischofstein niederdeutsch gesprochen wird; das Hochdeutsche umfaſst die Städte Wormditt, Heilsberg, Gutstadt und Seeburg und ihre Umgebung, welche von Schlesien aus bevölkert wurden, und wird das Breslauische genannt; die Mundart ist noch jetzt, wenn sie auch einige preuſsische Eigentümlichkeiten angenommen hat, als eine schlesische erkennbar.

Die deutschen Sprachinseln in Österreich. Von M. Gehre. Programm der Realschule zu Grofsenhain 1886. 67 S. 4.

Die umfangreiche, auf den genauesten Nachforschungen beruhende Abhandlung hat für die Statistik, Geographie, Kulturgeschichte die höchste Bedeutung; den gesamten deutschen Schulvereinen kann sie nicht genug empfohlen werden. Sie hat aber auch für unsere Zeitschrift Interesse; sie bietet nämlich zahlreiche Dialektproben aus den zur Besprechung kommenden Gegenden. Wir gedenken noch jetzt mit ironischem Lächeln der Aufregung des Jahres 1848, als die grofsdeutsche Partei uns mit den slavischen Brüdern, die uns nur als Mausefallenhändler bekannt geworden waren, zu einem Grofsreiche von 80 Millionen vereinen wollte; mit Schmerz aber gedenken wir all der Unbill, welche durch ein trauriges politisches System über unsere deutschen Brüder gekommen ist. Welche schwere Einbufse das deutsche Element in Österreich erfahren hat, welche grofse Gefahren ihm noch drohen, so dafs aller Eifer nötig ist, das rücksichtslos überflutende Slaventum aufzuhalten, was in den einzelnen Bezirken besonders notwendig ist, lehrt diese Schulschrift aufs gründlichste. Die Anordnung ist diese: 1. die deutschen Sprachinseln in Böhmen; diese zerfallen in a) die deutsche Sprachinsel von Budweis, b) von Pilsen, c) von Prag, d) von Böhmisch-Aicha, e) von Sehndorf-Weska bei Pardubitz, f) die deutschen Minderheiten in den tschechischen Mittel- und Kleinstädten Böhmens. — 2. Die deutschen Sprachinseln in Mähren; a) von Iglau, b) das Schönhengstler Land, c) von Wachtl und Deutsch-Brodek, d) von Olmütz, e) von Austerlitz-Wischau, f) von Brünn, g) deutsche Minderheiten in den tschechischen Orten Mährens. — 3. Die deutschen Sprachinseln in Österreichisch-Schlesien. — 4. Im südlichen Steiermark. — 5. In Krain und Istrien. — 6. In Galizien. — 7. In der Bukowina; in diesem letztgenannten Lande ist gottlob die Lage des deutschen Elements noch eine recht günstige, in der Hauptstadt Czernowitz sind die Schulen zum gröfsten Teile deutsch; in der Bukowina bestehen drei Ortsgruppen des Wiener Schulvereins, in Galizien nicht eine einzige. In neuerer Zeit haben sich fast überall die Deutschen in Österreich zu gröfserer Energie zusammengethan, sie sind auf sich selbst angewiesen, sie bedürfen überall der moralischen und thatsächlichen Unterstützung von den Angehörigen des Deutschen Reiches. Fast überall sind die deutschen Lehrer in unserem Interesse thätig, von der Geistlichkeit läfst sich nicht dasselbe rühmen.

Der Satzbau im Heliand in seiner Bedeutung für die Entstehung der Frage, ob Volksgedicht oder Kunstgedicht. Von Fr. Peters. Programm des Gymnasiums zu Schwerin 1886. 26 S. 4.

Die Forschungen von Grein und Windisch haben durch das Ergebnis, dafs der Dichter gelehrte Kommentare (vgl. auch G. Keintzel im Progr. von Sächsisch-Regen 1882) gebraucht hat, schon die Ansicht Vilmars umgestofsen. Syntaktische Untersuchungen von R. Bechstein haben das Resultat, dafs der Heliand kein Volksgedicht, sondern ein Kunstepos sei, bestätigt. Vorliegende Abhandlung, ins Einzelste eingehend, begründet diese Ansicht noch mehr. Die Stützen derselben sind: der bedeutende Umfang der hypotaktischen Konstruktion, das häufige Vorkommen von Anakoluthen, sowie der Parenthesen ganz im Gegensatz gegen die älteren kleinen Denkmäler des Althochdeutschen, ferner die Trennung eines Substantivs von dem dazu gehörigen Adjektiv, wodurch eine künstliche Verwickelung des Satzgefüges entsteht, ebenso die vielfache Trennung

von dem dazu gehörigen Genetiv. Kunstmäfsig sind auch die stilistischen Mittel, um die Schönheit der Diktion zu heben, das Überspringen von der hypotaktischen Konstruktionsweise auf die Anwendung mehrerer kürzerer, aufeinander folgender Hauptsätze zur Verstärkung der Lebendigkeit. Die übergrofse Häufigkeit der Reimbrechung setzt eine gröfsere Menge früherer Kunstpoesie voraus. Die asyndetische Gegenüberstellung zweier Hauptsätze zum Zwecke der Hervorhebung eines Gegensatzes weist ebenfalls auf die Kunstmäfsigkeit hin, wie auch die ziemlich zahlreichen Satzanaphoren in mannigfacher Form und der Parallelismus mehrerer aufeinander folgender Sätze und der zur Erregung der Aufmerksamkeit und des Interesses des Hörers dienende Chiasmus; die ungemein häufigen Chiasmen bei den verschiedensten Satzteilen sind vom Verf. sorgfältig zusammengestellt. Neben anderen bezeichnenden Eigentümlichkeiten ist die Variation, die Neigung, die an sich klaren Ausdrücke durch Hinzufügung eines Synonyms zum Zweck der stilistischen Ausschmückung der Diktion zu variieren, in ihrer Massenhaftigkeit ein Beweis für die spätere Abfassungszeit des Heliand nach einer längeren Entwickelung der Kunstpoesie; es liegt uns im Heliand keinesfalls ein Volksgedicht vor, sondern die Nachblüte einer bereits überlebten Kunstperiode.

Einfluſs des französischen Rittertums und des Amadis von Gallien auf die deutsche Kultur. Von W. Seibt. Programm der Adlerflychtschule zu Frankfurt a. M. 1886. 50 S. 4.

Die Abhandlung mufste wegen Raummangel abgebrochen werden, sie soll später vollständig veröffentlicht werden. Sie ist sehr weitläufig angelegt und berührt viele Punkte, welche dem Thema fern liegen, oder welche bekannt sind. Es genüge hier auf den Amadisroman einzugehen. Die Amadisfabel kam von ihrer Heimat Wales nach Nordfrankreich, dort ausgestattet nach Spanien. Der spanische Ritterroman des Montalvo wurde auf Befehl des Königs Franz I. von Nicolas de Harberay ins Französische übersetzt; der spanische Roman Montalvos war vor 1470 beendigt, doch gab es in Spanien schon 1350 einen Amadis. Kein Ritterroman war so beliebt wie der Amadis, von dem Strafgericht über die Bücherei des Don Quixote wurde er ausgenommen. Ein grofser Verehrer der Amadisromane war König Heinrich III. von Frankreich. Eine deutsche Übersetzung erschien zu Frankfurt 1569. Unter den Übersetzern der späteren Teile ist Fischart (1572) hervorzuheben. Grimmelshausen und Opitz erwähnen den Roman lobend; gegen denselben aber erhoben ihre Stimme Logau und Andreas Heinrich Buchholtz, der bekannte Romanschriftsteller.

Über Boners Fabeln. Von R. Gottschick. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg 1886. 32 S. 4.

Der um Boner hochverdiente Verfasser hat hier eine Reihe neuer Ergebnisse seiner Forschungen mitgeteilt, namentlich über die Reihenfolge und den inneren Zusammenhang der Fabeln. Gegen die gewöhnliche Annahme, dafs Boner sein Werk vor 1340 abgeschlossen habe, weil der Herr von Ringgenberg, dem es gewidmet ist, 1340 gestorben ist, ist die Ansicht ausgesprochen, der Schlufs des Gedichtes sei nach dessen Tode gedichtet. Diese Ansicht wird als irrig nachgewiesen, es hat also Boner sein Werk vor 1340 abgeschlossen. Die Frage, ob die Fabeln nicht in der handschriftlich überlieferten Reihenfolge abgefafst seien, wird dahin beantwortet, dafs die bestehende Reihenfolge richtig sei. Hinsichtlich

der Sprache Boners bestätigt sich die Ansicht F. Pfeiffers, dafs dieselbe von der rein mittelhochdeutschen abweiche und die altschweizerische Mundart in ihrer naturwüchsigen Gestalt zeige. Vor der völligen Ausarbeitung seines Gedichtes hat Boner die Einleitung mit kurzer Andeutung des Inhalts und Zweckes niedergeschrieben. Der Verf. geht dann zur Erklärung der Fabeln und zum Nachweis des Zusammenhanges zwischen den einzelnen über. Richtig ist also die handschriftliche Folge; das ist aber so zu verstehen, dafs Boner nicht in der Folge der Handschriften seine Fabeln gedichtet, sondern dafs er nach Vollendung der einzelnen Fabeln absichtlich Umstellungen vorgenommen und die jetzt bestehende Anordnung bewerkstelligt hat. Es sind oft nur einzelne stark hervortretende Begriffswörter, welche ihn bewogen, zwei Fabeln zusammenzustellen; was im einzelnen sorgfältig nachgewiesen wird. Nachdem Boner zuerst die Fabeln des Anonymus zu Grunde gelegt hat, wird Avianus die Quelle, mit B. 91 endigen die Avianfabeln. Gerade bei diesen Avianfabeln für sich fand er die Gruppenbildung nicht vor, daher nahm er hier fremde Stücke hinzu und stellte so auch gegen Ende seines Werkes vielfach den Zusammenhang her. So verschiedenartig also auch die Quellen waren, schuf Boner durch die Anordnung ein einheitliches Werk und widmete darauf dasselbe mit Vorwort und Schlufswort seinem Gönner, dem Herrn von Ringgenberg. Nicht etwa die Apologi Aviani genannte Prosaauflösung der Fabeln Avians, sondern Avian selbst ist Quelle für 22 Fabeln Boners gewesen. Das Lob, welches sonst Boner für den Inhalt seiner Fabeln gespendet ist, hat W. Scherer bedeutend abgeschwächt. Demselben gegenüber hebt der Verf. die sittlichen Lehren Boners hervor, die Bekämpfung alles lügenhaften Wesens und eitlen Scheines, der Heuchelei, Verleumdung, der Bestechlichkeit der Richter, der Unbescheidenheit, knechtischer Gesinnung, Unwahrheit u. s. w. Seine Beliebtheit verdankte Boner auch seiner Darstellungsweise, der volkstümlichen Rede, der klugen Benutzung von Sprichwörtern. Eine gröfsere Zahl der letzteren stellt schliefslich der Verf. zusammen.

Über die Freiberger Bibelhandschrift nebst Beiträgen zur Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung. Von M. Rachel. Programm des Gymnasiums zu Freiberg 1886. 22 S. 4.

Bei dem lebendigen Interesse der Gegenwart für die Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzungen, denen man waldensischen Ursprung beizulegen geneigt ist, war es wohl angezeigt, auf die Freiberger Handschrift, welche mit dem wichtigen Codex Teplensis nahe verwandt ist, genauer einzugehen. Im wesentlichen stimmen beide mit der ersten gedruckten vorlutherischen Bibel überein. Die Handschrift zählt 312 Blätter, die Schrift ist die des 14. Jahrhunderts, es sind sämtliche Bücher des Neuen Testaments darin enthalten, es fehlt nur der Schlufs des Johannesevangeliums und der Anfang des Römerbriefes. In die Bibliothek ist es in der Zeit zwischen 1652 und 1684 gekommen. Proben des Textes teilt der Verf. mit. Die Handschrift enthält von anderer Hand Verbesserungen, wieder von einer anderen Randbemerkungen, welche veraltete Ausdrücke durch neuere ersetzen, also sprachlich wichtig sind; diese Zusätze stimmen gröfstenteils mit dem Texte der späteren Bibelübersetzungen überein, die abweichenden aber mehrfach mit einer Hamburger Handschrift, über welche ebenfalls hier eingehend berichtet wird; genauer erfahren wir daraus, dafs die Hamburger Handschrift aus einer der Bibeln IX bis XII (die vorlutherischen Bibeln sind klassifiziert) abgeschrieben worden ist. In der Sprachform stimmt die Freiberger

Handschrift mit der Tepler, beide weisen eine entschieden mitteldeutsche Mundart auf. Hinsichtlich der schwebenden Streitfrage über den waldensischen oder nichtwaldensischen Ursprung der Tepler Handschrift spricht sich über die Freiberger der Verf. dahin aus, dafs die äufsere Beschaffenheit derselben keinen Grund zu einer Vermutung waldensischer Herkunft darbiete, ein innerlich-waldensischer Charakter auch nicht genügend nachgewiesen sei. Die Abhandlung, auf welche hier nicht näher einzugehen ist, hat für diejenigen, welche sich mit der Geschichte der deutschen Bibeln beschäftigen, grofsen Wert.

Bemerkungen aus dem Zeitalter der schönen Wissenschaften. Von H. Meyer. Programm des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster. Berlin 1886. 29 S. 4.

Unter dem Zeitalter der schönen Wissenschaften versteht der Verf. die Periode, welche der nationalen Entwickelung der deutschen Dichtkunst voraufging, indem man damals seit Batteux alle Bestrebungen auf dem Felde der Poesie, Beredsamkeit, Ästhetik so bezeichnete. Die Bemerkungen des Verf., welche von ausgedehnter Belesenheit zeugen, halten sich nicht am Alltäglichen und eröffnen neue Gesichtspunkte über die Litteraturgeschichten hinaus. Der Name der schönen Wissenschaften, sagt der Verf., ist erst durch Kants Nachweis, dafs es keine Wissenschaft des Schönen und keine schöne Wissenschaft gebe, für immer beseitigt. Der grofse Leibnitz ist wohl an die Spitze der Hofpoeten gestellt, indes nicht in seinen Poesien liegt die Bedeutung Leibnitzens für die Anbahnung einer künstlerischen Auffassung der Welt, sondern in der Tendenz seines Wirkens und seiner Lehre, indem seine mächtige Persönlichkeit die Geister aufrüttelte und sein System Gegenstand des Nachdenkens bei allen tiefer angelegten Naturen wurde. Seine Weltanschauung blieb dem deutschen Gemüt gegenüber dem ausländischen Skepticismus sympathisch. Daher wird er gefeiert von Mendelssohn und Uz. Er weist der Schönheit einen höheren Wert zu, der Kunsttrieb erscheint als eine Vorstufe des moralischen Wollens, ohne dafs ihm die Phantasie entzogen wurde. Schon durch seine „unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ ist er ein Beförderer der deutschen Bildung geworden. Sein Einflufs auf die Dichtkunst wird in der folgenden Zeit von Lessing und Winckelmann anerkannt, seine Einwirkung auf die Entwickelung der Ästhetik zeigt sich bei Bodmer, der Ästhetiker Baumgarten knüpft an Leibnitz an, und Baumgarten wurde hochgeschätzt von Winckelmann und Herder. Wenn die Kunstrichter von der Dichtkunst moralische Belehrung erwarteten, so konnten sie sich auf Leibnitz berufen; eine Menge solcher Aussprüche aus jener Zeit teilt der Verf. mit, von Weifse, Gefsner u. a., vor einer überfliegenden Phantasie wird immer gewarnt, von den Alten wird Pindar immer gepriesen, ist aber nicht bekannt, Homer ohne Einflufs, der Ästhetiker Meier tadelt seine „utopischen Erfindungen“, obgleich er sonst „nicht so tadelnswert“ sei. Man kannte viele alte Schriftsteller, aber beurteilte sie nach dem Geiste der Gegenwart. Das Ideal dieser Dichter war beschränkt, die Leidenschaft mufs höchst vernünftig sein, die Vermeidung jeder Aufregung, das ist ihre Tugend. Es fehlt ihnen die Individualität aus Mangel an Mut, sie beugen sich vor der vornehmen Welt, einer originalen, volkstümlichen Litteratur können sie nicht gerecht werden, wie wurde Shakespeare beurteilt! Die immer gepriesene Natur ist eine charakterlose Landschaft, Roussean hatte die Natur diesen Männern noch nicht entdeckt. Auch die Geschichte des eigenen Volks war ihnen noch verschlossen, vom germanischen Altertum hatte man die

wunderlichsten Vorstellungen, Kelten und Germanen waren ein Volk, die Scythen unsere Vorfahren, Brennen heifsen bei Ramler u. a. die Preufsen nach dem gallischen Heerführer, die Goten galten nicht blofs Gottsched als Erfinder des Reims, die wiederentdeckten mittelhochdeutschen Dichter hiefsen immer die schwäbischen Barden; Opitz war ihnen noch immer der grofse Opitz; der eine aber pries den anderen als Begründer einer neuen Ära. Erst nach und nach fing man an, dem Poeten einen höheren Wert unter den Menschen beizulegen. — Der Verf. hebt im Anhange aus dem, was die Ausdrucksweise dieser Zeit uns veraltet erscheinen läfst, hervor die uns so auffällige Wahl der Adjektive (z. B. angenehm, zärtlich, munter, witzig) und das Vorherrschen der passiven Participien (bestrahlt, bedornt, betaut, bepurpert), wodurch die Dichtersprache unkräftig wird. — So weit der Verf., dem man für die anregenden Mitteilungen danken mufs. Aber nicht jederman wird der gelegentlichen Bemerkung zustimmen, dafs es schädlich auf die Bildung einwirke, dafs auf der Schule fast ausschliefslich (was aber nicht einmal der Fall ist) von deutscher Prosa Lessing gelesen werde, schädlich darum, weil bei diesem die Kritik überwiege, noch dazu eine auf verschollene Theorien sich beziehende Kritik, und sein Stil Manier sei. Manier, man mufs den Begriff festhalten; darf man Lessings Stil Manier nennen? Und ist nicht auch gerade für die Entwickelung des Stils die Behandlung des Laokoon musterhaft empfohlen worden? Und dafür will der Verf. Klopstocks prosaische Abhandlungen „von der Sprache der Poesie“ u. a., weil sie sinnreich, anregend, einfach geschrieben seien, der Jugend bieten; das Experiment wird manchem gefährlich dünken. Ebenso bedenklich erscheinen die Sätze, mit denen der Verf. die Abhandlung schliefst, deren Tragweite er selbst nicht angegeben hat. Alle litterarischen Erscheinungen, behauptet er, denen Dauer zu teil geworden sei, hätten sich im Gegensatz zum Altertum gebildet; zwar knüpften auch Goethes und Schillers Dichtungen vielfach an das Altertum an, aber nur das was von eigenem Geiste in ihnen sei, werde sie aufrecht erhalten; äufsere historische Verbindungen hätten die Dichter mit dem Altertum verknüpft, diese habe man falsch, obschon sie von ihnen innerlich überwunden seien, für das schaffende und „bildende“ Element in ihnen angesehen, so sei in ästhetischer Absicht eine künstliche Wiederbelebung des Altertums entstanden, die uns hindere zu werden was wir sind. So sei es gekommen, dafs wir noch jetzt im Zeitalter der schönen Wissenschaften stehen (soll heifsen: dafs uns noch jetzt der Sinn für die Wirklichkeit und der Entschlufs zur Selbständigkeit abgehe, wir noch nicht Menschen und Individuen seien). Aus diesem unklaren Zustande habe sich bis jetzt nur ein Mann durch die geniale Energie seiner Natur emporgerungen, Richard Wagner.

Moses Mendelssohn. Eine Schulrede. Von Direktor Dr. Bärwald. Programm der Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. 1886. 14 S.

Zur Feier des hundertjährigen Todestages Moses Mendelssohns sind viele Schriften erschienen. Unter ihnen verdient die vorliegende nicht übersehen zu werden. Sie geht nicht sowohl darauf aus, den Einfluss Mendelssohns auf die deutsche Litteratur zu würdigen, sie will vielmehr seine dauernde Bedeutung für seine Glaubensgenossen darstellen. Und das ist ihr besonderer Wert, dafs die Verehrung für M., welche den Verf. beseelt, auf eine ungemein wohlthuende Weise sich in diesem Vortrage ausspricht; die Wärme des Gefühls, welche bei dem Philosophen alle seine verstandesmäfsigen Deduktionen durchdringt und ihn uns so sympathisch macht, klingt in dieser Abhandlung wieder, so dafs wir einen unmittelbaren Schüler Mendelssohns zu hören glauben.

Zu Goethes Tasso. Von Direktor Dr. Wittich. Programm des Realgymnasiums zu Kassel 1886. 26 S. 4.

Der Verf. giebt zuerst einen Auszug aus dem Aufsatz O. Speyers im Neuen Plutarch von 1884 über den historischen Tasso, und wendet sich dann zu Goethes Gedicht. Er will zeigen, worin Tassos Schuld liege. Den Grund findet er richtig in seiner Naturanlage; die Schuld steigert sich zu mafsloser Subjektivität, zur Verstellung. Der Verf. ist mit der Litteratur über das Gedicht bekannt, er schliefst sich mit Recht an das treffliche Werk von Eysell an. Er bekämpft einzelne irrige Charakteristiken gut; aber es ist doch wohl mehr ein Kampf gegen Windmühlen; solche Verkehrtheiten, gegen die der Verf. zu Felde zieht, haben sich überlebt. Tassos Subjektivismus spiegelt sich besonders in dem Worte ab: „Erlaubt ist was gefällt." Das erinnert an die Verse Herders, Terpsichore 67 (Bd. 27. Suphan): Neronen singen während dem Brande Roms:

„Erlaubt ist was beliebet." Mein König singt:
„Nur was erlaubt ist, das beliebt mir."
Königen auch ist erlaubt nicht alles.

Giebt es da wohl irgend einen Zusammenhang zwischen Goethes Tasso und Herders Terpsichore?

Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel. Von Oberlehrer Hesse. Programm des Neustädter Realgymnasiums zu Dresden 1886. 37 S. 4.

Die Bedeutung des Goethe-Schillerschen Briefwechsels hervorhebend, bemerkt der Verf., dafs derselbe noch immer nicht genug benutzt sei, und zeigt zunächst, wie nach demselben einzelne Bemerkungen in Eckermanns Gesprächen u. a. zu berichtigen seien; dann wählt er aus demselben alles, was sich auf das Theater bezieht. Er giebt aber nicht blofs Citate, sondern eine fortlaufende Schilderung der dramatischen Thätigkeit beider Dichter, überall das einflechtend, was aus anderen Quellen über dieselbe bekannt ist, so dafs wir eine zusammenhängende Darstellung erhalten. Eine fleifsige Benutzung des biographischen Materials ist der Arbeit nicht abzusprechen.

Über den vermeintlichen Wechsel in Schillers Ansicht vom Verhältnis des Ästhetischen zum Sittlichen. Vom ord. L. Howe. Programm des Realgymnasiums zu Dirschau 1886. 31 S. 4.

Der Verf. geht auf alle philosophischen Schriften Schillers von Anfang an ein, und erläutert seine Bemerkungen durch Bezugnahme auf Stellen im Briefwechsel mit Körner und kommt zu dem Resultat, dafs sich in der That in den ethischen Ansichten Schillers auch durch die Beschäftigung mit Kant nichts geändert habe. Nach wie vor steht bei Schiller die Moral auf derselben unverrückbaren Höhe, und da, wo ihre Reinheit Schaden nehmen könnte, überträgt er ihr durchaus die alleinige Herrschaft, aber wo es ohne Nachteil für unsere höchste Bestimmung angeht, nimmt er unsere Glückseligkeit in Schutz, welche er, ausgehend von der wünschenswerten Freiheit aller unserer Triebe, in die innige Harmonie unserer sinnlichen und moralischen Natur setzt. Und die Änderung, welche sich in seinen Ansichten wahrnehmen läfst, betrifft einzig und allein das Verhältnis der Schönheit zu dieser Harmonie unseres Charakters. Während anfangs die Harmonie unserer beiden Naturen ihm die Schönheit nur möglich zu machen scheint, indem sie nur die

sinnlichen Bedingungen des Schönen erfülle, kommt er dahin, dafs die Vereinigung von Vernunft und Sinnlichkeit gerade den Begriff des Schönen ausmache, dafs in der Schönheit der Mensch sich seiner Freiheit bewufst werde und zugleich sein Dasein empfinde. Die Schönheit erhält in ihrem Verhältnis zur sittlichen Bestimmung des Menschen eine höhere Stellung als früher; sie ist durch Erzeugung des ästhetischen Zustandes unsere zweite Schöpferin geworden, und der Theorie nach haben wir nur nach der höchsten Schönheit zu streben, weil wir dadurch zugleich die höchste Sittlichkeit erreichen werden; im praktischen Leben werden wir allerdings den reinen ästhetischen Zustand nie erreichen.

Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre. II. Von Herm. Unbescheid. Programm der Annenschule (Realgymnasium) zu Dresden-Altstadt 1886. 44 S. 4.

Der erste Beitrag 1884 erläuterte an der Hand von G. Freytags Technik an Schillers Dramen die Entwickelung der dramatischen Handlung bis zum Höhepunkte; der zweite bringt in gleicher Weise die Besprechung der fallenden Handlung. Es ist aber aufser auf Freytag auch auf F. Vischer u. a., besonders auch auf H. Düntzers Erläuterungen Bezug genommen. Die einzelnen Abschnitte der fallenden Handlung werden an allen Schillerschen Dramen aufs genaueste dargelegt, der Lehrer wird mit Nutzen diese Analysen durcharbeiten. Eine andere Frage ist, ob es möglich ist, d. h. ob die Zeit gewonnen werden kann, in solcher Ausführlichkeit die Dramen in der Schule zu behandeln, und ob, falls die Frage bejaht wird, der Nutzen für die Gesamtbildung des Schülers so grofs sein werde, wie der Verf. annimmt. Der Verf. giebt einen Kanon derjenigen Werke, welche in den drei oberen Klassen zu behandeln seien; unter den drei Klassen scheinen die beiden Primen und Obersekunda verstanden zu sein. Besonders seien die klassischen Dramen zu wählen, aber diese nicht ausschliefslich. Neben vielen anderen Werken des Mittelalters werden erwähnt Tristan und Isolde, dann aus dem Beginn der neueren Zeit das Narrenschiff Seb. Brandts, die Schildbürger, das Faustbuch, weiter Klopstocks Messias ganz oder in gröfseren Partien, zu besprechen auch Klingers Sturm und Drang, und Zwillinge, von Goethe u. a. Wilhelm Meister, dagegen nicht Faust; von Kleist drei Dramen. Da sind alle Romantiker, Uhland und alle späteren übergangen. Sollen sie alle unerwähnt und unbeachtet bleiben, oder alle auf den früheren Stufen abgemacht sein? Auch Shakespeares ist nicht gedacht. Diese Bedenken sollen aber den Ref. nicht abhalten, die fleifsige Abhandlung nochmals zu empfehlen.

Zur Feier deutscher Dichter. Von Direktor K. Strackerjan. 19. Abend: Heine und Lenau. 20. Abend: Freiligrath. Programm der Ober-Realschule zu Oldenburg 1886.

Die schöne Sitte der Ober-Realschule zu Oldenburg, an zwei Abenden im Winterhalbjahr durch Vorträge von Gedichten durch Schüler, Gesänge und durch eine einleitende Rede des Direktors die Schüler und ein zahlreiches Publikum mit den jedesmal nach bestimmter Reihenfolge ausgewählten Dichtern bekannter zu machen, als sie gewöhnlich auch unter den Gebildeten zu sein pflegen, und dadurch den Sinn für ein höheres Geistesleben in der Bevölkerung zu fördern, besteht noch immer fort und ist wohl allgemein bekannt. Die ausgewählten Gedichte der Überschrift nach und die die Dichter charakterisierenden Ansprachen des Leiters werden in den Schulprogrammen mitgeteilt; schon wiederholt ist auf die feinen Charakteristiken im Archiv hingewiesen. Auch die in diesem Heft

gegebenen Charakteristiken liest man mit Vergnügen. Mit Recht stellt der Verf. trotz einiger Einwendungen Freiligrath hoch. Erfrischend ist das entschiedene Urteil, welches, neben der Anerkennung der hohen dichterischen Begabung Heines, der Verf. über dessen seltene Charakterlosigkeit fällt. Es ist uns heute fast unbegreiflich, wie einstmals die „Reisebriefe, Italien, Deutschland u. a." mit solchem Behagen gelesen werden konnten; jetzt widert uns die cynische Witzhascherei, die zudringliche Frechheit, die gespreizte Eitelkeit neben der höchst oberflächlichen Bildung, das Prahlen mit hellenischer Gesinnung bei dem ganz vaterlandslosen Manne so an, dafs wir mit Widerwillen das Buch zuschlagen, und wir beklagen es, dafs sein Einflufs sich auch noch jetzt verspüren läfst, nicht blofs in einzelnen ordinären Witzblättern, sondern in ganzen Klassen der Halbbildung. Der Verf. stimmt in seinem strengen Urteile über Heines Frivolität mit Scherer überein; es hätte noch schärfer ausgedrückt werden können.

Lenaus Albigenser und die Quellenschriften. Von P. Krüger. Programm der Luisenstädtischen Ober-Realschule zu Berlin 1886. 28 S. 4.

Die sehr fleifsige und sorgfältige Abhandlung geht auf die Quellen sowohl wie auf die Abweichungen des Dichters ein. Hauptquelle über die Albigenserkriege ist des Peter von Vaux-Cernais Historia Albigensium; der Verf. war Zeitgenosse; er schliefst mit dem Tode Simons von Montfort, für den er leidenschaftlich eingenommen ist, wie feindselig gegen dessen Widersacher. Die zweite Quelle ist das gleichnamige Werk des Wilhelm von Puylaurens, auf demselben kirchlichen Standpunkt, in Einzelheiten nicht so zuverlässig; die dritte die Chanson de la croisade contre les Albigeois; die vierte eine prosaische Bearbeitung der letzteren, aber öfters von ihr abweichend. Wie verhält sich zu diesen Quellen Lenau? Was zuerst die Streiter der Kirche betrifft, so ist im ganzen die Person Innocenz' III. so gefafst, wie die Geschichte ihn darstellt. In der Schilderung des Legaten Peter von Castelnau schliefst sich Lenau an die Hauptquelle, weicht aber ab in der Erzählung von dessen Ermordung; das vom Bischof Fulco Erzählte flofs auch aus der Hauptquelle, so wie auch die Erzählung vom Abt Amalrich, dem Mittelpunkt des Kreuzzugs. Die im Gedichte hervortretenden Eigenschaften des Simon von Montfort, kriegerische Tüchtigkeit, Frömmigkeit, Habsucht, Ehrgeiz, wilde Grausamkeit, sind geschichtlich überliefert. Was zweitens die Ketzer und ihre Freunde angeht, so erwähnt der Dichter Hauptpunkte ihrer Lehre, so wie sie die katholischen Schriftsteller der Zeit darstellen; aber die pantheistische Anschauung und die Gesinnung der Toleranz ist unhistorisch. Den Grafen Raimund VI. von Toulouse beurteilt er wie Peter von Vaux-Cernais, mit dem andere Quellen nicht übereinstimmen. Der Graf von Foix erscheint ebenso wie bei Peter viel schlimmer, als er sonst dargestellt wird; es scheint, als ob der Dichter einen recht düsteren Eindruck habe hervorrufen wollen. Unter den Schirmherren der Ketzer ragt hervor Roger von Beziers, katholisch, bei Lenau aber Ketzer; sein tragisches Geschick ist teils nach der Chanson, teils nach der prosaischen Bearbeitung derselben erzählt. Die Einzelheiten aus dem Leben des Ritters Hugo von Alfar sind sämtlich von Lenau erdichtet. Dafs die Troubadours als Gegner des Kreuzzugs dargestellt werden, stimmt mit der Geschichte überein. So viel läfst sich über Lenaus Quellen festsetzen. Wir wissen, dafs er auf dieselben Ende 1837 oder Anfang 1838 von dem Romanisten Ferdinand Wolf aufmerksam gemacht wurde.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Zu Scotts Marmion.

Anhangsweise zu meinem Artikel im Archiv Bd. LXXVI, S. 211 f. möchte ich einige Stellen in der (übrigens alles Lobes würdigen) Marmion-Ausgabe von Professor Sachs (Weidmann 1880) besprechen, was mir um so nützlicher scheint, je leichter die Angaben gerade eines so namhaften Gelehrten ungeprüft auch da als richtig können hingenommen werden, wo sie es zufällig einmal nicht sind.

Canto III, St. 23: Yet arms like England's did he wield, Alike the leopards in the shield etc.

„Der Leopard und das Einhorn sind die Schildhalter des englischen Wappens, das jetzt für England, Schottland und Irland Rose, Distel und Klee, und die Devise ... Honni soit ... wie die des blinden Böhmenkönigs ... ‚Ich dien' trägt etc." Dazu ist zu bemerken: 1. Von Schildhaltern können die Worte „leopards in the shield" nicht verstanden werden; auch sachlich verbietet sich diese Auffassung; übrigens steht leopards im Plural. 2. Ein Leopard ist nie Schildhalter am englischen Wappen gewesen. Das Wappen des vereinigten Königreiches (nicht „das englische") zeigt als solche einen Löwen und ein Einhorn, letzteres wegen Schottlands, da das frühere schottische Wappen (s. u.) zwei solche Tiere als Schildhalter hatte (Abbildung bei James Browne, History of the Highlands, Edinb. 1826). 3. Rose, Distel und Kleeblatt gehören nicht zum offiziellen Staats- oder königlichen Wappen (Abbildung Lodge, Peerage 1844), sondern sind als „nationale Embleme" (so z. B. Webster) zu bezeichnen, welche nur auf den Zweischillingstücken (florins) in den Ecken zwischen den ins Kreuz gestellten Wappenschildern eine Art staatlicher Anerkennung gefunden haben. 4. Das wirkliche Wappen der englischen Könige zeigt seit Heinrich II. in rotem Felde drei goldene laufende Löwen, Köpfe en face (Gules, 3 Lions passant gardant Or), vorher seit Wilhelm I. zwei solcher „roiall Beasts" (Guillim), welche von manchen als Leoparden angesehen werden. J. Yorke, The Union of Honour 1640. Vgl. Uhland, Die Jagd von Winchester. Scott scheint auch für die Zeit Eduards I. (denn von diesem ist in unserer Stelle die Rede) die Wappentiere als Leoparden zu deuten. Jetzt sind es ganz unzweifelhaft Löwen, wie an den Mähnen und der Schwanzquaste zu sehen, welche Guillim, Heraldrie (1611), nach Upton, Liber de Armis, als das unterscheidende Kennzeichen — auch des heraldischen Löwen — angiebt, während er beim Leoparden aufser dem Fehlen derselben gefleckte Oberfläche verlangt. Yorke giebt dieselbe Zeichnung, nur auf zwei Exemplare reduziert, schon

bei den Königen vor Heinrich II. Eduard III. fügte diesem Wappen auf quadriertem Schilde die französischen Lilien bei und die Umschrift honi (so bei Yorke) soit qui mal y pense. Dies noch von Elisabeth geführte kombinierte Wappen vereinigte Jakob I. mit der Harfe Irlands und dem roten Löwen Schottlands. Dafs ein solcher und nicht die Distel das eigentliche Königswappen Schottlands war, sagt W. Scott selbst Marm. IV, St. 28: „Where, in proud Scotland's royal shield the ruddy lion ramped in gold" (lion rampant = aufrecht stehender L.). Auch Prof. Sachs sagt zu III Intr.: das schottische Wappen hat einen aufgerichteten Löwen. Die Lilien sind bekanntlich seit dem Frieden von Amiens 1802 weggefallen. Das Motto „Ich dien" führt nicht das Wappen des Souveräns, sondern nur das im wesentlichen gleiche des Prinzen von Wales, dagegen zeigt ersteres aufser der Umschrift honni soit etc. noch die Unterschrift Dieu et mon droit.

C. II, St. 4: Black was her garb, her rigid rule Reformed on Benedictine rule.

„Benedikt von Nursia gründete 529 den Benediktiner-Orden ... Das Kleid der Mönche war schwarz, daher heifsen sie zum Unterschiede von den meist White Friars genannten Cisterciensern die Black-Friars." Es ist ganz wahr, dafs Benediktinermönche (wie die vom Dichter beschriebenen Nonnen) sich schwarz kleiden; und dennoch sind die Blackfriars nicht die Benediktiner. Wenngleich das Wort friar im weiteren Sinne von Mönchen jeder Art stehen mochte (Webster), so beschränkte sich sein Gebrauch vorzugsweise auf die Bettelmönche (Green, Short Hist.). Man sehe, wie verschieden Chaucer den Monk und den Friar (ohne nähere Angabe der Orden) schildert. Black Friars nannte man, nach ihrer ebenfalls schwarzen Kleidung, die Dominikaner; s. Green, Short Hist., p. 145: the Black Friars of Dominic, the Grey Friars of Francis. — White Friars nannte man die Karmeliter (Webster, Diction. unter Friar).

C. I, St. 1: The battled towers, the donjon keep.

Anm.: „Keep ist Gewahrsam." Es scheint vielmehr eine Burg im allgemeinen, vielleicht auch deren festesten Teil (donjon) insbesondere zu bedeuten: „Of the old baronial keeps many had been shattered by the cannon of Fairfax and Cromwell, and lay in heaps of ruin, overgrown with ivy. Those which remained had lost their martial character, and were now rural palaces of the aristocracy. The moats were turned into preserves of carp and pike" etc. Macaulay, Hist. I, 285. — Donjon erklärt Sachs zwar richtig als „massiven Hauptturm", hätte aber nicht hinzufügen sollen: „II, 602 schreibt es Scott dungeon." Denn dies, obwohl etymologisch dasselbe, ist praktisch ein von donjon verschiedenes Wort und bedeutet einen unterirdischen Kerker: „from that dire dungeon, place of doom, of execution too, and tomb", sagt der Dichter; übrigens kommt dungeon schon II, 315 (Str. 17) vor, wo der Raum als ein tiefliegendes Gewölbe beschrieben wird.

Zu V, 1017 (Str. 34): „bei Floddenfield" ist ungefähr, als ob wir sagen wollten „bei Lechfeld, bei Marchfeld". Der Ort heifst Flodden, und Flodden Field ist das Schlachtfeld bei Flodden; also müfste man wohl sagen „bei Flodden", oder etwa „auf Floddenfield".

Zu V, 107 (Str. 5): trews sind nicht „eine Art Hosen", sondern Strümpfe, welche von unten bis zur stärksten Stelle der Wade reichen. Wenn weiter der Kilt oder Fillibeg als ein „von der Hüfte bis über die Knie reichender faltiger Rock" erklärt wird, so wird mancher Leser das so verstehen, als ob dies Kleidungsstück die Knie bedeckte. Da das nicht der Fall, so wäre etwa „bis oberhalb der Knie" der Deutlichkeit wegen vorzuziehen. Zu belted plaid wäre eine Erklärung wohl wünschenswert. Der claymore VI, 160 (Introd.) wurde zwar ursprünglich mit beiden Händen geführt, seit dem Aufkommen der Tartsche aber

mufste der Krieger die linke Hand für diese frei haben, und die Schwerter wurden, wie S. Johnson in seiner Reisebeschreibung sagt, entsprechend kleiner angefertigt. Da es nun V, Str. 5 heifst: „a studded targe they wore", so ist das ebenda erwähnte broadsword, obzwar „of unwieldy length", doch nicht als Zweihänder zu denken. Auch in der Schlacht bei Maida 1806 werden die Bergschotten ihren claymore (= broad oder big sword) nicht mit beiden Händen geschwungen haben. Ob übrigens brand (III, Str. 3) für Schwertklinge wegen der „geflammten Form" der letzteren gebraucht wird? Diese Form war doch wohl nicht sehr häufig, die Benennung brand ist dagegen bei Dichtern sehr gewöhnlich. Ich möchte lieber an das Blitzen, Funkeln einer blanken Klinge denken. Ein Feuerbrand (Tizona) hat doch keine geflammte Form, also nicht darin, sondern in dem Leuchten, dem Glanz liegt das tertium comparationis.

Wo mag Prof. Sachs gehört haben, dafs Argyle (VI, Str. 26) „geil oder djeil" gesprochen werde? Das zweite „credat Judæus Apella!" Zu IV, Introd. hätte angemerkt werden sollen, dafs „the melancholy Jaques" bei Shakespeare so, und nicht Jacques, wie bei Scott, geschrieben wird. Clackmannan und Savern (S. 149, 94) sind für Clackmannan und Severn verdruckt; bei dem dreimaligen „Pertshire" (S. 58, 110, 211) statt Perthshire möchte man fast unbewufste Einwirkung der „neueren Orthographie" annehmen, wenn nicht das Buch schon 1880 erschienen wäre. Sonst sei noch breran statt brecan (S. 76), world statt wold (S. 181), leagues statt leaguer (S. 151) erwähnt. S. 61 bedeutet quarry nicht „Jägerrecht", sondern Wild. Schaw oder shaw C. I, Str. 13 ist nicht nur schottisch, sondern auch altenglisch. „Gaillard he was, as goldfinch in the shaw", Chaucer. — 'gainst, 'mid etc. S. 65 ist nicht Apokope, sondern Aphäresis; (richtig S. 11) — wenn es denn einmal etwas Griechisches sein soll. Dafs Prof. Sachs einige etymologische Bemerkungen giebt, kann ich nur billigen und stimme mit der bei vielen Pädagogen jetzt feststehenden Verwerfung solcher Winke nicht überein. Dafs die englische Sprache mit der deutschen und französischen verwandt ist, soll dem Schüler m. E. nicht nur bei Wörtern wie sheep, calf — mutton, veal, wo er es selbst finden kann, sondern auch in einer Reihe von Fällen klar werden, wo er zwar der Belehrung bedarf, für dieselbe aber auch Verständnis haben kann. Wie könnte man Anmerkungen wegwünschen wie die zu IV, Str. 11, dafs Massy More „durch Volksetymologie" aus dem span. (ursprünglich arabischen) mazmorra, Kerker verderbt sei (mit Vergleichung von belfry und gooseberry); oder dafs limner von enlumineur kommt? Ich erwähne ferner als von Sachs erklärt die germanischen Wörter athwart, buxom, churl, gossip, imp, linstock, nostril, raid, seneschal, throe, weed, wimple, wraith; und die romanischen aisle, broil, caitiff, clerk, curfew, donjon, giust, gout, gules, limbo, malison, minstrel, mystery, paramour, pelf, pilgrim, portcullis, quaint, roundelay, shrieve, sire, sirloin, tocsin, vail. Solche Nachweise — im einzelnen mag man ja verschieden auswählen und hier und da einen Fehlgriff thun (wie ich selbst mich dessen in Bezug auf guide, guider in Lady of the Lake schuldig bekenne: s. Regels sonst freundlich anerkennende Rec. im germ.-rom. Litteraturblatt 6. Februar 1886; of might halte ich jedoch auch jetzt noch für einen Qualitätsgenitiv), aber im ganzen bin ich überzeugt, dafs solche Nachweise geeignet sind, den Unterricht für Primaner interessanter und bildender zu machen, und würde mich freuen, wenn die unbedingten und unerbittlichen Gegner und Verächter jeglicher Schul-Etymologie ein wenig mit sich handeln liefsen. Nicht genug ist bis jetzt dies Hilfsmittel auch zum Verständnis geographischer Namen und zur Belebung des geogr. Unterrichts gewürdigt; s. Progr. der höheren Mädchenschule zu Kassel 1886, Abhandl. von G. Coordes. M. Krummacher.

Zu Schillers Kampf mit dem Drachen.

Der Pfalzgraf und Kurfürst Ottheinrich erzählt in seinem, im Geh. Hausarchiv zu München befindlichen Tagebuch bei Gelegenheit seiner Reise ins heilige Land (1521) die nachfolgende Geschichte, in welcher wohl die älteste Version der von Schiller aus Vertot genommenen Sage erhalten ist:

„Mann sagt unns in dieser Insel Rodis sein ein mahlestatt zwischen Rodis unndt Vilerno dem Schlofs, ist jetz zu unser lieben Frauwen genant Malapasson, dafs ist zum bössen weg, alda vorzeiten ein gyftiger wurm oder Trach sich enthalten hat, unndt vonn Im sein viel Leuth in der Insel, so davor gewebert, hochbeschädigt worden, davon diesse molstatt uff diesen Tag Malapasson genannt ist, defshalb ein Ritterbruder Frantzosischer nation gemeinen nutz gelibt, In gedacht diessen Tracken umzubringen, denn Grofs Maister gebeten, Ihm diesen wurm zu bestreiten zu vergünnen, dafs Ihnen der Grofs Maister abschlug, diesser guten Meinung kein Ursach des Ritters that gegem wurm zu sein, dann diesser wurm vonn einem Menschen umbracht oder vertilgt werde ohnahmbar wor; dieweil nun den Ritter solich Künheit zu vollbringen nit vergunt vom Grofs Maister werden mocht, Zog er stillschweigent hin In Frankreich, bestellt Ihm ein Pferdt unndt 2 starck Hundt, die übet er taglich, liefs ein Tracken Haut molen, die legt er etwan dick uff ein Kalb oder ander lebendig Thier unndt hetzt die zwey Hundt doran unndt reut mitt seim Pferdt solchen gemachten Trachen zu stechen ane unndt liefs solche Hundt denn Trachen zureissen unndt fressen; dafs trieb er stets ahn, domit dafs er dafs Pferdt wohl begegnen unndt die Hundt freuwdig und begierig zu machen, dornoch er über lang gen Rodis zog mit seim obgemelten Pferd unndt zwey Hunden nicht sich annehment über ein Zeit denn Grofs Maister wieder angesprochen umb erlaubnufs diessen wurm zu bestreiten, dafs es Ihm aber vom Grofs Maister abgeschlagen, wardt er trauwrig unndt über etlich Tag dornoch rüst er sich heimlich mitt sein Pferdt, Hundt und Harnasch sambt allem er zu solchem seinem fürnehmen vonnöthen ware, gantz stillschweigent, zu diessem wurm, do gerithe Ihm sein anschlag, die Hundt fielen den Tracken freuwdig ahn unndt rissen sich mitt dem wurm, dafs der Ritter zu einem guten Stich kam, domit er den wurm erdot, danoch schnitt er ein Stück vonn seiner Zungen zu einem Wahrzeichen unndt that sein Harnasch wieder aufs unndt saget niemandt nicht davon, ging er wieder heimb, legt sich nieder, wann er schwach wardt vonn Vergifftung des Trachens. Nach etlichen Tagen kam ohngefehrlich ein Grich aufs der Statt Rodis auff diesse molstatt, fandt den Todten wurm, der den Leuthen so viel schaden thon hott, unndt alfs wieder in die Statt kam unndt höret in ein tag oder drey Kein Geschrei dovonn oder sich niemants diesser wolthat berümen, fuget er sich zum Grofs Maister unndt berümbt sich, er hat den Trachen umbracht, begehrt defshalb einer ehrlichen Verehrung, vom Grofsmaister verehrt wardt; als nun diesser Grich berümte den vorbemelten Ritter fürkam, fügt er sich zum Grofs Maister, zaigt ihm ane, dafs der Grich sein berühmen denn Trachen erdot ohnbillig thät, denn er hett es gethan, unndt der Grich nit, unndt dieweil er solches ohnerlaubt gethan hat, begehrt er ann Grofs Maister das zu verzeihen, aber wolt dem Ritter nitt verzeihen, sondern nam Im das † unndt legt Ihn gefangen, Auch strofft er denn Grichen seines falschen Berümens. Ueber etlich Zeit starb der Grofs Maister, do wehlten die Ritterbrüder diessen gefangenen Bruder, gaben Ihm sein † wieder umb dieser unndt andern wohlthat, so er by unndt Im Orden gethan hott; diesser gefangen Riterbruder zu Grofs

Maister erwehlt, hat fürther die Zeit seines Lebens wohl regiert unndt ist der dritt oder viert Grofs Maister gewessen, dieweil Rodis dies Ordens gewesen ist, Gott geb Ime unndt unnfs seligkeit, Amen."

Direktor Salzer.

Sprachliche Kleinigkeiten.

(Aus der Tageslitteratur.)

1. In öffentlichen Blättern findet man öfter Ankündigungen in folgender Form: Nächsten Mittwoch wird Herr X. sprechen über: „Der Friede von Tilsit" — oder: Vortrag des Herrn Y. über: „Der französische Krieg von 1870 und 1871" und ähnliches. Weshalb man diese Form wählt, ist leicht zu erkennen. Man will das Thema des Vortrags ganz unabhängig von dem übrigen Satze, gleichsam wie eine Überschrift hinstellen. Man wird aber zugeben müssen, dafs jene Ausdrucksweise unserem Sprachgefühl widerstrebt. Vorzuziehen ist jedenfalls: Herr X. wird sprechen über „den Frieden von T." oder Vortrag des Herrn Y. über „den franz. Krieg von 1870 und 1871." — Auch giebt es ja noch mancherlei andere Wendungen für dieselbe Sache: Herr X. wird sprechen über folgendes Thema etc.; — Mittwoch Vortrag des Herrn Y.; Thema: „Der franz. Krieg von etc. etc."

2. Seltener, aber auch noch weniger zu billigen sind Ausdrücke wie: Zu verkaufen ist ein Grundstück „am Breiteweg" oder „am oberen Ende der Langestrafse" u. a. Man macht allerdings mit Recht einen Unterschied zwischen „Breiteweg oder Langestrafse" (als untrennbaren Eigennamen) und „der breite Weg, die lange Strafse"; allein auch im ersteren Falle wird man doch sagen müssen: am Breitenwege, am oberen Ende der Langenstrafse. Man vergleiche das deutsche die Langeweile, der Langenweile oder das lat. respublica, reipublicæ.*

3. Eine sehr auffallende Zusammenstellung, bei der man, wenn sie nicht so häufig vorkäme, in Versuchung wäre, an einen Druckfehler zu denken, ist: „Aus (in) aller Herren Länder statt aus (in) aller Herren Ländern." In einer Zeitung heifst es: „Es finden sich hier Leute zusammen aus aller Herren Länder"; desgl. a. a. Stelle: „Sie stehen in Verbindung mit Leuten aus aller Herren Länder." Weshalb hier die Abhängigkeit von der Präp. aus sprachlich nicht zur Geltung kommen soll, ist schwer einzusehen. Will man sich vielleicht berufen auf Ausdrücke wie: „Ein Gewicht von 40 Pfund, eine Länge von 100 Fufs, eine Breite von 5 Zoll" u. s. w.? Hier ist allerdings weder der Numerus noch der Kasus zum Ausdruck gebracht, allein dieser letztere Sprachgebrauch hat mit jenem Falle durchaus nichts zu thun.**

4. Auf einem argen Mifsverständnis beruht ein anderer Sprachgebrauch, der sich freilich bei einem guten Skribenten nicht finden wird. Weil man sagt „sich befinden", so glaubt man auch „sich befindlich" sagen zu dürfen oder zu müssen. In einem Kalender d. J. findet sich folgende Stelle: „Hochwürdiger Herr, Sie sehen hier drei in gröfster Verlegenheit sich befindliche (statt sich befindende) Personen."

---

* Dafs gegen die Schreibung „Küstrinerstrafse, Toldinerstrafse statt Küstr. Strafse, Toldin. Strafse nicht viel einzuwenden ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

** Auffallen könnte vielleicht eine kleine Inkonsequenz in Beziehung auf den letzteren Fall. Man sagt durchgängig: Eine Länge von 3 Metern, ein Gewicht von 10 Centnern u. s. w., nicht: eine Länge von 3 Meter, ein Gewicht von 10 Centner, was doch dem Obigen analog wäre.

5. Eine nicht zu empfehlende Marotte der modernen Journalistik ist die Verbindung von „nachdem“ (postquam) mit dem Ind. Imperfecti: Nachdem er das that; nachdem er in die Heimat zurückkehrte u. s. w. statt nachdem er das gethan hatte, nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war etc. — Es läfst sich nicht leugnen, dafs unser Plusquamperfekt schwerfälliger ist als das Imperfekt, aber wo der Sinn in Betracht kommt, kann die gröfsere Schwerfälligkeit allein nicht den Ausschlag geben.*

Landsberg a. W. A. W.

Franz Branky, Professor an der K. K. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien, hat soeben eine Denkschrift zur Säkularfeier des im Jahre 1786 von Kaiser Joseph II. gegründeten Civil-Mädchen-Pensionats erscheinen lassen, welche in anziehender Darstellung viel allgemein Interessantes bietet und namentlich über die Entwickelung und Vervollkommnung des fremdsprachlichen Unterrichts in Österreich genauen Einblick gewährt. Der geschätzte Verfasser weist am Schlusse seiner Arbeit in eingehender Weise die Erfolge und die Leistungsfähigkeit der Anstalt nach.

* Es kommt allerdings vor, dafs gewisse Verbalformen ihrer Schwerfälligkeit wegen vermieden werden. Dahin gehört namentlich das sogenannte Fut. exact. Nur ein Pedant wird sagen: „Wenn ich nach Hause gekommen sein werde, will ich dir das Buch übersenden“, sondern einfach: „Wenn ich nach Hause gekommen bin“, oder auch wohl mit Anwendung des Präsens: „Wenn ich nach Hause komme.“ Anders liegt die Sache freilich im Lateinischen, wie jeder Tertianer weifs.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Schuchardt, Romanisches und Keltisches. Gesammelte Aufsätze. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk. 50 Pf.

G. Mayer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk.

Dr. Englich, Die französische Grammatik im Gymnasium. Bemerkungen über Inhalt, Umfang und Unterricht. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

Grammatik.

H. Schuchardt, Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker. (Berlin, Oppenheim.) 80 Pf.

A. Cuppers, Die Laut- und Flexions-Verhältnisse der alt-, mittel- und neuhochdeutschen Sprache, in ihren Grundzügen dargestellt. (Düsseldorf, Schwann.) 1 Mk.

F. H. Henschel, Darstellung der Flexionslehre in John Barbours Bruce. Ein Beitrag zur Kenntnis des Altschottischen. (Leipzig, Fock.) 75 Pf.

M. Sohrauer, Kleine Beiträge zur altenglischen Grammatik. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 20 Pf.

J. Leciejewski, Der Lautwert der Nasalvokale im Altpolnischen. (Wien, Gerold.) 2 Mk. 50 Pf.

Tito Zanardelli, Traité comparé de prononciation italienne. (Brüssel, Selbstverlag des Verf.)

Lexikographie.

Deutsches Wörterbuch von J. und W. Grimm. VII. Band. 8. Lfrg. Bearbeitet von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

A. Orain, Glossaire patois du département d'Ille-et-Villaine, suivi de chansons populaires. (Paris, Maisonneuve.) 10 fr.

Litteratur.

Walther von der Vogelweide, Textausgabe von W. Wilmanns. (Halle, Waisenhaus.) 2 Mk. 40 Pf.

Berlin und Lessing, Friedrich der Grofse und die deutsche Litteratur. Von Xanthippus. (München, Heinrichs.) 1 Mk.

Zu Goethes Tasso. (Progr. d. Realgymn. in Kassel.)

H. Henkel, Das Goethesche Gleichnis. (Halle, Waisenhaus.) 1 Mk. 60 Pf.

W. Heinemann, Goethes Faust in England und Amerika. Bibliographische Zusammenstellung. (Berlin, Hettler.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Düntzer, Goethes Maskenzüge. In ihrem Zusammenhange dargestellt und erläutert. (Leipzig, Wartig.) 4 Mk.

H. Düntzer, Schillers Demetrius, erläutert. (Leipzig, Wartig.) 2 Mk.

Alwin Schmidt, Über das Alexanderlied des Alberic von Besançon und sein Verhältnis zur antiken Überlieferung. (Bonn, Behrendt.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Knobloch, Die Streitgedichte im Provençalischen und Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

A. Jacquet, La vie littéraire dans une ville de province sous Louis XIV. (Paris, Garnier frères.)

Corneille, Le Cid. Nouvelle édition, avec toutes les variantes, une notice sur la pièce, un commentaire historique, philologique et littéraire et l'analyse du drame de Guillem de Castro, la Jeunesse du Cid, par Gustave Larroumet. (Paris, Garnier frères.)

Principaux écrits, relatifs à la personne et aux œuvres, au temps et à l'influence de Denis Diderot ou Essai d'une bibliographie de Diderot par le Dr. Antoine von Br. v. H. (Amsterdam.)

H. Gröhler, Über Richard Ros' mittelenglische Übersetzung des Gedichtes von Alain Chartier: „La belle dame sans mercy." (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

O. Mertius, Robert Greene und the play of George-a-Greene, the pinner of Wakefield. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

A. R. Frey, Shakespeare and alleged Spanish Prototypes. (New-York.) 4 S.

A. Morgan, Digest Shakespeareanae, being a topical Index of printed matter relating to W. S. or the S. plays and poems. Part I A.—F. (New-York.) 78 S. 4. 5.

H. H. Vaughan, New Readings and New Renderings of Shakespeare's Tragedies. Vol. 3. (London, Paul.) 12 sh. 6 d.

W. Shakespeares sämtliche Werke übersetzt von Schlegel und Tieck. Englisch-deutsche Parallel-Ausgabe. 33. u. 34. Lfrg. (Leipzig, Schäfer.) à 60 Pf.

Selections of American humour in prose and verse. (Leipzig, Grefsner & Schramm.) 3 Mk.

Goethe und Freidank als Interpreten Dantes, namentlich seiner 3 L. von H. v. L. (Kl., Demjén, k. Univers.-Buchhdlg.) 1 Mk. 50 Pf.

Dante Alighieri. La divina commedia voltata in prosa col testo a fronte, per cura di Mario Foresi. (Firenze, Salani.)

Hilfsbücher.

Klopstock. Der Messias. Im Auszug als Schulausgabe herausgeg. von O. Frick. (Berlin, Hofmann.) 1 Mk. 40 Pf.

K. Kaiser, Précis de l'histoire de la littérature française. (Jena, Bufleb.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Zapp, Nouveaux exercices de langues modernes d'après la méthode naturelle (sans grammaire et sans traduire). T. I. Français. (Berlin, Cronbach.) 2 Mk.

A. Ricard, Aide-mémoire de la conjugaison des verbes français et irréguliers. 2 Tabellen. (Pr. Neugebauer.) 20 Pf.

E. Nader und A. Wurzner, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. (Wien, Hölder.) 4 Mk. 80 Pf.

C. Th. Lion, Elementar-Grammatik der italienischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauch. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.

P. Rasmussen, Der perfekte Däne. Eine Anleitung zum Erlernen des Dänischen. (Berliner Verlagsanstalt.) 80 Pf.

Der germanische Lichtgott Balder

und der heilige Johannes.

Ein Beitrag zur deutschen Sagenforschung.

Von

Adalbert Rudolf.

Wenn wir in eine ferne Vergangenheit unseres Volkstums zurückblicken, so wird unser Herz erfreut im Hinblicke auf die *sittlich-ernste Anlage des Germanentums*, welches vom Schicksal auserlesen war, die alte Welt über den Haufen zu werfen und einer ganz neuen Welt seine unauslöschliche Spur aufzudrücken. Bereits Horatius hebt die mit Einfachheit gepaarte *Sittenreinheit* der als Urgermanen zu erkennenden Skythen und Gethen hervor gegenüber der Verderbtheit und Verkommenheit des auf dem Gipfel der Bildung stehenden Rom. So verfährt auch Tacitus mit unseren Altvorderen, indem er durch die Schilderung ihres unverdorbenen Wesens, ihres gesunden, lebenskräftigen Volkstums entgegen der Überbildung und sittlichen Fäulnis des grofsen Römertums seinen Landsleuten mahnend ein Tugendbild aufstellt.* Wie herrlich klingen z. B. die Ruhmesworte für uns: „Dort (bei den Germanen) lacht niemand des Lasters“ und vor allem: „Es entspricht nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Wände einzuzwängen oder von ihnen Bilde mit menschlichen Zügen zu machen; Wälder und Haine sind ihre Weihtümer, und unter dem Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart.“

* Dafs hier nicht plumpe, absichtbewufste Lobhudelei spricht, geht zur Genüge daraus hervor, dafs der Römer die Deutschen durchaus nicht *durchgängig* als rühmliche Vorbilde hinstellt, sondern neben ihren Tugenden auch bedeutende entwürdigende Fehler hervorhebt.

Wohl waren auch die Götzen der Germanen unvollkommene, gebrechliche Machwerke einer kindlich-beschränkten Einbildungskraft. Aber wo wäre das nicht gewesen? und wo ist es nicht der Fall? Hand aufs Herz: Sind unsere christlichen Götzen, welche in der sogenannten Dreieinigkeit vorgeführt werden, und ist vor allem das katholische Heiligengötzentum viel besser? Die Menschheit in grofsen Zügen bleibt sich ewig gleich mit ihrem Ringen, Streben, Denken, Hoffen und Glauben und mit ihrem — Irren. Gotterwählte Menschen oder gar Völker hat es nie und nirgend gegeben, und alle vorgeblichen unmittelbaren Offenbarungen einer göttlichen Macht sind eine Gotteslästerung. Die Natur ist das grofse Buch mit sieben Siegeln! Wer wagt die Siegel zu lösen? wer glaubt Kraft in sich, das Offenbarungsbuch zu lesen? ... So wollen wir auch die kindlichen Glaubensansichten unserer noch rohen Altvorderen mit mildem, wohlwollendem Urteile bedenken. Jedenfalls kann man das von vornherein dreist aussprechen: Ganz entgegen den meisten Völkern damaliger Zeiten, auch entgegen den hochgebildeten Griechen und Römern und entgegen den vormosaischen Juden, hatten sie im Verhältnis reinere, gesundere Begriffe sich geschaffen.*

Unsere Heidengötter, wie diejenigen aller Völker waren lediglich gleichsam höher hingestellte, veredelte Menschen. Besonders bestimmt ausgesprochen ist dies in unseren Glaubenssagen dadurch, dafs die Götter nicht einmal Unsterblichkeit besafsen.

* Es bedarf kaum einer Erörterung, wie thöricht die noch hier und da vereinzelt auftretende Ansicht ist, dafs die sogen. germanischen „Götter“ nur ein Machwerk von Betrügereien, ein künstliche Nachahmung fremder, besonders griechischer Gottheiten seien, wie die vielfachen Ähnlichkeiten darweisen sollen. Derartige hirnverbrannte Beurteilungen richten sich selber. Jakob Grimm sagt: „Mir widersteht die hoffärtige Ansicht: das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreulicher Barbarei. Jedem Volk ist Glaube an Götter notwendig wie die Sprache!“ — Man hat dem der Natur so zugethanen Volke der Deutschen vorgeworfen, dafs es nicht einmal für die „Natur“ ein eigenes Wort habe. Aber der Grund dieses Mangels reicht in die älteste Urzeit zurück. Eine unleiblich gedachte „Natur“ kannten unsere Vorfahren nicht: Allüberall herrschte das Walten einer Gottheit oder eines geistigen Wesens. Aus diesem Zustande des Gefühles haben wir uns auch bis jetzt nicht herausreifsen können, und es spricht sehr zu unseren Gunsten, dafs wir für das *Fremdwort* „Natur“ keinen geeigneten Ersatz finden können.

Eine bedeutende Langlebigkeit war ihnen zwar gewährt; aber schliefslich erliegen sie dem Schicksal und gehen zu Grunde. So sind unsere Gottheiten auch sonst allseitig mehr oder weniger mangelhaft, der Zeitlichkeit unterworfen. Nicht Allgegenwart, nicht Allmacht, nicht Allwissenheit war ihnen aus sich eigen; aber unsere Vorfahren im Gefühle und in der Erkenntnis dieses Bedürfnisses bemühten sich, den heiligen Göttern durch Zuerteilung von Aufsendingen annähernd die der hohen Würde der Göttlichkeit unentbehrlich erscheinenden Eigenschaften zu gewährleisten. Betrachten wir kurz, wie z. B. die Allwissenheit versinnlicht war:

Wuotan (nordisch: Odhinn), d. i. der Alldurchdringende, der oberste Gott der Germanen, Allvater, welcher u. a. den Beinamen *Ans* (nord.: As, d. i. „Säule" der Welt) führt und der Stammvater unserer Götter, der Ansen (Asen), ist, ward einäugig gedacht, was ursprünglich aber so zu verstehen war: Der Gott besitzt thatsächlich zwei Augen, die grofsen Weltlichte Sonne und Mond, welche er abwechselnd gebraucht, während je das andere Auge ruht und geschlossen ist;* so sieht er Tag und Nacht alles und waltet aller Dinge. — In der Götterburg hat Wuotan einen Hochsitz; wenn er denselben besteigt, so überschaut er alle Welten und aller Menschen Thun und weifs alles, was geschieht. — Zwei Raben, Geist und Gedächtnis, sitzen auf des grofsen Gottes Schultern und sagen ihm ins Ohr alle Neuigkeiten, welche von ihnen gehört und gesehen werden; er sendet sie morgens aus, alle Welten zu umfliegen, und mittags kehren sie von der Kundschaft zurück.

Als ein der Allwissenheit näher stehendes Wesen scheint Wuotans Freund, der alte Gott *Mimar* (oder Mimi, nordisch: Mimir) aufgefafst werden zu müssen, dessen Name Gedächtnis bedeutet, und welcher, riesischen Ursprunges, zu Wuotan in einem ähnlichen Verhältnis steht wie Kronos zu Zeus, Saturnus zu Jupiter. Er besitzt einen Born, in welchem Weisheit und Verstand verborgen sind, und weil er täglich aus dem Borne trinkt, so ist er voll tiefer Weisheit. Einst, im Urbeginn der Welt, suchte Wuotan Mimar auf und verlangte und erhielt einen Weisheitstrunk von ihm. Als später ein Teil der germanischen Götter,

* Man denke an das Märlein: Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein.

die Wanen (d. i. Schönen),* sich der Ansenherrschaft abgewandt und den grofsen Weltkrieg der Urgeschichte erregt hatte, trachtete der Göttervater, Friedensstiftung zu bewirken, und sandte dieserhalb seinen Freund, den weisen Mimar, zur Unterhandlung mit den Abtrünnigen ab. Diese aber ergriffen den göttlichen Herold, schlugen ihm das Haupt ab und schickten es höhnend zurück, infolge dessen der Krieg von neuem entbrannte und noch lange Zeit sich hinzog. Wuotan aber war von Trauer erfüllt um Freund Mimar; er nahm dessen Haupt und salbte es mit Kräutern, so dafs es nie verwesen konnte, versenkte es sodann in Mimars Born, und indem er Lieder über dasselbe sang, bezauberte er es so, dafs es mit ihm redete und ihm viele verborgene Dinge sagte, so dafs er sich in schwierigen Angelegenheiten dort Rats erholen konnte. — Alles das, so märchenhaft kindlich es klingt, beweist, dafs die Germanen rege bemüht waren, ihren Göttern den Quell des höchsten Gutes, allwissender Weisheit, zuzuwenden.

Nunmehr, um nach der abschweifenden Einleitung auf den Kern dieser Abhandlung zu kommen, ist eines Gottes Erwähnung zu thun, welcher als der geistigste der Germanengötter dasteht und, während alle anderen Götter mehr oder weniger, auch Wuotan selber, fehlerhaft sind und wiederholt Schuld auf sich geladen haben, dem idealen grofsen Gotte näher gerückt ist.

Wuotan, der Gott des Himmels, hat mit seiner Gemahlin Fria (oder Frikka, nord.: Frigg), welche die sommerliche Erde bedeutet** und u. a. auch die Beinamen Holda, Berta und Ostara

---

* Bei „Wanen“ darf man beileibe nicht an ein fremdes Volk, etwa „Wenden“, denken. Ansen und Wanen sind beide germanisch, nur Zweige des grofsen Volkes, oder sagen wir: der grofsen Göttersippe. Eine besondere Abhandlung darüber steht bevor.

** Man beachte: *Der* Himmel, *die* Erde — also: der die Erdgöttin umfassende Himmelgott! Dieses göttliche Paar ward bereits in frühester Urzeit volkstümlich ausgebildet, zunächst in schlicht einfacher Weise als *Manno* (Man) und *Frouwa* (Frua), Mann und Frau. Für „Mann“ gab es früher noch das Wort *Frouwo* (Fro), d. i. Herr, so dafs sich also Frouwo und Frouwa als „Herr“ und „Herrin“ gleichnamig gegenüberstanden. Alles dies bedeutet in erster Reihe das Götterpaar Wuotan und Fria. Der Name Manno (lat. Mannus) ist durch Tacitus überliefert worden; davon leitet sich das Wort „mannisko“ = Mensch ab. Derselbe Name

führt, einen Sohn gezeugt mit Namen *Paltar* oder *Balder* (nord. Baldr), dessen Wesen und Sein wir eingehend erörtern müssen.

Wie die Erwägung alles dessen, was von ihm gesagt und erzählt wird, ergiebt, liegt dem Gotte Paltar die Urkraft des Lichtes, die *Sonne,* zu Grunde. Zwar ist schon Wuotan, der Himmelgott mit Goldhelm, schönem Harnisch und seinem Speer, Allvater, welcher dem Begriffe des Eingotttums ziemlich nahe kömmt, ursprünglich in demselben Sinne aufzufassen, wie bereits das Gleichnis mit den beiden Augen uns gelehrt hat, und wie jener Urgott zugleich die Beinamen *Tellingar* (nord. Dellingr, gekürzt: Tello, Dallr), d. i. Tagbringer, Morgendämmerung, oder *Heimtello* (nord. Heimdallr), d. i. Tagbringer der Welt, Weltmorgen,* sowie den Beinamen *Grani,* d. i. Glanzhaar, führt, und wie schliefslich noch der Eigenname *Sunno,* d. i. etwa: Sonnengott, auf ihn bezogen werden mufs. Aber späterhin, als die Einbildungskraft unserer Altvorderen sich lebhafter gestaltete, vervielfältigten sich auch die Begriffe, und von dem annähernden Eingottestum lösten sich, meistens ausgehend von Beinamen des Urgottes, viele Gottheiten ab,** um als Vertreter und Träger von Naturkräften zu dienen, blieben indes immer in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu Allvater, indem sie als Söhne, sonstige Verwandte oder Freunde und Verbündete desselben gefafst wurden.*** Bei solcher ausgesprochenen Bildung der Viel-

---

in seiner erweiterten Gestalt als *Germann* gab unseren Ahnen den Namen „Gérmánnen (unrichtig latinisiert: Gĕrmanen).

* Vergl. meine Abhandlung „Neues zur Tellsage", Archiv für neuere Sprachen und Litteraturen Bd. LXIII, S. 13. Übrigens ist der Name Heimtello (Heimdallr), welcher in älterer Überlieferung unstreitig Wuotan angehört, später eine Stufe hinabgedrückt worden, indem er bei Ausbildung der Vielgötterei einem Wuotansohne zugewiesen ward, wie ein derartiges Beginnen häufig aus unseren Sagen zu ersehen ist.

** Grimm sagt in seiner Mythologie: „Vielgötterei ist, bedünkt mich, fast überall in bewufstloser Unschuld entsprungen: sie hat etwas Weiches, dem Gemüt Zusagendes; sie wird aber, wo der Geist sich sammelt, zum Monotheismus, von welchem sie ausging, zurückkehren."

*** Scheinbare Uneinigkeit in dem Naturwesen, Widerstreben ihrer Kräfte und Gewalten rührte hingegen von feindseligen Mächten, Riesen und Unholden, her, zu deren Bekämpfung die guten Götter und ihre Helfer, die Helden, andauernd gerüstet waren.

götterei nun ward Paltar zum Sonnengotte. Das Tageslicht, weil früher als die Sonne erscheinend, ward neben der Sonne als selbständig genommen; man meinte: der Tag erhelle die Welt mit seinem sanften Lichte, die Sonne erwärme sie und verherrliche sie durch ihren Strahlenglanz. Eine solche Unabhängigkeit des Tageslichtes und Sonnenlichtes ist in der Gylfaginning-Sage (jüngere Edda) und anderswo mehrfach bestimmt ausgesprochen.* Das Tageslicht ward einem anderen Gotte zugewiesen, dem Tago (Tac, nord. Dagr), d. i. Tag, dem Sohne des Himmelgottes Tellingar-Wuotan und der Riesin Naht (nord. Nôtt), d. i. Nacht. Die gedachte Verschiedenheit von Sonne und Tag wird auch durch das Sprichwort bekundet: „Die Sonne bringt es an den Tag", mit anderen Worten: Die allsichtige Sonne erzählt das Geschehene ihrem Gesellen Tag.**

Es erübrigt hier, eines seltsamen Umstandes zu gedenken: Die Sonne ist bei allen indogermanischen Völkern und auch sonst gröfstenteils männlichen Geschlechts. Ebenso war dies in früher Zeit bei unseren heidnischen Vorfahren der Fall. Dies geht aus der mundartlich sogar noch heutzutage vereinzelten Benennung „*der* Sunn" hervor; vor allem aber spricht dafür der altdeutsche *männliche* Eigenname Sunno anstatt Sunna, und noch mehr sprechen dafür die alten Sagenbildungen, welche nur Sonnen*götter* und keine entsprechenden *Göttinnen* kennen. Erst jüngerer Sage gehört Sunna (nord. Sol — lateinischer Entlehnung?), die Sonnen-

* „Man dachte sich den Tag als etwas von der Sonne Unabhängiges, so wie der Mond gerade die dunkle Nacht erleuchtet. Wahrscheinlich liefs man den Wagen des Tags dem der Sonne vorausgehen, hinter der Nacht den Mond folgen." (Grimm.)

** Als ein ursprünglich drittes Lichtwesen kann Loho oder Locho (nord. Logi, Loki), d. i. Lohe, Feuer, hingestellt werden. Sonne und Mond (nebst den Sternen) sind nach der Edda von den Göttern aus Feuerfunken geschaffen worden. Weil nun also das Feuer sich sowohl am Himmel wie auf Erden befindet, so ist Loho, Locho (Hephaistos, Prometheus) bald im Himmel, bald auf der Erde gedacht. Denn wie sein Name besagt, ist er Beherrscher des Feuers, anfangs allgemeiner Bedeutung, späterhin des Feuers von seiner verderblichen Seite, und er wird zum germanischen Teufel. Vergl. darüber meine Aufsätze „Der Name Mephistopheles", Archiv f. n. Spr. LXII, S. 289, und „Meister Hephästus-Lucifer", Archiv f. n. Spr. LXV, S. 369.

göttin, und gehören die anderen Lichtgöttinnen an, wie Sintgunt (Venus, Morgen- und Abendstern?); auch *der* Mond und die Sterne *(der* Stern) sind männlich gedacht. Wann und wodurch veranlafst der sprachlich-sachliche Wechsel des Geschlechtes vor sich ging, läfst sich in keiner Weise ersehen. Ist es Zufall gewesen oder Absicht? Jedenfalls haben wir hier, wo es sich um ältere Sagenbildungen handelt, es nur mit Licht*göttern* zu thun.

Wie das geheimnisvolle Wesen des segenspendenden Lichtes von jeher in Gleichnis gestellt ward zu dem geistigen Begriffe höchster Lauterkeit und Reinheit, der Wahrheit, kurz: idealer menschlicher Vollkommenheit, so steht auch Paltar, als Inbegriff, gleichsam Kern des Sonnenlichtes gedacht, im Ansehen unserer glaubensfrommen Vorfahren ungemein hoch da, wie besonders die von ihm bestehende Hauptsage (Weltsage) beweist. Wenn auch wir Deutschen hier wie bei anderen Gelegenheiten keine bedeutendere unmittelbare Quelle haben, so können wir doch die nordischen Urkunden der uns stammverwandten Skandinavier mit gutem Gewissen uns zu eigen machen. Die sogen. jüngere Edda äufsert über Baldr: „Von ihm ist nur Gutes zu sagen: *Er ist der Beste und wird von allen gelobt. Er ist so schön und so glänzend, dafs ein Schein von ihm ausgeht.* Ein Kraut ist so licht, dafs es mit Baldrs Augenbrauen verglichen wird, es ist das lichteste aller Kräuter: davon magst du auf die Schönheit seines Haares wie seines Leibes schliefsen. Er ist der *weiseste, beredteste* und *mildeste* von allen Asen (Ansen). Er hat die Eigenschaft, dafs niemand seine Urteile schelten kann. Er bewohnt im Himmel die Stätte, welche Breidhablik (Breitablikk, d. i. weitleuchtender Glanz) heifst. Da wird nichts Unreines geduldet." Hier ist der *Sonnengott* unverkennbar geschildert, und das alldurchdringende „Auge" der Sonne ist unserem Volksglauben noch bekannt. Was Wunder, dafs man den lichten, reinen Gott zugleich für äufserst weise und beredt und für den gerechtesten Richter hielt. Gute Handlungen „brauchen das Licht nicht zu scheuen", und alle Urteile mufsten bei Sonnenschein abgegeben werden. Die Blume „Balderbraue" ist die heilkräftige Kamillenblume, mit ihrem gelben Fruchtboden und den strahligen weifsen Blütenblättern zugleich ein Bildchen der Sonne bietend.

Eine schöne Stelle in Tacitus' Germania, obgleich ohne Götternamen genannt, bin ich geneigt, auf Paltar zu beziehen: „Jenseit des Suionenlandes (Schweden) liegt noch eine andere See (Eismeer) in starrer, fast unbeweglicher Ruhe. Dafs diese rings den Erdkreis umgürtet und abschliefst, ist deshalb zu glauben, weil hier der letzte Schein der sinkenden Sonne sich bis zu ihrem Wiederaufgange so leuchtend erhält, dafs er die Sterne verdunkelt. Der *Volksglaube* meint sogar: *Man höre beim Aufgange ihr Rauschen, man sehe die Sonnenrosse* und des Gottes Strahlenhaupt.* Das ist, und die Sage hat recht, die Grenze der Natur." Behufs Vergleichung verdient bedeutet zu werden, dafs Helios, der asiatisch-griechische Sonnengott, von den Dichtern als ein schöner Jüngling mit leuchtenden Augen, das Haupt umwallt von glänzenden Locken und mit goldenem Helme bedeckt geschildert wird. Ob vielleicht dem den vollen Sonnenball versinnlichenden Strahlenhaupte des deutschen Gottes vorhergehend die emporgehobene strahlende Hand zur Bewirkung der Morgenröte sichtbar gedacht ward, wie bei der rosenfingerigen Eos der griechischen Sage, stehe dahin.

Der Name *Paltar, Balder*** bedeutet der *Kühne*, was einiger Erläuterung bedarf. In den Sagen der Edda ist von Heldenthaten, welche den Namen rechtfertigen, nicht die Rede. Nur eine Äufserung läfst sich herbeiziehen; in der Sage „Ägisdrekka" (oder: Lokasenna), welche eine Gastung der Götter bei dem Seegotte Ägir berichtet, begegnet eine sehr heftige Zankrede zwischen den Göttern und dem feindseligen Riesengotte Locho (Loki), bei welcher Gelegenheit die arg geschmähte Fria in die Worte ausbricht:

> Wifs: hätte ich hier in den Hallen Ägirs
> Ein Kind wie Baldhr kühn,
> So kämst du nicht kampflos aus unserm Kreise;
> Du hättest schon Fehde gefunden.

Aber auch sonst mufs der Sonnengott kriegerisch gedacht gedacht gewesen sein, nicht nur, weil alle Germanengötter, dem

* Die Sonnenrosse sind seitens Müllenhoff durch glückliche Änderung eines unmöglichen „deorum" in „equorum" gewonnen worden.

** Grimm meint: „Vielleicht leiteten die gotischen Balthæ (Jornand.) ihren Ursprung von einem göttlichen Baldrs ab." Von diesen Balten hiefs die Ostsee „Baltische See".

kräftigen Wesen des Volkes entsprechend, kriegerisch waren,* sondern schon durch sein Wesen begründet. Die siegreich die Wolken durchdringenden Lichtstrahlen wurden Pfeilen** oder Speeren verglichen; daher ward der griechische Phöbos-Apollon ein unfehlbarer Bogenschütze, und Wuotans Ger- (Speer-) und Bogenschiefsen besagt dasselbe. Der ewige Kampf der Sonne gegen die winterlichen Einflüsse war seit uralten Zeiten der Aufmerksamkeit gewürdigt und in lebhaften Volksspielen zur Anschauung gebracht. Offenbar müssen entsprechende, nur verloren gegangene oder verhüllte Sagen von Paltars Waffenthaten bestanden haben. Auch in einer jüngeren Sagenfassung des Saxo Grammaticus begegnet Balder kriegerisch.

Der Sonnengott ward hauptsächlich als *„Sommergott"* gefeiert. Die Hauptfeste Paltars ergeben sich leicht aus den verschiedenen Sonnenstellungen: Der 21. (24.) Christmonat (Dezember), *Mittwinter* oder Wintersonnenwende (Weihnachten), die Zeit, wo die Sonne den niedrigsten Stand erreicht hat und nun wieder zu steigen beginnt, als Fest der Hoffnung; der 20./21. März, die Zeit, wo das Licht sich schon so gekräftigt hat, dafs Tag und Nacht gleich lang sind, als erstes Fest der Freude, Fest der beginnenden Erfüllung, *Frühlingsfest;* der 21. (24.) Brachmonat (Juni), *Mittsommer* oder Sommersonnenwende (Johannis), die Zeit, wo die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, als zweites Fest der Freude, Fest der vollendeten Erfüllung, das Sommerfest. Der Herbst ward nach dem Wesen der Sache in dieser Beziehung keiner besonderen Feier gewürdigt.

Die deutsche Überlieferung bietet kaum etwas unmittelbar Einschlagendes zu dem Sagenkreise Paltars; etwa — aber nicht zu völliger Sicherheit — liefsen einige Volksmärchen sich dahin

---

* Den Deutschen war nicht gleich anderen Völkern beschieden, nach ihrer Einwanderung aus Asien und nach Verdrängung und Unterdrückung der Urbewohner eines heiteren, sorgenfreien Daseins sich zu erfreuen. In Mitte von Europa gelangten sie nicht zur Ruhe: sie waren durch das stete Hin- und Widerwogen der Völker fortwährenden Gefahren ausgesetzt. Das bewahrte dem ganzen Volkstum ein äufserst kriegerisches Gepräge, und dieses mufste sich auch in ihren Göttern wiederspiegeln.

** Strahl war noch im Mittelhochdeutschen echt deutscher Ausdruck für das fremde pila = Pfeil.

deuten. Um so höher mufste der Fund geschätzt werden, welchen 1841 zu Merseburg G. Waitz machte. Der eine der beiden sogenannten Merseburger Zaubersprüche, welcher einen Segen gegen Fufsverrenkung enthält, bietet uns zugleich eine herrliche altdeutsche Sage: Balder, welcher zugleich mit dem Namen *Phol* benannt wird, reitet in Begleitung Wuotans in den Wald. Da ward Balders Fohlen der Fufs verrenkt. Hilfbereite Göttinnen waren sofort zur Hand, den kranken Fufs zu besprechen und zu besingen, jedoch ohne Erfolg. Aber dem Allvater Wuotan gelang die Heilung mit dem Spruche: Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede, als ob sie geleimt seien!" — Man überdenke die Bedeutung der Sage: Des Sonnengottes Rofs hat eine Fufslähmung erlitten; die von den Erdbewohnern sehnlich erharrte Sonne, das Lebenslicht, bleibt infolge dessen aus und die Natur noch im Banne der unholden, winterlichen Mächte. Aus den Worten: „dô *wart* demo Balderes volon sîn vuoz birenkit" scheint sogar hervorzugehen, dafs nicht ein unglücklicher Zufall obwaltet,* sondern dafs ein feindseliges, schadenfrohes Wesen solches Unheil angestiftet hat. Wie sehr gerechtfertigt ist da die Sorge der Götter und Göttinnen, schützend und helfend beizuspringen, um den Schaden zu heilen und gröfseres Unheil zu verhüten! Aber erst der mächtige Wuotan vollbringt die Heilung und giebt dadurch der beängsteten Welt die erfreuende, segenspendende Sonne zurück. Von diesem Vorgange ist in den Edden nicht die Rede; wohl aber wird eines Hengstes Paltars Erwähnung gethan. Wie aus Saxo Grammaticus zu vermuten, schlägt dieses Rofs dem durstigen Heere Paltars zur Labung einen Quell aus dem Boden. Als Paltar dem Schicksal erlegen war und sein Leichnam dem Feuer überliefert werden sollte, ward sein Hengst mit allem Geschirre zum Scheiterhaufen geführt und zugleich mit seinem Herrn verbrannt.

Auch Wuotan, der älteste Sonnengott, hat sein Rofs, den achtfüfsigen (d. i. schnellen) grauen Hengst, Sleipnir, welcher aber die sturmgejagte Wolke zu bedeuten scheint.** Ein anderes Rofs,

* Auch im Volksglauben „giebt es keinen Zufall".

** Wie sagenhaft und dichterisch schön: die auf der dahinziehenden Wolke reitende Sonne! Zugleich drückt diese Darstellung sehr treffend

welches jenem zuerteilt ward und welches mifsverstandenerweise nach ihm Grani genannt wird, ein Sprölsling Sleipnirs, entspricht desto besser dem Begriffe des *Sonnenrosses;* es ward später, zufolge der Wölsunga-Sage, von Wuotan dessen Urenkel Sigifrit (Sigufrit, Siegfried, nord. Sigurdhr), dem verheldeten jüngsten Sonnengotte,* zugewiesen. Vor allem besitzt Phöbos-Apollon seine Sonnenrosse, sowie einen Wagen, den *Sonnenwagen.* Ebenso fährt der indische Lichtgott Indra in einem von zwei Fuchsrossen gezogenen Wagen, und Helios besitzt einen von vier schnaubenden Rossen bespannten Wagen. Auch Selene, der Mondgöttin, ist ein Wagen zu eigen, und von der griechischen Tagesgottheit Hemera wird berichtet, dafs sie zwei weifse Rosse besessen habe, was wieder auf einen Wagen schliefsen läfst. Wohl ist auch in der jüngeren Edda die Göttin Sunna (Sol) im Besitze des Sonnenwagens, welcher mit den Hengsten Frühwach und Allschnell bespannt ist, wie auch Tago (Dagr) seinen Wagen hat, bespannt mit dem Rosse Lichtmähne; auch war es dem Begriffe des Sonnenwagens entlehnt, wenn man sich die Sonne als feuriges „*Rad*" mit neun Speichen dachte. Aber von Paltar wird nirgend etwas über einen Wagen berichtet, es müfste denn sein, dafs man die Stelle des Tacitus vom Sonnengotte und seinen Rossen unmittelbar und unbeanstandet auf Paltar und ein Wagengespann desselben bezöge. Hingegen besitzt Wuotan als Sonnengott einen Wagen, den am Himmel sichtbaren sogenannten „Himmelwagen", ein Sternbild (auch „grofser Bär" genannt), wie auch der Gewittergott Donar und andere deutsche Gottheiten ihre Wagen haben. Der Anfang des Merseburger Liedes: „Phol ende Wodan *vuorun* zi holza", kann nicht wohl auf Fahren in einem gemeinschaftlichen Wagen gedeutet werden, indem der Ausdruck „fahren" früher eine ganz allgemeine Bedeutung für jede Ortsveränderung hatte und sowohl reiten wie wandern bedeuten kann. Hier, wo von Paltars „Fohlen" die Rede ist, kann nur Reiten gemeint

---

die klimatischen Verhältnisse des alten Germaniens aus, welches wohl sehr selten einen heiteren Himmel zu sehen gewöhnt war.

* Sein Kampf mit dem Lintwurm entspricht herrlich der Erlegung des Drachen Python durch Apollon, mit welchem er auch sonst manche Ähnlichkeit hat.

sein; Wuotan wird bei dieser Gelegenheit, dem Sonnenritte, sein strahlendes Rofs Grani geritten haben.

Der in dem Merseburger Spruche begegnende Name *Phol*, welcher nur auf Balder bezogen werden kann, ist trotz vieler Versuche noch nicht sicher gedeutet worden, obwohl die gebräuchlichste Deutung nahe anrührt. Mir scheint er allgemein indogermanischen Ursprunges zu sein in der Bedeutung „*Der Lichte*", eines der Bleibsel der Urgemeinschaft in Westasien; den nicht eigentlich deutschen Ursprung scheint schon das ungewöhnliche Ph zu bekunden. Vielleicht hat eine Trübung des Inlautes stattgefunden, und der Name lautet eigentlich *Phal, Fal.* Die sprachliche Berührung mit dem keltischen Lichtgotte *Bel* (altkeltisch: Belenus, Belinus, irisch: Beil, Beul, in welscher Mundart: Beli) und dem slavischen Belbog (Bjelbog) liegt auf der Hand. Seltsamerweise hiefs Paltar im Alt- und Angelsächsischen Bäldäg oder *Beldeg,* was wohl als Bel—Däg, althochdeutsch: *Pal—Tac,* d. i. Licht-Tag, Sonnentag, zu deuten ist. Leicht möglich liegt auch Berührung mit dem Namen *A—pollon* vor. Weiter ab dürfte schon der phönikische Sonnengott *Baal* oder *Beel* liegen, und doch schliefst dessen Name sich derart an, dafs man zu fragen berechtigt ist: Liegt eine Verwandtschaft vor? Unwahrscheinlich iet zwar, dafs die grofse indogermanische Völkersippe auf ihrer Wanderung nach Westen einen semitischen Götternamen übernommen habe: aber umgekehrt könnte sehr leicht von den Phönikern der indogermanische Name für den Sonnengott entlehnt worden sein. Wie das Nächstliegende oft das Einfachste und Richtigste ist, so glaube ich auch, dafs das Wort *volon* = Fohlen (jetzt nur noch junges Rofs bedeutend), griechisch: *polos,* einen Ursprung hat mit dem Namen Phol trotz des jetzt verschiedenen Anlautes;* das dem Sonnengott geweihte Tier ward nach seinem Herrn benannt, wie dies schon bei Grani der Fall gewesen. — Entgegen dem allgemeinen Namen Phol ist der Name oder Beiname Paltar, der Kühne, streng echt-deutschen Ursprunges. Leichtlich mochten die verschiedenen Namen ursprünglich bei

* Die Eigennamen unterlagen der Veränderung weniger als die anderen Wörter; der Anlaut des Götternamens ist stehen geblieben, während er zur Benennung des Tieres sich weiter entwickelt hat.

verschiedenen Stämmen in Gebrauch gewesen sein; wenn Jakob Grimm, der kühne Bahnbrecher unserer sag-wissenschaftlichen Forschung, meint: „Soweit sich absehen läfst, war der Gott unter dem Namen Phol vorzugsweise von Thüringern und Bayern, d. h. nach dem Ausdrucke älterer Zeiten: Hermunduren und Markomannen, gefeiert; doch scheinen sie daneben auch seine andere Benennung Paltar und Balder gekannt zu haben, während bei Sachsen und Westfalen Baldag, Bäldäg galt" — so kann man jetzt mit Bestimmtheit behaupten, dafs der Name Phol viel verbreiteter und offenbar der Hauptname gewesen ist. Ortsnamen mit Phol zusammengesetzt, wie Pholesaue, Pholesbrunnen u. s. w., sind schon von Grimm vielfach nachgewiesen worden. Zu beachten sind das Wort *Voland, Valant,* ein Beiname des Teufels,* sowie der rheinische *Pful-* oder *Pulletag* (2. Mai), ferner *Volborn,* worunter in Thüringen der erste und in Schlesien der zweite Monat verstanden wird, und vielleicht auch der elsässische Name für den zwölften Monat: *Volrot* (Anklang an das Sonnenrad?).

Eine der Stadt Trier benachbarte Bergkuppe (welche seit zwei Jahrzehnten die zur Erinnerung an die Verkündung des Dogmas von der „unbefleckten Empfängnis" errichtete, künstlerisch so unschöne Mariensäule trägt) heifst *Puls-* oder *Polsberg.* Ehemals war dieser Berg oft Zeuge einer merkwürdigen Feierlichkeit, deren bereits Schriftsteller des 16. Jahrhunderts** gedenken, und welche, anfangs alljährlich, später immer seltener veranstaltet, zum letztenmal 1779 stattgefunden hat. Auf dem Gipfel des Berges ward am ersten Donnerstage in den Fasten eine hohe Birke aufgerichtet, am folgenden Sonntage, nach einem feierlichen Aufzuge der Metzgerzunft (Opferpriester?) und Wollen-

* Auch der Ausdruck *„Teufel"* in seiner deutschen Gestalt bietet den Namen Phol; althochd. lautete derselbe tiufal, diufal, diuval, tieval, woraus mittelhochd. tiuvel, tievel, tivel ward. Das Wort ist eine Zusammensetzung zweier altdeutscher Götter: des Tiu (Zio, Ziso) und des *Phol (Fal).* Unsere Altvorderen im Gefühle der Würde ihrer Sprache übernahmen fremde Worte nicht unmittelbar. Wo sie dieselben nicht übersetzten, machten sie sie wenigstens sich mundgerecht. So vereinigten sie zu dem Teufelbegriffe die beiden heidnischen Götzen, deren Namen in dem ausländischen diabolus anzuklingen schienen.

** Z. B. Caspar Bruschius aus Eger in Böhmen 1518—1559.

weberzunft (?), wieder umgehauen,* den Berg hinabgestürzt und ein grofses, mit Brennstoff umwundenes, rundum angezündetes Rad (Sonnenrad!) ihr nach und in die Mosel hinabgerollt. Der Berg, auf welchem dieser Sitte gehuldigt ward, scheint auch den Namen Gebenna-Berg (?) geführt zu haben (wenn hierunter nicht etwa doch ein anderer, benachbarter Berg zu verstehen ist). Der Name Pulsberg, Polsberg, oder wie Grimm überliefert: Paulsberg, wird zwar auf einen Einsiedler Paulus** bezogen; aber sicherlich ist diese Deutung unrichtig und nur aus Unverstand oder Mifsverstand des Wortes entstanden. Wir haben, wie sofort einleuchten mufs, einen alten *Pholsberg,* Berg des Sonnengottes, vor uns, und das Fest mit seinem Feuerbrauche ist ein Frühlingsfest. In der Nachbarschaft des Pholsberges befindet sich ein runder Hügel, „Heidenkopf" genannt, und in dessen Nähe eine Quelle, das „Heidenbrünnchen".***

In der geschilderten Sitte scheint das Trier benachbarte Konz Nebenbuhlerschaft getrieben zu haben; denn die dasige Sitte fand zu derselben Zeit fast genau ebenso statt: Am Sonntage nach Fasnacht fällten die Metzger und Weber von Konz die auf dem Marxberge (Markusberg?) aufgerichtete Eiche und rollten dann das brennende Rad ins Thal der Mosel. — Auch vom Leutschfelder Berge an der Kyll in der Eifel liefsen die Bursche am gleichen Tage ein grofses Feuerrad hinabrollen, was mit „Radscheiben" benannt war, und dasselbe wird von dem Rhöngebirge berichtet.

Frühlingsfeuer begegnen an vielen Orten. Z. B. sieht man am letzten Sonntage im Hornung (Februar) fast überall in der Schweiz, besonders auf den Höhen um Zürich herum des Abends Feuer (Funken) leuchten. Wenn auch jetzt nicht mehr vollständig

---

* Dies Umhauen und Hinabstürzen des (heiligen) Baumes scheint christliche Vermengung anzuzeigen.

** Dieser Paulus soll um die Mitte des 7. Jahrhunderts von dem Gebenna-Berge den Götzen *Apollo* in die Mosel gestürzt und daselbst Wohnung genommen haben, weshalb der Berg nach ihm mons Pauli genannt worden sei.

*** Das treffliche Wasser desselben soll nach der Sage einst den kriegerischen Trierschen Erzbischof *Balduin* in seinem siebenjährigen Siechtum gelabt und binnen 17 Tagen geheilt haben.

nachweisbar, so mufs doch angenommen werden, dafs die Frühlingsfeuer allgemein eine grofse Bedeutung hatten.

Feuer ist das Beste den Erdgeborenen
Und der Sonne Sicht,

sagt die Edda. Feuer waren von jeher Ausdruck der Freudenbezeigung; deshalb wurden besonders bei Feiern, welche vom Glauben geboten waren, Feuer angezündet. Vor allem galt dies von den Jahrfesten, wo noch die sinnbildliche Darstellung hinzutrat: die feurige Sonne ward durch das Emporlodern mächtiger Feuer gleichsam nachgeahmt. Solche Feuer brannten Mittwinter (Wintersonnenwende, Weihnachten)* als Wahrzeichen der Hoffnung, Frühling (Fasnacht) als Wahrzeichen beginnender Erfüllung und Mittsommer (Sommersonnenwende) als Wahrzeichen vollendeter Erfüllung.** — Aber nicht nur bei den germanischen Stämmen treffen wir derartige Feuer an; der Naturanschauung entsprungen, sind sie an keine Völkergrenzen gebunden. Wir werden besonders an einen Brauch der keltischen Völker, sowohl in Gallien als auch auf den britannischen Inseln, gemahnt. Am 1. oder an einem der ersten Tage des Mai wurden die grofsen Festfeuer angezündet, welche irisch und gallisch „bealtine“ oder „beiltine“ genannt werden; tine heifst „Feuer“, und beal, beil ist offenbar Name jenes Gottes Beli (Belenus, Beil), dessen Namen wir als indogermanisch und verwandt unserem Phol hingestellt haben. Des anklingenden rheinischen Pful- oder Pulletages, welcher in die Zeit des keltischen Festes fällt, sei an dieser Stelle nochmals gedacht.

Paltar war vermählt mit *Nanda* (nord. Nanna), d. i. die Kühne, der Tochter Neps. Das treu-innige Verhältnis dieses Paares, obwohl in den erhaltenen Edda-Sagen nur kurz angedeutet, ist wahrhaft rührend; das liebende Weib folgt dem Manne

---

* Es ist wenigstens hier zu vermuten, wenn auch keine genaue Kunde vorliegt; ein Bleibsel des Weihnachtsfeuers scheint der Weihnachtsblock (Christblock) zu sein.

** Die Opferfeuer und Maifeuer scheinen wegen der grofsen Zeitabstände unbegründete Abarten zu sein, welche teils zum Frühlingsfeste, teils zum Sommerfeste gehören mögen; das Osterfeuer kann seinen Ursprung kirchlichem Einflusse zu danken haben.

in den Tod. Nach Saxo Grammaticus hatte Balder eines Tages Nanna, die Tochter Gewars, eines norwegischen Königs, im Bade gesehen, und von ihrer Schönheit ergriffen verzehrte er sich in Sehnsucht; all sein Sinnen und Denken war seitdem auf sie gerichtet. Nanda bedeutet die Erde, welche sich dem Kusse des Sonnengottes hingiebt, also die dem Einflusse des Sonnengottes anvertraute Erdgöttin. Paltar hatte mit seinem treuen Weibe einen Sohn *Forasizo* (nord. *Forseti,* fries. Fossite, *Fosite,* d. i. der Vorsitzende) erzeugt, welcher eine Seite Paltars, die Gerechtigkeit, darstellt; von diesem Gotte heifst es: „Er hat im Himmel den Saal, welcher Glitnir (der Glitzernde, Glänzende) heifst, und alle, welche sich in Rechtsstreitigkeiten an ihn wenden, gehen verglichen nach Hause. Das ist der beste Richterstuhl für Götter und Menschen." Hochverehrt war Fosite bei den Friesen, welche ihm das Eiland Helegland (Helgoland, d. i. „heiliges Land") geweiht hatten und nach ihm Fositesland benannten. Von einem anderen Paltar-Sohne *Prant* (angelsächs. Brond), d. i. der Leuchtende, ist nichts weiter als der Name bekannt.

Das zärtliche Verhältnis zwischen Paltar und seinem Weibe ward von Liebespaaren zum Vorbilde genommen und Gott Paltar zugleich als *Liebesgott* verehrt. Das bekundet vor allem der 14. Hornung (Februar), der *St. Valentinstag,* welcher aus einem *Falstage* oder *Valantstage* entstanden ist und, ursprünglich dem geliebten Paltar-Phol geweiht, in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und in England mancherlei erwähnenswerte und bedeutsame Bräuche kennt. Shakespeare überliefert den englischen Volksglauben, dafs an diesem Tage die Vögel sich paarten. Jünglinge und Jungfrauen feierten ein Fest, bei welchem sie sich durch das Los auf ein Jahr lang ihr Liebchen wählten. Der Jüngling ward dann Valentin, die Jungfrau Valentine benannt, und ersterer machte letztere zum Gegenstande seiner ausschliefslichen Aufmerksamkeit, indem er sie mit Kränzen schmückte und mit Blumen beschenkte. Demselben Sinne entspricht unser „Vielliebchen".

Diese volkstümliche Ernennung der Brautpaare war vielfach mit dem Entzünden der Frühlingsfeuer verbunden: Im nördlichen Teile des Wasgau (Lothringisch-Saarburg, Heming u. s. w.) findet zu Anfang der Fastenzeit das Scheibentreiben (schibe-tribe) statt.

Abends wird auf einer „Schiebeberg“ benannten Felskuppe von den Burschen ein Feuer angezündet, indessen die mannbaren Jungfrauen neugierig in den Büschen sich verstecken. Dann tritt der Dorfhirte vermummt auf, tutet von Zeit zu Zeit und ruft mit gewaltiger Stimme je den Namen eines Burschen und eines Mädchens als Paar aus, die sämtlichen heimlichen Liebschaften enthüllend. Bei jeder Nennung eines Paares werden runde, in Flammen gesetzte Holzscheiben („Glückscheiben“) mit Hilfe eines Stockes in die Höhe geschleudert; aus dem mehr oder weniger geratenen Fluge ward dann geweissagt. Diese Sitte ist auch in Schwaben im Schwange, sowie in Tirol, wo sie als „Scheibenschlagen“ bekannt ist. Aber vorzüglich ausgesprochen ist sie in der Schweiz: die Bursche zünden am sogen. Fackelabende oder Funkensonntage (erster Sonntag in den Fasten) je für sich und ihr Mädchen eine durchlochte, an einem Haselstecken gehaltene hölzerne Scheibe am Fasnachtfeuer an und schleudern sie vom Stecken hoch im Bogen in die Luft. So besonders noch in der Gemeinde Matt (Glarus); der junge Mann ruft dabei:

Schibe, Schibe überribe!
Die soll mi und p. p. blibe!

wobei der Name der Liebsten genannt wird. Man heifst dort die jetzt in Abnahme kommende oder doch nur noch in Abschwächung fortlebende Sitte das „Scheibenfliegen“ („Schibefleuge“). Es soll ein herrlicher Anblick sein, in dunklen Nächten die vielen Feuerscheiben sternschnuppenartig umherfliegen zu sehen. So knüpfte die Volkssitte manche schöne alte Bräuche an den Namen und an die Erinnerung des beliebten Gottes Paltar-Phol.

Die nordischen Quellen bieten uns neben Paltar noch eine Sonnengottheit wanischen Ursprunges, *Freyr*, ahd. *Frouwo* (oder Froho, Fro), dessen Name, ursprünglich als Beiname Wuotan zugehörig, Herr bedeutet,* auch *Frikko*, der Freie, zubenannt. Bei

* Man denke an einige Bleibsel dieses Wortes: fronen, frönen, d. i. dem Herrn sich zueignen, dienen, auch: sich sklavisch unterwerfen; Fronveste, Frondienst, d. i. Herrnfeste, Herrndienst; Fronleichnam (Froenleichnam), d. i. des Herrn Leichnam, Fronfasten, d. i. Fasten auf das Leiden des Herrn.

diesem Gotte müssen wir verweilen. Grimm sagt: „*Unsere* Denkmäler (der Sage) sind *ärmlicher,* aber *älter,* die *nordischen jünger* und — reiner", oder — wie Simrock abändernd sagt, um den Gegensatz treffender zu geben — jünger und *„reicher"*. Wenn wir nun in die Überbleibsel unseres „ärmlichern aber älteren" Sagenschatzes greifen und unseren Sprachschatz mit zu Rate ziehen, so lernen wir erkennen, dafs Frouwo (Frikko) und Paltar genau ebenso *dasselbe Wesen* ausdrücken, wie die weiblichen Gottheiten Frouwa (nord. Freyja) und Fria (Frikka). Frouwo ist ursprünglich nur ein anderer Name oder *Beiname Paltars* und dann im skandinavischen Norden zu einer besonderen Gottheit ausgebildet worden, während Deutschland keine Spur einer solchen Trennung aufweist. Wir werden hier nur diejenigen Züge dieses Nebenbildes Paltars herbeiziehen, welche Licht auf Paltar selber werfen und zu der Vervollständigung seines Bildes beitragen.

Von Frouwo (Freyr) heifst es in Gylfaginning: „Er war schön von Angesicht und mächtig. Freyr ist *der Trefflichste unter den Asen* (Ansen). Er herrscht über Regen und *Sonnenschein* und das Wachstum der Erde, und ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden." Er wird auch der *„helle, schimmernde"* Gott, der „volkwaltende" und der „nütze" Gott genannt, und es wird ferner von ihm berichtet, „dafs niemand ihn hafst und dafs er für den ersten der Asen gilt". Dies alles stimmt, mehr oder weniger genau, zu Paltar. Frouwos Reich *Alpheim* (nord. Alfheim) ist das Reich der Sonne; seine Bewohner, die *Licht-Elbe* (Elfen), sind des Sonnenherrschers Boten. Frouwo besitzt elf allgoldene *Äpfel,* womit die durch den Gott bewirkte Fruchtbarkeit bedeutet sein soll; Paltar hat von Wuotan einen wunderbaren *Ring* zu eigen erhalten, Draupnir (d. i. Träufler), welchem in jeder neunten Nacht acht ebenschwere entträufeln, als Sinnbild der Verjüngung.

Auch Frouwo hat sein *Rofs,* welches nordisch Blodhughofi genannt wird. Hauptsächlich aber wird eines *Ebers* des Gottes Erwähnung gethan, mit Namen (nord. Gullinbursti) *Goldborst,* von welchem gesagt wird: Er renne durch Luft und Wasser Tag und Nacht schneller als irgend ein Rofs, und es wäre niemals so finster in der Nacht oder im dunklen Walde, dafs es

nicht hell genug würde, wohin er auch führe; so leuchteten seine Borsten." Es wird berichtet, dafs Frouwo im Wagen fuhr und den Eber vorgespannt hatte; andererseits aber scheint Gullinbursti ihm auch als Reittier gedient zu haben. Der borstige Eber galt als ein Sinnbild der Sonne, wofür auch sonst manche Belege vorliegen. Nun begegnet eine Benennung des Ebers *Ful* oder *Pful,* was eins mit Phol sein wird, während jener in der Tiersage (Reinardus) *Baltero* genannt wird — auch ein Beweis, dafs Frouwo und Paltar thatsächlich nicht zu trennen sind. Wie die Sonne ein Urheber irdischen Glückes ist, so gehört auch das *„Glücksschwein"* uralter Zeit an. Wenn der Eber als Sonnensinnbild aufgefafst war, was etwas seltsam bedünken mag, so haben wir noch ein anderes Sonnentier, dessen kurze Schilderung, offenbar auf Grund einer Volksanschauung, von Sæmund, dem Sammler der Edda, so dichterisch schön gegeben worden ist, dafs sie nicht vorenthalten werden darf. Es ist der *Sonnenhirsch,* von welchem Sæmund in dem eine Beschreibung der Unterwelt enthaltenden sogen. „Sonnenliede" (Solarlied) sagt:

Den Sonnenhirschen sah ich von Süden kommen,
Von Zweeen am Zaume geleitet;
Auf dem Felde stunden seine Füfse,
Die Hörner hub er gen Himmel.

Welch eine herrliche Schilderung eines Sonnenunterganges: der Sonnenhirsch beginnt, von der Höhe des Mittags kommend, in die Unterwelt hinabzusteigen, während seine strahligen Geweihzacken noch lange den abendlichen Himmel erhellen. Obwohl nicht unmittelbar nachweisbar, mufs doch sicher geschlossen werden, dafs auch der Hirsch ein heiliges Tier Frouwo-Paltars war,* gleichwie dem milesischen Apollon Hirsche geweiht waren. Der auch in der Edda deutlich ausgesprochene *Sonnenadler* ist auf Paltar, Fronwo nicht bezüglich, wohl aber auf Wuotan und Zeus.

Wie die Wanenstämme gröfstenteils Seeanwohner waren, so

* Auch als Tier Heimdalls mufs der Hirsch gegolten haben; denn als Hirschname begegnet nordisch Dalr, was, wie wir gesehen haben, der gekürzte Name des Gottes Heimdallr ist.

liefsen sie die Sonne anstatt im Wagen in einem *Schiffe* fahren. Frouwo besitzt ein wunderbares Schiff, Skidbladnir, unter welchem, wenn es an den Himmel versetzt gedacht wird, die Wolke zu verstehen ist, und von welchem märchenhaft erzählt wird: „Skidbladnir ist das beste Schiff und das künstlichste. Es ist so grofs, dafs alle Asen (Ansen) mit ihrem Gewaffen und Heergeräte an Bord sein können, und sobald die Segel aufgezogen sind, hat es Fahrwind, wohin es auch steuert. Und will man es nicht gebrauchen, die See damit zu befahren, so ist es aus so vielen Stücken und mit so grofser Kunst gemacht, dafs man es wie ein Tuch zusammenfalten und in der Tasche tragen kann.“ Wir werden hier unwillkürlich an ein anderes Schiff erinnert: Als Paltar durch die Tücke Lochos dem Tode verfallen war, nahmen die Ansen seine Leiche und brachten sie zur See. Hringhorn hiefs Paltars Schiff, es war aller Schiffe gröfstes. Da ward Paltars Leichnam auf das Schiff getragen und der Scheiterhaufen entzündet. Dann wollten die Götter das Schiff vom Strande stofsen; aber es ging nicht von der Stelle. Da ward zu einem Riesenweibe geschickt. Das kam, trat an das Vorderteil des Schiffes und stiefs es im ersten Anfassen vor, dafs Feuer aus den Walzen fuhren und alle Lande zitterten. Da fuhr denn das Schiff mit dem Leichbrande des besten Gottes dahin nach Westen — eine prachtvolle Schilderung des herbstlichen Unterganges der Sonne.

Bei Frouwo finden wir, was bei Paltar nicht deutlich ersichtlich ist: die *kriegerische Thätigkeit;* er war von gewaltiger Stärke und hatte ein *gutes Schwert,* welches, nach märchenhafter Schilderung der Edda, von selber fechtend wiederum als alldurchdringender Lichtstrahl aufzufassen ist. Frouwo bekämpft das Geschlecht der Riesen; er tötet den Riesen *Beli,* welcher als Sohn des Seebeherrschers Aki (auch Uoki, nord. Ägir oder Ögir), auch Gumar (nord. Gymir) genannt, dargestellt wird. Die Frage wird gerechtfertigt erscheinen: War Beli ein riesischer Nebenbuhler Frouwos, ein Gott der aus der See aufsteigenden Sonne? War Beli der Sonnengott der an den später germanischen Nordgestaden sefshaft gewesenen, von den Germanen verdrängten Kelten, dessen Gottesdienst durch das siegreiche Vordringen des germanischen Sonnengottes Paltar-Phol-Frouwo

abgestellt ward? Jedenfalls würde der Name auf diese Weise seine einfachste und beste Deutung finden. Dafs Frouwo vielfache Thaten aufzuweisen hat, läfst sich annehmen; aber die Überlieferungen schweigen des weiteren. Er scheint, aus Andeutungen zu schliefsen, auch *Drachenkämpfer* gewesen zu sein; vielleicht dafs der Riese Beli in Drachengestalt auftrat. Beim Weltuntergange, dem letzten Weltenkampfe, welcher die Zeit der Götterdämmerung abschliefst, kämpft Frouwo ein hartes Treffen gegen Surtar (Surtr), einen Feuerriesen, erliegt aber diesem, wie auch die übrigen Götter alsdann zeitlich zu Grunde gehen.

Aus dem milden Gotte des Sonnenscheines, der Fruchtbarkeit, des Friedens läfst sich leicht folgern, dafs derselbe auch Gott der zarten Regungen, der *Liebe,* gewesen sei, wie das schon von Paltar galt, welcher in einem äufserst innigen, über den Tod hinausgehenden Verhältnis zu seiner Gattin, der schönen Nanda stand, welche ihn gleich beim ersten Schauen entzückt und sehnsuchtkrank gemacht hatte. Solches ist bei Frouwo (Frikko) noch bestimmter ausgesprochen; denn Adam von Bremen schildert diesen als einen Gott der Liebe mit zweifellosem, derbem Ausdrucke. Frouwo verliebte sich — ähnlich wie es von Paltar gesagt worden ist — in *Garta* (nord. Gerdhr), d. i. „Garten", grünende Erde, die Tochter des Seeriesen Aki = Gumar, Schwester jenes Beli, die schönste aller Frauen, und er ehelicht sie nach Überwindung der Hindernisse. Die Erzählung der Skirnisför-Sage ist so lieblich, dafs sie ausführlicher wiedergegeben zu werden verdient:

Frouwo (Freyr), der Sohn Nirdars (nord. Niördhrs, d. i. Wuotans), hatte sich einst auf seines Vaters Hochsitz gesetzt und überschaute von da die Welten alle. Als er nach Norden, nach Ezanheim (nord. Jötunnheim), d. i. Riesenheim, blickte, sah er eine schöne Jungfrau aus ihres Vaters Hause in ihr eingehegtes Frauenhaus gehen, und als sie die Hände erhub, um die Thür zu öffnen, da leuchteten von ihren Händen Luft und Wasser, und alle Welten strahlten von ihr wieder. Und so rächte sich an ihm seine Verwegenheit, sich an diese heilige Stätte gesetzt zu haben, dafs er harmvoll im Gemüte hinwegging und von übergrofser Liebe krank ward. Und als er heim kam, sprach er nicht, auch mochte er weder schlafen noch trinken, und nie-

mand wagte, das Wort an ihn zu richten. Da liefs Nirdar den *Skirnar* (nord. Skirnir), d. i. „Heiterer", Frouwos Diener und Freund, zu sich rufen und bat ihn, zu Frouwo zu gehen, mit ihm zu reden und zu fragen, warum derselbe so unmutvoll und so finster sei, dafs er mit niemand reden wolle. Skirnar redete Frouwo zu, ihm Vertrauen zu schenken:

Dein Gram, du Guter, wird nimmer so grofs sein,
Dafs du mir, Gesell, ihn nicht sagtest.
Wie wir die Tage der Jugend teilten,
So bleib auch uns zweeen das Zutraun.

Da klagte Frouwo sein Leid:

In Gymirs (Gumars) Gärten sah ich gehen
Eine minnige Maid;
Ihre Arme leuchteten, Luft und See
Schimmerten von dem Scheine.
Mehr lieb ich die Jungfrau, als Jünglinge je
Liebten im Frühling des Lebens.

Er fügte hinzu: er möge nicht länger leben, wenn er das schöne Weib nicht haben solle. Skirnar tröstete ihn und versprach, die Jungfrau ihm zu verschaffen, wenn er ihm seine Gestalt, sein Rofs und sein Schwert leihe. Nachdem das gewährt war, ritt derselbe auf Botschaft und Werbung davon; das Rofs Blodughofi trug ihn sicher durch die schreckliche Waberlohe, welche die Riesenwohnung umgab, und sprengte mutig über Brücke und Zaun, dafs die Hallen der Burg wie von einem Erdbeben zitterten, und er erschien vor der schönen Maid, welche, durch die Truggestalt getäuscht, ihn für den Mörder ihres Bruders hielt. Zuerst schmeichelte Skirnar ihr und versprach ihr Geschenke, wenn sie ihn, d. h. Frouwo, liebe. Als sie widerstrebte, drohte er mit seinem blanken Schwerte und mit seinem unfehlbaren Zauberstabe. Als er aber ernstlich Anstalt machte, die Beschwörung vorzunehmen, gab sie endlich nach und versprach dem vermeintlichen Frouwo ein Stelldichein nach neun (oder drei) Nächten in einem lauschigen Haine.

Garta ist eins mit Nanda, wie schon der bei Saxo genannte Vatername *Gewar* an *Gymir* gemahnen läfst. Wenn es nun gar von Garta heifst: sie ging aus ihres Vaters Hause in ihr

Frauenhaus, so erinnert das wieder lebhaft an die badende Nanda — denn was kann unter des Seegottes Haus anderes verstanden sein als die See? Man hat aus der herrlichen Schilderung der Garta geschlossen, dafs sie eine Lichtgöttin sein müsse, und zwar, weil Frouwo nach Norden geschaut habe, das Nordlicht versinnliche. Das mufs in jeglicher Hinsicht unrichtig sein. Schon die Bedeutung des Namens widerspricht dem. Die Erzeugung durch den Seegott soll an das Emportauchen der Erde aus dem Wasser erinnern, wie auch die alte Erde „untergehend" gedacht ward, und es dann bei Schilderung der zukünftigen Welt heifst:

Da sehe ich auftauchen zum andernmal
Die Erd' aus dem Wasser und wieder grünen.

Die strahlende Ausschmückung der Göttin kann entweder eine dichterische Ausschmückung höchster Frauenschönheit sein sollen oder auch die farbenleuchtende Erde bedeuten. — Kinder aus der Ehe des Frouwo mit Garta werden nicht erwähnt. Aber als kennzeichnend mufs anerkannt werden, dafs ein Nachkomme Prants, Brands, des Sohnes Paltars, Freavine (ahd. Frowin), d. i. Freund Frouwos, heifst.

Wer sollte in der Schilderung der Frouwoschen Liebesgeschichte den Urkern der Sage von Sigufrit, Gunthari und Prunhilt (Siegfried, Gunther und Brunhilde) verkannt haben? Nur dafs in der jetzigen Fassung die Rollen der beiden Männer vertauscht erscheinen, denn dem Frouwo entspricht Sigufrit. Und wer erkennte nicht auch das liebliche Märchen von dem dornenumwobenen „Dornröschen"? In anderer Darstellung der alten Göttersage scheint Frouwo die Brautfahrt selber unternommen zu haben, wofür schon geltend gemacht werden könnte, dafs Garta das Nahen des Mörders ihres Bruders geahnt habe. Man vergleiche dazu auch den ersten Besuch Sigufrits, des Töters des lintwurmgestalten Fafnir, bei Prunhilt, und ebenso den Märchenprinzen Dornröschens.

Aber der Gedanke, dafs der Freund den Ritt unternimmt, mufs doch starke Wurzel gehabt haben, weil manche jüngere Erzählung darauf fufst. Ein bedeutsamer Anklang der Frouwo-Sage findet sich in dem allerliebsten *Märchen von dem getreuen*

Johannes: Ein alter König befiehlt auf dem Sterbebette seinen Sohn der Fürsorge des treuen Dieners Johannes (in welchem wir leicht Skirnar wiedererkennen); dieser soll dem Sohne nach des Vaters Tode das ganze Schloſs zeigen, alle Säle und Gewölbe, nur das letzte Gemach nicht, in welchem das Bild einer Königstochter sich befindet. Der Diener befolgt getreu den Auftrag seines Herrn; aber der junge Königssohn läſst nicht nach mit Bitten, bis Johannes auch das verbotene Gemach öffnet. Als der Jüngling nun das verhüllende Tuch in die Höhe hebt und das Bildnis der wunderschönen Jungfrau erblickt, welches so herrlich ist und von Gold und Edelsteinen erglänzt, da *fällt er ohnmächtig zu Boden nieder*, und nachdem er wieder zu sich gekommen ist, hat er keinen anderen Gedanken als die schöne Königstochter. Der treue Johannes weiſs ihm dann durch List zum Besitze der Geliebten zu verhelfen. — Dieses von den Gebrüdern Grimm überlieferte Märchen stammt von der bekannten Märchenfrau aus Niederzwehren bei Kassel. Etwas anders lautet die gleiche Erzählung aus dem Paderbornischen; besonders muſs die Einleitung uns fesseln: Ein armer Bauer bittet, auf Geheiſs eines alten Mütterchens, den zu Gevatter, welcher unbekannt ihm zuerst draufsen auf dem Wege begegnet. Das ist nun der König, der hebt auch das Kind aus der Taufe und giebt ihm den Namen *Roland*. Die Königin aber war zu derselben Stunde niedergekommen, und ihr Kind ward Joseph genannt. Als ein Jahr herum ist, läſst der König den kleinen Roland abholen und nimmt ihn an Kindesstatt an. Joseph und Roland wachsen zusammen auf und halten sich für *Geschwister*. Als sie 20 Jahre alt sind, reitet der König einmal fort und hinterläſst ihnen die Schlüssel zu allen Stuben; sie sollen alle aufschlieſsen dürfen, nur eine nicht. Roland aber ist so neugierig, daſs er am dritten Tage den Joseph beredet, mit ihm in die verbotene Stube zu gehen u. s. w. Wir sehen: An Stelle des Namens Johannes ist ein anderer biblischer Name getreten: Joseph, und der Name des Freundes wird uns als Roland gegeben. Seltsamerweise ist hier die Liebesgeschichte nicht auf den König bezogen, sondern auf den Freund, und der Gedanke liegt nahe, wenn man die Frouwo-Sage vergleichend hinzuzieht, ob das nicht eine Verwechselung sei. Ich halte dafür, daſs der Königssohn, welcher

der Liebeskrankheit verfällt, den Namen Joseph, oder besser nach dem anderen Märchen: Johannes, und sein treuer Freund und Diener den Namen Roland geführt habe. Ich habe meine bestimmten Gründe dafür, wie später einleuchten wird.

Wir sind hiermit in das Gebiet der Freundschaftssage eingetreten und werden an die Mitteilung des Tacitus erinnert: „Bei den Naharvalen (einem germanischen Stamme) zeigt man einen uralten heiligen Hain. Dort waltet ein Priester in weiblicher Tracht (d. h. in langem Faltengewande), die verehrten Götter aber entsprechen dem römischen *Castor und Pollux* (griech. Kastor und Polydeukes). *Damit ist ihr Wesen ausgedrückt (!),* ihr Name ist *Alcis.* Zwar keine Bildnisse und keine Spur ausländischen (d. i. „unseren" von Tacitus' Stande aus, „römischen") Dienstes, doch werden sie als *Brüder,* als *Jünglinge* verehrt." Kastor und Pollux, die *Dioskuren,* d. i. Zeussöhne, sollen den Morgen- und Abendstern bedeuten, ebenso wie die indischen Asvins (d. i. Rosselenker), welche der Morgenröte in einem prachtvollen, goldenen Wagen voranfahren und den Menschen das erste Licht bringen — Ideale jugendlicher Manneskraft und Schönheit. Der überlieferte Name Alcis mufs, weil auf zwei bezogen, Mehrzahl sein; er ist durch Simrock sehr richtig als das gotische *Alkeis,* die *Leuchtenden,* gedeutet worden. Diese beiden Alken *müssen* zwei *Lichtgötter* sein; denn sie sollen dem Wesen nach dem Kastor und Pollux, zweien Sternengöttern, entsprechen. Aber auf Morgen- und Abendstern finden wir in unseren Sagen- und Märchenkreisen keinen Bezug. Wer eignet sich besser für das Paar der Lichtgefährten als *Paltar-Frouwo* und der treue *Skirnar* der Göttersage, oder — was eins damit sein mufs — *Johannes* und sein Bruderfreund *Roland* des Märchens? Welche Bedeutung hat nun dieser, in der Sage etwas nebensächlich gehaltene andere Alke Skirnar-Roland gehabt? Ich glaube, dafs er der alte Gott des Tages ist: Tag und Sonne waren getrennte, aber verwandte Begriffe. Allerdings wird Dagr (Tago) Sohn Dellingrs (Tellingars), d. i. Wuotans, und der Nacht genannt, während Paltar Sohn Wuotans und der Erdgöttin Fria ist (weil die Sonne den Binnenländern gleichsam der Erde zu entsteigen scheint), und Frouwo Sohn Nirdar-Wuotans und der Nirdu (Nerthus bei Tacitus) oder Skadhi = Fria ist.

Die beiden Alken wären danach nur Halbbrüder, von Vaterseite her; aber das würde für die Bruderschaft genügen. Vielleicht auch ist die Sagenüberlieferung ungenau, und die alte Sage bietet vollständige oder gar Zwillingsbrüderschaft, wie zum Teil bei Kastor und Pollux. Es mag gleichgültig sein, ob die beiden Alkisbrüder reitend oder fahrend, in einem gemeinschaftlichen oder in zwei Wagen gedacht werden; Tago begegnet fahrend oder reitend, während von Paltar nur Reiten bekannt ist. Jedenfalls war die herrschende Vorstellung der Rundfahrt folgende: Die Riesengöttin Nacht, mit ihrem langen rabenschwarzen Haare, fährt in ihrem Wagen voran. Ihr folgen die Brüder Tag und Sonne reitend oder fahrend, und zuletzt kommt Mano, der Mond, wiederum gefolgt von der Nacht.

Die eddische Überlieferung von Dagr, dem anderen Alken, hat einen zu jungen, ich möchte sagen: matten Anstrich, als daſs man nicht noch anderen, versteckten oder verhüllten Sagenstoff vermuten müſste. Sollte nicht auch der dem Skirnar auffallend ähnelnde Wuotansohn *Herimuot* (nord. Hermodhr), d. i. „Heermut", mit dem Beinamen *„der Schnelle"*, welcher, nachdem durch Lochos bösartige Veranstaltung die Ermordung Paltars stattgefunden hatte, den grausigen Ritt in die Unterwelt wagte, um seinen Bruder zu retten — sollte dieser nicht eins sein mit Skirnar? Sicherlich: die Bezüge sind zu ähnlich, sind geradezu dieselben. Auch die Naturdeutung stimmt damit: der Tag folgt der untergehenden Sonne in die Unterwelt. Eigentlich sollte man annehmen, daſs auch die Rachenahme für Paltars Tod durch den Freund Skirnar-Herimuot hätte geübt werden müssen. Aber dieser war während der Zeit der Rächung in der Unterwelt. Die sühnende That geschah durch den jungen Wuotansohn *Wolo* (nord. Wali), einen jüngeren Sonnengott — zeitlicher Ersatz für Paltar.

Noch eine weitere Sage spielt ein: die von Svipdagr und Menglödh. Die schöne, heilkundige Jungfrau, deren Name altdeutsch Maniklata lauten würde und „Schmuckfroh" bedeutet, bewohnt ein Berghaus, welches von Waberlohe umschlungen und noch überdies mit Gitter und Wall umgeben und von Hunden und Wölfen bewacht ist. Den Diener, welcher ihn abzuweisen sucht, frägt er zuletzt:

Sag mir, Fiölswidhr, was ich dich fragen will,
Und was ich zu wissen wünsche:
Mag ein Mann wohl einst in der Menglödh
Schlanken Armen schlummern?

worauf er die Antwort erhält:

Nie mag ein Mann in der schönen Menglödh
Schlanken Armen schlummern,
Als Svipdagr allein: Die sonnengleiche
Ist ihm verlobt schon lange.

Da giebt Svipdagr sich mit Namen zu erkennen, wird voll Freuden begrüfst und als lange ersehnter Bräutigam aufgenommen. Maniklata (Menglödh) ist ohne Weiterung wieder als die sommerlich geschmückte Erde aufzufassen. Des beratenden, helfenden und schützenden Freundes wird hier nicht gedacht; aber der Name Svipdagr ist als „*Beschleuniger des Tages*" zu deuten und kann nur dem Frouwo angehören, welcher durch sein Strahlenlicht den Sieg des Tages beschleunigt. Die beiden Alkis-Brüder feuern sich gegenseitig zur Eile an, um ihren Siegeszug zu vollenden.

Auch die Sage von *Baltram* = Paltar und *Sintram** = Tago ist zu beachten. Nach der Burgdorfer Sage war Baltram beim Angriffe auf einen *Drachen* von diesem verschlungen worden; der jüngere Bruder aber, Sintram, erschlug den Drachen und befreite jenen wieder aus dem Rachen des Ungeheuers. Nach der Wiltina-Sage ist es Sintram, welcher aus dem Schlunde des Ungetüms — aber von dem Helden Dietrich, Diotarich (d. i. Volkreich), welcher ursprünglich der Gewittergott Donar (altnord. Thor) ist — befreit wird.** Hier scheinen sehr alte Anklänge zu liegen. Wenn auch in den Paltar-Frouwo-Sagen von einem Drachenkampfe nirgend bestimmt die Rede ist, es müfste denn der Riese Beli

* Zu diesem Beinamen vergl. man „Sinthgunt, Sunna era suister" aus dem Merseburger Pholspruche. Die Endsilbe ram, wie auch in Wolfram, Guntram etc., ist aus hraban = Rabe zusammengezogen; der Rabe ist Wuotans, des Himmel- und ältesten Lichtgottes, heiliges Tier.

** Hier liegt die allgemeine Anschauung zu Grunde, dafs Sonne und Mond von Ungetümen, Wölfen, Lintwürmen, grofsen Seefischen etc., verfolgt und schliefslich verschlungen werden.

gleich Fafnir drachengestaltig gedacht gewesen sein, so genügen doch die geringen Sagentrümmer, um das Wesen der beiden Lichtgötter so recht deutlich auszudrücken.

Noch sei an die *Rolandsage* erinnert. Wir haben dargelegt oder behauptet, dafs dem helfenden Freunde auch der Name Roland (Rutland, Ruotlant) zugehört. *Roland* ist der getreue Ritter *Karls* (des Grofsen) in der Sage; Karl (althochd. Charal), was „Herr" bedeutet, ist ursprünglich ein Beiname Wuotans,* des ältesten Sonnengottes, läfst sich dann aber auch um so eher auf Paltar übertragen, als in dem Sagenkreise dieses Gottes bedeutsam einige Karlsagen begegnen, und der Name Frouwo genau dasselbe besagt wie Charal. Nach der Sage ist Roland von riesenhafter Gröfse; sein *gutes Schwert* durchhaut einen Marmorstein, ohne schartig zu werden. Als er bei dem Überfalle in Roncesvalles zum Tode verwundet worden war, blies er zum Hilferufe so gewaltig in sein *Horn,* dafs es acht Meilen weit bei dem Hauptheere Karls gehört ward; aber von der Anstrengung *zersprangen* dem schwerwunden Helden *die Halsadern.* Noch heute erinnern die sogen. Rolandsäulen, steinerne, rohgestalte Bildsäulen, welche einen gewappneten Mann mit einem Schwerte in der Hand vorstellen, an den lange Zeit in der Erinnerung des Volkes fortlebenden *treuen Roland,* den anderen Alken, den Tagesgott.

Dieser Roland gemahnt uns wieder an den Gott, welcher ein Wächterhorn führt, Heimtello (Heimdallr) den Jüngeren, einen Sohn Wuotans. Die Gylfaginning-Sage berichtet von diesem: „Heimdallr heifst einer, welcher auch der *weifse* As (Ans) genannt wird; er ist grofs und hehr. Sein Rofs heifst Gulltopp (Goldzopf). Er wohnt auf Himinbiörg (Himmelberg) bei Bifröst (Piparasta, Himmelbrücke). Er ist der *Wächter der Götter* und wohnt dort an des Himmels Ende, um die Brücke vor den Bergriesen zu bewahren. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und sieht

* Wahrscheinlich fand aus Heidenzeit her eine Art Patenverhältnis zwischen dem Gotte Charal = Karl und dem fränkischen Geschlechte der Charalinge, Kerlinge (latinisiert: Carolinge) statt. Denn dieser Name darf nicht auf Karl den Grofsen allein bezogen werden: er begegnet schon früher, unter Karls Vorfahren, häufig, wie besonders des Karl Martell (Hammer) zu gedenken.

sowohl bei Nacht als bei Tage hundert Rasten weit; er hört auch das Gras in der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen. Er hat ein Horn, welches Giallarhorn (Gellhorn) heifst, und wenn er hineinbläst, so wird es in allen Welten gehört.“* Dem Heimdallr wird auch ein *gutes Schwert* zuerteilt, welches „Haupt“, d. i. Fürst, Meister (der Schwerte) benannt ist. Beim Hereinbrechen des Weltendes, dem Anbruche des letzten Weltenkampfes, erhebt Heimtello der Jüngere sich und stöfst aus aller Kraft in sein Horn, die Götter zu wecken; vielleicht kannte ältere Sage auch für Heimtello das Ende Rolands.

Vielleicht darf der Sonnenhirsch, welcher auf Paltar-Frouwo bezogen werden mufs und zugleich auch nach (Heim-)Dallrs Namen sich benennt, mit seinen zwei leuchtenden Geweihen als Sinnbild der beiden eng verbundenen Alkisbrüder genommen werden.

Somit hätten wir als das Alkispaar erkannt:

Paltar — Baltram — Phol — Frouwo —	die
Svipdagr — (Johannes) — Sonne . . .	Leuchtenden,
Herimuot — Sintram — Heimtello —	die
Skirnar — Tago — Roland — Tag . . .	Wuotan-Söhne!

Der Sagenkreis, welcher von ihnen bestand, ist, abgesehen von dem Wenigen, was durch die Göttersage geboten wird, nur notdürftig und lückenhaft aus der Heldensage und dem Märchen** zu ersehen. Je mehr man bei fortschreitender Bildung und Naturerkenntnis einsah, dafs Sonne und Tag nicht zu trennen seien, desto mehr flossen die bezüglichen Sagen zusammen, und die Alkisbrüder wurden nun vollends sich zum Verwechseln ähnlich. Jedenfalls bestand von jeher — das geht hell und deut-

---

* Die Ynglinga-Sage berichtet von König Dag dem Weisen, in welchem der Gott nicht zu verkennen ist: „Er war ein so kluger Mann, dafs er die Sprache der Vögel verstand. Er hatte einen *Sperling*, welcher ihm viel Neues erzählte; der flog bald in dieses, bald in jenes Land.“ Ob die Redeart: „Die Spatzen auf den Dächern erzählen es sich“, Geschwätzigkeit andeutend, hierauf bezogen werden darf?

** Rechte, echte Alkis-Märchen enthält die Märchengruppe „Die zwei Brüder“ (Grimms Märchen 60), „Wasserpeter und Wasserpaul“ (Paul = Phol?), „*Johannes* Wassersprung und Kaspar Wassersprung“, „Brunnenhold und Brunnenstark“ (s. Grimms Märchen, 3. Band).

lich aus allem hervor — ein sehr inniges Verhältnis zwischen beiden, ohne jeden Mifston, ein Freundschaftsbund zu Schutz und Trutz, welchen sogar der Tod nicht zu trennen vermochte. So knüpft sich an den Namen Paltars neben seinem Naturwalten der Begriff des menschlich Idealen, höchster Liebe und höchster Freundschaft, beides starke Grundzüge des germanischen Volkstums.

Ganz verkehrt ist es, wie bei alledem doch mehrfach geschehen, bei den Alken an Paltar und sein Gegenbild *Hadu* (nord. Hödhr) zu denken; Hadu ist *lichtlos und kann unmöglich ein Alke sein.* Immerhin verdient das Verhältnis zwischen den beiden Beachtung, weil auf ihm der Haupt-Sagenkreis Paltars wesentlich mit beruht. Hadu ist blind gedacht; er verleiblicht das Dunkel sowohl der Tagzeit als der Jahrzeit, also zugleich die Nacht und den Winter, während Paltar Lichtgott ist, zwar nicht Tag-, aber Sonnengott und damit zugleich Sommergott. Der Name Hadu (Hödhr) bedeutet „Kampf". Dies weist uns vor allem auf den schroffen Gegensatz zu Paltar, dem Kühnen. Es ist die uralte Gegnerschaft zwischen Licht und Finsternis, zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter; ersterer, weil alltäglich sich wiederholend, ward nicht so grofse Beachtung geschenkt wie letzterer, welche einen Hauptgegenstand für die Volksauffassung abgab. Der Kampf zwischen Sommer und Winter ward überall und wird zum Teil noch heutigen Tages in Volksspielen und Aufführungen zur Anschauung gebracht. Sommer und Winter mit ihren Gefolgschaften kämpfen heftig gegeneinander mit wechselndem Erfolge; aber in den volkstümlichen Darstellungen ward selbstverständlich nur *der Sieg des lieben Sommers über den leiden Winter* vorgeführt und gefeiert. Der Winter wird öfter zuletzt, bildlich dargestellt durch eine Strohpuppe, verbrannt oder ertränkt. Hadu ist blind, ohne dafs die Edda eine nähere Begründung dafür angiebt; die Volksauffassung aber hat ihre Deutung: Der Sommer, Paltar, hat seinem Gegner im Kampfe — echt heidnisch die Augen ausgestofsen, wie noch der Reim besagt: „Stab aus, Stab aus! stecht dem Winter die Augen aus!" Der dänische Bischofschreiber Saxo zubenannt Grammaticus, der Gelehrte, hat eine längere Sage über diese Kämpfe überliefert, wie er sie aus dem Munde seiner Landsleute oder auch benachbarter deutscher Stämme gehört

haben wird. Wir wollen nur die Hauptzüge herausziehen, ohne uns in Einzelheiten zu verlieren: *Hother* liebt *Nanna*, die Tochter *Gewars*, seines Pflegevaters. Weil er durch Gesang alle Herzen zu Trauer oder Freude, zu Hafs oder Liebe zu stimmen weifs, so gewinnt er auch der Nanna Gunst. Es geschah aber, dafs Othins Sohn *Balder* in Gewars schöne Tochter sich verliebte. Hieraus nun entspinnt sich ein Krieg, welcher dem Hother wenig Erfolg verheifst, weil Balders heiliger Leib dem Eisen undurchdringlich ist. Aber durch die Gewinnung eines wunderkräftigen Schwertes und eines Zaubertrankes gelingt es ihm, Balder im Einzelkampfe eine todbringende Wunde beizubringen. Diesem erscheint in der Nacht die Todesgöttin, ihm das bevorstehende Ende ansagend, und am dritten Tage stirbt er an seiner Wunde. — Die Sage enthält offenbar manche alte, wertvolle Züge; ihrer Gesamtheit nach aber mufs sie jüngeren Ursprunges sein, wofür vor allen Dingen die Art spricht, wie Balder herabgewürdigt wird. Sicher ist da manches Saxos Machwerk, besonders die geringschätzige Behandlung, welche er Balder zu teil werden läfst: der glaubenseifrige Saxo hat den Todesstab über den heidnischen Lichtgott Balder gebrochen!

Nicht bei allen Stämmen wird das Verhältnis zwischen Paltar und Hadu gleich schroff aufgefafst gewesen sein. Auch die Überzeugung mufs hier und da durchgedrungen sein, dafs der Wechsel der Jahrzeiten eine segenvolle Naturnotwendigkeit ist. Man hat sogar aus einer zweifelhaften Stelle der Edda geschlossen, dafs die beiden Brüder gewesen seien; dies ist nicht ausgeschlossen, schon deshalb nicht, weil Hadu ein Anse genannt wird und die Ansen doch sämtlich vom Geschlechte Wuotans sind, jedoch ist es weder in den Eddaliedern, noch in Gylfaginning sicher ausgesprochen; nur Snorris Skaldskaparmal nennt Hödhr ausdrücklich „Odhinns Sohn". Jedenfalls waren die ungleichen Götter nicht überall feindlich aus sich heraus und nicht immer von blindem Hasse zueinander erfüllt. Davon überzeugt uns vor allem die jüngere Edda, indem sie in Gylfaginning ohne viel rednerischen Schmuck ein rührendes Bild von dem Verhältnis zwischen Paltar und Hadu giebt, wie es auch sicherlich nicht nur bei den Skandinaviern gedacht und ausgebildet worden war; sie läfst sogar nach dem Weltuntergange und

der Verjüngung die beiden vereinigt wieder auf die neue Welt, in den neuen Himmel kommen, wie auch Völuspa sagt:

Gebannt ist das Böse, Baldr kehr wieder.
In Heervaters Himmel sind Hödhr und Baldr,
Die früher Verfeindeten, friedlich vereint.

Hier ist wohl jede Naturdeutung ausgeschlossen — oder sollen wirklich Licht und Dunkel wieder vereint sein? Sollen auch in der verjüngten Welt Tag und Nacht, Sommer und Winter herrschen wie bisher in der alten vergangenen? Die Edden scheinen lediglich das sittliche Verhältnis ins Auge gefafst zu haben: Paltar und Hadu waren „durch Trug Kampfgötter", d. i. durch listige Veranstaltung Feinde geworden; nunmehr aber hört jede Feindung auf, und die beiden sind versöhnt und friedlich verbunden. So ist die Sage zwar wesentlich geändert, aber offenbar in ein höheres, geistigeres Licht gerückt worden.

Die Hauptsage Paltars, welche also anfänglich eine Natursage, Jahrsage, später zur grofsen Weltsage geworden ist, mufs wegen ihrer Wesentlichkeit in ihrem Zusammenhange und mit nur geringen Kürzungen wiedergegeben werden; dabei seien einige sachfolgige Änderungen gestattet, um die Sage ihrem ursprünglichen Geiste entsprechend deutlich und verständlich vorzuführen, um sie uns gleichsam mundgerecht zu machen.*

Einst hatte Paltar, der Gute, schwere Träume, welche seinem Leben Gefahr drohten, und als er seine Träume den Göttern mitteilte, pflogen diese erschrocken Rates. Da nahm seine Mutter Fria Eide ab von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüfsigen Tieren, Vögeln und Würmern, dafs sie Paltars schonten. Als das geschehen war, freuten die Götter sich sehr und kurzweilten mit Paltar, indem einige nach ihm

* Die grofse Paltarsage mufs uns mehrfach an die Siegfriedsage gemahnen. So bietet sich auch eine grofse Ähnlichkeit der beiden Todessagen. Leichtlich könnten wir Vergleiche anstellen: Sigfrit selber entspricht dem Paltar, Gunther dem Hadu, Hagen dem Locho u. s. w. Aber alles dies auszuführen, würde aus dem Hundertsten ins Tausendste führen. Vieles kann nur angedeutet werden, die Weiterführung und Ausmalung mufs dem Leser überlassen bleiben.

schossen, andere nach ihm hieben und mit Steinen warfen; und was sie auch thaten, es schadete ihm nichts. Aber das schwarze Unheil lauerte. Der Riese Locho (nord. Loki), der Geist des Bösen — das germanische Urbild des Teufels — hatte durch List sich in das Götterreich einzuschleichen gewufst und sogar Blutfreundschaft mit Wuotan und den Göttern geschlossen. Jedoch insgeheim trachtete er nach der Götter Verderben. Er verwandelte sich in die Gestalt eines alten Weibes, ging zu Fria und wufste den Bescheid zu entlocken: „Nur eine kleine Staude, Mistel* genannt, welche östlich von Walhalla wächst, schien mir zu jung und ungefährlich, um sie in Eid zu nehmen.“ Locho frohlockte, rifs den Mistelzweig aus, schnitt einen Pfeil von ihm und kam zur Versammlung der Götter. Hadu stand zu äufserst im Kreise, weil er blind war. Da frug Locho ihn: „Warum schiefst du nicht nach Paltar?“ Er antwortete: „Weil ich nicht sehe, wo Paltar steht; zum anderen habe ich auch keine Waffe.“ Da sprach Locho: „Ich will dich dahin weisen, wo er steht: schiefs nur nach ihm mit diesem schwachen Pfeile.“ Hadu nahm den Mistelpfeil, legte ihn auf den Bogen und schofs nach Lochos Anweisung. Der Schufs durchbohrte den reinen, unschuldigen Gott, dafs dieser sofort tot hinfiel.** Das war das gröfste Unglück, welches Götter und Menschen betreffen konnte, und anstatt des heiteren Lichtes trat nun trübe Dunkelheit ein. Die Götter standen sprachlos; ihr aller Gedanke war gegen den gerichtet, welcher diese That vollbracht hatte. Aber sie durften nicht sofort Rache üben: es war an heiliger Freistatt. Als die Götter das erste Entsetzen überwunden hatten, weinten sie heftig. Vor

* Ich glaube nicht, dafs die Mistel den Germanen für heilig galt; die Gründe und Belege, welche von J. Grimm für diese Annahme aufgeführt worden, erscheinen mir teils nicht stichhaltig, teils unsicher; jedenfalls ist bei den Germanen von einer *allgemein* verbreiteten Heilighaltung der Mistel, wie das bei den Kelten der Fall war, nicht die Rede. Ob nicht gerade der Umstand, dafs der Germanengott von einem heiligen Keltenkraute den Tod erlitt, bedeutungsvoll ist? Die Erbfeindschaft mit den Kelten konnte solche Sagenbildungen erzeugen. Der Völkerhafs spielt oft in die Glaubenssagen hinein.

** Sprichwort: „Wenn der Stein aus der Hand ist, so ist er in der Gewalt des Teufels“; d. h. der Teufel lenkt ihn nach seinem Willen, zum Unheile.

allem Wuotan und Fria nahmen den Schaden sich sehr zu Herzen, um so mehr als niemand so gut wie sie wufsten, zu wie grofsem Verluste und Verfalle den Göttern Paltars Ende gereichte; denn nach alten Weissagungen war der Bestand des Götterreiches mit diesem heiligen, schuldlosen Gotte verknüpft, und nun mufsten Wuotan und Fria mit Recht befürchten, dafs die Götterdämmerung, das Weltende, nahe bevorstehe. Als Fria sich erholt hatte, frug sie: wer ihre Gunst gewinnen und den Weg zur Unterwelt reiten wolle, um der Totengöttin Hella (nord. Hel) Lösegeld zu bieten, dafs sie Paltar heimfahren liefse. *Herimuot* der Schnelle, ein anderer Wuotanssohn (der andere Alke), erbot sich, die Fahrt zu unternehmen, und stob auf Wuotans Rosse, angethan mit Wuotans Helm und Brünne, davon gen Norden. Unterdessen war auf einem grofsen Schiffe ein Scheiterhaufe errichtet und die teure Leiche daraufgelegt worden. Wuotan bestieg die Scheitern, um seinem toten Sohne zum Abschiede insgeheim die tröstliche Kunde dereinstiger Verjüngung ins Ohr zu flüstern. Danach ward der Scheiterhaufen angezündet und Paltars Leiche verbrannt; zugleich auch ward der Leichnam von Paltars treuer Gattin Nanda, welcher vor Gram das Herz gebrochen war, dem Feuer überliefert.* Weil das Gesetz der Blutrache den Tod des Mörders heischte, so mufste der schuldige und doch schuldlose Hadu Paltar in das Reich der Hella folgen; er ward erschossen. Aber auch gegen denjenigen, welcher der eigentliche Urheber des Greuels gewesen, war das Schwert der Rache gezückt: Locho ward ergriffen und fest auf Felsen ge-

* Mit dem Scheiden der sommerlichen Sonne beginnt auch die grüne Erde abzusterben. Zugleich aber liegt hier ein schwacher Anklang an die altarische Witwenweihe vor, wie sie bei den Indern sich bis in die Neuzeit strengstens erhielt. In den indischen Purana sagt Krischna: „Ich will euch das höchste Gesetz in betreff der Ehefrauen bekannt machen: Es ziemt sich, dafs eine Frau ihrem Manne in den Tod folgt; solch eine treue Gattin wird mit ihrem Gatten in die Gefilde der Wahrheit eingehen.“ Solche Gesinnung herrschte offenbar auch im altdeutschen Heidentum, wenngleich keine ganz bestimmte Kunde darüber vorliegt. Besonders zu beachten ist die eddische Schilderung, wie Brynhildr (Brunhild) dem Sigurdhr (Sigfrit), ihrem Geliebten, als dessen rechtmäfsige Frau sie sich betrachtet, freiwillig in den Tod folgt, indem sie sich auf einem Scheiterhaufen lebend verbrennen läfst.

bunden, wo er liegen wird bis Ende der Welt. — Herimuot aber war währenddem in das Reich der unterweltlichen Herrscherin gelangt. In einer geschmückten Halle sah er an einem langen, besetzten Tische seinen teuren Bruder auf dem Ehrenplatze sitzen neben der treuen Nanda. Herimuot verlangte von Hella, dafs Paltar mit ihm reiten solle, und schilderte, welche Trauer um ihn überall sei. Hella sagte: „Das soll sich weisen, ob Paltar wirklich so allgemein geliebt wird. Wenn alljährlich alle Wesen und Dinge in der Welt ihn beweinen, so soll er auf die Hälfte der Zeit zurück auf die Welt fahren; aber er soll ganz bei mir bleiben, wenn einmal nur eins widerstrebt und nicht weinen will.“ Da nahm Herimuot Abschied und ritt hoffnungsfreudig zurück zu den Göttern. Boten wurden in alle Welt gesandt mit dem Geheifse, Paltar aus der Hella Gewalt zu weinen, und alle thaten das, Menschen und Tiere, Bäume, Erden, Steine und alle Erze.* Da kehrte nach langer, langer Zeit Paltar mit seiner getreuen Gattin wieder, und heiteres Licht verscheuchte schnell die Dunkelheit. Als dann die gewährte Frist abgelaufen war, verabschiedete er sich von allen. Niemand klagte; denn sie wufsten, dafs er wiederkommen werde zu seiner Zeit. Und alljährlich kehrte Paltar nach dem Worte der Hella auf die Hälfte der Zeit zurück. — Aber einmal, heifst es, in ferner Zukunft, wird ein Riesenweib, mit Namen Dunkel, sich weigern zu weinen — mit den Worten: „Niemal hatte ich Nutzen von ihm; behalte Hella, was sie hat!“ Die Bedingung wird somit nicht erfüllt, und Paltar mufs dauernd in der Unterwelt verbleiben zum Schrecken der Welt. Dunkelheit herrscht, und ein grofser, langer Winter tritt ein. „Da stöbert Schnee von allen Seiten, da ist der Frost grofs und sind die Winde scharf, und die Sonne hat ihre Kraft verloren.“ Unheil und alle Greuel wüten auf Erden, und auch im Götterreiche naht das Verderben mehr und mehr. Paltar, der Gute und Reine, war ein Unterpfand für den Bestand der Götterherrschaft gewesen; jetzt steht die Götterdämmerung drohend bevor, und das Weltende bricht herein. Wuotan reitet zum Weisheitsborne und redet mit Mimars Haupte, um sich völlige Gewifsheit über die Zukunft zu verschaffen. — Ein grofser, ge-

* „Es möchte einen Stein erweichen!“ sagt der Volksmund.

waltiger Krieg, der letzte Weltenkampf, hebt an; die Götter und Menschen ringen verzweifelnd mit den feindseligen Mächten, an deren Spitze der freigewordene Locho steht, und sie gehen mit diesen zugleich zu Grunde. Der Himmel birst, die ganze Erde geht in Feuer auf, und schliefslich versinkt alles zischend in den steigenden Fluten. — Aber dem Untergange der alten Welt wird das Erstehen einer neuen folgen. Die Erde wird wieder aus der See auftauchen, grün und schön. Ein verjüngtes Menschengeschlecht wird wachsen, und ein neues, gesühntes Göttergeschlecht, mit den nunmehr versöhnten und geeinten früheren Gegnern Paltar und Hadu, wird walten in alle Ewigkeit.

Die spätere Darstellung der Sage, wie sie in den Edden niedergelegt ist, weifs von der Naturdeutung nichts, sondern geht vom rein sittlichen Stande aus und setzt Paltars Tod in die Zukunft, so dafs das Mittelstück der entwickelten Sage gröfstenteils in Fortfall zu kommen haben würde. Eine nähere Erörterung der einzelnen Züge dieser grofsartigen Sage erscheint mir überflüssig; diese liegt dem Verständnis offen. Ist es nicht rührend, wie die Germanen so tief von Gerechtigkeitsgefühle durchdrungen waren, dafs sie sogar an den Untergang ihrer hohen, heiligen Götter glaubten, weil diese gleich den Menschen unvollkommen waren und Fehler an sich hatten? Aber eine bessere Zeit wird kommen, und anstatt der durch das Stoffliche entweihten Götter wird ein reines, ungetrübtes Göttergeschlecht erstehen. Ist das nicht ideal, ist es nicht im Kerne schon urchristlich gedacht? Ein gesunder, lebensfrischer Trieb mufs von Urbeginn an unser Volk beseelt haben. Heifst es doch sogar bereits in den heidnisch-germanischen Liedern unverkennbar weissagend:*

---

* Man hat hier *christlichen Einfluſs* vermutet. Nun — *mittelbar* ist dies sicherlich der Fall, indem zu der Zeit die nordischen Völker, welchen die erwähnten Lieder entstammen, bereits wesentlich von der benachbarten christlichen Kultur beleckt waren; das Bedürfnis nach einer Besserung der Verhältnisse war rege geworden. Aber *unmittelbar* christlicher Einfluſs fand durchaus nicht statt; die ganze Gedankenentwickelung lag in dem heidnisch-germanischen Volkstum tief begründet, und alle Schilderungen der neuen Welt sind echt heidnisch wie vorher, wenn auch manche Härten gemildert sind.

Einst kömmt ein anderer, mächtiger als er (als Heimdallr = Odhinn);
Doch noch nicht wag ich, zu nennen ihn.

Und ferner bei der Schilderung der neuen Welt:

Die frohen Götter einen sich friedlich,
Vom Weltumspanner (Moldspinur), dem Grofsen, zu sprechen;
Uralter Sprüche sind sie eingedenk
Und heiliger Runen des erhabensten Gottes.
Da gehet der Grofse zum Götterrate,
Der Starke von oben, der alles beherrscht;
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und setzet ewige Satzungen fest.

Der geträumten Weltverjüngung kam die Christianisierung zuvor. Da war schnell die Anknüpfung gefunden; die christlichen Bekehrer machten die alten Glaubenszüge sich zu nutze. Die heidnischen Götzen fielen; ein reinerer, geistigerer Gott trat an ihre Stelle. Dafs dieser hohe Gottesgedanke des edlen Jesua schon getrübt zu uns gekommen ist, daran ist die unvollkommene menschliche Natur schuld, welche, sobald sie sich zu erheben trachtet, magnetisch wieder zu Boden gezogen wird.

Trotz des so äufserst günstig vorgefundenen Grundes ist nicht zu verwundern, dafs die Überführung vom Heidentum zum Christentum doch keine ganz leichte und einfache war; dazu kam, dafs die Bekehrung vielfach nicht in dem Geiste der Lehre von der Liebe, sondern mit allen Mitteln des Zwanges geschah. So kam es, dafs mit der äufserlichen Bekehrung die innere nicht gleichen Schritt hielt: Die äufseren Christen beteten noch lange insgeheim zu ihren altheimischen, geliebten Göttern oder kehrten gar gleich jenem Wuotanhäuser = Tanhäuser* offen zu ihnen zurück. Das veranlafste die christlichen Würdenträger, dasselbe Mittel anzuwenden, welches schon vor grauen Zeiten von Mose gebraucht worden war, als er zur Begründung des Eingottestums dem grofsen Allvater Jehovah die altjüdischen Götter unter der Gestalt von „Erzvätern“ und Helden unterstellt hatte. „Betet

* Vergl. meine Aufsätze: „Tanhäuser“, Archiv f. n. Spr. LXVIII, S. 13, und „Kifhäuser, Tanhäuser, Rattenfänger“, ebendas. LXXIII, S. 179.

fernerhin“ — mochte der christliche Geistliche sagen — „betet fernerhin an euren alten heiligen Stätten; eure Götter bestehen noch, aber sie sind dem alleinigen, wahren Christengott unterthan geworden!“ * Die bedeutendsten heidnischen Gottheiten wurden zu Heiligen, mit meistenteils neuen Namen, umgebildet: Wuotan zu St. Martin oder St. Michael, dem deutschen Michel; aus Fria-Holda, unserer heidnischen „lieben Frauе“, entwickelte sich späterhin auf der deutschen Grundlage die Gottesmutter Maria, Nanda ward zur heiligen Gertrud u. s. w. Und wie man früher Minnetränke den Göttern weihte, so geschah es jetzt den Heiligen, wie die St. Martin-, St. Michael-Minne u. a. bezeugen.

Und Paltar, der Lieblingsgott unserer Ahnen, der reinste Gott, welcher der Christos-Gestalt am nächsten stand? Sein eines Hauptfest, die Wintersonnenwende, das liebliche Weihnachtsfest, war zu verlockend, als dafs es nicht zum Christfeste umgebildet werden sollte — war doch der Übergang ein so natürlicher, gleichsam gebieterisch gebotener.** Aber den heidnischen Götzen allgemein und vollständig zu Christus überzuführen, würde der römisch-christlichen Geistlichkeit als eine Versündigung an der Gottheit erschienen sein. Jedoch — weil man mit ihm und seiner hohen Verehrung rechnen mufste, so wufste man Rat und machte ihn zu Christus' Vorgänger, *Johannes* dem Täufer. Sein früheres Ansehen erlitt bei der Umwandlung nicht die mindeste Einbufse, wie der Umstand beweist, dafs er als Schutzherr sowohl des Johanniterordens als auch des Freimaurerbundes erwählt ward. War und blieb er doch im Volksdenken der alte lichte Gott, der beste und geliebteste aller Götter, bei dessen Tode die ganze Natur weinte. Und in der That — Johannes brauchte sich nicht seines Vorgängers zu schämen, in dessen Fufsstapfen er trat.

Der dem Johannes gewidmete Tag ist, streng genommen, eigentlich der 21. Brachmonat (Juni), *Johannistag* genannt; beim

* Auf solche Weise ist viel Heidnisches, namentlich Germanisches, in das Christentum übergegangen. Man kann dreist sagen, dafs fast alles, was in der christlichen Religion nicht zweifellos christlichen Ursprung hat, entweder rein germanisch oder mindestens germanisch vermittelt ist.

** S. „Weihnachten“, St. Galler Blätter 1805, S. 207 u. 211.

Kalenderwechsel behielt man dafür irrtümlich den 24. Juni bei. Dieser Tag war, wie wir gesehen, *eines der Hauptfeste Paltars*, die *Sommersonnenwende*, auch *Mittsommertag* oder jetzt *St. Johannis Sonnenwendentag* genannt, der Gipfel des Jahres, wo die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat und der liebe Sommer seine ganze Pracht und Herrlichkeit entfaltet. Zwar beginnt von da ab die Sonne wieder zu sinken, wie Paltar dem blinden Gotte der Dunkelheit erliegt; aber man vermied, Trauer in die Freude zu mischen. Man genofs heiteren Sinnes die Gegenwart und jauchzte der erreichten Höhe des Lichtes, ohne mit Eulenspiegel zu weinen. Treffend bezog der christliche Geistliche das biblische Wort Johannes des Täufers: „Christus mufs wachsen, ich aber mufs abnehmen" auf den sterbenden Gott, als dessen Nachfolger und Vollender nun Christus eintrat.

Von den Paltar-Sagen ist kaum etwas auf Johannes den Täufer übergegangen, obgleich dessen Gestalt die Einbildungskraft unserer Vorfahren auf das lebhafteste beschäftigte. An die Stelle der Sage von Paltars Ermordung trat nunmehr die Erzählung von Johannes' Enthauptung, und diese ward von der reichen Erfindungsgabe unseres Volkes sagenhaft erweitert und ausgeschmückt, wobei die alte Mimar-Sage ihren Einflufs geübt zu haben scheint: Die schöne, aber leichtsinnige Tochter des Herodes, Salome, auf welche im Volksmunde der Name der Mutter, Herodias, übertragen ward, war von sinnlich-heifser Liebe zu dem gefangenen Johannes entzündet; dieser aber mit seinem reinen, rechtlichen Sinne erwiderte die Leidenschaft nicht. Das trug ihm den Hafs der Tochter und noch mehr der Mutter zu. Letztere, von bitterer Rachsucht erfüllt, veranlafste jene, als der Vater die Tochter für die Wonne eines Tanzes belohnen wollte, das Haupt des Johannes zu fordern. Das geschah denn auch. Als aber der Tochter Herodias auf einer Schüssel das blutige Haupt überreicht ward, da ward sie von Reue ergriffen; ihre Liebe erwachte neu, und sie wollte das teure Antlitz mit Thränen benetzen und mit Küssen bedecken. Aber das Haupt wich zurück und begann heftig zu blasen. Die Unselige ward von geisterhaftem Hauche hoch in den Luftraum getrieben und schwebt nun durch denselben bis zum Ende der Welt.

Wie nach allgemeiner Anschauung dem Blute des sterbenden

Gottes oder Heiligen wunderbare Kraft beigelegt wird, so ist *aus dem Blute Johannes' eine Blume entsprungen:* das im Mittelalter und noch später sorgfältig gesammelte, weil für heilkräftig gehaltene *Johanneskraut,* auch *Johannesblut* genannt. Es ist die Kamille, welche schon dem Paltar geheiligt war, das Kraut „so licht, dafs es mit seinen Augbrauen verglichen wird." Der ähnlichen, schönen *Johannesblume* (gem. Wucherblume) sei nebenbei ebenfalls gedacht; sie dient bekanntlich zu dem Spiele der Liebeweissagung „Liebt mich — liebt mich nicht"; der Gott der Liebe soll offenbaren, ob die Liebe wahr ist. Die kugelige, handgestalte Wurzel der Kukuksblume (Knabenkraut) wird unter dem Namen *„Johannishand"* eifrig gesucht und zum Verkaufe geboten; besonders die fünffingerigen Wurzelstöckchen werden begehrt. Diese fingerartige Wurzel gilt für einen geheimen Segen; sie schirmt gleich der Hand des Gottes und Heiligen vor allem Unglück und bringt seinem Träger überall Heil.

Das Johannisfest wird kirchlich nicht mehr begangen, um so höher ist seine volkstümliche Feier anzuschlagen. Es ist wirklich auffallend und spricht für die Zähigkeit des Volksbewufstseins, dafs die alten heidnischen Gebräuche, sich so lebenskräftig im Christentum bewährt haben und grofsenteils noch bewähren. So sind auch die Paltargebräuche fast unverkürzt auf Johannes übertragen worden, dessen Verehrung nun ebenso eifrig gepflegt ward wie früher die des allgeliebten Heidengottes; in der That hatte der Gott Paltar nur einen anderen Namen erhalten. Der Volksglaube warf übrigens mit Johannes dem Täufer einen anderen Träger des Johannesnamens zusammen, den Jünger und Evangelisten, dessen Wort war: „Kindlein, liebet einander!" Dieser Lieblingsjünger des Heilandes soll vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben. Das veranlafste besonders bedeutende *Minnetränke* für diesen Heiligen, indem man wähnte, dafs der ihm geweihte Trank hinwiederum alle Gefahr der Vergiftung und anderen Schaden abwenden werde. Die Kirche pflegt noch jetzt am Tage des Evangelisten (27. Christmonat, Dezember) einen Kelch mit Wein zu segnen und das Andenken des liebsten Jüngers des Herrn dem Volke zur Nacheiferung zu empfehlen. Mit der *Johannisminne,* auch *Johannis-Segen oder -Weihe* genannt, war die *St. Gertrudenminne* eng verbunden — es ist

das Paar Paltar und Nanda! *Johannis- und Gertrudenminne* pflegte besonders von Scheidenden sich zugetrunken zu werden, wovon man sich gut Glück versprach. Man mochte den Gedanken hegen, dafs man sich treu anhänglich bleiben wolle, wie Nanda ihrem Paltar, da sie ihm in den Tod folgte. — Es würde zu weit führen, alle die vielen volkstümlichen Johannis- oder Sonnenwend-Bräuche, mit welchen gröfstenteils die Pfingstbräuche zusammenfallen, zu schildern; wie sie früher dem Gotte galten, bekunden sie nun die Bedeutsamkeit des Heiligen und seiner Feier. An die Kräuterlese, Wasserweihe, Johannisbad, Baumweihe sei nur erinnert; aber die Sitte des *Johannisfeuers* oder *Sonnenwendfeuers,* auch Himmelsfeuer genannt, mufs eingehender besprochen werden.

Die Johannisfeuer wurden am Vorabende von Johannis an günstig gelegenen Orten, an Wassern und auf Bergen entzündet. Die damit verbundenen Gebräuche sind äufserst mannigfaltig und können unmöglich sämtlich hier besprochen werden; nur einiges sei herausgegriffen. Heilige Kräuter oder Kränze aus neunerlei Kräutern wurden in die Lohe geworfen, Met ward dazu getrunken, und das Volk sang, jauchzte und führte Reigen um das Feuer auf. Dafs diese wie alle Volksbräuche nicht immer auf die Jugend und den gemeinen Mann beschränkt waren, geht daraus hervor, dafs im Jahre 1497 zu Augsburg die schöne Susanna Neithart in Kaiser Maximilians Gegenwart das Johannisfeuer anzündete. *„Feuer hebt Krankheit,“* heifst es; deshalb ward das Vieh durch die Johannisfeuer getrieben, um es gegen Teufelei und künftige Krankheiten zu sichern, und aus dem gleichen Grunde sprangen eifrig alt und jung darüber. Auch hier ist der Gott der Liebe der Volkserinnerung geblieben: Je ein Jüngling und eine Jungfrau umtanzen Arm in Arm oder Hand in Hand den Holzstofs des Sonnenwendfeuers und springen dann zusammen darüber; sie dürfen sich dabei nicht loslassen, sonst haben sie kein Glück miteinander. Diese Sitte hat sich in Schwaben am längsten erhalten. Auch das Hinablassen brennender Strohräder, wie beim Frühlingsfeste, begegnet zu Johannis, in hervorragender Verbreitung in Schwaben. Über ein im Jahre 1823 zu Konz, einem deutsch-lothringischen Dorfe an der Mosel (unweit Sierk bei Diedenhofen, nicht zu verwechseln mit Konz

bei Trier), entzündetes Johannisfeuer berichtet eine sehr fesselnde Schilderung folgendes: Jedwedes Haus liefert ein Gebund Stroh auf den Gipfel des Stromberges, wo gegen abend Männer und Bursche sich versammeln; Frauen und Mädchen sind beim Burbacher Brunnen aufgestellt. Nun wird ein mächtiges *Rad* dergestalt mit Stroh bewunden, dafs gar kein Holz mehr zu sehen ist, und durch die Mitte eine starke, zu beiden Seiten mehrere Fufs vorstehende Stange gesteckt, welche dann von den Lenkern des Rades erfafst wird. Aus dem übrigen Stroh bindet man Fackeln. Auf ein vom Bürgermeister zu Sierk gegebenes Zeichen erfolgt mit einer Fackel die Anzündung des Rades, welches nun schnell in Bewegung gesetzt wird. Jauchzen erhebt sich, alle schwingen die Fackeln in die Luft, ein Teil der Männer bleibt oben, ein anderer Teil folgt dem rollenden, bergab zur Mosel geleiteten Feuerrade. Während das Rad vor den Frauen und Mädchen vorüberläuft, brechen diese in Freudengeschrei aus, die Männer auf den Bergen antworten. Gelangt das Rad brennend in die Flut, so weissagt man daraus gesegnete Weinernte. — Auch sonst begegnen derartige Feuergebräuche zu Johannis oder zu anderer Zeit vielfach, wie wir auch schon bei Besprechung des Frühlingsfestes gesehen haben. Vor allem aber ist die Ähnlichkeit dieses Johannisfeuers mit jenem Trierer Frühlingsfeuer auf dem Pholsberge unverkennbar; die Verschiedenheit der Jahreszeiten ist nicht wesentlich — Sommervorfest und Sommerhauptfest!

Es sei endlich genug, um nicht aus dem Hundertsten ins Tausendste zu kommen. Der Gegenstand ist so mannigfach und vielseitig, dafs man gewaltsam die Beschränkung sich auferlegen mufs. Aber aus allem Vorgetragenen erhellt zur Genüge die grofse Bedeutsamkeit unseres Lichtgottes Paltar-Phol-Frouwo. Aus dem vielen, zum Teil vielleicht etwas roh und ungelenk erscheinenden Stoffe leuchtet strahlend das Bild unseres geliebten Gottes hervor, welcher trotz des Christentums von seiner Hoheit kaum etwas einbüfste, sondern als Johannes, nur äufserlich verändert, in seinem ganzen göttlichen Glanze fortlebte und fortlebt.

Wir haben absichtlich die Hauptzüge unseres Gottes und die ihm geltenden Bräuche ausführlicher behandelt, um ein

scharfes und hoffentlich helles Grundbild für unseren heiligen Johannes liefern zu können. Wohl — weifs ich — werden überbildete Weltmenschen über Plumpheit und Ungefügheit der deutschen Glaubensanschauungen mitleidig wegwerfend die Achseln zucken. Ich kann solchen nur in das Gesicht sagen, dafs sie überhaupt nicht urteilsfähig sind, weil sie einem gesunden Urteile grundsätzlich sich entziehen. Wohl — weifs ich auch — schlagen überchristliche Christenbrüder vor den alten Heidenträumereien ihr Kreuz und suchen ihren Mitchristen den bedeutenden Unterschied zwischen jenem leiblich-sinnlichen und teuflischen Heidentum und dem geistig-göttlichen Christentum begreiflich zu machen. Nun — wenn wir auch dem Christentum, wenigstens einem gesunden Urchristentum, nicht dem gegenwärtigen, entarteten, rückschrittlichen *sogenannten* Christentum, einen guten Teil geistigen Gehaltes zuerkennen müssen, so können wir doch nicht leugnen, dafs es auch einen bedeutenden Teil derber Sinnlichkeit aufzuweisen hat; der christlich-mythologischen Ungebilde und der abgeschmackten Wundermärchen ganz zu geschweigen, weist es uns den Glauben an Himmel und Hölle, Engel und Teufel, beides in sinnlich schroffster Weise gegenüber gestellt; nicht ein edles, ideales Streben soll die Menschheit begeistern, sondern die Aussicht auf schnöde Belohnung und die Furcht vor Strafe ist der Grund und Boden unserer christlichen Erziehung — ein höheres Struwwelpetertum! Oder ist es etwa nicht so? Steht unser Heidentum viel tiefer, da doch aus dem Erörterten hell hervorleuchtet, wie gesund, kernedel und gerecht unsere Vorfahren dachten und fühlten, wie sie, fern von Lug und Trug, die feste Anhänglichkeit an die geliebten Götter mit ihren Gefühlen für alle hohen Regungen, für *Heimatsliebe, Freundesliebe* und *Weibesliebe* zu einen wufsten? *Liebe* zu den Göttern, nicht eine abschreckende christlich-theologische Gottes*furcht*, beseelte unsere Ahnen! Roher, plumper als die christlichen Sagen sind wohl im grofsen Ganzen unsere Heidensagen, das mag anerkannt werden. Aber man bedenke, dafs unsere Geistes- und Glaubens-Entwickelung gewaltsam unterbrochen, gehemmt ward, dafs fremdes und aberfremdes Volkstum uns aufgezwängt ward. Wenn dies nicht geschehen wäre, so würde unser Volkstum langsamer, aber sicherer und — selbständiger, vor allem aber

auch unbeschränkter, zur Veredelung sich entwickelt haben, und zugleich mit der Veredelung würden unsere Glaubensanschauungen sich erweitert und gehoben, zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit sich entwickelt haben, wie wir sie jetzt in unserem Judenchristentum vergeblich suchen; die Bildungs*fähigkeit* unseres Heidentums liegt in der grofsen Paltarsage hell und deutlich ausgesprochen.

Die Llorona,

das weinende Mädchen der Mexikaner, und ihre Schwestern bei den Ariern und Mongolen.

Wir befinden uns auf der Sierra Madre in Mexiko, 10 000 Fufs über der Ebene. In einem Walde von Steinfichten erhebt sich ein Schmelzofen und ein daran lehnendes Gebäude aus rohen Stämmen mit einem Cement von Gipskalk überzogen. Der geistvolle Reisende Felix L. Oswald berichtet uns in seinem trefflichen Werke: „Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Central-Amerika“ (2. Auflage, Leipzig 1884, F. A. Brockhaus) von seinem Aufenthalt dort folgendes: „Ich trat an die Luke in der Seitenwand und blickte nach den Sternen. Der klare Himmel verhiefs eine kalte Nacht. Wir wälzten den Hauptklotz ins Kamin, ordneten unsere Decken im Kreis und liefsen uns mit feuerverehrender Andacht nieder. Ich zog einen Band von Calderons Canzonetten aus der Tasche und meine Gefährten schwatzten mit dem Talent für gemütliche Unterhaltung, das den Indio manso von seinem nordischen Vetter unterscheidet, als ein unheimlicher Ton sie plötzlich verstummen machte — ein langgezogenes Krächzen oder Röcheln, bei dessen Klang sich der Dachshund mit gesträubten Haaren aus dem Winkel erhob.

‚Was war das?‘ Eine Frage, die nur stumme Blicke beantworteten, bis der Tuxpaner eine Bemerkung in seiner Muttersprache flüsterte.

‚Er glaubt, es ist eine Onza de monte‘ (ein weiblicher Bergpanther), erklärte der Führer, ‚das ist die Art, wie sie in der Paarungszeit schreien, sagt er.‘

Wir lauschten noch lange, hörten aber nichts als das leise Murmeln des Bergbaches.

‚Heilige Jungfrau,‘ flüsterte José, ‚wenn mich das nicht an die Llorona gemahnte! Wir können von Glück sagen, wenn es nichts Schlimmeres ist als — als was der Indianer denkt.‘

Die Llorona oder Weinerin, ein weibliches Verbalsubjekt vom Zeitwort llorar weinen, klagen, ist ein Gespenst der östlichen Kordilleren, eine mexikanische Lamia, die das Hochland der Sierra Madre durchwandert und den verspäteten Wanderer mit ihrer unheilverkündenden Stimme entsetzt. Wer sie von Angesicht sieht, erblickt seinen Tod; sie zu hören bedeutet nahendes Unglück.

‚Hast du sie je mit Augen gesehen, José?‘

‚Nein, aber mein Onkel in San-Sebastian: der kam eines Abends spät nach Haus und sah sie, wie sie über die Straſse auf ihn zuschritt. Sie hatte das Maul offen und fletschte die Zähne wie ein Wolf, Señor; aber er sprengte wie ein Büffel aus dem Wege und kam noch mit blauem Auge davon. ...‘

‚Giebt's sonst noch Gespenster in der Sierra, José?‘

‚O verschiedene. Die Voz de Luta (warnende Stimme) z. B., die ist aber ein guter Geist und warnt die Leute vor Gefahr.‘

‚Hilft verirrten Reisenden, nicht wahr?‘

‚Ja, und auch anderen Leuten. Sie haben doch von dem Amador (Liebhaber) von San-Martin gehört?‘

‚Nicht daſs ich wüſste.‘“

Darauf erzählt José eine Geschichte, wie der Amador seine Verlobte zum Tanz abholt und dann nach dem Vergnügen mit ihr in der Nacht heimreitet. Als sie am Dachsstein vorüberkommen, vernehmen sie oben in dem Felsen eine Stimme, welche dem Amador, ihn dadurch vor der Zukunft warnend, Worte zuruft, aus denen sich die Untreue seiner Verlobten ergiebt.

Kein Zweifel, wir haben hier die Bekanntschaft von zwei Dämoninnen gemacht, welche in dem Vorstellungskreise der Spanier in Mexiko ihre Rolle spielen. Sehr erfreulich ist für uns, daſs sie von einem deutschen Reisenden aufgefunden sind. Im übrigen scheint es, als ob sie den Gelehrten jenseit der Alpen und Pyrenäen unbekannt sind, wenigstens haben mir von den groſsen romanischen Sagenforschern weder Angelo de Gubernatis

in Florenz noch Consigliere Pedroso in Lissabon Beiträge zu dieser Arbeit zu bieten vermocht. Die Romanen haben eben bis jetzt noch nicht das Ihre gethan, die Sagenschätze ihrer Völker zu heben, während sie aufserordentlich fleifsig in Volksliedern und dem für die Mythenforschung höchst fragwürdigen Märchenmaterial arbeiten.

Felix L. Oswald hat aber nicht nur die Ehre, uns die Bekanntschaft mit der Llorona und Voz de Luta vermittelt zu haben, sondern er hat uns auch durch die ausführliche Mitteilung des Erlebten sowie der mexikanischen Überlieferung, endlich nicht minder durch seine Vergleichung mit der Lamia willkommene Anhaltepunkte gegeben, von welchen ausgehend wir uns das Wesen unserer Unholdinnen zu erschliefsen vermögen.

Machen wir uns demnach mit der Überlieferung von der Lamia bekannt.

Wir finden, dafs sie eine schöne Königin gewesen ist. Zeus liebt dieselbe, Hera beraubt sie dafür aller ihrer Kinder. Voll Gram über den herben Verlust zieht sie sich in eine Felsenhöhle zurück und wird zu einem die Kinder raubenden Ungeheuer mit tierischem Angesicht. Als Vater der Lyderin wird Belus genannt, oder der Meeresgott Poseidon, als ihre Tochter die weissagende Herophyle oder die grause Skylla.

Somit decken sich in der That alle wesentlichen Einzelheiten von der Llorona und der Lamia — die Voz de Luta scheint zu schärferer Ausprägung ihres Wesens nicht gelangt zu sein, weshalb wir uns fortan nur beiläufig mit derselben beschäftigen werden — als da sind das furchtbare Aussehen, die Verknüpfung mit Fels und Bergwald, mit Gebirgsbach und Meer — worauf die Herkunft von Poseidon oder ihre Tochter, die Skylla, in der griechischen Sagensprache deuten —, das Ankünden einer unheilvollen Zukunft allein durch das Erscheinen der Llorona, das Verkünden der Zukunft durch die Tochter der Lamia, die Herophyle.

Ist der Name der Mexikanerin klar zu deuten, so ist dies mit demjenigen der Lamia nicht der Fall, denn das griechische Wort λαιμός Kehle, Schlund wird mit Unrecht hierher gezogen. Mir ist vielmehr die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dafs sie als Lyderin, die von Bel stammt, einen gewandelten, ursprünglich

semitischen Namen trägt, dafs die Griechen erst bei ihrer Einführung in die Welt von Hellas für das Wasser als semitisches Urelement, und die Eigenschaften, welche man einer Dämonin, die damit Verknüpfung hat, zuzuschreiben pflegt, Poseidon als Vater und die Skylla oder Herophyle als Tochter gesetzt haben. Auf Wasser als Urelement weisen die Worte: lamiæ sunt fossæ camporum pluviis plenæ vel voragines fluminum, unde ipsa ferocissima bestia Lamia dicebatur (Mythogr. I, N. 168). An lama, lacuna ist doch wohl nicht zu denken, wie Bode will.

Sind Fels, Wald und Wasser die Elemente, aus welchen unsere Dämoninnen erwachsen sind, so ist, denke ich, die Möglichkeit vorhanden, andere entsprechende Gestaltungen aufzufinden, welche den behandelten sich als Schwestern gesellen.

So singen denn auch in der That nach der griechischen Überlieferung die Sirenen — ihre Schwestern, die Musen, verknüpft das Wasser, dem sie entstammen, mit ihnen — am Gestade des Meeres ihre fesselnden Lieder. Sie verkünden die Zukunft, in späterer Zeit gelten sie als Totenklage um Verstorbene. Höchst bemerkenswert ist der Zug der Überlieferung, dafs der Wind weht, während das Schiff dem Gestade zutreibt, auf welchem die Sirenen sich befinden, dafs er aufhört zu wehen, sobald die Sirenen ihren Gesang anheben — denn der Wind ist eben ihr Gesang, welcher im Rohr und Gebüsch des Uferrandes seine Lieder singt. Sie sind schöne Weiber mit hühner- und entenartiger Bildung der Füfse. Die Bedeutung ihres Namens werden wir in unserem Schwirren wiedererkennen.

Zu Fels und Wald hat sich neben dem Wasser der Wind gesellt, denn in der That sind aufser dem Donner das Rauschen des Wassers, das Säuseln des Windes, das Rieseln des Regens diejenigen Töne der Natur, welche der Vorstellungskraft der Völker zu Bildungen Anlafs geworden sind, wie unsere Dämoninnen des Gesanges es sind, sowie die Lamia, Voz de Luta und die Llorona.

Indes nicht nur der Romane und Grieche, auch der Slave hat aus den berührten Elementen seine übersinnlichen Wesen geschaffen.

So berichtet der Wende Liebusch, es habe sich früher unterhalb der Brücke, welche bei Muskau über die Neifse führt, auf

der kleinen dort im Flufs liegenden Insel, auf welcher dichtes Gebüsch emporsprieſst, die boża łosć oder boże sedleško, wie die Oberlausitzer Wenden sagen, aufgehalten. Durch Weinen und Klagen habe dieselbe bevorstehendes Unheil angekündigt, wie drei Männern, welche in der Neifse ertrunken seien, nachdem sie die unheilverkündende Stimme vernommen. Die Dämonin der Oberlausitzer Wenden soll sich zumeist als eine Frau zeigen „voll Anmut und Wehmut im weifsen Kleide".

Haupt und Schmaler berichten sodann, man stelle sich die boże sed- oder sadleško, welche „die Deutschen die Wehklage" nennen, in Gestalt einer weifsgefiederten Henne vor und hält sie für einen Schutzgeist, welcher eine bevorstehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeigt und hierdurch davor zu warnen sucht.

Hórčanski berichtet, dafs sie den für die Stadt Muskau so verhängnisvollen Brand von 1766 auf Befragen angekündigt habe. Dann erzählt er uns noch, dafs die Wenden „bei Absäumung eines kochenden Topfes oder Ausgiefsung siedenden Wassers" die Vorsicht gebrauchen und zu sagen pflegen: „Geh weg, dafs ich dich nicht verbrühe." Hitzblattern sehen sie als eine Folge des Einflusses der boże sedleško an. Hier mag das Singen des kochenden Wassers im Topfe die Urvorstellung gegeben haben, und später erst wird die Wirkung und eine scheinbar verwandte Erscheinung mit der Ursache verwechselt sein.

Von der boża łosć, der Niederlausitzerin, erkundeten mir die wendischen Lehrer Nasdal, Jordan, Schwela und Proposch,* dafs dieselbe eine Jungfrau mit langem Haar sei, im Erlengebüsch weilend oder im Fliederstrauch am Hause, auch wohl in einem Baume, unfern der menschlichen Wohnung. Wer ihr Singen und Seufzen, Klagen und Weinen vernimmt, dem bedeutet es Verderben, denn er stirbt bald. Auch den trifft Verderben, welcher sie auf der Heide gesehen. Dort sitzt sie auf einem Baumstamm, schweigend, und kämmt ihr flachsfarbenes Haar. Früher zeigte sich dieselbe oft als eine Frau in langem, weifsem Gewande, ihr Haar war goldgelb. Hört man sie in

* Vgl. Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Graz 1880.

einem Strauche am Hause, wie sie weint und klagt, so sieht man auch wohl, wie sie ihr Haar dabei kämmt. Wer es wagt, sich ihr zu nähern, mag auch wohl Fragen an sie richten. Dann verkündet sie ihm die Zukunft. Sie zeigt sich auch wohl auf einem frischen Grabe, und die Klagen, welche sie dort hören läfst, künden an, dafs in der betreffenden Familie der Tod bald wieder ein Opfer holen wird.

Aber die boża łosć ist nicht nur eine Unheilverkünderin, sondern auch warnend vor bevorstehendem Unheil wird sie zu einem Schutzgeist.

Gestaltet ist die boża łosć als Frau, Jungfrau, Kind — oder man sieht sie auch nur als Oberkörper mit dem von langem Haar umrahmten Gesicht aus der grünen Hecke hervorschauend. Nach der Muskauer Überlieferung zeigt sie sich auch als Henne. Mir scheint, die Henne ist hier für einen Wasservogel eingetreten, in einer Zeit, wo das Element des Wassers zurückgetreten ist, wie auch die Sirenen Hühner- und Entenfüfse haben. Da nun Hühner erst im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Griechenland literarisch bekannt sind, da die homerischen Sirenen dem Ufergestade angehören, so denke ich, wird meine Vermutung, dafs ursprünglich die Ente der boża łosć wie den Sirenen gehört, vollständig gerechtfertigt erscheinen.

Zwischen Slaven und Germanen stehen die Litauer, mit einer gewissen Annäherung an die Slaven.

Um dieselbe Zeit etwa, da Felix L. Oswald die Llorona bei den Mexikanern in der Sierra Madre fand, durchzog ich das russische Litauen und das Land ihrer Brüder, der Żamaiten, die wundervollen Sagenschätze derselben zu heben. Die Żamaiten haben nun aber eine Dämonin, wie sich mir ergab, deren Wesen volle Einstimmung zu der boża łosć der Wenden bietet, ihr Name aber stellt sie der Llorona gleich.*

So erzählte man mir von dem weinenden oder klagenden Mädchen der Litauer und Żamaiten, dafs es blondes oder weifses Haar habe. Sie hält sich auf einem Baum im Walde

* Vgl. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten (Litauer). Heidelberg 1883.

auf und bringt demjenigen Verderben, welcher die Jungfrau hört, denn der Betreffende wird taub oder blind, oder er stirbt bald.

Das weinende Mädchen sitzt auch wohl auf einem gefällten Stamm oder einem Steine im Walde: sein Kleid ist grün, sein langes Haar aber blond. Oder die Jungfrau sitzt auf einem Stein im Meere und bringt dem Schiffer Unheil, welcher sie hört.

Man hört das weinende Mädchen auch, wenn dasselbe an den Häusern entlang geht und klagt und weint. In dem Hause, vor welchem das klagende Mädchen sich hat hören lassen, sterben die Bewohner aus.

Wenn man die unheilverkündende klagende Frau vor der Thür ächzen hört, so mag man wohl glauben, dafs man das Ächzen eines kranken Tieres vernimmt.

Die Erlösung des weinenden Mädchens ist vollbracht, wenn der Baum, auf welchem dasselbe sich aufzuhalten pflegt, von seinen Thränen entwurzelt umsinkt. Da nun die Bäume, auf denen die Jungfrau sich gerade befand, stets von den Holzfällern umgeschlagen wurden, so raubt sie Kinder. Sie verspricht einer Mutter, dafs sie die geraubten Kinder nach ihrer Erlösung zurückgeben will. Deshalb soll man den Baum, auf dem dieselbe weilt, vor den Holzfällern schützen, damit sie nicht vergeblich weint.

Der Kinderraub stellt das weinende Mädchen zur Lamia, während es sonst zur Ober- und Niederlausitzerin sich gesellt, und zwar, wie sich uns ergeben, in erstaunlicher Einstimmung seines Wesens.

Von den Namen der Wendinnen wollen wir uns gesagt sein lassen, dafs boże sed- oder sadleško Gottes Sitzchen übersetzt wird — der Name scheint in gewandelter, unklarer Form vorzuliegen, wenn er nicht etwa auf eine Siedlung hindeuten soll, wo sich Gottes Stimme vernehmen läfst —, boża łosć aber befriedigender Erklärung harrt. Man denkt vielleicht nicht mit Unrecht an ein umgelautetes Wort für Gottes Stimme, Gottes Klage, Gottes Gewalt, da Gott als Urheber des plötzlichen Todes anzusehen ist, welchen die Dämonin verkündet, mit Anlehnung an boża gloscż, nach Choinanus — oder żaloscż, nach Zwahr — oder an poln. włość, wie Herr Prof. Miklosich mir schrieb.

Hier sei noch der wunderlichen Worte des wendischen Lexikographen Zwahr gedacht: „bożalosć, ein unartikulierter Weheruf, der von Katzen herrühren kann, aber ein Gewinsel ist, das der menschlichen Stimme ähnelt.“ Der biedere Wendengelehrte hat eben für die Sagengestalten seines Volkes ein Verständnis nicht gehabt.*

Zwischen rein slavischer und rein germanischer Überlieferung liegt diejenige, welche den in das Deutschtum eingegangenen Slaven angehört. Diese Art der Volksüberlieferung ist bis jetzt nicht beachtet worden, da man mit Recht nicht nur die jetzigen Slaven zurückzudrängen für nötig findet, sondern auch mit Unrecht ihnen die Gräberfunde und Volkssagen selbst rechts der Oder noch abspricht.

Aus diesem Sagenkreise haben wir folgende Gestalt. Nach der Chronik der Stadt Krossen hat auf dem Felsen hart am rechten Oderufer, gegenüber der Stadt, einst eine Burg gestanden, in welcher ein polnischer Edler lebte, dessen Söhne sich dem Christentum zugewandt; die Tochter sei aber dem altheidnischen Glauben treu geblieben. Einstmals nun habe sie ihre Brüder in Gesellschaft eines Mönches angetroffen. Da habe sie in ihrem Zorn mit einem Schlüssel ihres Schlüsselbundes, das sie stets bei sich getragen, nach dem jüngsten Bruder geworfen und ihn mit dem Wurf des Schlüssels getötet. Der Vater habe die Mörderin dafür erschlagen wollen, diese aber sei vor dessen gezücktem Schwert auf die Zinne der Burg geflohen und habe sich von dort herab in die Fluten der vorüberrauschenden Oder gestürzt. Seit dieser Zeit wandele sie allnächtlich in weifsem Gewande, das Schlüsselbund in ihrer Rechten, hinüber zu den Weinbergen, dem Ort ihrer That, und klagend und weinend harre sie dort der Zeit ihrer Erlösung.

Auf meine Veranlassung hat dann der königliche Domsänger in Berlin, Herr Hauptstein, in den Dörfern zwischen Krossen und Guben noch die hier einschlagenden mündlichen Überlieferungen

---

* Des verworrenen W. v. Schulenburg mehr als fragwürdiges Material lassen wir billig unberücksichtigt. Vgl. darüber Veckenstedt: Pumphat, ein Kulturdämon der Deutschen und Wenden, Litauer und Żamaiten. Leipzig 1885.

gesammelt, nach denen die Krossener Schlüsseljungfrau von ihrem Felsensitz herab, wenn ein Schiff sich dem Felsen genähert, einen Schlüssel auf den Bord des Schiffes geworfen. Wenn der Schiffer den Schlüssel nicht sofort in die Fluten hinabstiefs, so sank das Schiff. Während dieses ganzen Vorganges hörte man die Jungfrau klagende Töne ausstofsen.

Es unterliegt, denke ich, keinem Zweifel, dafs die Schlüsseljungfrau von Krossen als Tochter eines polnischen Edlen eine in das Deutschtum eingegangene Slavin ist, eine Felsenjungfrau und ein Wassermädchen zugleich, als welche ihr Aufenthalt, ihre Verknüpfung mit der Oder und das weifse Gewand, welches der Wassernebel ihr umlegt, sie uns kennzeichnet. Ihr Klagen und Weinen eint sie unseren Wendinnen wie dem weinenden Mädchen der Litauer.

Freilich ist in diesen Sagen ein ganz unklares Element, dasjenige des Schlüssels, vorhanden, mit welchem die Tochter des polnischen Edlen denn auch Thaten ausübt, zu welchen man weder in der Sage noch in der Wirklichkeit einen Schlüssel zu verwenden pflegt.

Somit dürfte dieses Element sich einer befriedigenden Erklärung entziehen, es sei denn, dafs wir bereit sind, die Ursprünglichkeit desselben in Frage zu stellen. In diesem Falle erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, dafs im Polnischen klus das Rauschen und Sprudeln des Wassers bedeutet, klúz im Wendischen den Schlüssel. Somit dürfen wir an die Möglichkeit denken, dafs durch Anklang des wendischen Wortes an das polnische das Mifsverständnis entstanden und dann in das Deutsche übertragen ist. Die volle Verbindung zwischen beiden Worten stellt das Russische her, denn russisch ключь (kljutsch) heifst Schlüssel und Quell. Das deutsch-wendisch-polnische Schlüssel-, Felsen- und Wassermädchen, die polnische Oder- und slavische Quelljungfrau wird eben früher durch die rauschenden Fluten der Oder dem Schiffer Verderben gebracht haben, einstmals jedem, welcher dem Quell genaht, in dem sie zu weilen pflegte. Mir liegt der Gedanke nahe, auch das łosć der Wenden mit dem russischen kljutsch unter Abfall des Kehllautes, wie solchen verschiedene Sprachen aufweisen, in ursprünglichen Zusammenhang zu bringen.

Und nun gehen wir zu rein deutschem Sagenstoff über.

Weifs die deutsche Sage gar vieles von Wasserfrauen zu erzählen, so haben wir doch gar geringen Stoff, welcher sich mit einer Einzelgestalt in Weise der behandelten beschäftigt, es sei denn, dafs wir die Lorelei als Gestalt der Volkssage anzunehmen bereit sein sollten. Nun haben zwar Menzel und Düntzer mit vieler Gelahrtheit, Seyberth, Waldbrühl und Mehlis ohne scharfe Sichtung des Materiales und ohne Verständnis für das, was volksmäfsig ist, eben die Volksmäfsigkeit der Rheinnixe zu erweisen versucht, aber Hocker und Kaufmann haben, wie sich uns ergeben wird, die Loreleifrage in entgegengesetztem Sinne gelöst.

So wird denn in der That, wie Kaufmann bemerkt, zunächst selbst der Aufenthaltsort unserer Rheinnixe schon bei dem Marner nur durch Vermutung gewonnen, indem man für des Marners Lesart: „der Ymelunge hort lît in dem Burlenberge in bi“ einfach Nibelunge und Lurlenberg schreibt. Aufserordentlich treffend bemerkt dann Kaufmann weiter, dafs selbst wenn die durch Vermutung oder, wie ich denke, eine minderwertige Handschrift gewonnene Lesart richtig wäre, dies zur Entscheidung der Frage nichts beitragen würde, da nach der Überlieferung des deutschen Heldenliedes der Nibelungenschatz in den Rhein versenkt, die Lorelei aber nicht als schatzhütende Jungfrau gedacht ist.

Sodann singt Celtes in seinen lateinischen Liebesgedichten (1502) von dem Strudel und der Sandbank im Rhein, sowie von dem Wiederhall und den von Waldgöttern bewohnten Grotten des Felsens.

Bei näherer Erwägung ergiebt sich, wenn Celtes nicht beliebig Rhein und Berg mit poetischen Zieraten versehen hat, Strudel und Sandbank nur auf einen Nix führen können, welcher darin und darauf sein Wesen treibt: der Wiederhall ist in der germanischen Sagenwelt Rede der Zwerge — hätte also nur auf diese führen können —, und die waldbewohnenden Götter geben gleichfalls nicht eine Dämonin in Art der Lorelei.

Eben von dem Wiederhall redet denn auch die Menge der Rheinreisenden — aber nicht von der Lorelei. Nur Freher weifs (1612) dort noch von Panen, Waldleuten und Bergnymphen zu berichten — aber von keiner Lorelei.

Da erscheint 1802 Brentanos Gedicht von der Lore Lay, „der schönen Erdentochter aus Bacharach, welche durch ihren Liebreiz und besonders durch die Gewalt ihrer Augen die Männer berückt, selbst aber unglücklich durch Liebe den Tod in den Wellen sucht", 1811 aber Vogts Erzählung: „dieser Lurlei oder vielmehr sein Echo soll die Stimme eines Weibes sein, welche durch ihre aufserordentliche Schönheit alle Männer bezaubert hat, nur den nicht, welchen sie selbst liebte. Sie entschlofs sich, in ein Kloster zu gehen, wohin sie drei ihrer Liebhaber begleiteten. Da sie auf die Höhe der Felsen gekommen war, sah sie unten auf dem Rhein ihren Geliebten dahinfahren. Verzweiflungsvoll stürzte sie sich in den Flufs hinab. Ihr folgten die Ritter in gleichem Gefühle. Man nennt daher auch den vorderen Felsen den Dreiritterstein. Er giebt dreimal den Laut wieder."

Düntzer tritt für die Volkstümlichkeit dieser Sage ein, Kaufmann kämpft dagegen, da Vogt eine kritisch unzuverlässige Quelle sei. Er nimmt denn auch an, dafs Vogt nach der Lore Lay von Brentano seine Sage geschaffen hat.

Jedenfalls ist der Zug in Vogts Erzählung, dafs das Echo die Stimme des Weibes sei, griechischer Vorstellung entsprechend, da nur im Angelsächsischen vudumaer noch Echo und Waldnymphe heifst, sonst, wie bemerkt, in der germanischen Sagensprache das Echo die Rede der Zwerge ist. Demnach bin ich geneigt, anzunehmen, da Vogt schwerlich die angelsächsische Vorstellung gekannt hat, die übrigens mit dem im Rhein ertrunkenen Weibe sich eigentlich in nichts deckt, diesen Zug geradezu als Beweis gelehrter Fälschung anzunehmen.

Belegt aus Volksmund ist weder die Geschichte des Brentanoschen Gedichtes noch die von Vogt.

Dafür behauptet aber nicht nur Stramberg, sondern auch die Herausgeberin der Werke von Brentano, seine Schwägerin also, dafs der Dichter die Idee seiner Lore Lay als von ihm erfunden bezeichnet habe, wie denn auch Dr. Böhmer an Kaufmann am 1. Febr. 1862 schreibt: „Dafs er die Lorelei auf keine andere Grundlage als den Namen Lurlei erfunden habe, hat mir Clemens Brentano gesagt."

Diesen Worten, ebenso wie den aus dem Stoff gezogenen

wichtigen Erwägungen gegenüber vermögen wir den Herren nicht zuzustimmen, welche, um auf jeden Fall die Volksmäfsigkeit der Lore Lay zu erweisen, uns einreden möchten, Brentano habe nur aus Eitelkeit sich auch als Schöpfer des Materiales hingestellt.

Als ein echt sagenhaftes Wesen erscheint uns die Lorelei erst bei Heinrich Heine — also in unverhältnismäfsig später Zeit. Eben erst die Heinesche Lorelei geht in ihrer mythischen Gestaltung ein in das Reich der Wasserfrauen und Felsenbewohnerinnen, nicht nur durch ihren Felsensitz und sinnbethörenden Gesang, durch welchen sie dem Schiffer auf dem Rheine Verderben bringt, sondern durch ihr langwallendes goldenes Haar.

Von der Höhe der Heineschen Auffassung sinken dann die späteren Dichter herab, wenn Eichendorff von der Lorelei als einer den Wald durchschweifenden, über Männertrug klagenden Hexe (im edleren Sinne) gesungen, Simrock aber in einem seiner wunderlichen Gedichte sie zur Allegorie der Poesie umwandelt. Es ist eben erstaunlich, wie oft Simrock sich über das Wesen der Götter und Dämonen im Unklaren geblieben ist, welche er in seiner Mythologie oder sonst behandelt hat.

Ist uns so die Volksmäfsigkeit der Lorelei, was die Überlieferung betrifft, verdampft, so bleibt uns schliefslich noch übrig, zu untersuchen, ob etwa der Name Anhaltepunkte bietet, welche unseren Ergebnissen widersprechen. Da erklärt denn Simrock — für einen Germanisten ganz unglaublich — den Namen Lurlei als lauernden Felsen, Bischoff als Horchfelsen, d. h. „als Felsen, wo auf den Wiederhall gehorcht, gelauert wird."

Diese Erklärungen sind ganz unrichtig, ebenso wie diejenigen von Menzel, welcher den Namen des Berges aus dem der Walküre Lara erschliefsen will — es sei aber bemerkt, dafs Lara nur eine Vermutung von Rask ist für Kara in der Helgisage — oder dem Namen Lahra, wie die heidnische Göttin heifsen soll, deren Idole nach Othlo der heilige Bonifacius zerstört hat.

Die Lahra Othlos entzieht sich meiner Beurteilung: indes da uns Menzel nur Lesarten und Vermutungen geboten, Nibelunge für Ymelunge, Lurlenberg für Burlenberg, Lara für Kara, so wird uns auch diese neue Vermutung nicht weiter berühren;

bemerkt sei übrigens, dafs sich jene Lahra weder bei Grimm findet, noch bei Holtzmann, noch bei Simrock.

Aus dem Beitrag von Grimm: „ûz Lurlinberge wart gefurt sîn stolze eventure“ ritterpreis[b] und Lurinberc Graff 2, 244 gewinnen wir weder Stoff für die Lorelei, noch für den Namen des Berges eine Erklärung.

Wir haben aber auch gar nicht nötig, uns mit fragwürdigen Walküren und Göttinnen zur Erklärung des Namens abzugeben. Ist doch bekannt, dafs der lei oder die leie eine alte Bezeichnung für Fels ist, lur oder lor kommt noch in der Sprache Luthers als lören vor in der Bedeutung von toben, lärmen — im Norwegischen heifst Lur das Alpenhorn, offenbar das tönende, klagende Horn, von dem schwermütigen Tone, welchen es in die Ferne sendet. Darf man annehmen, dafs dieses lor oder lur ursprünglich Einstimmung hat zu lateinisch plorare (spanisch llorar, portugiesisch chorar — chorona heifst eben auch im Portugiesischen eine schmachtende, weinende Liebhaberin, in niederer Ausdrucksweise) etwa mit Abfall des anlautenden Konsonanten, wie das bei Doppelkonsonanten so oft geschieht? So steht lis für stlis, éperon für Sporen, Ludwig für Chlodwig u. s. w.

Wir sind nun also bei Lurlei zum tönenden Felsen gelangt, der davon seinen Namen haben mag, dafs die Woge des Stromes in den Felsenmalen, welche der Rhein darin gebildet, rauschend aufbraust.

Wäre man nun geneigt anzunehmen, dafs der Name tönender Felsen in denjenigen der singenden Rheinnixe übergegangen ist, so ist es klar, dafs dieser Vorgang in einer Zeit geschehen sein mufs, in welcher die Bedeutung von lei von den Rheinanwohnern vergessen gewesen ist, während ihnen die von lur oder lor bewufst geblieben war. Da nun aber gerade das Gegenteil der Fall ist, denn lur ist uns in seiner Grundbedeutung erst wieder in recht später Zeit zu erschliefsen möglich geworden, lei aber in seiner Bedeutung bekannt geblieben, so spricht eben auch das Wort Lurlei dagegen, dafs dasselbe früher eine Gestalt der Volkssage gleichen Namens bezeichnet hat.

Ist von uns so die Lorelei als Volksgestalt aus dem Kreise unserer Dämoninnen verwiesen, so haben wir dafür eine Gestalt

der deutschen Volkssage, mit welcher wir uns hier mit mehr Recht beschäftigen: es ist die Holda des fränkischen Landvolkes, von welcher uns Kaufmann berichtet, dafs sie auf einem Felsen am Main lehnend wundervolle Lieder singt, denen man nicht lauschen darf, ohne unwiderstehlich in die Kreise der Göttin und ihren die Wälder durchschweifenden Zug gerissen zu werden. Kein Zweifel, diese Frau Holda der Mainsage ordnet sich unseren Dämoninnen ein, wenn auch ihr die Wälder durchschweifender Zug sie immerhin schon mehr als Sturmgottheit kennzeichnet.

Ist es richtig, dafs sich aus den berührten Elementen, Wind und Wasser, Fels und Wald, den Ariern Anregungen ergeben, aus welchen sie Götter und Dämoninnen gestaltet haben, so ist es wahrscheinlich, dafs sich aus ebendenselben Elementen auch nicht-arischen Völkern entsprechende Bildungen ihrer Vorstellungskraft gebildet haben werden, denn nicht nur die Arier haben eine reiche Sagenwelt.

So berichtet denn auch in der That der japanesische Gelehrte Diro Kitao, dafs sich in seiner meerumrauschten Heimat die Ajadamas, die Nymphen der Quellen und Flüsse nicht nur als die schönsten Mädchen zeigen, mit Gürteln aus geflochtenen Schilfblättern, sondern wir lernen sie auch als tückische Wesen kennen, die gern im Mondenschein auf Sümpfen umhertanzen und mit ihrer verführerischen Melodie ins Verderben locken. Dort aber, wo heftige Brandungen und schäumende Fluten an Klippen und Höhlen hinauf in dem inselreichen Lande die grofsartige und tödliche Gewalt des Wassers bekunden, werden die Nymphen oft zu Ungeheuern, Kavankos genannt, katzenähnlichen Geschöpfen, bald mit Hunde-, bald mit lockigen Mädchenköpfen, die in der Tiefe auf Schwimmer oder Schiffbrüchige lauern, um sie hinunter zu reifsen und zu zerfleischen.

Mit Darlegung der Thatsache, dafs sich aus gleichen Elementen bei Ariern und Mongolen die einander entsprechenden Gestalten gebildet haben, ist aber eine Ansicht — natürlich zunächst in diesem gegebenen Falle — beseitigt, nach welcher aus einer arischen Urgestalt — wir würden in diesem Falle die klagende Urahne unserer Dämoninnen auf dem Hochlande der Oxus- und Jaxartes-Quellen zu suchen haben, oder auf den Ab-

hängen des Kaukasus: neuester Weisheit zufolge auch wohl in den Sümpfen der sarmatischen Tiefebene, in Deutschland selbst, oder auf den Eisgefilden Skandinaviens — unsere Dämoninnen sich zu den Gestalten gewandelt, mit welchen wir uns beschäftigt haben.

Dafür, dafs unsere Dämoninnen nicht den frühesten Zeiten des arischen Urvolkes angehören können, spricht die Erwägung, dafs sich in ihrem Wesen, welches Unheil bringt, der leidvollen Zukunft als Verkünder dient, sich ein so seelisches Empfinden gestaltet, dafs wir dasselbe wohl der harten Jugendkraft des frühesten Völkerlebens fremd glauben müssen.

Wohl aber erlauben uns verschiedene Einzelheiten ihres Wesens und der Überlieferung, natürlich unter Berücksichtigung des jeweiligen Bildungsgrades des Volkes, dem sie angehören, und der Art der Quellen, aus welchen wir schöpfen, unsere Dämoninnen nach ihrem Geburtsschein zu fragen. Da ergiebt sich denn, dafs die Lorelei die Dichter unseres Jahrhunderts geschaffen, die Holda des Maines als dem Felsen angehörende Gesang- und dann den Wald durchschweifende Sturmgottheit in dieser Vereinigung nicht eben zu alt sein wird, wenigstens berichtet uns ihr ältester Gewährsmann, Burchard von Worms, nur von ihren Umzügen mit ihren Genossinnen.

Die Voz de Luta und unsere Llorona sind so lange allein den Spaniern der Neuen Welt zuzuweisen, bis ihr Dasein in den Lorbeerhainen Andalusiens oder den Klüften der Sierra Nevada beglaubigt sein wird.

Die Krossener Schlüsseljungfrau, wie es scheint, ursprünglich eine Polin — wenigstens besagt das ihr Stammbaum, und es läfst sich allein aus dem polnischen klus, dem russischen kljutsch, das verzweifelte Schlüsselelement und zwar aufserordentlich befriedigend erklären — würde demnach wohl auf dem Uferfelsen der Oder ihren Sitz genommen haben, da Bolesław Chrobry, der Karl der Grofse der Polen, die Grenzen seines Reiches mit Erfolg westwärts zu schieben bemüht war.

Die Wendinnen rufen durch die Unklarheit und Undurchsichtigkeit ihrer Namen die Vermutung wach, dafs sie einer verhältnismäfsig frühen Zeit ihr Dasein verdanken, immerhin aber doch erst einer Zeit, da die Scheidung der Slaven bereits in die

verschiedenen Äste und Zweige erfolgt war, es sei denn, dafs die boża łosć eben durch ihren Namen auf ursprüngliche Einstimmung zu polnischer Anschauung und russischen Dämoninnen des Wassers hinweist. Doch das ist kühne, wenn auch nicht unwahrscheinliche Vermutung.

Da die Litauerin einen eigentlichen Eigennamen nicht hat, wenigstens wäre Blaununti Mergele, wie sie mir genannt wurde, ein solcher nicht eigentlich, so können wir in Bezug auf unsere Frage nur aus dem Stoff Schlüsse zu ziehen versuchen. Nun ist aber die Bildung der Litauer in Rufsland noch heute eine unvergleichlich ursprüngliche; somit haben wir uns zu hüten, dafs wir als alt setzen, was nur das Ergebnis einer Anschauung sein kann, in welcher eine ungewöhnliche Ursprünglichkeit der Empfindung noch in unseren Tagen sich als lebendig erweist: da ferner die Art der litauischen Überlieferung zu der wendischen die meiste Einstimmung gewährt, so wird man geneigt sein anzunehmen, dafs die Litauerin geschaffen ist, als die Bildung ihres Volkes derjenigen entsprach, wie solche die Wenden besafsen nach ihrer Trennung in Bewohner der Ober- und Niederlausitz. Immerhin dürfen wir aber auch daran denken, dafs die Blaununti Mergele, boża łosć und boża sedleško als Lituslavin koncipiert ist, wo dann die Namen erst später differenziert wären.

Übrigens ist vor allem die Thatsache wichtig, dafs Slave und Litauer noch heute dem Naturleben unendlich näher steht, als die übrigen europäischen Arier es thun. Deshalb sind eben die Gestalten ihrer Sagenwelt, von denen sie noch heute erzählen, von unvergleichlicher Ursprünglichkeit, für den Forscher von der höchsten Wichtigkeit. Und eben weil Litauer und Slave dem Naturleben noch so besonders nahe stehen, vermögen unsere Dämoninnen noch in der Überlieferung unserer Tage die ganze trübe Stimmung wiederzugeben, in welche das Gemüt versetzt wird durch das eintönige Rauschen des Windes im Ufergebüsch oder in den Zweigen des Baumes am Hause.

Tritt das grofse jonische Epos für das hohe Alter der Sirenen ein, so scheint es doch, als ob ein hochbegabter Dichter über dieselben den Glanz seines reichen Geistes gebreitet. Wir erwähnten, dafs uns die Herkunft der Lyderin Lamia von dem Semiten Bel an ursprünglich semitische Schöpfung denken läfst.

In diesem Falle wäre sie wohl die älteste Schwester der Llorona, welche mit derselben, entsprechend der Halbbildung der Bewohner der Sierra Madre, Leute meist von unreiner Rasse, gar vieles gemein hat.

Wiederum seltsame Einstimmung haben die Sirenen Homers und die Holda des fränkischen Landvolkes, sowohl in Bezug auf das Wind- und Sturmelement, dem sie einst entsprossen, als auch den Gesang, als Kultur-Dämoninnen.

Und nun bliebe endlich übrig, den seltsamen Zwiespalt des Wesens unserer Dämoninnen zu erklären, und zwar nicht allein das Eingehen in das Tierische — das wird daraus zu erklären sein, dafs das Auge die Gestalt zu sehen begehrt, von welcher der Betreffende glaubt, verschiedene Äufserungen vernommen zu haben, und da sich dieselbe nicht zeigt, so setzt dafür das gläubige Gemüt eine Verwandlung in das Tier, welches sich an dem betreffenden Orte etwa zeigt —, sondern auch der anziehende Reiz und das Furchtbare ihrer Erscheinung. Es ergiebt sich aber die Erklärung dieses zuletzt berührten Zwiespalts eben wieder aus den Elementen, aus welchen unsere Dämoninnen erwachsen sind. Denn das Murmeln der Quelle und Rieseln des Baches, das Rauschen des Flusses und Brausen des Stromes, das Flüstern des Windes in Busch und Baum, das Aufheulen des Sturmes, wenn ihm der hochragende Berg zum Kampf die Felsenstirn bietet, gewähren jene Bedingungen, aus welchen die Völker Gestalten einer übersinnlichen Welt, voll Reiz und Schrecken zugleich, zu schaffen vermocht.

In der That, wenn die Sonne ihr goldenes Strahlennetz um die grünen Zweige des sprossenden Ufergebüsches gebreitet, wenn der Sturm seine wilden Lieder im hochragenden Bergwald gesungen — wen mag es im Anschauen und Anhören solcher Schönheit und solcher wilden Machtentfaltung der Natur wunder nehmen, dafs die Völker den Schöpfungen ihrer Phantasie, mit welcher sie Quell und Flufs beleben, Strom und Meer, Busch und Wald, Fels und Berg allen Zauber anziehendster Holdseligkeit verliehen, denselben aber auch jenes Unheil entsprieſsen lassen, in dessen Ausübung wir die Lamia und die Griechinnen ihre dämonische Macht entfalten sehen,

wie die Slavinnen und die Holda des fränkischen Landvolkes, nicht minder aber auch die Krossener Oderjungfrau und das weinende Mädchen der Litauer, sowie ihre in der Neuen Welt die Sierra Madre durchwandelnde Schwester, welche uns zu dem Ausflug in das Gebiet der Sagenkunde Anlafs geworden, die Llorona, das weinende Mädchen der Mexikaner.

Leipzig. Dr. E. Veckenstedt.

Johannes Ackermanns
Spiel vom barmherzigen Samariter (1546).

Herausgegeben von

J. Bolte.

Vor zwei Jahren hat H. Holstein für den Stuttgarter litterarischen Verein (1884. 170. Publikation) eine sehr dankenswerte Ausgabe der bisher bekannten Dramen zweier Dichter des 16. Jahrhunderts, des Zwickauer Bürgers Johannes Ackermann und des Magdeburger Meistersängers Valentin Voigt, geliefert, nachdem er schon früher über zwei der hier abgedruckten vier Dramen, den „Verlorenen Sohn“ Ackermanns und Voigts „Esther“, eingehende Untersuchungen veröffentlicht hatte. Beide Autoren gehören zu den ersten Bearbeitern des protestantischen Schuldramas und stehen innerhalb des Dichterkreises, der durch die Wittenberger Reformatoren Luther und Melanchthon seine Anregung empfing und biblische Stoffe in formellem Anschlusse an den mustergültigen Terenz behandelt, desselben Kreises, dessen bekanntestes und wichtigstes Mitglied der sächsische Pfarrer Paul Rebhun war. Für das Studium der Entwickelung des Dramas im 16. Jahrhundert ist Holsteins Buch somit ein wichtiges Hilfsmittel, zumal da der Herausgeber dem Textabdruck, bei welchem nur die prosaischen Widmungszuschriften weggelassen sind, die Varianten der verschiedenen zum Teil nur in einem Exemplare erhaltenen Ausgaben beigegeben und in der Einleitung alles bequem zusammengestellt hat, was sich über das Leben und die Werke der Verfasser ermitteln liefs; ein reichhaltiges Register aller irgendwie bemerkenswerten Ausdrücke beschliefst den Band.

Durch einen glücklichen Fund bin ich nun im stande, eine Ergänzung zu demselben zu bieten durch die Bekanntmachung eines neuen Schauspiels von Ackermann.

Vorher jedoch ein paar Bemerkungen zu den Nachweisen noch vorhandener Exemplare. Zu S. 3: die erste Ausgabe des Spiels vom verlorenen Son, Zwickau 1536, existiert auch auf der Würzburger Universitätsbibliothek und im British Museum zu London; doch enthält das Londoner Exemplar nur die ersten 14 Blätter. — Eine vierte Ausgabe desselben Stückes fand ich auf der Leidener Universitätsbibliothek. Sie ist betitelt: „Der Verlorene vnd Vngeratne Sohn Luce am XV. Spielweis gereimbt, vnd zum theil geandert, durch Hansen Ackerman. Im 1546." [Zwickaw, durch Wolff Meyerpeck 6 Bogen 8°] und weicht nur in Kleinigkeiten von der bei Holstein reproduzierten dritten Ausgabe von 1540 ab. Ich notiere kurz die Varianten:

V. 7 das. 9 und sonst: nuer (statt nur). 14 Christus. 18 wöl Gott gegn. 22 Besunder. 100 begeren. 122 anwerden. 127 man. 138 krigen. 164 Vordrisen. 165 man. 167 gehat. 172 Könd. 173 sin. 208 schmeltzen. 209 den. 213 habens. 236 davon. 239 dunckt. 243 angsicht. 285 ewer. 310 müglich. 398 ieder. 412 Kümpt. 415 folgt ohne Scenenwechsel auf 414. 415 und 419 ewr. 429 wirds. 464 vorbietn. 495 euchs. 526 dahin. 536 frumen. 539 sin. • 557 laugn. 591 freyn. 603 gedöcht. 610 Herren. 696 mufs. 740 halden. 851 eur. 856 gforscht. 948 des. 990 wehr. 996 schwind. 1010 Swaw. 1011 gfelt. 1044 freunthlich. 1056 ich werd. 1061 ihm. 1075 wöllen. 1129 stat. 1132 spielleut. 1152 höchst. 1174 bezaler. 1181 zehendn. 1199 gefüllet. 1201 ich Rein. 1205 gselln. 1210 ghabt. 1237 bestelt. 1270a idem. 1272 wiedr. 1303 Kürtz. 1321 Behmer. 1364 spricht Gred. 1406 Doheim. 1455 keuffen. 1461 alle. 1462 wehr. 1473 treflich. 1547 Keichtumb. 1550 alle. 1555 er stet. 1569 meim. 1592 lifs. 1594 machts nicht. 1612 auch. 1672 bestem. 1704 ubl. 1718 wöllen. 1724 zuvorsicht. 1747 brot. 1775 allerliebster. 1781 gantz. 1828 wöl. 1841 er. 1847 juchtzt. 1848 seind. 1854 Do — jenr. 1872 freüden. 1873 jm. 1907 gunst. 1960 Glaubn.

Zu S. 6: Exemplare des Tobias von 1539 in London, Würzburg und Zwickau. Zu den S. 8 angeführten Tobiasdramen liefse sich manches nachtragen, ich beschränke mich jedoch auf die, welche mir selbst vorgelegen haben: Hans Sachs (1533), Georg Rollenhagen (1576), Anonym (Marburg 1632), Daniel Friderici (1637), Christian Keimann (1641); das lateinische Stück des Schonæus erschien zuerst 1569, ein anderes lateinisches enthält die Wiener Handschrift Nr. 13249.

Zu S. 149 und 151: Valentin Voigts Esther, Magdeburg 1537 gedruckt, findet sich auch in den Bibliotheken zu Tübingen, Würzburg und Zürich (nach Weller, Annalen 2, 364), sein anderes 1538 erschienenes Spiel vom Falle des Menschen auch in Göttingen, Tübingen, Wernigerode, aber nicht in Zürich.

Ich komme nun zu dem auf den folgenden Blättern nach dem in der Leidener Universitätsbibliothek befindlichen Exemplare abgedruckten Spiele Ackermanns aus dem Jahre 1546. Herrn Oberbibliothekar J. Du Rieu schulde ich für die Güte, mit welcher er mir das Buch nach Berlin sandte, aufrichtigen Dank. Ackermann nennt sich in diesem, soweit wir wissen, spätesten Werke Bürger des Städtchens Marienberg im Erzgebirge, wo im Jahre 1555 ein anderer sächsischer Dramatiker, Johannes Krüginger, als Diakonus wirkte, mufs also nach 1540 dorthin übergesiedelt sein. In der Zuschrift an seinen alten Zwickauer Verleger beruft er sich auf die oft von den protestantischen Dichtern zu ihrer Rechtfertigung angeführte Äufserung Luthers über die Komödien des Alten Testaments (vgl. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur[3] S. 303 u. 749) und giebt als seine einzige Quelle den Bericht des Lukasevangeliums an. Das lateinische Schauspiel des Niederländers Petrus Papeus (1539), welches denselben Stoff darstellte, war ihm also nicht zu Gesichte gekommen.* Eine neue Seite von Ackermanns dichterischer Begabung lernen wir aus dem vorliegenden Werke nicht kennen;

* Eine anonyme deutsche Dramatisierung des Evangeliums vom barmherzigen Samariter erschien 1550 zu Strafsburg bei Jakob Frölich (vier Akte in Versen), zwei lateinische von dem Sachsen Christoph Nenning und dem Niederländer David Lipsius 1594 und 1614.

Scherers treffende Charakteristik: „einfach, schmucklos, trocken, aber treuherzig und nicht ohne Erfassung des wirklichen Lebens“ gilt auch hier, hinsichtlich der dramatischen Technik steht das Stück sogar hinter den früheren zurück. Gleich der Anfang ist eine Anleihe, die Ackermann bei seinem eigenen Spiele vom verlorenen Sohne macht: die Klage der beiden betagten Eltern über die entschwundene gute alte Zeit, der jüngere Sohn, der nur am ungebundenen Leben im Wirtshause Gefallen findet und des bedächtigen Vaters Ermahnungen, in den Ehestand zu treten, in den Wind schlägt, das sind Motive, welche mit der Haupthandlung wenig zu thun haben und offenbar nur in einer gewissen Verlegenheit des Dichters um einen passenden Anfang ihre Erklärung finden. Auch der Abschluſs ist kein befriedigender. Sara, die Frau des Verunglückten, klagt um das Ausbleiben des Gatten, aber sie erhält weder eine beruhigende Nachricht noch trifft der Ersehnte selbst ein, die Räuber geraten bei der Teilung ihrer Beute in Streit, aber die poetische Gerechtigkeit sorgt nicht dafür, daſs sie zur Sühne sich nun gegenseitig umbringen, oder der rächenden Hand des Gesetzes anheimfallen, sondern friedlich ziehen sie endlich ins Wirtshaus und vertrinken den Erlös. Dagegen ist der Unfall des Joachim gut vorbereitet durch die bösen Ahnungen seiner Angehörigen und die wiederholte Bitte, von der Reise abzustehen: ebenso sein Beharren auf dem Vorsatze durch den Zweck, ausstehende Schulden einzukassieren. Das Flehen der beiden kleinen Kinder Joachims läſst als Vorbild Rebhuns Susanna (V. 253 „O we, laſs mir mein memmelein“ vgl. mit V. 309 unseres Stückes) deutlich erkennen. Lebendig gezeichnet sind die trotzigen Räuber und der furchtsame Levit, ganz der Zeit des Dichters entnommen ist der eigennützige Priester, der den Bauern kurze Predigten macht, eifrig sich bemüht, wenn es eine bessere Pfründe zu erlangen gilt, und dem Hilfeflehenden salbungsvoll einen sanften Tod wünscht, hübsch erfunden endlich der Zug, daſs der mitleidige Samariter vorher in der Fremde von den Juden betrogen worden ist. Wenn V. 543 der Samariter den Verwundeten langsam fortführt, statt ihn auf sein Tier zu heben, wie das Evangelium erzählt, so ist diese Abweichung natürlich aus der einfachen Bühneneinrichtung zu erklären. Ackermanns Vorliebe für Sprich-

wörter und volkstümliche Redewendungen kommt auch hier oft zum Vorschein, vergl. V. 102 „Traw wol reit das Pferd dohin“, 253 „Wo mich der schuch abr drucken thut“, 637 „Viel Hunde seind der Hasen tod“, 68 „in sack stossen“, 114 „nicht einr Erbes werd“, 357 „den rogen ziehen“ = übervorteilen, 607 [es] „ist vmb ein kap vol fleich zuthun.“ Vgl. noch 134 wann = von wannen. 219 wer = werd. 285 und 554 lang sein = lang ausbleiben. 490 gehandel = gehandelt.

Der Versbau ist durchweg sorgfältig und gewandt; man wird in den regelmäfsig achtsilbigen Versen nur wenig falsche Betonungen bemerken.

Beim Abdrucke habe ich aufser den Vers- und Blattzahlen auch die Interpunktion hinzugefügt, welche im Originale bis auf einige wenige Punkte am Schlusse der Reden gänzlich fehlt; auch schien es zur bequemeren Übersicht dienlich, den Beginn einer neuen Scene jedesmal bemerklich zu machen; der Zeit des Dichters hätte es natürlich noch mehr entsprochen, wenn die zwölf Scenen in fünf Akte zusammengefafst worden wären. An Druckfehlern habe ich verbessert: V. 16 dem, nach, 97 leiber, 112 Auch, 189 wider, 244 mein, 278 schwar.

Ein Geistlich vñ | fast tröstlich Spiel, aus | dem Euangelio Luce am 10. Capittel | genomen, von dem der von Jerusalem gen Jericho reisset, vñ vnter die Mörder | viel, durch Hanssen Ackerman, Bur- | ger auff S. Marienberge inn | Reym gebracht 1546. | □ |

[Aij a] Dem Erbarn vnd Namhafftigen Wolffgangno Meyerpecken Bürger vnd Buchdrucker zu Zwickaw, meinem günstigen Herren und besonder guten goenner vnd freunde.

ERbar Namhaftiger besonder günstiger Herr Wolffgangne, Ich hab itzundt diese vergangen Pfingst Feiertage, für die lange weil vor mich genomen, den Euangelisten Lucam in seinem Zehenden Capitel, Nemlich die frage so der Schrifftgelerte zu Christo thet, wie er das reich vnd die seligkeit ererben möchte,

vnd Christus denselben in die schrifft weisset, darauff im anzeiget von einem der von Jerusalem gen Jericho reisset, vnd vnter die Mörder fiel etc. Welches [Aij b] vrtel der Schrifftgelerte selber fellet, dz die liebe alle ding vbertreffe, vnd der die barmhertzigkeit an dem verwunten erzeigt, sein nechster sey gewest, wie dann Johannes der Apostel von der lieb auch schreibt etc. Dieweil ich aber souiel darinn ersehen, lies ich mich bedüncken, das es sich fein zu einem geistlichen spiel reimweis schicken würde, Also hab ich mich desselben vnterfangen, Darzu mich dann der Achtbar vnd Hochgelert Doctor Martinus Luther verursachet hat, do er in der vorrede vber die Apocripha meldet, das es eine feine meynung sey, solche vnd dergleichen Geistliche Spiel dem gemeinen man also für zutragen So ist auch mein hertz gleich dohin gericht, das ich solche Geistliche Spiel meine lebtag gerne gelesen, gesehen, vnd gehort habe, Bin derhalben tröstlicher zuuersicht, es solle E. E. auch nicht mifsfallen, Nicht darumb das es so rechtschaffen, odder wol gereimbt, desgleichen der sin vnd meynung wie dann wol von nöten, troffen were, [Aiij a] Allein das ich E. E. mein freundtlich gemüht hierin anzeigen möchte, Quia aurum et argentum non est mihi etc.

Derwegen mein gantz freundlich bitten E. E. wollen solche meine wolmeinung in keinen vngunsten annemen sondern dise geringe gab also gönstiglichen von mir entpfahen, vnd mich euch als ewren besondern guten freund beuolhen sein lassen. Datum Marienberge.

E. E. williger Hans Ackerman.

(Schlufsvignette.)

[Aiij b]

Die Personen dises Spiels:

Vater.
Mutter.
Samuel Zwen Sone.
Joachim.
Rebecca. Schwester.
Sara Joachims Hausfraw.
Beniamin Zwene Söne Joachims.
Hezron.
Priester.
Leuit.
Samaritan.
Wirt.
Sein Knecht.
Baurnfeindt.
Rürnwürffel Strassen Reuber.
Frifsgar.
Seltensat.

Vorreder.

[Aiiij a]

IHr Ersam weisen gönstign herrn,
Zu föderst Gott zu lob vnd ehrn,
Hernach zu ehr gemeiner Stadt,
Zu wolgefalln eim Erbarn Radt
Ist dises Spiel gefangen an,
Aus heilger schrifft hieher gethan,
Als Luce am zehnden gschribn stat:
Ein Gelerter zu dem Hern trat
Vnd fraget ihn, wie ers erdöcht,
Das er das leben ererben möcht.
Der Her ihm da die antwort gönt
Vnd fragt ihn, wie geschriben stönt.
Er sprach: ich find also geschrieben:
Du solt Gott deinen Herren liben
Aus gantzer seel vnd hertzen grund
Vnd den nechsten zu aller stund
Gleich wie dich selbst, vnd anderst nicht.
Er sprach: das thu, so hasts verricht.
Do sprach er wider: wer ist nun
Mein nechster, dem ich solchs sol thun?
Christus zeigt im dis gleichnus an:
Es was zu Jerusalem ein man,
Der wolt nab zihn gen Jericho,
Der vnder die Mördr fiel aldo,
Die schlugen ihn do wundt zuhandt
[Aiiij b]
Vnd namen ihm all sein gewandt 26
Vnd lissn ihn liegn in solcher not
In gleicher mafs als wer er tod.
In des gieng für ein Priester werd
Vnd ein Leuit an als geferd,
Die lissn ihn liegn vnd gingen dauan.
Darnach kam ein Samaritan,
Der hub ihn auff noch vnuerbundn,
Gofs Wein vnd öl in seine wundn,
Nahm ihn mit sich ins Wirtes haus
Vnd gab aldo gelt für ihn aus.
Nu welcher ist alhie gewest
Bey disem armen man der nehst?
Do zeigt der schrifftgelerte an:
Der die Barmhertzigkeit hat gethan.
Do gab ihm Christus den bericht:
Geh thu desgleich, so irrstu nicht.
Der halben sich ein ider üb
Und seinen nechsten nicht betrüb

Mit worten, wercken noch mit that,
Wie Christus solchs beuolhen hat
Vnd spricht: man wird erkennen fein,
Wer disfals meine Jünger sein,
So ihr recht lieb zusammen tragt.
Das last euch allen sein gesagt,
Das auch die lieb sey recht gestelt, [Av a]
One das sie Gott gar nicht gfelt.
Sie will also geübet sein,
Das es gescheh nicht vmb das mein,
Vnd folget nu Christo dem Herrn,
So wird er euch den glauben mehrn,
Die lieb vnd alle seligkeit,
Das helff vns Gott in ewigkeit.
Nu schweiget still vnd hört mit fleifs,
Was hie wird sagn der alte greifs.

(Schlufsvignette.)

[1. Scene. Vater. Mutter.]

Vater. [Av b]

Wiewols sehr schwer ist in der welt
Vnd alle ding sein scharfft bestelt,
Wo einer naus wil oder nan,
So seind ihr stets zwen vorn dran
In allen hendeln klein vnd grofs
Thut auffsehns noch vbr alle mafs.
Dann wer den andern itz vermagk,
Der stöst ihn warlich bald in sack.
Es seind all ding zum fortel gericht,
Das ich mich drein kan schicken nicht.
Ich hab gelebt nu mannich iar
Vnd red es frey, es ist auch war:
Vor zeiten was die welt viel mehr
Gericht auff warheit, zucht vnd ehr,
Es hett auch alle zusag krafft
Vnd war viel mehr vnd bafs behafft
Dann itzund, so man Protestirt
Vnd gros gezeugnus drüber fürt,
Auch briff vnd sigel darzu gibt,
Helt doch ein ider was ihm glibt,
Noch bleibt das gleich wol fort vnd fort:
Wer Gott vertrawt vnd helt sein wort
Vnd dem inn allem trübsal gleubt,
Der wird des trosts gar nicht beraubt,

Er mufs ernehrt, erhalten werdn,
Darzu mufs helffn himel vnd erdn
Vnd als was drob vnd drunder ist,
Sein wort steht vehst, das ist gewifs,
Den trost mir kein mensch nemen sol,
Es geh gleich vbel oder wol.
Drumb libes weib betrüb dich nicht,
Ob vns gleich itzund viel gebricht
In diesen vnsern alten tagen,
Wir wollens als Gott für tragen,
Der wirds wol machen wies ihm gfelt,
Wens ihm nur gar wird heim gestelt.

[Avj a]

Mutter.

Ja lieber man, es ist wol war,
Wir sollen Gott vertrawen gar,
Ich weis schier nicht, wie sichs getrawt,
Vnd sag vor war, das mir schir grawt,
Ich weis schir weder radt noch sin,
Dann traw wol reit das Pferd dohin.
Ich sorg vnd arbeit, wie ich kan,
Noch hab ich kaum das brod dauon.
So bin ich auch nu eben alt
Vnd hat mit mir nicht die gestalt
Wie etwan, da ich iünger war
Vnd alle arbeit gantz vnd gar
Mir gieng von stat, wie es sein solt,
Das felt mir nu, wenn ich gleich wolt,
So ist die narung trefflich schwer.

Vater.

[Avj b]

Ach liebes weib, schweig stil vnd hör,
Mit deiner sorg erlangstu nicht
Einr Erbes werd, das ist verricht.
Die arbeit hat beuolhen Gott,
Doch das wir ihm inn aller not
Vertrawen stets im gantzen lebn,
So wird er das gedeyen gebn.
Darumb lafs all dein sorgen farn,
Gott wird vns hie vnd dort bewarn.
Sich da kompt vnser Samuel,
Las hören was er sagen wöl.
Schaw wie er mit den henden ficht,
Er hat was für, das fehlt mir nicht.

[2. Scene. Vater. Mutter. Samuel.]

Samuel.

Ich hab mich nechten wol bezecht,
Heut stehts in meinem kopff nicht recht,
Ich wil nu gehn zum branten wein
Vnd wil in wider richten ein.
Sich Vatr vnd Muttr stehn vor der thür,
Was mags bedeutn, was habens für?
Ich wil hin zu vnd wil anhörn,
Ob sie etwas von mir begern.
Ein guten tag euch Gott bescher.

Vater.

Mein lieber Son, wann kumbstu her?
Mir gfelt dein leben gentzlich nicht, [Avij a]
Dein thun ist nicht wol an gericht,
Du gehst darumb vnd hast nichts für
Vnd schlemst nür teglich, wie ich spür,
Es wird also die leng nicht tragn,
Wenn du so wilt, wird man dich fragn,
Wo du das gelt dazu bekümbst,
Dann du es ia von mir nicht nimbst.
Es wer mein radt, du thets darzu
Vnd zögst nu aus die buben schu
Vnd nömbst ein weib, thets dich auch nern,
So wird dir Gott auch glück beschern.

Samuel.

Ja warlich Vater, es wer fein,
Das ich mich nu schir schicket drein.
Ir seht abr Vater, wie es steht
Vnd wie es in der eh zugeht.
Dann komen itzt ihr zwey zuhauff
Vnd haben sie nicht gelds vollauff,
So ist im haus tegliche not,
Die sonn eh darinn denn das brot,
So ist die lieb also geschweigt,
Das sie von wenign wird erzeigt.
Wie wollt ichs anfahn vnd volendn?
Ich richt nichts aus mit lehren hendn,
So weis ich sehr wol, wenn ihrs hett,
Das ihr mir gerne hülffe thet. [Avij b]
Sol ich denn not im Ehstand leidn,
So wil ich lieber einsam bleibn.

Vater.

Was redstu da, mein liber Sun?
Ist das dein leben vnd dein thun,
Also wirstu nicht komen fort.
Dann hör vnd merck auff Gottes wort:
Gott hat den Ehstandt eingesetzt,
Weh aber dem, der ihn verletzt
Vnd suchen wil ein andre pan
Denn die ihm Gotts wort zeiget an,
Ob gleich ist trübsal in der Eh,
So gschicht doch eim nicht halb so weh,
Wo er auff seiner seiten hat
Gotts wort, das alzeit bey ihm stat.
Des hastu ein Exempel fein,
Do Gott aus wasser machet Wein,
Damit er ein anzeigens thet,
Das er lust zu dem Ehstandt hett
Vnd ihn in keiner not verlest.
Darumb war auch der Wein der best,
Obs wol ein klein ansehen hat,
Noch steht Gott bey ihm frue vnd spat,
Allein das man ihm fest vertraw,
In allen nöten auff ihn baw
Vnd alle sorg heim stelle jm. [Aviij a]
Sich da kumpt vnser Joachim,
Las hören was er sagen wil.

[3. Scene. Vater. Mutter. Samuel. Joachim. Schwester.]

Joachim.

Ich hab der sorg vnd not so viel,
Das ich weis weder hülff noch radt,
Dann mich itzt einer gfodert hat,
Dem ich bin schuldig eine Summ,
Die wil er habn von mir kurtzumb.
Ich wil mein Vatr anredn nun,
Ob er mir künd vorstreckung thun,
Damit er doch ein wenig nöm
Vnd ich nicht ins gefengnus köm,
Wiewol ich weis, er hat es nicht,
Ich weis auch, das jm selbs gebricht,
Ach liber Gott, wie wills doch werdn,
Ist doch schier kein getraw auff erdn!
Ein Reicher ders sehr wol vermag,
Der hilfft niemand, das ist die klag,

Das doch manch Armer gerne thet,
So er es nur im furrad hett.

Vater.

Wie steht dein sach, mein Joachim?

Joachim.

Mein liber Vatr, es steht so hin,
Ihr wist das ich eim schuldig bin
Vnd ich das itzund nicht vermag, [Aviij b]
Das ich kan halten den vortrag,
So mufs ich ins gefengnus gehn.
Drumb Vater, könt jr mir bey stehn
Vnd thun das best, so helfft jm ab,
So wil ich zihn gen Jericho nab,
Do hab ich stehn noch etlich gelt,
Das wil ich fordern, wens gefelt,
So wil ich euch dann lösen wol,
Als wie ein fromer Son thun sol.

Vater.

Mein lieber Son, es ist fast schwer,
Ich bsorg, das er nicht borgen wer.
Idoch so wil ich brauchen sin,
Ob ichs noch bringen möcht dahin,
Das er möcht ein mitleidung han
Vnd söch auch itzt dein armut an.
Das du mir aber für hast bracht,
Wie du zureissen seist bedacht
Vnd den sorglichen weg wilt gehn,
Do du doch leibs gefar must stehn,
Dann du weist selbst, das an dem ort
In kurtz gar mancher ist ermordt,
Darzu genomen, was er hat,
Vnd sonst geschehn manch böse that,
Drumb ich dir radten wil, thus nicht,
Schaw das es sonst werd ausgericht.

Joachim. [Bj a]

Es ist bestellet Vater wol,
Das ers sonst niemand geben sol,
Es sey denn das ich selber kom,
Drumb wil ich fort, das ist kurtzumb,
So mich wil vnser Gott bewarn,
Kan mir nichts arges widerfarn.

Ist mir denn ia was auffgeleit,
So gesche Gotts will zu aller zeit.

Vater.

Ich sag wie vor, ich lifs mir wern.

Samuel.

Ey Bruder, wiltu denn nicht hörn?
Der Vater meint es warlich gut,
Das er dich itzund warnen thut,
Villeicht wird man sunst radtes pflegn,
Das du das gelt auch bringst zuwegn
Vnd darffst nicht dise schwere reis,
Dann ider wol sein ausfart weis,
Was aber vnter wegen gschicht,
Daruon weis man zureden nicht.

Joachim.

Ja Bruder, du redst deinen mut,
Wo mich der schuch abr drucken thut,
Das weis niemands dann ich so wol,
Derhalben ich mich rüsten sol
Vnd wil auff sein, so bald ich kan. [Bj b]

Mutter.

Ach lieber Son, lafs doch dauon,
Hastu noch nicht sunst vnglück gnug?
Bleib hie bey vns, bist anders klug,
Bey deinem weib vnd lieben kindn,
Man wird ia noch wol wege findn,
Das man souiel zuhauff möcht brengn,
Man wird dich ia so bald nicht hengn.

Schwester.

Ey Bruder, gib den Eltern stat,
Man find noch zu dem gelt wol radt.
Ich wil gen holn dein weib vnd kindt,
Die auch der sach vnwissend sindt.

Joachim.

Ey Schwester, lafs die sach anstehn,
Ich will itzund gleich selbst heimgehn.
Gott gsegn euch Vatr vnd Muttr from
Vnd helff, das ich gsund wider kom,
Vnd euch auch, brudr vnd schwester mein.

Antworten alle zugleich:

Gott wöll alzeit dein Gleitzman sein.

Samuel.

Ich wil mit dir, ist dein begern.

Joachim.

Ey warumb wolt ich dich beschwern?
Ich wil sehr wol alleine gehn, [Bij a]
Hoff nicht, das mir sol args zustehn.
Sie machen mir die sach so schwer,
Als ob so gar vnsicher wer.
Wird mich ein Mörder greiffen an,
Ich wil mich weren wie ein man.
Doch wil ichs meinem weib vor sagn,
Darnach wil ichs mit freuden wagn,
Dann ich darff' gelts, das macht mir bang.

[4. Scene. Sara. Joachim. Benjamin. Hezron.]

Sara.

Wie ist doch heut mein man so lang,
Das er nicht wider kompt zu haus,
Was hat er nur zurichten aus?
Doch, ich weis wie sein sache steht,
Auch was jm itzt im kopff vmbgeht.
Sich zu, er kommet gleich daher,
Was gilts, er bringet newe mehr.
Wo seit ihr gwest, mein lieber man?

Joachim.

Ach liebes weib, mich ficht was an.
Du weist, das ich bezalen sol,
Do plagt mich der so trefflich wol,
Nu wil ich gleich gen Jericho nab,
Daselbst ich auch ein schuldner hab,
Wil sehn, ob ichs gelt auff möcht treibn.

Sara. [Bij b]

Ich bit, jr wolt doheime bleibn
Bey mir vnd euren lieben kindn,
Wir wollen irgend radt noch findn,
Ich wil versetzen, was ich hab,
Vnd bit euch sehr, ziht nicht hinab.

Joachim.

Mich wundert sehr, das ihr zugleich
Mir alle wehrt, was förcht jr euch?
Ich hab den weg doch offt gegangn
Vnd hab kein schaden nie empfangn.

Beniamin.

Mein hertz Vater, bleibt doheim,
Das bit ich vnd mein Memmelein.

Hezron.

Mein lieber Vatr, ich bit durch Gott,
Verlast vns nicht, thuts doch nicht not,
Ach bleibt doch, lieber Vater mein.

Sara.

Ich bit euch fleissig, kans gesein,
So last das reissen itzt anstehn,
Ein ander mal so mögt jr gehn,
Mein hertz sagt mir itzt gar nichts guts.

Joachim.

Ach libes Weib, bifs nur guts muts,
Ich wil nicht feyren, gentzlich nicht
Bifs ich mein sach hab ausgericht. [Biij a]
Drumb gsegn euch got, beid weib vnd kind,
Hoff, das ich euch gsund wider find.

Sara.

Gott sey eur trost eur schutz vnd gleit
Vnd behüt euch stets vor allem leid.

Joachim.

Hilff lieber Gott, wie ists ein ding.
Mir ist mein hertz so fein gering
Vnd das mein Vater Weib vnd Kind
Der reis so hefftig wider sind,
Ich bin auch vorhin mannichs mal
Alhie gereist durch Berg vnd Thal,
Ich hab gleich wol nicht viel vernomn,
Das einer hie werd zuschadn komn,
Wie wol ichs auch nicht acht gar vil,
Es geh mir wie der lieb Gott wil.

[5. Scene. Baurnfeindt. Rürnwürffel. Frifsgar. Seltensat.]

Baurnfeindt.

Pox velten gsell, es hat die plag,
Wir haben gelaurt den gantzen tag
Vnd haben wenig ausgericht,
Wie gfelt es dir, bey mir taugs nicht.
Hastu auch gelt, so lafs vns theiln,
Odr lafs vns doch ein weil kurtzweiln.
Wo ist Frifsgar und Seltensat?
Seind sie gegangen in die Stadt
Oder seind sie in dem obern holtz [Biij b]
Vnd sehen fleissig auff den poltz?

Rürnwürffel.

Sie seind dort auff der öbern strassn,
Ob jn ein Wilpret köm zu massn
Vnd sie bekomen möchten peut,
Das wir zuschlemmen hetten heut.

Baurnfeindt.

Da recht, das hör ich warlich gern,
Erschnapn wir was, so woll wir zern
Vnd schlemmen, das es rauchen möcht,
Ich wöst sunst nicht, wozu es töcht.
Was? solt ich leib vnd leben wagn
Vnd solt nicht füllen meinen magn,
Ich lifs wol tausent wunden han.
Sich zu, was kompt da vor ein man?
Ey hett er nu viel gelts bey jm,
Ich wolt ihm frey den rogen zihn.

Rürnwürffel.

Wo ist er denn? ich seh jn nicht.

Baurnfeindt.

Thus maul auff, hastu kein gesicht.
Wir wollen bas dahinter stehn
Vnd wolln jn lassn fürüber gehn,
Darnach wöll wir jn greiffen an,
Er wehr sich dann so wol er kan.
Sich zu, wie fein schickt sichs angfehr, [Biij a]
Do komen vnser gsellen her.

Ir liben gsellen, seit gestillt,
In vnser stallung kompt ein Wilt.
Was hab ihr heut guts ausgericht?
Er ist noch ferrn, er hört vns nicht.

Frisgar.

Zu nechst griff ich ein Kerner an,
Das was ein guter alter Gspan,
Der gab mir dicker groschen vier
Vnd war fro, das er kam von mir.

Rürnwürffel.

Du bist so gar ein loser tropff,
Warumb nambst jn nicht bey dem kopff
Vnd tetst, als wolstu jn tödten?
Du hetsts wol mehr raus mögen nöten.

Baurnfeindt.

Ach seit doch still, er kompt do gleich,
Mich dünckt nicht, das er sey fast reich.
Was sol ich lang hie müssig stehn?
Ich wil jm gleich entgegen gehn,
Secht jr auff mich in diser weil,
Das mich der Baur nicht vbereil.

[6. Scene. Die Vorigen. Joachim.]

Joachim.

Gott grüs dich, lieber Bruder mein.

Baurnfeindt.

Halt gsell, wo soll dein reis hin sein? [Biiij b]
Du kompst gwifs nicht also von mir.
Sag an, hastu auch gelt bey dir?
Da denck vnd gib gelt oder blut,
Sonst wird dir nichts also gut.

Joachim.

Da denck thu mich zu friden lassn,
Dann ich hie geh auff freyer strassn.
Listu mich gehn, ich söchs sehr gern,
Wo nicht, so mufs ich mich dein werhn.

Baurnfeindt.

So wehr dich, das dich pox vnfal.
Her Her jr gsellen allzumal.

Joachim.

O schont durch Gott an meinem lebn,
Ich wil euch all mein kleider gebn.

Frisgar.

Schlag immer tod, lafs jn nicht hin,
Villeicht hat er noch gelt bey jm.

Rürnwürffel.

Nim hin sein kleid, er hat sein sat,
Er laufft nicht meh von diser stat,
Mich dünckt, der Rock sey nicht fast böfs,
Villeicht ich auch noch gelt draus löfs
Bey vnserm Wirt, der dint zun sachn,
Der lest jn gar bald anders machn,
Er hat der sach vor viel gepflegt, [Bv a]
Auch manche kisten ausgefegt.

Seltensat.

Wolauff jr gsellen, wir wollen fort
Vnd sehen auff ein ander ort,
Wir wollen den da lassen lign
Vnd weit von dann, so bleibts verschwign.

[7. Scene. Joachim. Priester.]

Joachim.

Ach das ichs Gott von himel klag,
Das ich mich heut auff diesen tag
Auff dise strasse hab gemacht,
Hab guter warnung nicht geacht,
Die mir gab mein getrewes weib,
Darumb ich da nu ligend bleib.
Ach Gott schick mir ein fromen man,
Der sich itzt meiner not nem an
Vnd das er hülff erzeyge mir,
Sonst fressen mich die Wilden Thir.

Priester.

Es ist verschinen kurtze zeit,
Das hie ein Prister nicht fast weit
Itzt todes halb ist gangen ab,
Nach seim Lehn ich verlangen trag,
Drumb ich versuchen wil mein heil,
Ob mir möch werden das zu theil,
Wiwol ich auch sonst bin Belehnt,
Hab doch mein Baurn nicht gewehnt,

Das ich jn lange Predig mach, [Bv b]
Dann es ist vor mich gar kein sach,
So achten sies auch gentzlich nit,
Drumb bin ich mit jn wohl zu frid.
Möcht ich nu haben ein andern dinst,
Der mir auch trüge mehr gewinst,
So nöm ich jn doch warlich an.
Vnd wer mir ein Vocation,
Der ich mich bafs behelffen möcht,
Dahin ich auch nu besser töcht,
Dann das ich auffm Dorffe wer.

Joachim.

O jch bit euch durch Gottes ehr,
Steht itzt bei mir in diser not.

Briester.

Mein liber Bruder, helff dir Gott.
Ich weis dich da nicht fort zutragn,
So mag ich auch nichts auff dich wagn,
Auch ist hie in der not kein Stadt,
Das ich weis weder hülff noch radt,
Verley dir Gott ein seligs end.

Joachim.

Ach liber Herr, reicht mir die hend
Vnd helffet mir nur aus der strafs,
So hoff ich möcht mir werden bafs.

Briester.

Ich weis dir keine hülff zuthun. [Bvj a]

[8. Scene. Joachim. Levit.]

Joachim.

Ach liber Gott, war thu ich nun?
Ist denn nu kein from mensch auff erdn,
Durch den ich möcht errettet werdn?

Leuit.

Ich bin ein Leuit wolbekant
Vnd von dem hohen Briester gsant,
Das ich sol zihn gen Jericho nab,
Da ich beuelch zuhandeln hab
Mit Bristern vnd mit den Leuitn
Vom gsetz vnd auch von guten sitn.

Ja es wird wenig guts geschafft
Itzt in der gantzen Bristerschafft.
Wer leit dort an dem weg vor mir?
Wolt Gott, ich wer ein meil von hir,
Die Mörder haben das gethan.
Hilff lieber Gott, wer ich dauon,
Damit mirs auch nicht ging also.

Joachim.

O Helfft durch Gott, ich lig aldo,
O Helfft, denn es ist grosse zeit,
Ach vbt durch Gott Barmhertzigkeit.

Leuit.

Ich weis nicht, wie ich helffen sol,
Dann ich bin aller forcht gar vol,
Drumb helff dir der ewige Gott [Bvj b]
Vnd rette dich aus aller not,
Meins bleibens ist nicht lenger hie,
Ich sehe wol, hie ist angst vnd müe.

[9. Scene. Joachim. Samariter.]

Joachim.

Erbarm es Gott, sol ich verderbn
Vnd also hye im elend sterbn,
Ist denn auff erden gar kein man,
Der sich doch mein wil nemen an?

Samaritan.

Es ist itzt all hantirung schwer
An allen orten hin vnd her
Vnd wird all ding so vbersetzt,
Das ich vorwar nicht weis auff dletzt,
Wie ich mein Handel treiben sol,
So plagt mich das auch mechtig wol,
Das niemand mehr kein glauben helt
Vnd ist vor war nicht wol bestelt.
Ich hab gehandel mannich iar
Vnd hab vertrieben sehr viel war
Von Würtz, von Sammat vnd von Seidn,
Vnd hab mein tag nicht dörffen leidn
Solchs so mir itzt zuhanden steht,
Welchs mir auch sehr zuhertzen geht,
Das man mir helt kein glauben nicht,
Darumb ich auch nicht viel ausricht.

Ich hab wol gwonnen in eim jar [Bvij a]
Mehr dann in dreyen itzt vorwar.
Wer ich nur in Samaria blibn,
Hett meinen handel mit radt getriebn,
Ich wolt erübrigt haben mehr,
Dörfft auch nicht bsorgen leibs gefehr.
Wer leit am weg, hilff lieber Gott?
Dem thut hülff vnd erquickung not.

Joachim.

O Hilff, o hilff, du fromer man,
Durch Gott sich mein gebrechen an,
O Lafs mich nicht also verderbn,
Schaffstu nicht radt, so mus ich sterbn.

Samaritan.

Bifs gutes muts, ich wil dich labn,
Mit dir jch theylen wil mein gabn,
Richt dich nu auff, thu mir vertrawn
Vnd lafs mich deine wunden schawn,
Hilff lieber Gott, du armer man,
Wer hat dir diesen Schaden than?

Joachim.

Die Mörder thetten mir solch leid,
Sie namen mir darzu mein kleid
Vnd was ich sunst mehr hett bey mir.

Samaritan.

Bifs keck, ich wil wol radten dir,
Ich hab bey mir hye öl vnd wein, [Bvij b]
Das gifs ich in die wunden dein,
So wird dir balde werden bafs.

Joachim.

Der ewig Gott bezal dir das,
Das du itzt übst an mir viel armn
Vnd thust dich vber mich erbarmn,
Gott wirds nicht vnuergolten lan,
Do hab ich gar kein zweyuel an.

Samaritan.

Wenn ich dich nu könd bringen fort,
Ich weis ein herberg an eim ort,
Daselbst wolt ich dich ordnen hin,
Bifs ich hy wider für würd zihn.

Halt still, ich wil dich vorhin bindn,
Ich hoff, du solt dich bafs befindn.

Joachim.

Ich wil mit gehn, so wol ich mag,
Dann ich gar grosse schmertzen trag
Von schlegen stichen vnd von wundn.
O danck dir Gott zu allen stundn,
Vergelt dirs auch in ewigkeit,
Das du vbst die barmhertzigkeit.

Samaritan.

Ich thu es gern, bins auch verpflicht,
Wers ein Wild Thier, ich lifs es nicht,
Viel mehr ich dir erzeyge radt. [Bviij a]
Nu richt dich auff vnd geh von stat.

Joachim.

O Zörn nicht, das jch langsam geh,
Dann all mein leyb thut mir so weh,
Hett dich Gott nicht zu mir gesant,
Ich wer gestorben all zuhant.

Samaritan.

Geh wie du magst, es irrt nicht vil,
Dann ich bey dir verharren wil,
Setz dich hieher, gehab dich wol,
Dann ich den Wirt hiehr ruffen sol,
Das er dich schaffen hilfft ins haus,
Do wird dein bafs gewartet aus.

Joachim.

O jch bit dich, bifs nicht sehr lang,
Dann mir ist angst vnd hefftig bang.
Ich danck dir Gott in ewigkeit,
Das du itzt aus barmhertzigkeit
So gnedig mich hast angesehn
Vnd hast mir lassn hülff entstehn,
Des ich dich stetigs preisen wil
Bifs an mein end vnd gsetztes zil.
O Lieber Gott, bezals dem man,
Der dise trew an mir hat gthan.

[10. Scene. Samariter. Wirt. Knecht.]

Samaritan.

Gott grufs euch Wirt, jch bit das jr [Bviij b]
Ein knecht wolt lassen gehn mit mir,

Ich hab gfundn in kurtzer stundt
Ein armen, der ist hart verwundt,
Nembt jn zu euch in ewr pfleg,
Wenn ich her wider reis den weg,
So wil ichs euch verlonen wol
Vnd wil euch geben was ich sol.

Wirt.

Ich wil es thun, jr dörfft nichts sorgn,
Ich wolt euch all mein güter borgn.
Knecht, schick dich bald vnd rüst dich zu,
Vnd was dich der man heist, das thu.

Knecht.

Ja Herr, ich bin schon zugericht
Vnd wil die sach gar seumen nicht.

Samaritan.

So greiff jn an vnd für jn leifs
Vnd bring jn heim mit allem fleifs.
Wirt, ich wil euch zwene groschn gebn,
Vnd pflegt des krancken wol vnd ebn,
Verzert er mehr, thut mirs zurechn.

Wirt.

Ich wil jm lassen nichts gebrechn
An essen, trincken vnd labsal,
Ich wils jm schicken als zumal,
Bifs das ihr wider hiher kumbt. [Cj a]

Samaritan.

Helff Gott, das er werd bald gsund.

[11. Scene. Sara.]

Sara.

Ach lieber Gott, ich grem mich sehr,
Mir ist mein hertz so trefflich schwehr,
Ich wil itzt zu meim Schweher gehn.
Ob ich doch möcht von ihm verstehn,
Auch ob er hett so viel vernomn,
Wenn doch mein man würd wider komn.

[12. Scene. Frisgar. Rürnwürffel. Seltensat. Baurnfeindt.]

Frisgar.

Nicht lang vergangen stis mir auff
Ein Kauffmann, der hett gelts volauff,

Wiewol er was sehr wol bewehrt,
Noch was ich vnd mein gsell jm hert,
Wir schlugen ihn zu boden gar
Vnd namen alles was do war,
Mich dunckt auch, das er sein gnug hab,
Dann ich ihm viel der wunden gab
Vn lifs ihn ligen an der erd.

Rürnwürffel.

Mein lieber gsell, es ist angferd,
Wir nemens wo wir kön vnd mögn,
Dann wir zur arbeit gar nicht tögn.
So wir denn werdn ergriffen nun,
Ist vmb ein kap vol fleisch zuthun.
Hastu die peut, wie du itzt sagst, [Cj b]
Mit mir du die wol theylen magst.

Frisgar.

Ich merck nicht, das ihr theilt mit mir,
Den Rock habt auch behalten ihr,
An was ihr heimlich habt erzwackt,
Dauon ihr mir auch wenig sagt.
Was ich bekom, das wil ich wol
Vor euch verteidign, wie ich sol.

Seltensat.

Das müste dein Sanct Velten waltn,
Wolstu das gelt allein behaltn,
Das ist gar nicht die meynung mein.
Nur denck, es mufs also nicht sein,
Du must vns itzund theil mit gebn
Oder must dich kostn leib vnd lebn.
Herbey, ihr lieben gsellen mein.

Frisgar.

Noch nicht so bald, das mufs nicht sein.
Legt ihr vor nider gelt vnd wahr,
Was ihr erschnapt habt gantz und gar,
Wo nicht, so lafs ich mich nicht pochn,
Vnd sollt ich zehn mal werdn erstochn.

Seltensat.

Leg nieder das gelt vnd mach ein end
Odr wer dich, das dich pox vnfal schend.

Baurnfeindt. [Cij a]

Halt frid, er wird sich tapffer stelln,
Wie sich gebürt eim guten gselln.

Frisgar.

Wolan so macht die theilung gleich,
Darnach mufs gelden arm mach reich,
Wers gar behelt odr thuts entbern,
Ich balg mich hie mit euch nicht gern
Mit euch zubalgen ist on not,
Viel Hunde seind der Hasen tod,
Mir möcht wol ergers folgen draus,
Drumb geb ich lieber das gelt raus.

Rürnwürffel.

Wir wolln das spil hie lassen farn
Und wollens in die herberg sparn,
Da wollen wirs glück lassen waltn,
Wers denn gewint, der mags behalten,
So krigt der Wirt auch was daruan,
Er mufs doch abentheur bstan,
So vnser einer wird ertapt
Vnd sich mit worten den verschnapt,
So ist hengen die best kurtzweil,
Wo jm nicht wird das Raht zutheil.

Seltensat.

Ey nu wol auff, es ist auch zeit,
Es ist noch in die herberg weit,
Wiewol es vns nicht wil gebürn, [Cij b]
Das man vns möcht am tage spürn,
Man möcht bald kundtschafft auff vns than,
So wird der tod S. Velten han.

Beschlus.

Also ihr lieben Herren all,
Hört weiter zu mit wolgefall,
Das ider aus dem spil itzt sol
Ditz mercken vnd auch lernen wol,
Dieweil die Sünd vns all betrifft,
Von Adam her wir seind vergifft,
An leib vnd seel verlorn gar,
Von Gott verstossen, das ist war,
Drumb war niemand, der helffen kund
Vnd vns erretten von der sund,
Bifs das Gott sant sein lieben sun,
Der vor vns all genug solt thun,
Wie er dasselb denn hat gethan
Vnd ist der recht Samaritan,

Der sich aus lauter lieb vnd gunst
Allein aus gnad vnd gar vmbsunst
Vns, die wir lagen an der strafs
Vnd als mit vns verdorben was,
Verwundet von des Bapstes lehr,
Verfüret vom Teufflischen hehr,
Auff menschen rand stund vnser grund, [Cij a]
Der vns doch keiner helffen kund,
Entsatzten sich nur alle drübr,
Sie hulffen nichts, gingen fürübr,
Bis der gebenedeite sam
Zu vns auff dise Welt her kam,
Christus der ware mensch vnd Gott,
Der vns erlöset von dem todt,
Den Teuffel in der hellen band,
Das Gsetz auch hat erfült zuhandt,
Der heylet vnser wunden fein
Vnd gofs vns darein öl vnd wein,
Das war sein leib vnd theures blut,
Welchs er vns alln vergofs zugut
Vnd füret vns ins Wirtes haus,
Gab auch daselbst die zerung aus,
Auff das er ja sein lieb erzeigt,
Wie er menschlichem gschlecht geneigt.
Des dancken wir ihm alle gleich
Vnd preissen ihn im höchsten reich,
Das auch gheyligt werd sein namen,
So sprech wir all eintrechtig Amen.

Ende.

Gedruckt zu Zwickaw, [Cij b]
durch Wolffgang
Meyerpeck.
M. D. XLV.

(Schlufsvignette: rechts [für den Beschauer links] der sächsische Balkenschild mit dem Rautenkranze; links [für den Beschauer rechts] ein Schild mit drei Schwänen, dem Wappen der Stadt Zwickau; über beiden Schilden ein an den Enden gerolltes Band.)

Die christlichen Wörter

in der Entwickelung des Französischen.

Die französische Lautlehre wird nicht zu endgültigen Resultaten kommen, solange es nicht gelungen ist, die einzelnen Lautwandlungen zueinander in Beziehung zu setzen und die Zeit ihres Wirkens wenigstens ungefähr zu bestimmen. Letzteres ist für die vorlitterarische Periode auf verschiedene Art versucht worden: 1. aus Inschriften und Urkunden von Schuchardt im Vokalismus, Leipzig 1866; 2. vermittelst Untersuchung, welchen der romanischen Sprachen die einzelnen Lauterscheinungen gemein sind, von Gröber in einem Aufsatz in Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie, Jahrgang 1884; 3. durch eine Betrachtung der gelehrten Wörter in der Chanson de Roland von Flaschel in einer Göttinger Dissertation von 1881, wo auch die Formen der fränkischen Wörter, die in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ins Französische drangen, in Betracht gezogen sind. Auf die gelehrten Wörter weist ferner Pakscher in seiner Abhandlung: Zur Kritik und Geschichte des französischen Rolandsliedes, Berlin 1885.

Aber auch die Einführung neuer Wörter bildet ein Mittel, die Wirkungszeit der französischen Lautgesetze zu bestimmen. So sind die christlichen Wörter gröfstenteils an ihrer Bedeutung kenntlich, und da die Geschichte lehrt, wann das Christentum nach Frankreich drang und sich weiter entwickelte, so läfst sich aus den Formen dieser Wörter auf die Lautgesetze schliefsen, welche zu oder nach der Zeit der Aufnahme der christlichen Begriffe in die Volkssprache wirksam waren.

Es soll zuerst mit Hilfe der Geschichte festgestellt werden, in welcher Periode die verschiedenen christlichen Wörter in Gallien

bekannt wurden. Gröber, a. a. O. Seite 216, ist der Meinung, die christlichen Wörter seien frühestens im 4., 5. Jahrhundert in die vulgärlateinische Rede übergegangen. Wenn nun auch das Christentum nur langsam vordrang, so dafs in der That erst um jene Zeit seine Einführung in Gallien den gröfsten Umfang angenommen hatte, so läfst sich doch für einzelne Wörter auf früheres Eindringen schliefsen. Z. B. berichtet die Geschichte, dafs um 160 n. Chr. einige Priester aus Smyrna, darunter Pothinus und Irenäus, zwei Schüler Polykarps, zu Lyon die erste christliche Kirche Galliens gründeten, an der in der Folge Pothinus zum Bischof ernannt wurde. Die Wörter *episcopus, presbyter, ecclesia* wurden also in Gallien schon Ende des 2. Jahrhunderts dem Volke bekannt.

πρεσβύτερος war in den ersten christlichen Gemeinden der Titel der Vorsteher. Wenn auch seit dem 2. Jahrhundert die Bischöfe an der Spitze der Gemeinden standen, so wurden doch die unter ihnen stehenden Kirchen von Presbytern geleitet, und es ist deshalb kein Zweifel, dafs das Wort so früh ins Volk drang; denn die Gründer der Lyoner Kirche werden presbyteri genannt, und die Priester standen vielleicht mit dem Volke in noch innigerem Verkehr als die Bischöfe.

Auch der Name *διάκονος* findet sich schon in den ersten christlichen Gemeinden, ebenso werden in der ersten Zeit der Lyoner Kirche Männer genannt, welche diesen Titel führten: Thierry II, 178 le diacre Sanctus de Vienne, Valerianus etc. Aber ihre Stellung war von Anfang an eine andere als diejenige der Bischöfe und Priester. Sie hatten den Gottesdienst vorzubereiten, dem Priester dabei zur Hand zu gehen, später die heiligen Geräte aufzubewahren u. s. w., zum gröfsten Teil Beschäftigungen im Inneren, durch welche sie mit dem Volk wenig in Berührung kamen. Wann letzteres geschah, läfst sich vielleicht aus dem Vorkommen des Titels *archidiaconus* schliefsen. Dieser erscheint schon unter Leo dem Grofsen († 461) und wird im 8. Jahrhundert regelmäfsig von den Vorgesetzten der ländlichen archipresbyteri geführt. Seit dem 9. Jahrhundert war in Frankreich die Einrichtung gewöhnlich, dafs der Bischof mehrere archidiaconi hatte. Jeder derselben bereitete in seinem Sprengel die Abhaltung des bischöflichen Gerichts vor, erledigte geringe Fälle selbst und wurde allmählich aus dem Haupt-

gehilfen des Bischofs dessen eigentlicher Vertreter. Also erst im 9. Jahrhundert kamen die archidiaconi mit dem Volk in enge Berührung.

Der Titel *archiepiscopus* wird zuerst von Isidor († 636) bezeugt, welcher erklärt: „Archiepiscopus hiefs späterhin der höhere Bischof, dem Metropoliten untergeben waren.“ Indessen hatte sich in der Kirche des fränkischen Reiches schon damals ein anderer Sprachgebrauch gebildet. Die Erteilung des römischen Palliums erfolgte nämlich zuerst nur bei Primaten, auch archiepiscopi genannt, dann aber bei jedem Metropoliten, auf welche nun die Benennung archiepiscopus überging. Aus allen diesen Bestimmungen geht hervor, dafs die Vorsilbe *archi* etwa im 7., 8. Jahrh. dem Volke bekannt wurde.

Viel länger ist das Wort *ecclesia* in der Volkssprache. Wenn auch Gebäude für den Gottesdienst erst nach der Erhebung des christlichen Glaubens zur Staatsreligion geschaffen wurden, so hängt die Bestimmung des Alters ihrer Benennung von diesem Zeitpunkt nicht ab, da ecclesia schon vorher für die Versammlungen der Gläubigen gebraucht wurde. *Eglise* wird also bis aufs 2. Jahrh. zurückgehen.

Dasselbe gilt von *chrétien*. Mit *christianus* bezeichnete man die Anhänger des neuen Glaubens schon sehr früh, und es wird ausdrücklich berichtet, dafs die Christen selbst unter den Qualen des Martyriums ihren Namen nicht verleugnet hätten, z. B. als im Jahre 177 Bischof Pothinus und achtundvierzig Christen zu Lyon den Märtyrertod erlitten. Dafs *martyr* schon im 3. Jahrh. dem Volk bekannt war, dafür bietet der Name Montmartre einen Anhalt. Der heilige Dionysius, nach welchem der Berg benannt ist, erlitt den Märtyrertod unter Valerian, also um 260.

Auch das Wort *hæreticus* mufs sehr früh üblich geworden sein. Hippolytus, einer von Irenäus' Schülern, schrieb eine „Widerlegung aller Ketzereien“, und gewifs wird *hæreticus* im 2., 3. Jahrh. auch vom Volke gebraucht worden sein.

Noch ein anderes Wort läfst sich aus der Periode des Pothinus und Irenäus belegen. Die Christen jener Zeit feierten nämlich die Auferstehung Jesu am Tage des ehemaligen jüdischen Pascha. Dagegen schrieb Irenäus für die Verlegung des Festes auf den Sonntag. Eine solche Schrift ist deshalb beweiskräftig für das Ein-

dringen der Wörter *pascha* und *dies dominica,* weil die Geistlichen damals in innigstem Verkehr mit der Gemeinde standen und gewifs derartige Angelegenheiten im Kreise der Gläubigen besprochen wurden. Schon die Apostel ordneten, um das Andenken an die am ersten Wochentage erfolgte Auferstehung des Herrn und Sendung des heiligen Geistes in den Gemütern der Christen dauernd zu befestigen, statt des jüdischen Sabbaths den Sonntag an.

Von den übrigen Festtagen waren *quadragesima* vielleicht, *natalis* wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit in Gallien üblich. Das kirchliche quadragesima könnte an die Form des profanen Wortes, welches als Ausdruck für eine Steuer gebraucht wurde, angelehnt worden sein.

Das Pfingstfest scheint nicht sehr früh volkstümlich geworden zu sein, vielleicht weil *pentecoste* ursprünglich den ganzen festlich begangenen fünfzigtägigen Zeitraum nach Ostern bezeichnete, so bei Tertullian († 220), Basilius dem Grofsen († 379) u. a. Erst im 8. Jahrh. wurde die Feier eingeschränkt. Also um diese Zeit vielleicht wird das Volk pentecoste zuerst gebraucht haben.

Dagegen drangen die christlichen Eigennamen gewifs schon im 3., 4. Jahrh. ins Volk, so *Jesus, Christus, Maria, Petrus, Stephanus, Jacobus, Eva, Michaelis* u. a. Für frühe Volkstümlichkeit des letzteren Namens ist leider die Benennung des Klosters Mont-Saint-Michel nicht beweiskräftig, da es nach Hauréau, Gallia christiana XI, 511 erst 709 gestiftet wurde.

Die grofse Menge der christlichen Wörter stammt aus dem 4. oder 5. Jahrh. Nachdem das Christentum von Konstantin im Jahre 325 für dem Heidentum gleichberechtigt erklärt und bald darauf zur Staatsreligion erhoben worden, nahm seine Ausbreitung schnell zu. Das Heidentum wurde in die Dörfer zurückgedrängt, so dafs *pagani* gleichbedeutend wurde mit Heiden.

Mit der Einführung des Christentums von Staatswegen hing die Einsetzung ständiger Geistlicher und damit ihre Trennung vom Volk zusammen. Der Übergang der Ausdrücke *clericus* und *laicus* in die Volkssprache datiert vielleicht aus dem 5. Jahrhundert.

Allmählich eroberte das Christentum das ganze Land, die Kirche gründete Landgemeinden. Wie nun anfangs die *πάροικοι* mit ihren Hausgemeinden die Parochie bildeten, so wurde das Wort *παροικία* auch für die gröfseren Sprengel beibehalten. Die Bedeutung dieser

Namen wurde erst im 9. Jahrh. geändert, indem man den Ausdruck *parochia* auf die einzelnen Pfarrkirchen beschränkte, den Sprengel des Bischofs aber *diœcesis* nannte.

Im 4., 5. Jahrh. lernte das Volk spätestens die von den Geistlichen viel gebrauchten Wörter, wie *παράδεισος, ἐλεημοσύνη, missa* u. s. w. kennen.

Zur Verbreitung des Christentums wirkte das Mönchswesen aufserordentlich mit. Die erste Mönchsvereinigung in Gallien hatten Schüler des heiligen Athanasius († 373) in Trier errichtet. Nach diesem Muster legte Martin, Bischof von Tours, um 360 das Kloster Ligugiacum an. Aber erst durch Benedikts von Nursia Gründung von Monte Cassino im Jahre 529 erhielt das Klosterwesen seine typische Gestaltung. In das 4., 5. Jahrh. wird also das Bekanntwerden der Ausdrücke *μόναχος, claustrum, nonnus, confrater, custos* zu setzen sein, in das 6. Jahrh. die Verbreitung der Wörter *abbas, prior, præpositus, decanus* u. s. w., da letztere zuerst in der Benediktinerregel vorkommen. Manche von diesen Wörtern sind indessen für unseren Zweck unbrauchbar, weil sie schon vor der Einführung des Christentums in Gallien bekannt gewesen sein könnten und in diesem Falle nur eine christliche Bedeutung angenommen hätten, wie es bei *pater, frater* u. s. w. der Fall war, ferner bei nicht klösterlichen Wörtern, z. B. *deus, altare,* welche ja schon aus heidnischer Zeit stammen. Fraglich bleibt dabei, wie weit dies auszudehnen ist, ob z. B. auch auf Wörter wie *decanus, prior, præpositus, custos* u. s. w.

Dieselben Zweifel entstehen bei den Namen für den weiblichen Teil der Klosterinsassen. Doppelklöster, wo Religiöse beiderlei Geschlechts, entweder in derselben, oder in zwei dicht aneinanderstofsenden Anstalten lebten, entstanden schon im 4., 5. Jahrh. Aus dieser Zeit stammen also die Ausdrücke *nonna, novicia,* von welchen der erstere bei Hieronymus († 420) zu belegen ist. *Nonnus* ist wahrscheinlich noch älter. *Abbatissa* wird entsprechend *abbas* im 6. Jahrh. bekannt geworden sein. *Consoror* kommt nicht in Betracht, denn die scheinbar daraus abgeleiteten Formen, z. B. Ard[1]) 105: *Li confrere et les consereurs* sind offenbar an die aus *soror* gebildeten angelehnt worden.

---

[1]) Cavrois, Cartulaire de Notre-Dame-des-Ardents à Arras. Arras 1876.

Die Kapitel haben ihren Ausgangspunkt in den dem Bischof als Rat zur Seite stehenden Presbyterien (der Gesamtheit der an der bischöflichen Kirche angestellten Priester und Diakone). Dabei ist seit dem 4. Jahrh. die Übertragung der mönchischen vita communis auf den Weltklerus von Einfluſs. Gröſsere Ausdehnung erlangte die vita communis im 8. Jahrh. in Frankreich, als hier die im Neuen Testamente (dem allgemeinen Kanon, Apostelgeschichte IV, 32) vorgeschriebene Lebensweise (vita canonica) in der vom Bischof Chrodegang von Metz um 760 entworfenen Regel eine entsprechende Normierung erhalten hatte. Die, welche nach solcher Regel (in sogenannten „Kapiteln“) lebten, hieſsen canonici. *Capitulum, canonicus* kamen also im 8. Jahrh. in Gebrauch. Denn daſs capitulum in der Bedeutung „Abschnitt der Bibel“, also als Ausdruck der Schule früher als in dem eben besprochenen Sinne dem Volke bekannt geworden sein sollte, ist deshalb unwahrscheinlich, weil in der Predigt die Bibelstellen zuerst im 9. Jahrh. in französischer Sprache angeführt wurden. Andererseits ist nicht anzunehmen, daſs capitulum schon durch die Klosterschüler bekannt geworden, da diese zu wenig Einfluſs auf das Volk übten.

Mit der Ausdehnung des Klosterwesens hielt die Verbreitung der auf die innere Einrichtung der Klöster bezüglichen Wörter Schritt. Ausdrücke wie *cella, regula, vesper* (Reg. Cist. [1]) I, 82: *vespre*), *dormitorium, infirmaria* u. s. w. werden vielleicht im 6. Jahrh. in die Volkssprache gedrungen sein. Eine groſse Anzahl derselben finden sich in der Benediktinerregel; zum Teil lassen sie auf früheren Gebrauch schlieſsen, so Reg. Cist. I, 72 *parloir* (Übersetzung von auditorium), *dortoir, escaufoir* aus excalefactorium, *oratoire, refroitoir* (Marie de Fr., Yonec 497 *refeitur* mit *dortur* reimend), Reg. Cist. I, 22 *viestiaire* und die Weiterbildungen Reg. Cist. I, 123 *celeriere* (cellulariam), *enfermiere,* St. [2]) 51 *refreturier* u. s. w.

Auch die Verbreitung einer Anzahl anderer Wörter hängt mit dem Klosterwesen zusammen. Wir meinen die auf den Kirchengesang bezüglichen Ausdrücke. Dieser datiert im wesentlichen vom

---

[1]) Les monuments primitifs de la Règle Cistercienne, p. p. Guignard, zitiert nach den Nummern der Regeln.

[2]) Les anciens statuts de l'Hôtel-Dieu-le-Comte de Troyes, p. p. Guignard. Troyes 1853.

heiligen Ambrosius, der 397 starb. Wenn Gregor I. (590—604) ein Antiphonarium zusammenstellte, so läfst sich daraus schliefsen, dafs im 6. Jahrh. der Kirchengesang schon entwickelt war. Da diese Wörter durch die Kirche rasch im ganzen Lande verbreitet wurden, so ist das Bekanntwerden der Ausdrücke *antiphona, responsorium, hymnus, collecta gradalis, tractus, completa* etwa in das 5. Jahrh. zu setzen.

Ferner ergiebt sich aus der Geschichte die Entstehungszeit verschiedener Titel. Im 5. Jahrh. kam für die fünf ersten Bischöfe der Christenheit, die von Antiochia, Jerusalem, Alexandrien, Konstantinopel und Rom, der Ehrentitel *πατριάρχης* auf. Dies Wort wird sich aber erst später nach Gallien Bahn gebrochen haben, da das Volk mit den Patriarchen nicht in Berührung kam. Allmählich wurden unter den fünf die von Konstantinopel und Rom die bedeutendsten. Erst Gregor dem Grofsen († 604) gelang die endliche Feststellung des römischen Primats. Noch im 8. Jahrh. war die Stellung des Bischofs von Rom als Haupt der Christenheit im Abendlande bestritten. Der Ausdruck *papa* wird deshalb frühestens im 9., 10. Jahrh. sich über Italien hinaus verbreitet haben.

Der Titel *Kardinal* als eines Mitgliedes des Kollegiums, aus dem die Päpste hervorgehen, stammt erst aus dem 11. Jahrh. Aber das Wort ist in einer weiteren Bedeutung dem Volk schon im 6., 7. Jahrh. bekannt geworden, denn seit dieser Zeit hiefs *cardinalis* jeder einer Kirche einverleibte Geistliche im Gegensatz zu denen, die sich nur vorübergehend daran aufhielten.

Auch die Einführungszeit der Namen für einzelne kirchliche Geräte läfst sich bestimmen. Was *cloche* betrifft, so läfst dies keinen Schluſs auf die Lautgesetze zu, da *clocher,* von dem es wahrscheinlich abzuleiten, aus vorchristlicher Zeit stammt. — Die ersten Orgeln kamen im 7. Jahrh. von Griechenland nach Italien, 737 nach Gallien. Also ist die Verbreitung von *organum* in Gallien für das 8. Jahrh. anzusetzen.

Neben den bis jetzt besprochenen Wörtern, für deren Entstehungszeit die Geschichte einen Anhalt bot, bleibt eine Anzahl christlicher Ausdrücke, bei denen dies Hilfsmittel keinen Dienst leisten kann. Es sind zum gröfsten Teil Wörter, die als unumgänglich nötig für die Lehren des Christentums erscheinen, und von denen man deshalb annehmen sollte, dafs sie früh ins Volk Eingang gefunden

hätten, z. B. *spiritus, angelus, diabolus, imago* und *idolum* (welche letztere doch schon bei der Heidenbekehrung hätten gebraucht werden sollen), *sæculum, evangelium, prædicare, baptizare, benedicere, crucifigere* u. s. w. Diese sind indessen dem Volk später bekannt geworden, da ihre französischen Formen den in der ältesten romanischen Zeit herrschenden Lautgesetzen nicht folgen. Dennoch sind diese Wörter lehrreich; ein Teil von ihnen läfst nämlich Schlüsse auf die Wirkungszeit der Lautgesetze zu, indem ihre Form den einen Lautwandel noch in Thätigkeit zeigt zu einer Zeit, als ein anderer schon ausgewirkt hatte.

Einzelne dieser Wörter mögen erst aus dem 9. Jahrh. stammen. Zu dieser Zeit schrieben nämlich die Konzilien (z. B. 813 das von Tours) den Geistlichen vor, in der Volkssprache die Schrift zu erklären und zu predigen. Wenn auch gewifs die Priester die Bibel schon vorher häufig genug zitiert hatten, so wurden sie doch jetzt durch das Vorlesen der Stellen in der Volkssprache gezwungen, Begriffe zu brauchen, welche sie früher hatten umgehen können, wenn das Wort dafür dem Volk noch unbekannt war. Jene Verordnung wurde ferner Veranlassung zur Bibelübersetzung, obgleich von einer solchen erst Teile aus dem 12. Jahrh. erhalten sind. So kam es, dafs in dieser Zeit eine Menge neuer Wörter gebildet wurde, zum Teil nur durch Veränderung der lateinischen Endung in eine französische. Dafs diese Bildungen spätestens aus dem 9. Jahrh. stammen, beweist ihr Vorkommen in den Denkmälern jener Zeit, z. B. in der Eulalia *virginitet, menestier,* in der Passion *passion, confession,* im Jonasbruchstück *caritad* neben *cherté,* Alexius *humilitet* u. s. w.

Endlich bleibt ein Rest kirchlicher Ausdrücke, welche in vollständig lateinischer Form in den frühen französischen Denkmälern auftreten, z. B. *satanas* im Roland, *la synagoga* Oxf. Psalter 105, 17, Guiot[1]) 1150 *simonie,* St. Bern.[2]) 522 *Lucifer,* Dial. Greg.[3]) 286, 37 *creator* u. s. w. Diese können jedoch nur für das 11., 12. Jahrh. herangezogen werden.

Nachdem so die Zeit, in welcher die verschiedenen christlichen Begriffe in das Französische eingeführt wurden, festzustellen versucht

[1]) Guiot de Provins Dichtungen ed. Wolfart und San-Marte. Halle 1861.
[2]) S. den Anhang zu Les 4 livres des Rois, p. p. le Roux de Lincy.
[3]) Li dialoge Gregoire lo pape, ed. Fœrster.

worden ist, sollen nun die auf die Chronologie der französischen Lautgesetze bezüglichen Schlüsse aus jenen historischen Ergebnissen gezogen werden.

Episcopus tritt z. B. Rol. 3667 in der Form *evesque* auf. Aus dieser folgt, dafs betontes kurzes *i* in gedeckter Silbe sich nach dem 2. Jahrh. in *e* wandelte. Ferner sind die beiden intervokalischen *p* zu *v* geworden. Schuchardt a. a. O. I, 104 setzt den Übergang der Tenuis in die Media in den Zeitraum zwischen 100 vor und 100 nach Christi Geburt, Gröber S. 232 nach der Unterwerfung Daziens (107 nach Chr.). Letzteres wird für *p* zu *b* durch evesque bestätigt.

In betreff des Übergangs von *b* zu *v* sagt Flaschel S. 13: „Es sank vielleicht *ebescobo* im 6. Jahrh. zu *evescovo* herab."

Da das *c* in *episcopus* seinen velaren Laut bewahrt hat, so mufs der ihm folgende aus *o* abgeschwächte Laut, der z. B. in *diakene* durch e wiedergegeben wurde, ganz anders gesprochen worden sein als das *e*, vor welchem *c* assibiliert wurde, wahrscheinlich wie ein dumpfes *o*. Das *o* flofs endlich mit *v* zusammen.

Bezüglich des Verhältnisses von Synkope und Auslautsgesetz sagt W. Meyer im VIII. Bande von Gröbers Zeitschr. S. 233: „Synkope ist älter als die Lautabstumpfung und als der Übergang von *a* in offener Silbe zu *e*, aber jünger als das Auslautsgesetz." Der letzte Teil der Behauptung läfst sich nicht aufrecht halten. Denn aus dem *e* am Ende von *evesque*, welches nur wegen der Konsonantgruppe *kv* erhalten blieb, geht hervor, dafs die Synkope früher eintrat, als das Auslautsgesetz wirkte, sonst hätte *kv* gar nicht vor dem Wirken des Auslautsgesetzes zusammengestanden. Das letztere hatte jedenfalls seine Wirkung verloren, als *qu* nicht mehr *kv* gesprochen wurde. Denn wäre es zu jener Zeit wirksam gewesen, so hätte es das *e* am Ende von *evesque* getilgt. Nun ist aber im Rol. *qu* noch gleich *kv*, wie die Schreibung *quens* Vers 194 statt *cuens (comes)* beweist (Flaschel S. 31). Das Auslautsgesetz hatte also im 12. Jahrh. ausgewirkt.

Über die Priorität von Synkope und Lautabstumpfung aber wird sich ein allgemeines Gesetz schwerlich aufstellen lassen. In *présbyter* z. B. fand die Synkope vor der Verwandlung des *t* zu *d* statt, in *episcopum* nach der von *b* zu *v*, d. h. frühestens im 4. Jahrh.

Die Form *resqued* Ps.[1]) 108, 9 mufs direkt auf ein lateinisches Etymon zurückgehen, denn aus französischen Elementen entstand die Proportionsbildung *eveschie* z. B. Cart.[2]) II, 305, *eveschie* : *evesque* = *archier* : *arc*. In *episcopatum* kann das *o* ebenfalls erst geschwunden sein, nachdem *b* zu *v* geworden war, also auch die Synkope des vortonigen Vokals fand hier frühestens im 4. Jahrh. statt. Flaschels Schlufs aus *amicitatem* (S. 21), dafs die Synkope erst nach Assibilation des *ci* eintrat, ist aus dem Grunde nicht durchaus zwingend, weil die Endung *-té* in *amistet* auf Beeinflussung etwa durch *majesté* beruhen könnte. Dies ist nicht möglich in *vesqued*. Daher der Schlufs berechtigt, dafs *a* in *e*, *t* in *d* nach dem 2. Jahrh. überging.

Presbyter hat sich in der Form *prestre* erhalten. Die erste Veränderung des lateinischen Wortes war die Umstellung des auslautenden *er* zu *re*, ein Vorgang, der in das 2., 3. Jahrh. zu setzen ist. Bevor dann *tr* tönend werden konnte, vollzog sich die Synkope des *y*, während in *episcopum* eben die Synkope später als die Lautabstumpfung beobachtet worden ist. Diese Verschiedenheit ist um so überraschender, als sich die ausfallenden Vokale in beiden Wörtern in gleicher Stellung befinden: sie folgen der Tonsilbe unmittelbar (vergl. Schuchardt II, 397), und ihre Synkope war in beiden durch vorangehende Konsonantgruppen erschwert. Da die Wörter auch zu derselben Zeit in die Sprache drangen, hätte nach Schuchardt I, 101 und Gröber S. 232 *t* so gut wie *p* stimmhaft werden sollen. Der Grund für die Erhaltung des *t* in *presbyter* kann nur in dem früheren Eintreten der Synkope gesucht werden. In der That ist dies bei *presbyter* erklärlich, da das Wort als Titel vor Eigennamen gebraucht wurde, und in solchen Fällen immer eine schnellere Abschleifung stattfand (vergl. *domina, senior*). *Presbyter* kann also schon im 3. Jahrh. das *y* eingebüfst haben. Bald darauf fand die Assimilation des *bt* statt, so dafs die Form *prestre* vielleicht schon bald nach dem 4. Jahrh. vorhanden war.

Die aus *presbyterum* hervorgegangene Form ist Ps. 98, 7 *prereire* geschrieben, Ps. 131, 9 *prouveirre*, Rois[3]) III, 8 *pruveire*, Guiot[4])

[1]) Michel, Le livre des Psaumes. Paris 1876.

[2]) Collection des cartulaires du diocèse de Troyes, p. p. Lalore, zitiert nach Nummern.

[3]) Les 4 livres des Rois, p. p. Le Roux de Lincy.

[4]) Guiot de Provins Dichtungen ed. Wolfart u. San-Marte. Halle 1861.

1950 *provoire*. Auffällig ist daran das *r*, welches nur zwischen Vokalen hätte entstehen können. *S* vor Konsonanten hat sich im Französischen bis in das 11. Jahrh. erhalten, wie englische Wörter z. B. *task, isle* zeigen. Aber auch die übrigen romanischen Sprachen, in welche *presbyterum* drang, haben Formen ohne *s*. Wenn selbst in einer Nominativform, italienisch *prete, s* synkopiert wurde, so erklärt sich dies aus dem Gebrauch des Wortes als Titel vor Eigennamen. Für die Accusativform nimmt Flaschel S. 13 mit Recht Schwund des *s* durch Volksetymologie (Einwirkung von *providere)* an, und darauf weisen auch die französischen Formen mit dunklem Vokal in der ersten Silbe. Schuchardt belegt *probyterum* und *prebyter* aus dem Jahre 445; *tramittere* aus *transmittere* findet sich schon lateinisch.

In betreff der Behandlung des *y* sagt Flaschel S. 39: „Ein Gesetz, das in vulgär-lateinischer Zeit schon durchgeführt wurde, ist die Umwandlung des *y* in *ó*. Im Gegensatz zur Volkssprache aber hatte *y* im Munde der Gebildeten den Laut eines *i*. Auf diese Weise ist es leicht, volkstümliche von später eingedrungenen Wörtern zu unterscheiden." Schuchardt I, 56 äufsert sich darüber folgendermafsen: „Ursprünglich rustik war *u* = *y*. Die Gebildeten sprachen zuerst *ü*. Dieser Zwischenlaut ging aber wie in echt lateinischen Wörtern *(maxumus)* in *i* über, und dies drängte sich auch in die Rusticität, wo es sogar weiter verwandelt wurde zu *e*." Dasselbe bestätigt Seelmann [1]) S. 219. „Im Hochlateinischen und der späteren römischen Gemeinsprache, welche beide den *u*-Laut fallen liefsen, kam *i* für *y* zur Geltung." Hieraus geht deutlich hervor, dafs zur Zeit der Verbreitung des Christentums *y* durch *i* ersetzt wurde. In der That geht das *ei* in *proveirre* auf kurzes *i* zurück. Trotzdem würden sowohl Flaschel als Pakscher, welche beide *i* statt *y* als Zeichen gelehrter Wortbildung annehmen, schwerlich *prevеirre* wegen des Übergangs von *y* in *i* als gelehrte Form hinstellen.

Die Diphthongierung des kurzen *i* läfst indessen keinen Schlufs darüber zu, wann in *prebyterum* das *e* der vorletzten schwand. Denn *tr* deckt die Silbe nicht notwendig, vergl. *toneire* neben *tonerre*. Da aber Schwund des *e*, wenn dadurch Muta und *r* aneinandertraten,

[1]) Aussprache des Lateinischen. Heilbronn 1885.

im 2., 3. Jahrh. erfolgte, so ist *tr* in unserem Falle wahrscheinlich einsilbig behandelt worden.

Tr wurde, wie *preveirre* lehrt, im 3. Jahrh. stimmhaft. Das so entstandene *dr* tritt noch in den ältesten französischen Texten neben *rr* auf.

Die Längung des kurzen *i* zu *e*, die den ersten Schritt zur Diphthongierung bildete, setzt Schuchardt um Christi Geburt an, Gröber in der Zeit, als die Vulgärsprache sich über Italien hinaus verbreitete, Ten Brink „Dauer und Klang" um 400. *Preveirre* bestätigt das letztere.

Es ist erklärlich, dafs *presbyterium,* welches die Gesamtheit der Presbyter bezeichnet, ein Ausdruck, mit dem das Volk nichts zu thun hatte, diesem auch spät bekannt wurde, etwa im 9. Jahrh. Für diese Zeit beweist also *prebiterie* Rois III, 6, oder *prebitere* Reg. Cist. I, 17, dafs intervokales *b* unveränderlich, dafs Darmsteters Gesetz nicht mehr wirkte, dafs endlich die Endung *erium* nicht mehr *ier* ergab.

In *église* erklärt sich die Erhaltung des *g* (welches ja sonst aus dem *l* ein mouilliertes machte) dadurch, dafs *c* in *ecclesia* doppelt vorhanden war, so dafs *cl* gleichsam am Anfang stand, wo es ja regelrecht zu *gl* verwandelt wurde (vergl. Flaschel S. 36).

In betreff der Aussprache des griechischen langen *e* weist Fr. Blafs[1]) nach, dafs e bei den Gebildeten bis in das 4. Jahrh. n. Chr. wie langes offenes *e* lautete (vergl. Horning[2]) S. 22 Anm.), danach war also in *ecclesia* die Lautgruppe *ę* + *i* vorhanden, welche zu *iei* oder *i* wurde. Dieser Übergang findet also, wie *église* schliefsen läfst, nach dem 3., 4. Jahrh. statt.

Christianus kommt Rol. 38 in folgender Form vor: *Si recevrez la lei de chrestiëns.* Wegen der Dreisilbigkeit nennt Tobler, Versbau S. 60 chrestiëns Fremdwort; denn *i* hätte in einem mehrsilbigen Worte nicht als Silbe bestehen bleiben sollen (Romania V, 162). Chrestiëns zeigt also, dafs die Konsonantierung des Hiat-*i* und -*e* unbetonter Endungen oder vor dem Tonvokal, welche Gröber 221 vor der Verpflanzung des Vulgärlateins über Italien hinaus ansetzt, im 2., 3. Jahrh. ausgewirkt hatte.

[1]) Über die Aussprache des Griechischen. Berlin 1882.

[2]) Zur Geschichte des lat. c vor e und i im Romanischen. Halle 1883.

Für *martyr* wird in den Sermons de saint Bernard [1]) und in den Dial. Greg. [2]) die Form *martre* gebraucht. Die Umstellung des auslautenden Vokals + *r* ist schon unter *prestre* besprochen worden. Daneben findet sich *martir*, z. B. bei Guiot oder im Anhang zum Psalter, was in diesen Texten nicht auffällig ist, denn beide sind von Geistlichen verfafst, welche öfter trotz des vorhandenen volkstümlichen Wortes ein an das Lateinische angelehntes bildeten, z. B. *monastere* neben *mustier*, *hospital* neben *hostel*.

Eng verknüpft mit den Märtyrern sind die *confessores*, z. B. Guiot 1263 *Cil sont confessor et martyr* oder Vern.[3]) XI, und in dieser Bedeutung auch *confessus*, z. B. B. Cond 231, 788 *confies et confesses*, vgl. Tobler, Vrai aniel Anm. zu 329. Weitere Schlüsse läfst die Behandlung des Wortes nicht zu.

Diem dominicam hat *diëmenche* ergeben, z. B. Reg. Cist. I, 3. Man sollte erwarten, dafs das intervokale *c* stimmhaft geworden wäre. Hierüber sagt Flaschel S. 27: „Die Gutturalis mag sich ziemlich spät zu *g* geschwächt haben, da auch deutsche Wörter daran teilnahmen. Dasselbe ergiebt sich auch daraus, dafs *c* vor *e*, *i* nicht mehr diesem Gesetz folgte, es hatte wie im Anlaut, auch im Inlaut schon seinen Weg zu *ts* angetreten, *pacibilem* nicht *paible*. Die Schwächung des inlautenden *c* vor *a*, *o*, *u* fand statt nach der Veränderung von *c* vor *e* und *i*.“ Nach Diez I[4], 251 und Schuchardt I, 101 wurde *ce* und *ci* im 7. Jahrh. assibiliert. Die Schwächung des *c* vor *a* würde also nach Flaschel in das 8. Jahrh. fallen. Nun findet sich aber in einer Inschrift aus dem Jahre 697 *vogatur;* und da ein Lautwandel schon lange in der Sprache vollzogen ist, bevor ihn die Schrift wiedergiebt, so müfste *c* vor *a* schon im 6. Jahrh. stimmhaft geworden sein, was Flaschels Behauptung widerspricht. Auch lehrt *noyer*, dafs *c* in *nucarium* stimmhaft wurde, bevor *-arium* in *-erium* überging, d. h. vor dem 3., 4. Jahrh. Nach Flaschel hätte *nucerium*, welche Form im 4. Jahrh. aus *nucarium* geworden war, sich assibilieren müssen. Vielmehr umgekehrt: *C* vor *a*, *o* und *u* wurde stimmhaft, bevor *c* vor *e* und *i* assibiliert wurde.

---

[1]) Siehe den Anhang zu den Livres des Rois.

[2]) Li dialoge Gregoire lo pape, ed. Fœrster.

[3]) Les constitutions de la Meson Dieu de Vernon im V. Band des Recueil des travaux de la Société Libre de l'Eure. (Evreux 1859.) S. 543.

Aus *diem dominicam* läfst sich das Ende der Verwandlungsfähigkeit von *c* zu *g* nicht bestimmen, da nach eingetretener Synkope des *i* *c* nicht mehr zwischen Vokalen stand. Dieser Grund fällt fort in *preechier,* denn die Dreisilbigkeit dieses Wortes verbietet, Synkope in *prædicare* anzunehmen. *C* wurde also nicht mehr stimmhaft zu einer Zeit, wo *d* noch in (engl.) *th* überging, was spätestens im 7. Jahrh. der Fall war, vergl. Waltemath [1]) S. 90. Im 5. Jahrh. wurde *c* noch zu *g,* wie wir unter *laicus, monachus* sehen werden. Germanische Wörter verwandeln nur teilweise *k* in *g, j*: Waltemath S. 84: *esmaier* aus fränk. **magan* mhd. *magen* = macht. Dagegen *braguer* aus altnord. *braka.* C vor *a, o, u* wandelt sich also zu *g* zwischen dem 2. und 6. Jahrh.

Dominicam dürfte daher nicht vor dem 6. Jahrh. ins Volk gedrungen sein. Da dies dem Ergebnis im ersten Teil der Arbeit widerspricht, mufs das Wort so schnell synkopiert worden sein, dafs eine Verwandlung des *c* nicht möglich war. Die Ausstofsung eines *i* zwischen *n* und Verschlufslaut trat nach W. Meyer, Ztschr. VIII schnell ein. In *diem dominicam* kann man daher Synkope des *i* für 2. Jahrh. ansetzen.

Wenn das inlautende *d* dieses Wortes ausfiel, so beweist dieser Vorgang, dafs das vorhergehende *m* zur Zeit der Verwandlung des *d* nicht mehr vorhanden war. Schuchardt setzt die Schwächung dieses *m* schon in das zweite vorchristliche Jahrhundert.

Aus der Behandlung des *e* in *die* geht hervor, dafs ein *e* nicht wie *i* oder *u (loi, deu)* mit dem Tonvokal verschmolzen werden konnte.

Da das betonte *i* in *dominicam* wie ein gedecktes behandelt wurde, so kann betontes kurzes *i* vor Nasalen in gedeckter Silbe erst nach dem 2. Jahrh. verwandelt worden sein.

Quaresme Reg. Cist. I, 15 (falls es kirchlichen Ursprungs) zeigt für das 4. Jahrh. die Assimilation von *dr,* die Erweichung des intervokalen *g,* die Synkope zwischen *s* und *m.* Ein Vergleich zwischen *quadragesima* und *page(n)se pays* liefse *i* aus *e* erwarten. *Quaresme* lehrt also, dafs die Wandlung von langem *e* zu *i* nach dem 4. Jahrh. vor sich geht. Denn nachdem die Silbe gedeckt war,

[1]) Die fränkischen Elemente im Französischen. Paderborn u. Münster 1885.

kürzte sich *e* um 400. Andererseits ging *e* nicht mehr zu *i* über im 9. Jahrh., wie *diocèse* und *cène* zeigen.

Pâque z. B. Reg. Cist. I, 17 in der Verbindung *pasque florie*, durch welche *dominica in palmis* wiedergegeben wird, entstand aus dem hebräischen *pascha* unter Einfluſs des lat. *pascua* und ist demnach für unsere Zwecke unbrauchbar. — *Païen* aus *paganum* läſst in betreff des Übergangs von *g* zu *j* auf das 4. Jahrh. oder später schlieſsen. Dazu stimmt, daſs *g*, welches sich aus *e* entwickelte (im 3. bis 5. Jahrh.), ebenfalls zu *j* wurde.

Da von dem aus *g* entstandenen *i* die Verwandlung des lateinischen *-anum* zu *-ien* abhing, so folgt, daſs *-ain* aus *-anum* nicht vor dem 5. Jahrh. entstand. Dieser Vorgang läſst sich übrigens viel genauer bestimmen durch ein Wort wie *chien*, wo *-anem* erst zu *-ien* werden konnte, nachdem *ca* den *ky*-Laut angenommen hatte (im 7. Jahrh., vergl. unter *chapitle*), also ist der Wandel von *-an* zu *-ien* und zu *-ain* nach dem 7. Jahrh. anzusetzen. Auch stand der neue Laut *-ien* zur Zeit der Eide dem *ian* noch so nahe, daſs der Schreiber dieses Denkmals ihn durch die alten Schriftzeichen *(christian)* wiedergeben konnte.

Hæreticus wurde dem Volke im 2., 3. Jahrh. bekannt. Godefroy belegt folgende Formen: Rol. 1645 *herite* als Assonanzwort einer Tirade auf *i*, Rose 3527 (Méon) *irese: punese;* Vie des Pères: *erege*. *Herite* verrät sich durch das *t* als gelehrtes Wort (Pakscher 119). Vielleicht diente bei seiner Bildung die Endung *-ita, -ίτης* als Vorbild (Beispiele wären gewesen: *ypocrite* Guiot 1490, *hermite* Reg. Bened. [1]) 588, *sarabaïte* und *anacorite* aus *ἀναχωρητής*).

Irese vielleicht von *hæresus* aus *hæresis* (vergl. Du Cange) würde volkstümlich *-ise* geworden sein.

Erege allein ist das volkstümliche Wort. Analog Ascolis Erklärung von *-age* wurde *hæreticum* zunächst zu *eredigo:* daraus ergiebt sich, *t* wandelte sich in diesem Worte zu *d* spätestens im 5. Jahrh. (weil später *c* nicht mehr ausnahmslos stimmhaft wird), vielleicht schon im 3., 4. Jahrh. Flaschels Gründe für das 5., 6. Jahrh. sind nicht stichhaltig. Ein Schwanken fränkischer Wörter kann nur die Vermutung erwecken, daſs im 6. Jahrh. der Vorgang seinem Ende nahe war. Andererseits beweist *cité* nicht sicher aus dem-

[1]) Reg. Ben. (Benediktinerregel) vergl. Reg. Cist. S. 331, Note.

selben Grunde wie *amistet*, vergl. unter *vesqued*. Also *t* wird zu *d* vom 3.—5. (6.) Jahrh.

Die Verwandlung des *g* in *evedigo* zu *j* wurde beschleunigt durch das Vorangehen des palatalen Vokals. Verschmelzung des *i* mit dem *j* trat vielleicht im 4. Jahrh. ein. *D* ging also zu dieser Zeit noch nicht in engl. *th* über. Fränkisches *d* fällt aus, vergl. Waltemath S. 90. Jedoch kommen Ausnahmen vor, z. B. *bride* angelsächsisch *bridel*. Im 9. Jahrh. finden wir *d* erhalten, vergl. *idele*. Also intervokales *d* zu engl. *th* im 5.—7. Jahrh.

Der *dj*-Laut entwickelt sich im 4. Jahrh. noch wie im Vulgärlateinischen, vergl. *Jesus*.

Was nun den betonten Vokal in *hæreticum* betrifft, so tritt in dessen Behandlung in *herege* eine Unregelmäfsigkeit hervor. Ähnliche Wörter, z. B. *pedica*, ergaben *ie*. Dies sollte man auch aus *hæreticum* erwarten, berechtigterweise, wie ein Vergleich der Behandlung von *tĕpidus* und *săpidus* zeigt. Kurze betonte Vokale in offener Silbe wurden um 400 gedehnt: unsere Wörter haben also um diese Zeit die Formen *te'vedo* und *savedo*. Als nun im 5. Jahrh. Synkope eintrat, wurde *a* wieder gekürzt und es ergab sich *sade*, *tepidum* dagegen wurde zu *tiede*. Da die Wörter im übrigen gleiche Gestalt hatten, mufs die Synkope auch zu derselben Zeit in beiden eingetreten sein. Es ergiebt sich also hier ein Unterschied: kurzes betontes *e* entwickelte sich vor dem 5., 6. Jahrh. zu *ie*, *ā* zu *e* dagegen nach jener Zeit.

Nebenbei bestätigen diese Wörter auch das Ergebnis von vorhin, dafs *d* zu *th* erst im 6. Jahrh. überging. Denn sonst hätte *d* in *savedo* sich verwandeln müssen. Erst mit Eintritt der Synkope im 5., 6. Jahrh. war diese Möglichkeit ausgeschlossen.

Clericus und *laicus* verbreiteten sich vielleicht im 5. Jahrh. unter das Volk; sie finden sich z. B. Reg. Cist. II, 23: *Des clers et des lais*. Im letzteren Worte trat als erste Veränderung Synizese ein. Nach Gröber 221 ging die Verschmelzung der Tonvokale mit unmittelbar folgendem *i* oder *u* schon vulgärlateinisch vor sich. *Lai* beweist, dafs sie auch noch im 5. Jahrh. möglich war. Über das Stimmhaftwerden des *c* in dieser Zeit vergl. *diemenche*.

Clerc Rol. 3637 betrachtet Flaschel S. 11 als gelehrte Bildung aus *clericus*, „das nicht *clerie*, *cleire* ergeben hat, sondern wo einfache Kontraktion stattfand.“ Aber warum kann nicht das Wort

sich zuerst regelrecht verwandelt haben, zuerst zu *clerigo*, dann (ähnlich wie in *sapidum*) durch Synkope, welche ja die gewöhnliche Entwickelung verhindert, zu *clergo* und, nachdem durch die Wirkung des Auslautsgesetzes das *o* getilgt war, zu *clerc?* Dies wäre eine Bestätigung des unter *cresque* aufgestellten Satzes, dafs Synkope vor dem Auslautsgesetz eintrat. In betreff der Wirkungszeit des Auslautsgesetzes läfst obige Ableitung von *clerc* keinen Schlufs zu, es konnte zu derselben Zeit wirken, als sich *papam* zu *pape* verwandelte.

Die meisten christlichen Eigennamen fanden schon im 2., 3. Jahrh. Eingang in das Volk. *Jesus* behielt den griechischen Accent bei, nahm aber die latein. Aussprache des *j* an, genau wie *Ἰάκωβος* behandelt wurde. Wenn *Jesus* nicht wie *Christ* dem latein. Accent sich unterwarf, so erklärt sich dies leicht daraus, dafs beide Namen meist in der Verbindung *Jesus Christus* genannt wurden, so dafs ersterer gar nicht als Wort für sich erschien.

Petrum findet sich in den Formen *Pedre*, z. B. in der Passion, *Pere* bei Guiot 755, und *Piere*. Aus dem Übergang von *tr* zu *dr* kann auf die Zeit, wann die Diphthongierung des *e* eintrat, nicht geschlossen werden, da *tr* die Silbe nicht notwendig deckt.

Stephanum ergab *Estievene*. Prothetisches *e* wurde also nach dem 2. Jahrh. noch vorgeschlagen. In betreff des *ph* sagt Seelmann a. a. O. S. 252: „*φ* ward relativ früh zur reinen (bilabialen) Spirans *f* verschoben und fand als solches im Mund des Volkes schon seit früher Kaiserzeit seinen Ersatz in labio-dentalem *f*.“ In *Stephanus* indessen scheint *h* wie in *colaphus* einfach ausgestofsen worden zu sein. Auch nachdem das übrigbleibende *p* sich zu *b*, dies zu *v* gewandelt hatte, wurde das aus *a* abgeschwächte tonlose *e* nicht synkopiert, da *vn* im romanischen Munde unüblich war. Deshalb ist das Fehlen der Synkope kein Grund gegen die Volkstümlichkeit des Wortes. Nach Förster, Roman. Studien IV, 48, wurde erst gegen Ende des 12. Jahrh. *Estievene* zu *Estiefne, Etienne*.

Michaelis tritt Rol. 53 in der Form *Michiel* auf. In *ch* liefs schon das vorchristliche Latein das *h* fallen, vergl. Seelmann 252: „*χ* und *ϑ* sind auch später, wo sie bereits affriziert sein mochten, als *k* und *t* behandelt; das Lateinische hatte aber keine näher verwandten Laute.“ Das übrigbleibende *c* hätte zwischen Vokalen stimmhaft werden sollen. Vielleicht bewirkte die oft genannte lateinische Form die Erhaltung des *c*, oder es ist der Schlufs zu ziehen, dafs

der Name erst nach der Erweichung des intervokalen *c* nach Gallien drang, d. h. nach dem 6. Jahrh. Aber warum sollte das gerade bei diesem Namen der Fall gewesen sein?

Aus dem *ch* der französischen Form folgt, dafs unbetontes *a* sich bis zum 7. Jahrh. erhielt. Denn vor dem zu *e* abgeschwächten *a* hatte sich *c* nicht in *kj, tsh* gewandelt. In den Eiden wird noch *a* geschrieben: *salvament, salvarai, sagrament.* Nach dem Ausfall des *a* stand sodann *kj* vor *ę* und liefs dieses letztere in *ie* übergehen.

Später als die bis jetzt besprochenen Eigennamen entstanden die Formen *Evain, Mariien,* denn sie setzen voraus, dafs das Volk die Formen *Evam, Mariam* in der Kirchensprache oft gehört hatte und daher den Accent auf die Endsilbe verlegte. Über *-ain* und *-ien* vergl. unter *paganum.*

Auch *missa* stammt aus der Kirchensprache, kurzes betontes *i* in gedeckter Silbe wurde also nach dem 5. Jahrh. verwandelt.

Die Form *pareïs* Rol. 2258 lehrt, dafs *d* zu *th* nach dem 4. Jahrh. überging.

Elcemosynam ergab *almosne* (z. B. Dial. Greg. 285, 5), dessen Anlehnung an *alere* (Schuchardt I, 213: *alimosina* nach *alimonia)* auf frühe Einführung des Wortes schliefsen läfst. Die erste Veränderung der latein. Form war die Zusammenziehung der beiden kurzen *e* zu langem: im Jonasbruchstücke findet sich die latein. Form *clemosyna.* Die Ausstofsung des unbetonten *i* zwischen *s* und Konsonant setzt Gröber 222 für das Vulgärlatein an. — Für *monachus* erscheint Rol. 2956 *munies* zusammen mit *canunies.* Mit Recht widerlegt Flaschel 10 Gautiers Annahme, diese Wörter seien mit *dsh*-Laut gesprochen worden. Schreibungen wie *chenoine* Tr. [1]) 192, *chenoignes* Tr. 191, *moignes: chanoignes* Marie de Fr., Eliduc Z. 900, sprechen dafür, dafs im Rol. mit *ni n* + *i* gemeint ist. Dennoch braucht *munie* nicht (wie Scheler und Burguy wollen) von *μόνιος* zu kommen. Gautier betrachtet *monachus* als Etymon, W. Meyer Zeitschr. VIII, 233 setzt nach Muster von *monachus* sogar

[1]) Documents sur l'abbaye de Notre-Dame-aux-Nonains de Troyes, p. p. Lalore in den Mémoires de la Société acad. d'agricult. du dép. de l'Aube, Bd. 38.

**canonachus* an, um in dem *a* einen Grund für das späte Eintreten der Synkope zu haben. Dagegen läfst sich *munícus* Schuchardt III, 101 anführen; ferner weist altdeutsch *munich* auf *munícus*, und vielleicht spricht auch der Name *Monica* dagegen. *Monicum* und *canonicum*, die vermutlichen Etyma, verwandelten im 5. Jahrh. *c* in *g*, dies in *j*. Von den Formen *monje, canonje* sagt Flaschel 10: „Ihr *j* scheint im Französischen nicht *ǵ* geworden zu sein.“ Aber *ny* wurde nicht wie *ty* behandelt; der Laut *dźh* liegt dem *t*-Laut viel näher als dem *n*. Da das *e* am Ende von *moine* dem Auslautsgesetz nicht anheimfiel, so bestand die Gruppe *ny* noch im 12. Jahrh. Die Attraktion des *i* erfolgte im 12. Jahrh., vergl. Ztschr. III, 483.

Mustier Rol. 1750 kann nicht auf *monasterium* zurückgehen, denn unbetontes *a* hätte sich als *e* erhalten. Flaschel S. 7 meint: „Das Wort mag schon bei seiner Einführung die Form *monisterium* gehabt haben, vergl. Schuchardt I, 203 und ital. *monesterio*.“ Dagegen behauptet Pakscher 109, es könne nur in der Form *monsterium* nach Gallien gekommen sein, da in sekundärem *ns n* nicht fiele. Als Beispiel führt er *fins* an. Aber ursprüngliches und sekundäres *ns* sind zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden, und *fins* beweist nichts für eine ältere Periode. Der Annahme von *monisterium* steht nichts im Wege. Das *i* wurde schnell synkopiert, und die franz. Form zeigt dann den Ausfall des *n* vor *s*, der nach Schuchardt schon vulgärlat., noch im 4. Jahrh. Wenn Flaschel dies aber durch *Costentinnoble* zu erhärten glaubt, so hat er nicht bedacht, dafs die Form durch *Constantinus* beeinflufst wurde, das doch schon vor dem 4. Jahrh. in der gallischen Volkssprache bekannt war. Die Endung *-ier* zeigt, dafs die Wörter auf *-ήριον (βαπτιστήριον, ψαλτήριον, κοιμητήριον, μυστήριον* u. s. w.) sich an die auf *-ĕrium* anlehnten *(ministĕrium, matĕria, impĕrium)*, Zeitschr. III, 502. Aus der Endung sind also hier keine Schlüsse auf die Aufnahme des Worts in die Volkssprache zu ziehen.

Neben dem volkstümlichen *mustier* findet sich die spätere Bildung *monastere*, z. B. Cart.[1]) III, S. XXVI, und mit weniger volkstümlicher Endung *monastire* (Förster, Zeitschr. III, 502), ähnlich *cimentire* und *cimetiere*, z. B. Guiot 1234.

---

[1]) Vergl. S. 338, Note.

Abbé lehrt, dafs im 6. Jahrh. intervokales *t* noch stimmhaft wurde (was die fränkischen Wörter bestätigen, vergl. Waltemath S. 90), und dafs betontes *a* nach dem 6. Jahrh. sich wandelte. Ersteres zeigen auch die Formen *abaïes*, Guiot 1056 (viersilbig) oder *abeï* Reg. Cist. I, 21.

Nonain aus *nonnám* ist der Kirchensprache zu verdanken.

Wichtig ist die Form *chapitle* Reg. Ben. 607. Sie zeigt nämlich, dafs im 8. Jahrh. *ca* noch verwandelt wurde, während intervokalisches *p* und *t*, sowie kurzes betontes *i* in freier Silbe schon unveränderlich waren. Die Zeit der Wandelbarkeit von *ca* sucht Flaschel mit Hilfe der Schreibung *sora* in den Reichenauer Glossen zu bestimmen. Aber diese sind gar nicht französisch. Indessen bleibt das Ergebnis im wesentlichen dasselbe. Denn aus der Schreibung *cosa* in den Eiden läfst sich schliefsen, dafs die Aussprache *o* statt *au* früher in der Sprache begründet war als der *e*-Laut aus lat. *a*, denn die Eide schreiben noch *fradre* u. s. w.

Also *au* war schon Ende des 8. Jahrh. durch *o* ersetzt. *Kausjan* hätte damals nicht mehr *choisir* geben können, da *ch* aus *c* vor *o* nicht entsteht. Da nun ein Lautwandel schon lange in der Sprache vorhanden ist, ehe ihn die Schrift anzeigt, so ging *ca* im 7. oder 8. Jahrh. zu *tsh* über. Indessen spricht ein Vergleich mit der ins 7. Jahrh. fallenden Entwickelung des *ga* (s. unter *organum*) dafür, dafs auch der *tsh*-Laut aus *ca* im 7. Jahrh. entstand.

Die Ergebnisse aus *chapitle* für *p* und *t* lehren die fränkischen Wörter schon für das 6. Jahrh.

Die vorvorletzte Silbe von *chapitele* war frei, da *t* und *l* erst im 12. Jahrh. aneinander traten, vergl. Rom. Stud. IV, 48.

Auf letzteren Aufsatz ist auch zu verweisen wegen der Formen *ordene* Dial. Greg. 20, 2, *ordre* Rol. 3639, das nach Meyer, Zeitschr. VIII, 237 neben orne vielleicht später aufgenommen.

Paroisse, z. B. St. LXIV aus *παροικία*, das sich bei Augustin in der Form *parœcia* findet, aber mit *πάροχος* zusammengeworfen und deshalb zu parochia umgestaltet wurde. Aus Beeinflussung durch die letztere Form läfst sich vielleicht *paroiche* und *paroche* bei Froissart erklären. Diez im Wörterbuch lehrt: *parœcia* wurde zu *parēcia*, dies zu *pareisse*. Aber diese Zwischenformen sind nicht zu belegen. Ähnlich wie aus *διοίκησις* sich *diocese* z. B. Cart. III, 162

ergab, wird *paroce* entstanden sein. Dies hätte dann allerdings wie *faciam, face, fasse* zu *parosse* werden sollen.

Antievene ging aus τὰ ἀντίφωνα hervor. Die Form findet sich z. B. Reg. Ben. 607. Der Diphthong *ie* kann nur aus betontem kurzem *e* entstanden sein. Es kam also eine Form *antéphona* mit griechischem Accente nach Gallien. Vergl. über *ante* statt *anti* Schuchardt II, 5: *anteciparit, Antechristus.* Auch W. Meyer, Zeitschr. VIII, 236 setzt *antephona* an. Im allgemeinen zeigt dies Wort dieselben Vorgänge für das 5. Jahrh., welche unter *Estievene* für frühere Zeit beobachtet worden sind: dafs im 5. Jahrh. *p* noch zu *b*, dies noch zu *v* wird, u. s. w.

Die Schreibungen *responsore* Reg. Cist. I, 8, *responsoire* und *-orie* Reg. Cist. I, 2 zeigen *n* vor *s* erhalten, so dafs also der für das 4. Jahrh. durch *mustier* gesicherte Ausfall des *n* im 5. Jahrh. aufgehört hatte. Wenn indessen diese Formen auch bestimmt kirchlichen Ursprungs sind, so bleibt doch das Bedenken, dafs sie später als im 5. Jahrh. mit der schon vorhandenen Endung *-oir* gebildet sein könnten.

Aus *colloite* Reg. Cist. I, 5 würde sich ergeben (falls das Wort kirchlichen Ursprungs), dafs *et* im oder nach dem 5. Jahrh. zu *it* wird, und dafs *e* in *colleeta* lang war, wie in *tectum*, sonst hätte sich das Wort wie *lectum (lieit, lit)* entwickelt.

Wenn bei *colleite* und *traiz* (Reg. Cist. I, 12) der kirchliche Ursprung nicht sicher ist, so doch bei *beneoit* wegen der Erhaltung des *bene*. Da nun intervokalisches *d* nur bis zum 7. Jahrh. zu *th* wird, so ging *e* vor *t* spätestens in dieser Zeit in *j* über. Flaschel, S. 35, ist derselben Ansicht: „*ct* wird sich in kelto-römischer Periode (Zeit von der Eroberung Galliens durch die Römer bis zu der durch die Franken) zu *cht, jt* verwandelt haben. Dazu kamen später fränkische Wörter mit *cht*, welches ebenfalls, durch Einflufs der Dentalis, zu *jt* wurde."

Hymne Dial. Greg. 14, 7 zeigt, dafs die Assimilation von *mn*, welche im 2., 3. Jahrh. stattfand, im 5. Jahrh. nicht mehr möglich war.

In *complie* z. B. Reg. Cist. I, 82 aus *completæ (horæ)* ist *i* durch Einflufs von *complir* zu erklären, läfst deshalb weitere Schlüsse nicht zu.

Patriarche Rol. 1525 ist eine Bestätigung für das unter *chapitle* gefundene Ergebnis, dafs *ca* nach dem 7. Jahrh. sich entwickelte. Ferner lehrt das Wort, dafs *tr* schon im 7. Jahrh. unveränderlich war.

Pape ist nicht so sehr wegen der Erhaltung des intervokalischen *p*, die ja schon für das 6. Jahrh. an fränkischen Wörtern zu beobachten ist, als wegen der des langen betonten *a* lehrreich, das also im 10. Jahrh. nicht mehr zu *e* wurde. Wenn *a* schon im 7. Jahrh. in *e* übergegangen wäre, so hätte sich das *ce*, welches unter dieser Annahme statt *ca* vorhanden gewesen wäre, assibiliert, und aus *ca* hätte nicht *tsh* entstehen können. Andererseits läfst die Schreibung von *a* statt *e* in den Eiden, z. B. *fradre, salvar, returnar*, schliefsen, dafs *é* noch nicht lange durchgeführt war. Also zwischen dem 8. und 9. Jahrh. wandelt sich betontes langes *a* zu *e*.

Der Papst heifst altfranzösisch auch *apostolie*, z. B. im Alexius *li apostolies*, Rol. 2998 *l'apostle de Rume* oder Guiot 622 *De nostre pere l'Apostoile*.

Diese Formen weisen auf *apostolicum*, das zu *apostoligo, apostoljo* wurde. Da die Verwandlung des intervokalen *c* nicht bis in das 10. Jahrh. möglich war, müfste das Wort früher dem Volk bekannt gewesen sein. Die Erhaltung des intervokalischen *p* würde sich vielleicht so erklären, dafs man sich durch Wörter mit gleichem Anlaut, in denen er aber auf *ad* beruhte und daher aus doppeltem *p* entstanden war, veranlafst fühlte, das *p* nicht stimmhaft zu sprechen.

Benedicere ergab *beneïstre*, welches trotz der Verwandlung des intervokalen *d, th* und der von *ce* in *is* nicht aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammen kann, da die Synkope des *e* in *benedicere* anfangs unterblieb. Die Synkope des tonlosen Vokals zwischen Muta und *r* hätte danach im 7., 8. Jahrh. aufgehört, im achten, weil dieses wohl das letzte war, in welchem noch *d* zu *th* wurde, resp. ausfallen konnte.

Von der Regel der Assibilation des *ce* im 7. Jahrh. macht *crucifier* nur scheinbar eine Ausnahme (es ist nämlich intervokales *g* getilgt, was doch auf ein Eindringen des Wortes spätestens im 5. Jahrh. schliefsen liefse, und doch *ci* erhalten). Derselbe Widerspruch wäre in *sacrifier*, wo *cr* erhalten, während doch das *sagrament* der Eide auf frühe Verwandlung von *cr* schliefsen läfst. Aber alle diese Wörter (wie *mortifier, vivifier* u. s. w.) haben ein viel zu gelehrtes Ansehen, als dafs man darauf Schlüsse stützen könnte. Sie sind wahrscheinlich in litterarischer Zeit entstanden.

In betreff des Anlauts ist die Form *diakene* (Reg. Cist. I, 54) kaum noch lehrreich zu nennen, da über das Hiat-*i* schon *chrestiien* aussagt. Über das *e* der vorletzten Silbe vergl. *episcopum*.

Für die Behandlung des *g* ist *organum* interessant; es tritt in Rois II, 6, 14 in der Form *orgene*, im Ps. in den Formen *orgue* (151, 2) und *orgne* auf. Letztere Schreibungen, wie auch *orguene* und die neufranz. Form zeigen, dafs *orgene* kein palatales *g* hatte. Im 8. Jahrh. ergab also *ga* den Palatallaut nicht mehr, der sich aus fränk. *ga* noch entwickelte (Waltemath, S. 88). Die Palatierung des *ga* fällt also in das 7. Jahrh. Sie geht der Entwickelung der Tenuis parallel. Im 2. Jahrh. beginnt die Verwandlung des *j* zu *dy, dzh;* im 6. Jahrh. folgt *ge*, im 7. Jahrh. *ga*. Mitte des 12. Jahrh. ist der Laut aus *ga* im Normännischen derselbe wie der aus *ge*, nämlich *dsh*.

Siecle, Guiot 60, lehrt, dafs zu einer Zeit, als *u* zwischen *c* und *l* synkopiert werden konnte, als *æ* in *ie* überging, *cl* nicht mehr mouilliertes *l* entwickelte. In *benedicere* unterblieb die Synkope zwischen c und r im 8. Jahrh.; wenn dies auf *c* und *l* übertragen werden darf, so würde mouilliertes *l* aus *cl* im 8. Jahrh. nicht mehr entstehen. Dies wird durch die unvollendete Entwickelung von *ciglaton* aus dem arabischen *siklatoun* bekräftigt. Dagegen darf *église* nicht angeführt werden, da hier *gl* auf den Einfluſs des doppelten *c* in *ecclesia* zurückzuführen ist. *Tabernacle* erweist sich schon durch die Erhaltung des intervokalischen *b* als spätes Wort. Es findet sich z. B. Rois III, 8, 4 in der Bedeutung Stiftshütte, Gottes Haus. Auch *miracle* Dial. Greg. 201_2 ist mot savant.

Peuple, in den Eiden *poblo*, ist ein spät eingeführtes Wort. „Es stand in der Kirchensprache für populus christianus, ‚das Volk des Herrn', während *gent* Volk im allgemeinen bedeutet", bemerkt Flaschel S. 15.

Die Synkope in *sæculum* ist für die Zeit der Wandlung von *æ* nicht entscheidend, da *el* die Silbe nicht notwendig deckt: *vieil* aus *ve-clum*, aber *fermaille* aus *firmac-lum*.

Die Formen *piété* und *pitié* können für das Unterbleiben der Entwickelung von *py (appropiat: aproche)*, welche in *crèche* aus *krippja* noch zu beobachten ist, vergl. Waltemath S. 87, nicht angeführt werden, da in *pietatem pi* nicht unmittelbar vor dem Tonvokale stand, also einen Nebenaccent hatte. Auch darf *pitié* nicht etwa gelehrt genannt werden wegen der Erhaltung des *t*. Das *ie* entwickelte nämlich zur Tilgung des Hiats ein *j (pijetad)*, so dafs *t* nach Ausfall des *e* den Palatallaut annahm.

Calice z. B. Oxf. Ps. 15, 5 (Diez im Altromanischen Glossar S. 113) stammt erst aus dem 10., 11. Jahrh., sonst wäre *e* dem Auslautsgesetze verfallen.

Eine grofse Anzahl von gelehrten Wörtern läfst sich für die Thatsache anführen, dafs im 9. Jahrh. die meisten der besprochenen Lautgesetze ausgewirkt hatten, so für *ng: angele* Dial. Greg. 288, 4 statt **aindle* oder **aindre*. Ebenso *evangile* Reg. Cist. I, 41. Wenn man von dem Unterbleiben der Synkope in *benedicere* im 8. Jahrh. auf das in *sæculum* und in *angelum* schliefsen darf, so würde *gn* sich schon im 8. Jahrh. nicht mehr, wohl aber der *dzh*-Laut aus *ge* noch entwickelt haben.

Auf letzteres deutet *imagene* Rol. 3268, welches entsprechend *propaginem* hätte **imain* ergeben sollen.

Idele Ps. 95, 5 oder Dial. Greg. 295, 27 läfst den Schlufs zu, dafs intervokales *d*, welches nach dem 7. Jahrh. zu *th* wurde (vergl. erege), im 9. Jahrh. erhalten blieb. Auffällig ist, dafs *idolum* so spät in die Sprache drang, da man doch annehmen sollte, dafs schon zu der Zeit der Heidenbekehrung die Götzen von den Geistlichen genannt, also das Wort dem Volke geläufig geworden wäre.

Dieselbe Ansicht in betreff der Volkstümlichkeit äufsert Flaschel S. 16 bei *baptizare*. Er glaubt, dafs dieser Begriff mit unter den ersten den jungen Christen bekannt geworden sei, und setzt auf Rechnung der gelehrten Abschreiber das *p* in *baptiziet* Rol. 3671, in *baptistire*, in *baptisme* St. Bern. 543, in *St. Jehan Baptiste* Vern. XIV. Aber durch die vielen Formen mit p wird seine Ansicht unwahrscheinlich. Auch hätte er die Erhaltung des *i* in der vortonigen Silbe von *baptizare* erklären sollen; und da die volkstümlichen Formen bei mehreren Wörtern vermifst werden, wo man sie erwarten sollte, so ist kein Grund *baptiziet* eine Ausnahme machen zu lassen, es ist so unvolkstümlich, wie *idele* u. s. w.

Acumuniet Rol. 3860 möchte Flaschel S. 11 für fünfsilbig halten und findet es auffällig, dafs das Suffix *-icare* einsilbig behandelt worden wäre. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, könnte man *communiare* im Anschlufs an *communion* Reg. Cist. I, 58 zu Grunde legen. Jedenfalls stammt das Wort erst aus dem 9. Jahrh., sonst hätte $n + i$ sich anders entwickelt.

Berlin. Dr. O. Keesebiter.

Shakespeare und Plutarch.

I.

In seinen drei Römerdramen hat Shakespeare bekanntlich Plutarchs Biographien den historischen Stoff entlehnt, wie N. Delius für Coriolanus und Julius Cäsar dieses im 11. resp. 17. Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 1876 und 1882, und in seiner Ausgabe, Th. Vatke im 3. Bande desselben Jahrbuches 1868 für Antonius und Kleopatra schon teilweise nachgewiesen haben. Da der Schüler der Stratforder Freischule „wenig nur Latein, noch weniger Griechisch wufste",* so benutzte er nicht den griechischen Plutarch, sondern die damals am weitesten verbreitete, vortreffliche Übersetzung des Sir Thomas North, der im Jahre 1579 zuerst nach der französischen Übersetzung des Bischofs von Auxerre, Jaques Amyot, seine Übersetzung herausgab und sie unter dem 6. Januar 1579 der Königin Elisabeth dedizierte. — Im Jahre 1595 erschien eine zweite Ausgabe unter dem Titel: „THE LIVES | OF THE NOBLE GRE- | CIANS AND ROMANES, COMPARED TOGETHER BY THAT GRAVE LEARNED | PHILOSOPHER AND HISTORIOGRAPHER, Plutarke of Chaeronea: Translated out of Greeke into French by JAMES AMIOT, abbot of Bello- | zane, Bishop of Auxerre, one of the Kings privie counsell, and great | Amner of France, and out of French into English, by | Thomas North. Impr. at London by Richard Field for Bonham Norton 1595.

Weitere Ausgaben erschienen 1603, 1612, 1631, 1656, 1676 unter erweitertem Titel mit den Lebensbeschreibungen Hannibals,

* Ben Jonsons Nachruf an Shakespeare bei M. Koch, Shakesp. p. 10.

Scipio Africanus, Epaminondas, Philipp v. Mac., Dionys d. Ä., Augustus Cæsar etc. — Da die älteren Ausgaben fast verschollen sind — im Brit. Museum scheint nur die zweite Ausgabe vom Jahre 1595 sich zu befinden —, das Werk seit 1676 auch nicht weiter gedruckt und durch andere Übersetzungen (1683—1686) und von Langhornes (1770) ersetzt worden ist, so ist es dankenswert, dafs die auf Shakespeare bezüglichen Partien des North-Plutarch, Shakespeares „storehouse of learned history",* in neuerer Zeit in zwei trefflichen Ausgaben erschienen sind: 1) Shakespeare's Plutarch; being a Selection from the Lives in North's Plutarch, which illustrate Shakespeare's Plays. Edited with Introduction, Notes, Index of Names and glossarial Index by W. W. Skeat." London 1875 und 1880, und 2) F. A. Leo: „Four Chapters of North's Plutarch, containing the Lives of Caius Marcius Coriolanus, Julius Cæsar, Marcus Antonius and Marcus Brutus. Photolithographied in the Size of the original Edition of 1595. With Preface, Notes comparing the Text of the Editions of 1579, 1595 and 1603, and Reference Notes to the Text of the Tragedies of Shakespeare." London 1878. — Während diese Ausgabe also auf den Text von 1595 zurückgeht, hat sich Skeat, der auch in den folgenden Untersuchungen zu Rate gezogen ist, für die Ausgabe vom Jahre 1612 entschieden, da die ersten beiden ihm nicht zugänglich waren, zwischen der dritten und vierten kein grofser Unterschied ist und ein Exemplar der Ausgabe vom Jahre 1612, das 1870 der Greenock Library angeboten ward, für dasjenige gehalten wird, das in Shakespeares Besitz war, da es aufser der Inschrift auf dem Titelblatte „Vive: · ut vivas: · W. S: · pretiū 18^{s}", noch einige Randbemerkungen wie „Brute — Brutus" bei Cäsars Tod, „March 15" bei the Ides of March etc. trägt. — Da nun aber dieser North's Plutarch eine so vielfache Wanderung und Wandelung durchgemacht hat, indem auch die französische Übersetzung von J. Amyot wahrscheinlich trotz des Titels aus dem Lateinischen entstanden ist, so scheint es nicht unzweckmäfsig zu sein, bei einem Hinweise auf Shakespeares Quelle Plutarch im Urtexte neben die Northsche Übersetzung zu stellen

* Warton's History of English Poetry ed. 1871, IV, 202, 280, v. Skeat p. 1.

und die betreffenden Belegstellen aus den Dramen nach den Seitenzahlen der verbreitetsten Tauchnitz Edition anzuführen.

Bei einem Vergleiche zwischen dem Historiker und dem Dichter wird man leicht sehen, wie letzterer sich im grofsen und ganzen genau seiner Vorlage anschlofs, wie er aber oftmals auch dieselbe in dichterischer Weise frei umgestaltete, so z. B. in der Darstellung der drei ersten römischen Gesandtschaften an Coriolan, für die er zwei bestimmte Hauptrepräsentanten des Patricierstandes Cominius und Menenius einführt, in der Einführung des jungen Marcius, bei der Schilderung des Volksaufstandes in Rom u. s. w., ferner in der Darstellung von der Entstehung der Verschwörung gegen Cäsar. — Im Antony and Cleopatra hat der Abfall und Tod des Domitius Änobarbus, historisch vor der Schlacht bei Actium, vom Dichter eine spätere Gelegenheit und erhöhte Bedeutung erlangt, um zu zeigen, wie Antonius vom Glücke, vom Heer, von seiner Flotte und endlich auch von seinen treuesten Freunden verlassen fällt; auch die Schicksale der Octavia, die historisch nach ihrer Heirat mit Antonius im Jahre 40 bis zum Jahre 37 mit ihm in Athen, dann ohne ihn in Rom lebte, haben eine dichterische Umwandlung erfahren. — Vielfach hat Shakespeare die Forderungen der Bühne an räumliche und zeitliche Verhältnisse zu berücksichtigen gehabt und auch wohl wirklich berücksichtigt, und wenn trotzdem die dramatische Form oft eine sehr freie geworden ist, so dafs z. B. im Antonius und Kleopatra der häufigste, nämlich ein 38maliger Scenenwechsel eintritt* und dieses Werk dadurch für die moderne Bühne verloren ist, so liegt das eben in den geschichtlichen Verhältnissen, die sich über einen elfjährigen Zeitraum und über drei Weltteile erstrecken. Manche hochdramatische Scene hat der Dichter wohl gerade aus dem Grunde weggelassen, um nicht noch mehr gegen die damals übliche französische Regelmäfsigkeit, die drei Einheiten beobachtende, klassifizistische Dichtungsart zu sündigen, wie z. B. Kleopatra bei der Leichenfeier des Antonius, die schon in der plutarchischen Schilderung fast eine dramatische Form angenommen hat. — Jedenfalls hat Shakespeare seinen geschicht-

* H. v. Friesen, Shakespearestudien. Bd. 3. Wien 1876. — Cf. Koch, l. c. p. 243.

lichen Stoff einzig und allein Plutarchs Vitæ parallelæ entlehnt, an denen er besondere Freude gehabt haben muſs, und mit Recht macht Koch* auf die Thatsache aufmerksam, „wie es jenem späthellenischen Schriftsteller, der selbst schon von den Zeiten antiker Gröſse so weit entfernt lebte, in zwei zeitlich und national so weit getrennten Geschichtsepochen der neueren Menschheit gelungen ist, dem aufstrebenden germanischen Drama seinen Stempel aufzudrücken. Plutarch, nach dem im 16. Jahrhundert Lodge und Shakespeare ihre Heldencharaktere entwarfen, hat im 18. Jahrh. Klinger und Schiller für antike Gröſse begeistert.“

Für den Coriolanus hat Shakespeare keine andere Quelle benutzt als Plutarchs Coriolanus, wie der Vergleich zwischen beiden leicht ergiebt. — Daſs er weder Livius (2, 33. 36. 39 ff.) noch Zonaras (7, 16) noch den ausführlichsten Bericht bei Dionys Hal. (6, 91. 7, 21—65. 8, 16 ff.) zu Rate gezogen hat, zeigen schon die Namen der historischen Persönlichkeiten, da nur Plutarch die Mutter Coriolans Volumnia (Liv., Zon., Dionys: Veturia), die Gattin Vergilia (Liv., Zon., Dionys: Volumnia), den Führer der Volsker Tullus Amphidius (Liv., Zon., Dionys: Attius Tullius) nennt. — Die Heldengestalt des stolzen, trotzigen, unbeugsamen Patriciers war eben noch Jahrhunderte lang Gegenstand römischer Dichtungen und Gesänge (Dionys. H. 8, 52 *ἐτῶν δὲ μετὰ τὸ πάθος ὁμοῦ τι πεντακοσίων ἤδη διαγεγονότων εἰς τόνδε τὸν χρόνον, οὐ γέγονέν ἐξίτηλος ἡ τοῦ ἀνδρὸς μνήμη, ἀλλ' ἄδεται καὶ ὑμνεῖται πρὸς πάντων ὡς εὐσεβὴς καὶ δίκαιος ἀνήρ.* — Liv. 2, 33 tantumque sua laude obstitit famæ consulis Marcius ut nisi fœdus cum Latinis columna ænea insculptum monumento esset, ab Sp. Cassio uno, quia collega afuerat, ictum, Postumum Cominium bellum gessisse cum Volscis memoria cessisset), „die Sage hat aber die historische Überlieferung so erstickt, daſs kaum die Stelle, die sie einnahm, entdeckt werden mag“ (Niebuhr). Trotzdem hat der groſse englische Dichter in seinem Coriolanus ein wunderbar lebendiges Bild von den Kämpfen zwischen Patriciern und Plebejern, zu dem ihm auch wohl die Parteikämpfe seines eigenen Landes vielfach Stoff geboten haben, nach der einfachen Schilderung

* Koch l. c. p. 150.

Plutarchs entworfen und im Sicinius Velutus und Junius Brutus die Vertreter der vielköpfigen Volksmassen, im Coriolanus, Cominius und Menenius Agrippa die Repräsentanten der herrschenden Senatspartei verkörpert und zum Ausdrucke gebracht. — Die historische Überlieferung, wenn überhaupt von einer solchen geredet werden kann, läfst allerdings eine der Hauptpersonen im Shakespeareschen Drama, Menenius Agrippa, schon im Jahre 493/261, also vor dem Anfange des Volskischen Krieges, sterben (Liv. 2, 33: eodem anno Agrippa Menenius moritur, vir omni vita patribus ac plebi carus, post secessionem carior plebi factus. huic interpreti arbitroque concordiæ civium, legato patrum ad plebem, reductori plebis Romanæ in urbem sumtus funeri defuit. extulit eum plebs sextantibus collatis in capita; cf. Dion. H. 6, 96), auch nennt sie nicht unter den Vorfahren (Akt II, Sc. 3), wohl aber unter den Nachkommen des C. Marcius Coriolanus jenen Q. Marcius Rex, der im Jahre 144/610 als Prätor die Aqua Marcia erbaute (Frontin. de aquæd. 7), und jenen C. Marcius Rutilus Censorinus, der zweimal vom römischen Volke zum Censor erwählt (351/403 und 294/460), dann das Gesetz durchbrachte, dafs kein Römer zweimal sich um die Censur bewerben sollte (Plut. Cor. 1, Val. M. 4, 1. 3., Liv. 7, 22. 10, 8). Im ersten Akt führt der Dichter, dem diese kleinen historischen Ungenauigkeiten zu gute kommen, mitten hinein in die stürmischen Vorgänge der secessio plebis in montem sacrum des Jahres 494/260, die er in die Strafsen Roms verlegt, bei der Menenius Agrippa auch nach der Überlieferung die bekannte Vermittlerrolle spielt und die zur Einsetzung des Volkstribunats führt, um dann die erste gröfsere Heldenthat des C. Marcius, durch die er seinen Beinamen Coriolanus erhielt, seinen Stolz und seinen Widerwillen gegen das Volk und seine neuen Vertreter, die ihm den Verlust der Konsulwürde und die Verbannung zuzogen, in den beiden folgenden Auftritten zu schildern. — Der vierte Akt zeigt ihn als Verbannten bei den Volskern und im Umgange mit seinem Todfeinde Tullus Amphidius (Plut. Cor. 22 ff.), der fünfte Akt im Volskischen Kriege und im Auftreten gegen die römischen Gesandtschaften, für die der Dichter wieder bestimmte Persönlichkeiten, Cominius, Menenius und Volumnia-Vergilia-Valeria, einführt, und die letzte Scene schildert endlich seinen Tod und

Untergang im Kampfe mit Tullus Amphidius, während die älteste römische Geschichtschreibung, Fabius Pictor, ihn in hohem Alter ruhig bei den Volskern in der Verbannung sterben läfst. (Liv. 2, 40., Zon. 7, 16., Cic. Brutus 10, 41.)

Dramatis Personæ bei Plutarch Coriolanus.

C. Marcius Coriolanus.	Young Marcius c. 24—6.	A citizen of Antium?
Titus Lartius } c. 8—11.	A Roman Herald?	Two Volscian Guards?
Cominius }	Tullus Aufidius c. 22 ff.	
Menenius Agrippa c. 6.	Lieutenant to Aufidius?	Volumnia c. 4, 21, 33—7.
Sicinius Velutus } c. 13—20.	Conspirators with Auf. c. 39.	Virgilia c. 21, 33—7.
Junius Brutus }		Valeria c. 33—7.

Akt I, Sc. 1, p. 1—10.

Plut. Cor. V: *Ἤδη δὲ καὶ δόξαν αὐτοῦ καὶ δύναμιν ἀπὸ τῆς ἀρετῆς ἐν τῇ πόλει μεγάλην ἔχοντος, ἡ βουλὴ τοῖς πλουσίοις ἀμύνουσα πρὸς τὸν δῆμον ἐστασίασε πολλὰ καὶ δεινὰ πάσχειν ὑπὸ τῶν δανειστῶν δοκοῦντα. Τοὺς μὲν γὰρ κεκτημένους μέτρια πάντων ἀφῃροῦντο τῶν ὄντων ἐνεχυραμοῖς καὶ πράσεσι, τοὺς δὲ παντελῶς ἀπόρους αὐτοὺς ἀπῆγον καὶ τὰ σώματα καθείργνυσαν αὐτῶν ὠτειλὰς ἔχοντα τετρωμένων πολλὰς καὶ πεπονηκότων ἐν ταῖς ὑπὲρ τῆς πατρίδος στρατείαις, ὧν τὴν τελευταίαν ἐδέξαντο πρὸς Σαβίνους, τῶν τε πλουσιωτάτων ἐπαγγειλαμένων μετριάσειν καὶ τῆς βουλῆς τὸν ἄρχοντα Μάρκον Οὐαλλέριον ἐγγυήσασθαι ψηφισαμένης. Ἐπεὶ δὲ κἀκείνην ἀγωνισαμένους τὴν μάχην προθύμως καὶ κρατήσασι τῶν πολεμίων οὐδὲν ἐγίνετο παρὰ τῶν δανειστῶν ἐπιεικές οὐδ' ἠβουλὴ προσεποιεῖτο μεμνῆσθαι τῶν ὡμολογημένων, ἀλλ' ἀγομένους πάλιν περιεώρα καὶ ὑβριζομένους, θόρυβοι δὲ καὶ στάσεις ἦσαν ἐν τῇ πόλει πονηραί, καὶ τοὺς πολεμίους οὐκ ἔλαθε ταρα-*

3. Now he being grown to great credit and authority in Rome for his valiantness, it fortuned there grew sedition in the city, because the Senate did favour the rich against the people, who did complain of the sore oppression of usurers, of whom they borrowed money. For those that had little, were yet spoiled of that little they had by their creditors, for lack of ability to pay the usury: who offered their goods to be sold to them that would give most. And such as had nothing left, their bodies were laid hold on, and they were made their bondmen, notwithstanding all the wounds and cuts they shewed, which they had received in many battles, fighting for defence of their country and commonwealth: of the which, the last war they made was against the Sabines, wherein they fought upon the promise the rich men had made them, that from thenceforth they would intreat them more gently, and also upon the word of Marcus Valerius chief of the Senate, who by authority of the council, and in the behalf of the rich, said they should perform that they had promised. But after that they had faithfully served in this last battle of all, where they overcame their enemies, seeing they were never a whit the better, nor more gently intreated, and that the Senate would give no ear to them, but made as though they had forgotten the former promise, and suffered them to be

χωδῶς ἔχων ὁ δῆμος, ἀλλ' ἐμβαλόντες ἐπυρπόλουν τὴν χώραν, τῶν δ' ἀρχόντων εἰς τὰ ὅπλα τοὺς ἐν ἡλικίᾳ καλούντων οὐδεὶς ὑπήκουεν, οὕτω διέστησαν αἱ γνῶμαι πάλιν τῶν ἐν τέλει. Καί τινες μὲν ᾠοντο δεῖν ὑφίεσθαι τοῖς πένησι καὶ χαλάσαι τὸ σύντονον ἄγαν καὶ νόμιμον, ἔνιοι δ' ἀντέτεινον, ὧν ἦν καὶ Μάρκιος, οὐ τὸ τῶν χρημάτων μέγιστον ἡγούμενος, ἀρχὴν δὲ καὶ πεῖραν ὕβρεως ὄχλου καὶ θρασύτητος ἐπανισταμένου τοῖς νόμοις, εἰ σωφρονοῦσι, παύειν καὶ σβεννύειν παρακελευόμενος.

VI. Συνιούσης δὲ περὶ τούτων πολλάκις ἐν ὀλίγῳ χρόνῳ τῆς βουλῆς καὶ μηδὲν τέλος ἐκφερούσης συστάντες οἱ πένητες ἄφνω καὶ παρακαλέσαντες ἀλλήλους ἀπέλιπον τὴν πόλιν, καὶ καταλαβόντες ὄρος, ὃ νῦν ἱερὸν καλεῖται, παρὰ τὸν Ἀνίωνα ποταμὸν ἐκαθέζοντο, πράττοντες μὲν οὐδὲν βίαιον οὐδὲ σταοιαστικόν, ἐκπεπτωκέναι δὲ τῆς πόλεως ὑπὸ τῶν πλουσίων πάλαι βοῶντες, ἀέρα δὲ καὶ ὕδωρ καὶ τόπον ἐνταφῆναι πανταχοῦ τὴν Ἰταλίαν αὐτοῖς παρέξειν, ὧν πλέον οὐδὲν οἰκοῦσι τὴν Ῥώμην ὑπάρχειν αὐτοῖς, ἀλλ' ἢ τιτρώσκεσθαι καὶ ἀποθνήσκειν ὑπὲρ τῶν πλουσίων στρατευομένοις. Ταῦτ' ἔδεισεν ἡ βουλή, καὶ τοὺς ἐπιεικεῖς μάλιστα καὶ δημοτικοὺς τῶν πρεσβυτέρων ἐξαπέστειλε. Προηγόρει δὲ Μενήνιος Ἀγρίππας· καὶ πολλὰ μὲν τοῦ δήμου δεόμενος, πολλὰ δ' ὑπὲρ τῆς βουλῆς παρρησιαζόμενος τελευτῶντι τῷ λόγῳ περιῆλθεν εἰς σχῆμα μύθου διαμνημονευόμενον. Ἔφη γὰρ τοῦ ἀνθρώπου

made slaves and bondmen to their creditors, and besides, to be turned out of all that ever they had: they fell then even to flat rebellion and mutiny, and to stir up dangerous tumults within the city. The Romans' enemies hearing of this rebellion, did straight enter the territories of Rome with a marvellous great power, spoiling and burning all as they came. Whereupon the Senate immediately made open proclamation by sound of trumpet, that all those that were of lawful age to carry weapon, should come and enter their names into the muster-master's book, to go to the wars: but no man obeyed their commandment. Whereupon their chief magistrates and many of the Senate began to be of divers opinions among themselves. For some thought it was reason, they should somewhat yield to the poor people's request, and that they should a little qualify the severity of the law. Other held hard against that opinion, and that was Martius for one. For he alleged, that the creditors' losing their money they had lent was not the worst thing that was herein: but that the lenity that was favoured was a beginning of disobedience, and that the proud attempt of the communalty was, to abolish law, and to bring all to confusion. Therefore he said, if the Senate were wise, they should betimes prevent and quench this ill-favoured and worse meant beginning.

3. The Senate met many days in consultation about it: but in the end they concluded nothing. The poor common people, seeing no redress, gathered themselves one day together; and one encouraging another, they all forsook the city, and encamped themselves upon a hill, called at that day the Holy Hill, along the river of Tiber, offering no creature any hurt or violence, or making any shew of actual rebellion, saving that they cried as they went up and down, that the rich men had driven them out of the city, and that throughout all Italy they might find air, water,

τὰ μέλη πάντα πρὸς τὴν γαστέρα στασιάσαι, καὶ κατηγορεῖν αὐτῆς ὡς μόνης ἀργοῦ καὶ ἀσυμβόλου καθεζομένης ἐν τῷ σώματι, τῶν δ' ἄλλων εἰς τὰς ἐκείνης ὀρέξεις πόνους τε μεγάλους καὶ λειτουργίας ὑπομενόντων· τὴν δὲ γαστέρα τῆς εὐηθείας αὐτῶν καταγελᾶν ἀγνοούντων, ὅτι τὴν τροφὴν ὑπολαμβάνει μὲν εἰς ἑαυτὴν ἅπασαν, ἀναπέμπει δ' αὖθις ἐξ αὐτῆς καὶ διανέμει τοῖς ἄλλοις. „Οὕτως οὖν" ἔφη „καὶ τῆς συγκλήτου λόγος ἐστίν, ὦ πολῖται, πρὸς ὑμᾶς· τὰ γὰρ ἐκεῖ τυγχάνοντα τῆς προσηκούσης ἐπιμελείας καὶ οἰκονομίας βουλεύματα καὶ πράγματα πᾶσιν ὑμῖν ἐπιφέρει καὶ διανέμει τὸ χρήσιμον καὶ ὠφέλιμον."

VII. Ἐκ τούτου διηλλάγησαν, αἰτησάμενοι παρὰ τῆς βουλῆς καὶ τυχόντες ἄνδρας αἱρεῖσθαι πέντε προστάτας τῶν δεομένων βοηθείας, τοὺς νῦν δημάρχους καλουμένους. Εἵλοντο δὲ πρώτους, οἷς ἐχρήσαντο καὶ τῆς ἀποστάσεως ἡγεμόσι, τοὺς περὶ Βροῦτον Ἰούνιον καὶ Σικίννιον Βέλλουτον. Ἐπεὶ δ' ἡ πόλις εἰς ἓν ἦλθεν, εὐθὺς ἐν τοῖς ὅπλοις ἦσαν οἱ πολλοὶ καὶ παρεῖχον αὑτοὺς τοῖς ἄρχουσι χρῆσθαι προθύμως ἐπὶ τὸν πόλεμον. Ὁ δὲ Μάρκιος οὔτ' αὐτὸς ἡδόμενος οἷς ὁ δῆμος ἴσχυεν ἐνδούσης τῆς ἀριστοκρατίας, καὶ τῶν ἄλλων πατρικίων πολλοὺς ὁρῶν τὸ αὐτὸ πεπονθότας, ὅμως παρεκάλει μὴ ἀπολείπεσθαι τῶν δημοτικῶν ἐν τοῖς περὶ τῆς πατρίδος ἀγῶσιν, ἀλλὰ τῇ ἀρετῇ μᾶλλον ἢ τῇ δυνάμει φαίνεσθαι διαφέροντας αὐτῶν.

and ground to bury them in. Moreover, they said, to dwell at Rome was nothing else but to be slain, or hurt with continual wars and fighting, for defence of the rich men's goods.

4. The Senate, being afraid of their departure, did send unto them certain of the pleasantest old men, and the most acceptable to the people among them. Of those Menenius Agrippa was he, who was sent for chief man of the message from the Senate. He, after many good persuasions and gentle requests made to the people, on the behalf of the Senate, knit up his oration in the end with a notable tale, in this manner: That „on a time all the members of man's body did rebel against the belly, complaining of it, that it only remained in the midst of the body without doing any thing, neither did bear any labour to the maintenance of the rest: whereas all other parts and members did labour painfully, and were very careful, to satisfy the appetites and desires of the body. And so the belly, all this notwithstanding, laughed at their folly, and said: It is true, I first receive all meats that nourish man's body: but afterwards I send it again to the nourishment of other parts of the same. Even so (quoth he) O you, my masters, and citizens of Rome, the reason is alike between the Senate and you. For matters being well digested, and their counsels throughly examined, touching the benefit of the commonwealth, the Senators are cause of the common commodity that cometh unto every one of you." These persuasions pacified the people conditionally, that the Senate would grant there should be yearly chosen five Magistrates, which they now call Tribuni plebis, whose office should be to defend the poor people from violence and oppression. So Junius Brutus and Sicinius Bellutus were the first tribunes of the people that were chosen, who had only been the causers and procurers of this sedition. Hereupon, the city being grown again to good quiet and unity, the people immediately

went to the wars, shewing that they had a good will to do better than ever they did, and to be very willing to obey the Magistrates in that they would command concerning the wars.

5. Martius also, though it liked him nothing to see the greatness of the people thus increased, considering it was to the prejudice and imbasing of the Nobility, and also saw that other noble Patricians were troubled as well as himself: he did persuade the Patricians, to shew themselves no less forward and willing to fight for their country than the common people were: and to let them know by their deeds and acts, that they did not so much pass the people in power and riches, as they did exceed them in true nobility and valiantness.

Akt I, Sc. 3, p. 10—14.

c. 1: *Τραφεὶς ὑπὸ μητρὶ χήρᾳ πατρὸς ὀρφανὸς ἀπέδειξε τὴν ὀρφανίαν ἄλλα μὲν ἔχουσαν κακά, πρὸς δὲ τὸ γενέσθαι σπουδαῖον ἄνδρα καὶ διαφέροντα τῶν πολλῶν οὐδὲν ἐμποδὼν οὖσαν, ἄλλως δὲ τοῖς φαύλοις αἰτιᾶσθαι καὶ ψέγειν παρέχουσαν αὐτὴν ὡς ἀμελείᾳ διαφθείρουσαν. Ὁ δ' αὐτὸς ἀνὴρ ἐμαρτύρησε καὶ τοῖς τὴν φύσιν ἡγουμένοις, ἐὰν οὖσα γενναία καὶ ἀγαθὴ παιδείας ἐνδεὴς γένηται, πολλὰ τοῖς χρηστοῖς ὁμοῦ φαῦλα συναποτίκτειν, ὥσπερ εὐγενῆ χώραν ἐν γεωργίᾳ θεραπείας μὴ τυχοῦσαν. Τὸ γὰρ ἰσχυρὸν αὐτοῦ πρὸς ἅπαντα τῆς γνώμης καὶ καρτερὸν ὁρμάς τε μεγάλας καὶ τελεσιουργοὺς τῶν καλῶν ἐξέφερε, θυμοῖς τε αὖ πάλιν χρώμενον ἀκράτοις καὶ φιλονεικίαις ἀτρέπτοις οὐ ῥᾴδιον οὐδ' εὐάρμοστον ἀνθρώποις συνεῖναι παρεῖχεν, ἀλλὰ τὴν ἐν ἡδοναῖς καὶ πόνοις καὶ ὑπὸ χρημάτων ἀπάθειαν αὐτοῦ θαυμάζοντες καὶ ὀνομάζοντες ἐγκρά-*

1. Caius Martius, whose life we intend now to write, being left an orphan by his father, was brought up under his mother a widow; who taught us by experience, that orphanage bringeth many discommodities to a child, but doth not hinder him to become an honest man, and to excel in virtue above the common sort: as they that are meanly born wrongfully do complain, that it is the occasion of their casting away, for that no man in their youth taketh any care of them to see them well brought up, and taught that were meet. This man also is a good proof to confirm some men's opinions: That a rare and excellent wit, untaught, doth bring forth many good and evil things together: as a fat soil that lieth unmanured bringeth forth both herbs and weeds. For this Martius' natural wit and great heart did marvellously stir up his courage to do and attempt notable acts. But on the other side, for lack of education, he was so choleric and impatient, that he would yield to no living creature: which made him churlish, uncivil, and altogether unfit for any man's conversation. Yet men marvelling much at his constancy, that he was never overcome with pleasure

τειαν καὶ δικαιοσύνην καὶ ἀνδρείαν, ἐν ταῖς πολιτικαῖς αὖ πάλιν ὁμιλίαις ὡς ἐπαχθὴ καὶ ἄχαριν καὶ ὀλιγαρχικὴν ἐδυσχέραινον. Οὐδὲν γὰρ ἄλλο Μουσῶν εὐμενείας ἀπολαύουσιν ἄνθρωποι τοσοῦτον, ὅσον ἐξημερῶσαι τὴν φύσιν ὑπὸ λόγου καὶ παιδείας, τῷ λόγῳ δεξαμένην τὸ μέτριον καὶ τὸ ἄγαν ἀποβαλοῦσαν. Ὅλως μὲν οὖν ἐν τοῖς τότε χρόνοις ἡ Ῥώμη μάλιστα τῆς ἀρετῆς τὸ περὶ τὰς πολεμικὰς καὶ στρατιωτικὰς ἐκύδαινε πράξεις, καὶ μαρτυρεῖ τὸ τὴν ἀρετὴν ὑπ' αὐτῶν ἑνὶ τῷ τῆς ἀνδρείας ὀνόματι προσαγορεύεσθαι, καὶ τοῦτο τοῦ γένους ὄνομα κοινὸν ὑπάρχειν, ᾧ τὴν ἀνδρείαν ἰδίᾳ καλοῦσιν.

II. Ὁ δὲ Μάρκιος ἑτέρων μᾶλλον ἐμπαθὴς γεγονὼς πρὸς τοὺς πολεμικοὺς ἀγῶνας εὐθὺς ἐκ παιδὸς τὰ ὅπλα διὰ χειρὸς εἶχε, καὶ τῶν ἐπικτήτων οὐδὲν ἔργον οἰόμενος εἶναι τοῖς μὴ τὸ σύμφυτον ὅπλον καὶ συγγενὲς ἐξηρτυμένον ἔχουσι καὶ παρεσκευασμένον, οὕτως ἴσκησε τὸ σῶμα πρὸς ἅπασαν ἰδέαν μάχης, ὥστε καὶ θεῖν ἐλαφρὸν εἶναι καὶ βάρος ἔχειν ἐν λαβαῖς καὶ ἐν διαπάλαις πολέμου δυσεκβίαστον. Οἱ γοῦν ἔριν ἔχοντες εὐψυχίας ἀεὶ καὶ ἀρετῆς πρὸς αὐτόν, ἐν οἷς ἐλείποντο, τὴν τοῦ σώματος ἠτιῶντο ῥώμην ἄτρεπτον οὖσαν καὶ πρὸς μηδένα πόνον ἀπαγορεύουσαν.

III. Ἐστρατεύσατο δὲ πρώτην στρατείαν ἔτι μειράκιον, ὅτε Ταρκυνίῳ τῷ βασιλεύσαντι τῆς Ῥώμης, εἶτα ἐκπεσόντι, μετὰ πολλὰς μάχας καὶ ἥττας ὥσπερ ἕσχατον κύβον ἀφιέντι πλεῖστοι μὲν Λατίνων, πολλοὶ δὲ

nor money, and how he could endure easily all manner of pains and travails: thereupon they well liked and commended his stoutness and temperancy. But for all that they could not be acquainted with him, as one citizen useth to be with another in the city: his behaviour was so unpleasant to them by reason of a certain insolent and stern manner he had, which, because he was too lordly, was disliked. And to say truly, the greatest benefit that learning bringeth unto men is this: that it teacheth men that be rude and rough of nature, by compass and rule of reason, to be civil and courteous, and to like better the mean state than the higher. Now in those days, valiantness was honoured in Rome above all other virtues: which they call virtus, by the name of virtue itself, as including in that general name all other special virtues besides. So that virtus in the Latin was as much as valiantness. But Martius being more inclined to the wars than any other gentleman of his time, began from his childhood to give himself to handle weapons, and daily did exercise himself therein: and he esteemed outward armour to no purpose, unless one were naturally armed within. Moreover he did so exercise his body to hardness and all kind of activity, that he was very swift in running, strong in wrestling, and mighty in griping, so that no man could ever east him. Insomuch as those that would try masteries with him for strength and nimbleness, would say when they were overcome: that all was by reason of his natural strength and hardness of ward, that never yielded to any pain or toil he took upon him.

2. The first time he went to the wars, being but a stripling, was when Tarquin surnamed the proud (that had been king of Rome, and was driven out for his pride, after many attempts made by sundry battles to come in again, wherein he was ever overcome) did come to Rome with all the aid of the Latins, and many other people of Italy: even as it were to set up his

καὶ τῶν ἄλλων Ἰταλιωτῶν συνελάμβανον καὶ συγκατῆγον ἐπὶ τὴν Ῥώμην, οὐκ ἐκείνῳ χαριζόμενοι μᾶλλον ἢ φόβῳ τὰ Ῥωμαίων αὐξόμενα καὶ φθόνῳ καταβάλλοντες. Ἐν ταύτῃ τῇ μάχῃ πολλὰς τροπὰς ἐπ' ἀμφότερα λαμβανούσῃ Μάρκιος ἀγωνιζόμενος εὐρώστως ἐν ὄψει τοῦ δικτάτορος ἄνδρα Ῥωμαῖον πεσόντα πλησίον ἰδὼν οὐκ ἠμέλησεν, ἀλλ' ἔστη πρὸ αὐτοῦ καὶ τὸν ἐπιφερόμενον τῶν πολεμίων ἀμυνόμενος ἀπέκτεινεν. Ὡς οὖν ἐκράτησεν ὁ στρατηγός, ἐν πρώτοις ἐκεῖνον ἐστεφάνωσε δρυὸς στεφάνῳ. Τοῦτον γὰρ ὁ νόμος τῷ πολίτην ὑπερασπίσαντι τὸν στέφανον ἀποδέδωκεν, εἴτε δὴ μάλιστα τιμήσας δι' Ἀρκάδας τὴν δρῦν βαλανηφάγους ὑπὸ τοῦ Θεοῦ χρησμῷ προσαγορευθέντας, εἴτε ὡς ταχὺ καὶ πανταχοῦ δρυὸς οὖσαν εὐπορίαν στρατευομένοις, εἴτε Διὸς πολιέως ἱερὸν ὄντα τὸν τῆς δρυὸς στέφανον οἰόμενος ἐπὶ σωτηρίᾳ πολίτου δίδοσθαι πρεπόντως. Ἔστι δὲ ἡ δρῦς τῶν μὲν ἀγρίων καλλικαρπότατον, τῶν δὲ τιθασῶν ἰσχυρότατον. Ἦν δὲ καὶ σιτίον ἀπ' αὐτῆς ἡ βάλανος καὶ ποτὸν τὸ μελίτειον, ὄρνιν δὲ παρεῖχε τὰ πλεῖστα τῶν νεμομένων τε καὶ πτηνῶν, θήρας ὄργανον φέρουσα τὸν ἰξόν. Ἐν ἐκείνῃ δὲ τῇ μάχῃ καὶ τοὺς Διοσκούρους ἐπιφανῆναι λέγουσι, καὶ μετὰ τὴν μάχην εὐθὺς ὀφθῆναι ῥεομένοις ἱδρῶτι τοῖς ἵπποις ἐν ἀγορᾷ τὴν νίκην ἀπαγγέλλοντας, οὗ νῦν παρὰ τὴν κρήνην νεὼς ἐστιν αὐτοῖς ἱδρυμένος. Ὅθεν καὶ τὴν ἡμέραν ἐπινίκιον οὖσαν, ἐν τῷ Ἰουλίῳ μηνὶ τὰς εἰδούς, Διοσκούροις ἀνιερώκασι.

whole rest upon a battle by them, who with a great and mighty army had undertaken to put him into his kingdom again, not so much to pleasure him, as to overthrow the power of the Romans, whose greatness they both feared and envied. In this battle, wherein were many hot and sharp encounters of either party, Martius valiantly fought in the sight of the Dictator: and a Roman soldier being thrown to the ground even hard by him, Martius straight bestrid him, and slew the enemy, with his own hands, that had before overthrown the Roman. Hereupon, after the battle was won, the Dictator did not forget so noble an act, and therefore first of all he crowned Martius with a garland of oaken boughs. For whosoever saveth the life of a Roman, it is a manner among them, to honour him with such a garland.

This was, either because the law did this honour to the oak, in favour of the Arcadians, who by the oracle of Apollo were in old time called eaters of acorns: or else because the soldiers might easily in every place come by oaken boughs: or lastly, because they thought it very necessary, to give him that had saved a citizen's life, a crown of this tree to honour him, being properly dedicated unto Jupiter, the patron and protector of cities, and thought amongst other wild trees to bring forth a profitable fruit, and of plants to be the strongest. Moreover, men at the first beginning did use acorns for their bread, and give them birds, by taking glue from the oaks, with the which they made bird-lime to catch silly birds. They say that Castor and Pollux appeared in this battle, and that incontinently after the battle, men saw them in the market-place at Rome, all their horses being on a white foam: and they were first that brought news of the victory, even in the same place where remaineth at this present a temple built in the honour of them near unto the fountain. And this is the cause why the day of this victory (which was the fifteenth of

IV. *Νέων δὲ, ὡς ἔοικεν, ἀνδρῶν ἐπιφάνεια καὶ τιμὴ τὰς μὲν ἐλαφρῶς φιλοτίμους φύσεις πρωϊαίτερον παραγενομένη σβέννυσι, καὶ ἀποπίμπλησι ταχὺ τὸ διψῶδες αὐτῶν καὶ ἀμύητον· τὰ δ' ἐμβριθῆ καὶ βέβαια φρονήματα αὔξουσιν αἱ τιμαὶ καὶ λαμπρύνουσιν ὥσπερ ὑπὸ πνεύματος ἐγειρόμενα πρὸς τὸ φαινόμενον καλόν. Οὐ γὰρ ὡς μισθὸν ἀπολαμβάνοντες, ἀλλ' ὡς ἐνέχυρον διδόντες αἰσχύνονται τὴν δόξαν καταλιπεῖν καὶ μὴ τοῖς αὐτοῖς ἔργοις ὑπερβαλέσθαι. Τοῦτο παθὼν καὶ ὁ Μάρκιος αὐτὸς αὑτῷ ζῆλον ἀνδραγαθίας προὔθηκε, καινός τε ἀεὶ βουλόμενος εἶναι ταῖς πράξεσιν ἀριστείαις ἀριστείας συνῆπτε καὶ λάφυρα λαφύροις ἐπέφερε, καὶ τοῖς προτέροις ἀεὶ τοὺς ὑστέρους ἡγεμόνας εἶχε περὶ τῆς ἐκείνου τιμῆς ἐρίζοντας καὶ μαρτυρίας ὑπερβαλέσθαι. Πολλῶν γέ τοι τότε Ῥωμαίοις ἀγώνων καὶ πολέμων γενομένων ἐξ οὐδενὸς ἀστεφάνωτος ἦλθεν οὐδ' ἀγέραστος. Ἦν δὲ τοῖς μὲν ἄλλοις ἡ δόξα τῆς ἀρετῆς τέλος, ἐκείνῳ δὲ τῆς δόξης ἡ τῆς μητρὸς εὐφροσύνη. Τὸ γὰρ ἐκείνην ἐπαινούμενον ἀκοῦσαι καὶ στεφανούμενον ἰδεῖν καὶ περιβαλεῖν δακρύουσαν ὑφ' ἡδονῆς ἐντιμότατον αὐτὸν ἐνόμιζε πυιεῖν καὶ μακαριώτατον. Τοῦτο δ' ὁμέλει καὶ τὸν Ἐπαμεινώνδαν φασὶν ἐξομολογήσασθαι τὸ πάθος, εὐτυχίαν ποιούμενον αὐτοῦ μεγίστην, ὅτι τὴν ἐν Λεύκτροις στρατηγίαν αὐτοῦ καὶ νίκην ὁ πατὴρ καὶ ἡ μήτηρ ἔτι ζῶντες ἐπεῖδον. Ἀλλ' ἐκεῖνος μὲν ἀμφοτέρων ἀπέλαυσε τῶν γονέων συνηδομένων καὶ συνευημερούντων,* July) is consecrated yet to this day unto Castor and Pollux.

Moreover it is daily seen, that honour and reputation lighting on young men before their time, and before they have any great courage by nature, the desire to win more dieth straight in them, which easily happeneth, the same having no deep root in them before. Where contrariwise, the first honour that valiant minds do come unto, doth quicken up their appetite, hasting them forward as with force of mind, to enterprise things of high-deserving praise. For they esteem not to receive reward for service done, but rather take it for a remembrance and encouragement, to make them do better in time to come: and be ashamed also to cast their honour at their heels, not seeking to increase it still by like desert of worthy valiant deeds. This desire being bred in Martius, he strained still to pass himself in manliness: and being desirous to shew a daily increase of his valiantness, his noble service did still advance his fame, bringing in spoils upon spoils from the enemies. Whereupon the captains that came afterwards (for envy of them that went before) did contend who should most honour him, and who should bear most honourable testimony of his valiantness. Insomuch as the Romans having many wars and battles in those days, Coriolanus was at them all: and there was not a battle fought, from whence he returned not with some reward of honour. And as for other, the only respect that made them valiant, was that they hoped to have honour: but touching Martius, the only thing that made him to love honour was the joy he saw his mother did take of him. For he thought nothing made him so happy and honourable, as that his mother might hear every body praise and commend him, that she might always see him return with a crown upon his head, and that she might still embrace him with tears running down her cheeks for joy: which desire they say Epaminondas did avow and confess to

Μάρκιος δὲ τῇ μητρὶ καὶ τὰς τοῦ πατρὸς ὀφείλειν χάριτας οἰόμενος οὐκ ἐνεπίμπλατο τὴν Οὐολουμνίαν εὐφραίνων καὶ τιμῶν, ἀλλὰ καὶ γυναῖκα βουλομένης καὶ δεομένης ἔγημε καὶ τὴν οἰκίαν ᾤκει γενομένων παίδων ὁμοῦ μετὰ τῆς μητρός.

have been in him, as to think himself a most happy and blessed man, that his father and mother in their life time had seen the victory he wan in the plain of Lenctres. Now as for Epaminondas, he had this good hap, to have his father and mother living, to be partakers of his joy and prosperity: but Martius thinking all due to his mother, that had been also due to his father if he had lived, did not only content himself to rejoice and honour her, but at her desire took a wife also, by whom he had two children, and yet never left his mother's house therefore.

Akt I, Sc. 4—9, p. 14—25.

Plut. Cor. 8: *Ἐν δὲ τῷ Οὐολούσκων ἔθνει, πρὸς οὓς ἐπολέμουν, ἡ Κοριολανῶν πόλις ἀξίωμα μέγιστον εἶχε. Ταύτην οὖν τοῦ ὑπάτου Κομινίου περιστρατοπεδεύσαντος, οἱ λοιποὶ Οὐολοῦσκοι δείσαντες ἐπὶ τοὺς Ῥωμαίους συνεβοήθουν πανταχόθεν, ὡς πρὸς τῇ πόλει ποιησόμενοι μάχην καὶ διχόθεν ἐπιχειρήσοντες αὐτοῖς. Ἐπεὶ δ' ὁ Κομίνιος διελὼν τὴν δύναμιν αὐτὸς μὲν ἀπίγτα τοῖς ἔξωθεν ἐπιοῦσι τῶν Οὐολοίσκων, Λάρκιον δὲ Τίτον, ἄνδρα Ῥωμαίων ἐν τοῖς ἀρίστοις, ἐπὶ τῆς πολιορκίας ἀπέλιπε, καταφρονήσαντες οἱ Κοριολανοὶ τῶν παρόντων ἐπεξῆλθον, καὶ προσμαχόμενοι τὸ πρῶτον ἐκράτουν καὶ κατεδίωκον εἰς τὸν χάρακα τοὺς Ῥωμαίους. Ἔνθα δὴ Μάρκιος ἐκδραμὼν σὺν ὀλίγοις καὶ καταβαλὼν τοὺς προσμίξαντας αὐτῷ μάλιστα, τοὺς δ' ἄλλους στήσας ἐπιφερομένους, ἀνεκαλεῖτο μεγάλῃ βοῇ τοὺς Ῥωμαίους. Καὶ γάρ ἦν, ὥσπερ ἠξίου τὸν στρατιώτην ὁ Κάτων, οὐ χειρὶ καὶ πληγῇ μόνον, ἀλλὰ καὶ τόνῳ φωνῆς καὶ ὄψει προσώπου φοβεροὺς ἐντυχεῖν πολεμίῳ καὶ*

Coriolans erste Heldenthat, den Kampf in und um Corioli schildert Plutarch so: In the country of the Volsces, against whom the Romans made war at that time, there was a principal city, and of most fame, that was called Corioles, before the which the consul Cominius did lay siege. Wherefore, all the other Volsces fearing lest that city should be taken by assault, they came from all parts of the country to save it, intending to give the Romans battle before the city, and to give an onset on them in two several places. The consul Cominius, understanding this, divided his army also into two parts, and, taking the one part with himself, he marched towards them that were drawing to the city out of the country; and the other part of his army he left in the camp with Titus Lartius (one of the valiantest men the Romans had at that time) to resist those that would make any sally out of the city upon them. So the Coriolans, making small account of them that lay in camp before the city, made a sally out upon them, in the which at the first the Coriolans had the better, and drave the Romans back again into the trenches of their camp. But Martius being there at that time, running out of the camp with a few men with him, he slew the first enemies he met withal, and made the rest of them stay upon the sudden, crying out to the Romans that had turned their backs,

δυσπόστατος. Ἀθροιζομένων δὲ πολλῶν καὶ συνισταμένων περὶ αὐτὸν ἀπεχώρουν οἱ πολέμιοι δείσαντες. Ὁ δ' οὐκ ἠγάπησεν, ἀλλ' ἐπηκολούθει καὶ συνήλαυνεν ἤδη προτροπάδην φεύγοντας ἄχρι τῶν πυλῶν. Ἐκεῖ δ' ὁρῶν ἀποτρεπομένους τοῦ διώκειν τοὺς Ῥωμαίους, πολλῶν μὲν ἀπὸ τοῦ τείχους βελῶν προσφερομένων, τὸ δὲ συνεισπεσεῖν τοῖς φεύγουσιν εἰς πόλιν ἀνδρῶν πολεμικῶν γέμουσαν ἐν τοῖς ὅπλοις ὄντων οὐδενὸς εἰς νοῦν ἐμβαλέσθαι τολμῶντος, ὅμως ἐπιστὰς παρεκάλει καὶ παρεθάρρυνεν, ἀνεῳχθαι βοῶν ὑπὸ τῆς τύχης τοῖς διώκουσι μᾶλλον ἢ τοῖς φεύγουσι τὴν πόλιν. Οὐ πολλῶν δὲ βουλομένων ἑπακολουθεῖν, ὡσάμενος διὰ τῶν πολεμίων ἐνήλατο ταῖς πύλαις καὶ συνεισέπεσε μηδενὸς τὸ πρῶτον ἀντισχεῖν μηδ' ὑποστῆναι τολμήσαντος, ἔπειτα δὲ, ὡς κατεῖδον ὀλίγους παντάπασιν ἔνδον ὄντας, συμβοηθούντων καὶ προσμαχομένων, ἀναμεμιγμένος ὁμοῦ φίλοις καὶ πολεμίοις ἄπιστον ἀγῶνα λέγεται καὶ χειρὸς ἔργοις καὶ ποδῶν τάχει καὶ τολμήμασι ψυχῆς ἀγωνιζόμενος ἐν τῇ πόλει καὶ κρατῶν ἁπάντων, πρὸς οὓς ὀρούσειε, τοὺς μὲν ἐξῶσαι πρὸς τὰ ἔσχατα μέρη, τῶν δ' ἀπειπαμένων καὶ καταβαλόντων τὰ ὅπλα πολλὴν ἄδειαν τῷ Λαρκίῳ παρασχεῖν ἔξωθεν ἐπάγοντι τοὺς Ῥωμαίους.

IX. Οὕτω δὲ τῆς πόλεως ἁλούσης καὶ τῶν πλείστων ἐν ἁρπαγαῖς ὄντων καὶ διαφορήσεσι χρημάτων, ὁ Μάρκιος ἠγανάκτει καὶ ἐβόα, δεινὸν ἡγούμενος, τοῦ ὑπάτου καὶ τῶν σὺν ἐκείνῳ

and calling them again to fight with a loud voice. For he was even such another as Cato would have a soldier and a captain to be; not only terrible and fierce to lay about him, but to make the enemy afeard with the sound of his voice and grimness of his countenance. Then there flocked about him immediately a great number of Romans; whereat the enemies were so afeard, that they gave back presently. But Martius, not staying so, did chase and follow them to their own gates, that fled for life. And there perceiving that the Romans retired back, for the great number of darts and arrows which flew about their ears from the walls of the city, and that there was not one man amongst them that durst venture himself to follow the flying enemies into their city, for that it was full of men of war, very well armed and appointed, he did encourage his fellows with words and deeds, crying out to them that Fortune had opened the gates of the city more for the followers than the fliers; but all this notwithstanding, few had the hearts to follow him. Howbeit, Martius, being in the throng amongst the enemies, thrust himself into the gates of the city, and entered the same among them that fled, without that any one of them durst at the first turn their face upon him, or offer to stay him. But he, looking about him, and seeing he was entered the city with very few men to help him, and perceiving he was environed by his enemies, that gathered round about to set upon him, did things, as it is written, wonderful and incredible, as well for the force of his hand as also for the agility of his body, and with a wonderful courage and valiantness he made a lane through the midst of them, and overthrew also those he laid at: that some he made run to the furthest part of the city, and other for fear he made yield themselves, and to let fall their weapons before him. By this means, Martius, that was gotten out, had some leisure to bring the Romans with more

πολιτῶν τάχα που συμπεπτωκότων τοῖς πολεμίοις καὶ διαμαχομένων, αὐτοὺς χρηματίζεσθαι περιϊόντας ἢ προφάσει χρηματισμοῦ τὸν κίνδυνον ἀποδιδράσκειν. Ἐπεὶ δ' οὐ πολλοὶ προσεῖχον αὐτῷ, τοὺς βουλομένους ἀναλαβὼν ἐβάδιζε τὴν ὁδὸν, ᾗ τὸ στράτευμα προκεχωρηκὸς ἦσθετο, πολλάκις μὲν ἐποτρύνων τοὺς σὺν αὐτῷ καὶ παρακαλῶν μὴ ἐνδιδόναι, πολλάκις δὲ τοῖς θεοῖς εὐχόμενος μὴ ἀπολειφθῆναι τῆς μάχης, ἀλλ' εἰς καιρὸν ἐλθεῖν, ἐν ᾧ συναγωνιεῖται καὶ συγκινδυνεύσει τοῖς πολίταις. Ἦν δὲ τότε τοῖς Ῥωμαίοις ἔθος εἰς τάξιν καθισταμένοις καὶ μέλλουσι τοὺς θυρεοὺς ἀναλαμβάνειν καὶ περιζώννυσθαι τὴν τήβεννον ἅμα καὶ διαθήκας ἀγράφους γίνεσθαι, τριῶν ἢ τεττάρων ἐπακουόντων ὀνομάζοντας τὸν κληρονόμον. Ταῦτα δὴ πράττοντας ἤδη τοὺς στρατιώτας Μάρκιος ἐν ὄψει τῶν πολεμίων ὄντων κατελάμβανε. Καὶ τὸ μὲν πρῶτον ἐνίους διετάραξεν ὀφθεὶς μετ' ὀλίγων αἵματος περίπλεως καὶ ἱδρῶτος· ἐπεὶ δὲ προσδραμὼν τῷ ὑπάτῳ περιχαρὴς τὴν δεξιὰν ἐνέβαλε καὶ τῆς πόλεως ἀπήγγειλε τὴν ἅλωσιν, ὁ δὲ Κομίνιος περιεπτύξατο αὐτὸν καὶ κατησπάσατο, τοῖς μὲν πυθομένοις τὸ γεγενημένον κατόρθωμα, τοῖς δ' εἰκάσασι θάρσος παρέστη, καὶ βοῇ παρεκάλουν ἄγειν καὶ συνάπτειν. Ὁ δὲ Μάρκιος ἠρώτησε τὸν Κομίνιον πῶς διακεκόσμηται τὰ τῶν πολεμίων ὅπλα καὶ ποῦ τέτακται τὸ μαχιμώτατον. Ἐκείνου δὲ φήσαντος ο�ίεσθαι τὰς κατὰ μέσον σπείρας Ἀντιατῶν εἶναι, πολεμικωσafety into the city. The city being taken in this sort, the most part of the soldiers began incontinently to spoil, to carry away, and to look up the booty they had won. But Martius was marvellous angry with them, and cried out on them, that it was no time now to look after spoil, and to run straggling here and there to enrich themselves, whilst the other consul and their fellow-citizens, peradventure, were fighting with their enemies: and how that, leaving the spoil, they should seek to wind themselves out of danger and peril. Howbeit, cry and say to them what he could, very few of them would hearken to him. Wherefore, taking those that willingly offered themselves to follow him, he went out of the city, and took his way toward that part where he understood the rest of the army was, exhorting and intreating them by the way that followed him not to be faint-hearted; and oft holding up his hands to heaven, he besought the gods to be gracious and favourable unto him, that he might come in time to the battle, and in a good hour to hazard his life in defence of his countrymen.

Now the Romans, when they were put in battle ray, and ready to take their targets on their arms, and to gird them upon their arming-coats, had a custom to make their wills at that very instant, without any manner of writing, naming him only whom they would make their heir in the presence of three or four witnesses. Martius came just to that reckoning, whilst the soldiers were doing after that sort, and that the enemies were approached so near as one stood in view of the other. Wen they saw him at his first coming all bloody and in a sweat, and but with a few men following him, some thereupon began to be afeard. But soon after, when they saw him run with a lively cheer to the consul, and to take him by the hand, declaring how he had taken the city of Corioles, and that they saw the consul Cominius also kiss and imbrace him, then there was not a man, but took heart again to

τάτων καὶ μηδενὶ φρονήματος ὑφιεμένων „Ἀξιῶ σε τοίνυν“ ὁ Μάρκιος ἔφη „καὶ αἰτιοῦμαι, κατὰ τούτους τάξον ἡμᾶς τοὺς ἄνδρας.“ Ἔδωκεν οὖν ὁ ὕπατος θαυμάσας αὐτοῦ τὸ πρόθυμον. Ὡς δ' ἦσαν ἐμβολαὶ δοράτων, καὶ τοῦ Μαρκίου προεκδραμόντος οὐκ ἀντέσχον οἱ κατὰ στόμα τῶν Οὐολούσκων, ἀλλ' ᾧ προσέμιξε μέρει τῆς φάλαγγος εὐθὺς διεκέκοπτο, τῶν δ' ἑκατέρωθεν ἐπιστρεφόντων καὶ περιλαμβανόντων τοῖς ὅπλοις τὸν ἄνδρα, δείσας ὁ ὕπατος τοὺς κρατίστους τῶν περὶ αὐτὸν ἐξέπεμπεν. Ἰσχυρᾶς δὲ περὶ τὸν Μάρκιον μάχης γενομένης καὶ πολλῶν ἐν ὀλίγῳ νεκρῶν πεσόντων, ἐγκείμενοι καὶ καταβιαζόμενοι τοὺς πολεμίους ἐώσαντο, καὶ τρεπόμενοι πρὸς δίωξιν αὐτῶν τὸν Μάρκιον ἠξίουν ὑπό τε καμάτου βαρὺν ὄντα καὶ τραυμάτων ἀναχωρεῖν ἐπὶ τὸ στρατόπεδον. Εἰπὼν δ' ἐκεῖνος, ὅτι νικώντων οὐκ ἔστι τὸ κάμνειν, ἐφείπετο τοῖς φεύγουσιν. Ἡττήθη δὲ καὶ τὸ λοιπὸν στράτευμα, πολλῶν μὲν διαφθαρέντων, πολλῶν δὲ ἁλόντων.

X. Τῇ δ' ὑστεραίᾳ τοῦ Λαρκίου παραγενομένου καὶ τῶν ἄλλων ἀθροιζομένων πρὸς τὸν ὕπατον, ἀναβὰς ἐπὶ τὸ βῆμα καὶ τοῖς θεοῖς τὴν πρέπουσαν ἀποδοὺς ἐπὶ τηλικούτοις κατορθώμασιν εὐφημίαν, πρὸς τὸν Μάρκιον τρέπεται. Καὶ πρῶτον μὲν αὐτοῦ θαυμαστὸν ἔπαινον εἶπε, τῶν μὲν αὐτὸς ἐν τῇ μάχῃ γεγονὼς θεατής, τὰ δὲ τοῦ Λαρκίου μαρτυροῦντος. Ἔπειτα, πολλῶν χρημάτων καὶ ἵππων γεγονότων αἰχμαλώτων καὶ ἀνθρώ-

him, and began to be of good courage, some hearing him report from point to point the happy success of this exploit, and other also conjecturing it by seeing their gestures afar off. Then they all began to call upon the consul to march forward, and to delay no longer, but to give charge upon the enemy. Martius asked him, how the order of their enemy's battle was, and on which side they had placed their best fighting men. The consul made him answer, that he thought the bands which were in the vaward of their battle were those of the Antiates, whom they esteemed to be the warlikest men, and which for valiant courage would give no place to any of the host of their enemies: then prayed Martius to be set directly against them. The consul granted him greatly praising his courage. Then Martius, when both armies came almost to join, advanced himself a good space before his company, and went so fiercely to give charge an the vaward that came right against him, that they could stand no longer in his hands; he made such a lane through them, and opened a passage into the battle of the enemies. But the two wings of either side turned one to the other, to compass him in between them: which the consul Cominius perceiving, he sent thither straight of the best soldiers he had about him. So the battle was marvellous bloody about Martius, and in a very short space many were slain in the place. But in the end the Romans were so strong that they distressed the enemies and brake their array; and scattering them, made them fly. Then they prayed Martius that he would retire to the camp, because they saw he was able to do no more, he was already so wearied with the great pain he had taken, and so faint with the great wounds he had upon him: but Martius answered them that it was not for conquerors to yield, nor to be faint-hearted: and thereupon began afresh to chase those that fled, until such time as the army of the enemies was utterly

πιων, ἐκέλευσεν αὐτὸν ἐξελέσθαι δέκα πάντα πρὸ τοῦ νέμειν τοῖς ἄλλοις. Ἄνευ δὲ ἐκείνων ἀριστεῖον αὐτῷ κεκοσμημένον ἵππον ἐδωρήσατο. Τῶν δὲ Ῥωμαίων ἐπαινεσάντων ὁ Μάρκιος προελθὼν τὸν μὲν ἵππον ἔφη δέχεσθαι καὶ χαίρειν τοῖς ἐπαίνοις τοῦ ἄρχοντος, τὰ δὲ ἄλλα μισθόν, οὐ τιμὴν ἡγούμενος ἐᾶν, καὶ ἀγαπήσειν ὡς εἷς ἕκαστος τὴν νέμησιν. „Ἐξαίρετον δὲ μίαν αἰτοῦμαι χάριν“ ἔφη „καὶ δέομαι λαβεῖν. Ἦν μοι ξένος ἐν Οὐολούσκοις καὶ φίλος, ἀνὴρ ἐπιεικὴς καὶ μέτριος· οὗτος ἑάλωκε νῦν καὶ γέγονεν ἐκ πλουσίου καὶ μακαρίου δοῦλος. Πολλῶν οὖν αὐτῷ κακῶν παρόντων ἐν ἀφελεῖν ἀρκεῖ, τὴν πρᾶσιν.“ Ἐπὶ τούτοις λεχθεῖσι βοή τε μείζων ἀπήντησε τῷ Μαρκίῳ, καὶ πλείονες οἱ θαυμάζοντες ἐγένοντο τὸ μὴ κρατούμενον ὑπὸ χρημάτων ἀνδρὸς ἢ τὴν ἐν τοῖς πολέμοις ἀνδραγαθίαν. Καὶ γὰρ οἷς φθόνου τι καὶ ζήλου πρὸς αὐτὸν ὑπέκειτο τιμώμενον ἐκπρεπῶς, κἀκείνοις τότε τοῦ λαβεῖν μεγάλα τῷ μὴ λαβεῖν ἄξιος ἔδοξε, καὶ μᾶλλον αὐτοῦ τὴν ἀρετὴν ἠγάπησαν, ἀφ' ἧς κατεφρόνει τηλικούτων, ἢ δι' ὧν ἠξιοῦτο. Τὸ μὲν γὰρ εὖ χρῆσθαι χρήμασι κάλλιόν ἐστιν ἢ ὅπλοις, τοῦ δὲ χρῆσθαι τὸ μὴ δεῖσθαι χρημάτων σεμνότερον.

XI. Ἐπεὶ δὲ ἐπαύσατο βοῆς καὶ θορύβου τὸ πλῆθος, ὑπολαβὼν ὁ Κομίνιος „Ἀλλ' ἐκείνας μὲν“ εἶπεν „ὦ συστρατιῶται, τὰς δωρεὰς οὐ δύνασθε βιάζεσθαι μὴ δεχόμενον τὸν ἄνδρα μηδὲ βουλόμενον λαβεῖν· ἣν δὲ οὐκ ἔστιν ἐπὶ τούτῳ διδομένην

overthrown, and numbers of them slain and taken prisoners. The next morning, betimes, Martius went to the consul, and the other Romans with him. There the consul Cominius, going up to his chair of state, in the presence of the whole army, gave thanks to the gods for so great, glorious, and prosperous a victory. Then he spake to Martius, whose valiantness he commended beyond the moon both for that he himself saw him do with his eyes, as also for that Martius had reported unto him. So in the end he willed Martius that he should choose out of all the horses they had taken of their enemies, and of all the goods they had won (whereof there was great store), ten of every sort which he liked best, before any distribution should be made to other. Besides this great honourable offer he had made him, he gave him, in testimony that he had won that day the price of prowess above all other, a goodly horse with a caparison, and all furniture to him: which the whole army beholding did marvellously praise and commend. But Martius, stepping forth, told the consul he most thankfully accepted the gift of his horse, and was a glad man besides that his service had deserved his general's commendation: and as for his other offer, which was rather a mercenary reward than an honourable recompence, he would have none of it, but was contented to have his equal part with the other soldiers. „Only, this grace (said he) I crave and beseech you to grant me: among the Volsces there is an old friend and host of mine, an honest wealthy man, and now a prisoner, who, living before in great wealth in his own country, liveth now a poor prisoner in the hands of his enemies: and yet, notwithstanding all this his misery and misfortune, it would do me great pleasure if I could save him from this one danger, to keep him from being sold as a slave.“ The soldiers hearing Martius' words, made a marvellous great shout among them, and there were more that wondered at his great contentation and absti-

ἀπώσασθαι, δῶμεν αὐτῷ καὶ ψηφισώμεθα καλεῖσθαι Κοριολανόν, εἰ μὴ καὶ πρὸ ἡμῶν ἡ πρᾶξις αὐτὴ τοῦτο δέδωκεν.“ Ἐκ τούτου τρίτον ἔσχεν ὄνομα τὸν Κοριολανόν.

nence, when they saw so little covetousness in him, than they were that highly praised and extolled his valiantness. For even they themselves that did somewhat malice and envy his glory, to see him thus honoured and passingly praised, did think him so much the more worthy of an honourable recompence for his valiant service, as the more carelessly he refused the great offer made unto him for his profit; and they esteemed more the virtue that was in him, that made him refuse such rewards, than that which made them to be offered to him, as unto a worthy person. For it is far more commendable, to use riches well, than to be valiant: and yet it is better not to desire them than to use them well.

7. After this shout and noise of the assembly was somewhat appeased, the consul Cominius began to speak in this sort: „we cannot compel Martius to take these gifts we offer him if he will not receive them, but we will give him such a reward for the noble service he hath done, as he cannot refuse. Therefore we do order and decree, that henceforth he be called Coriolanus, unless his valiant acts have won him that name before our nomination.“ — And so ever since, he still bare the third name of Coriolanus.

Akt II, Sc. 1—3, p. 27—48.

XII. Παυσαμένῳ δὲ τῷ πολέμῳ τὴν στάσιν ἐπήγειρον αὖθις οἱ δημαγωγοί, καινὴν μὲν οὐδεμίαν αἰτίαν ἔχοντες οὐδ' ἔγκλημα δίκαιον, ἃ δὲ ταῖς προτέραις αὐτῶν διαφοραῖς καὶ ταραχαῖς ἀναγκαίως ἐπηκολούθησε κακά, ταῦτα ποιούμενοι πρόφασιν ἐπὶ τοὺς πατρικίους. Ἄσπορος γὰρ ἡ πλείστη καὶ ἀγεώργητος ἀπελείφθη τῆς χώρας, ἀγορᾶς δ' ἐπεισάκτου παρασκευὴν διὰ τὸν πόλεμον ὁ καιρὸς οὐκ ἔδωκεν. Ἰσχυρᾶς οὖν ἀπορίας γενομένης ὁρῶντες οἱ δημαγωγοὶ

8. Now when this war was ended, the flatterers of the people began to stir up sedition again, without any new occasion or just matter offered of complaint. For they did ground this second insurrection against the Nobility and Patricians upon the people's misery and misfortune, that could not but fall out, by reason of the former discord and sedition between them and the Nobility. Because the most part of the arable land, within the territory of Rome, was become heathy and barren for lack of ploughing, for that they had no time nor mean to cause corn to be brought them out of other countries to sow, by reason of their wars; which made the

μήτ' ἀγορὰν ἔχοντα μήτ', εἰ παρῆν ἀγορά, χρημάτων εὐπορουῦντα τὸν δῆμον, ἐνέβαλλον λόγους καὶ διαβολὰς κατὰ τῶν πλουσίων, ὡς ἐκεῖνοι τὸν λιμὸν ἐπάγοιεν αὐτοῖς ὑπὸ μησικακίας. Ἐκ δὲ τῶν Οὐελιτρανῶν ἦκε πρεσβεία τὴν πόλιν παραδιδόντων καὶ δεομένων ἀποίκους ἀποστέλλειν. Νόσος γὰρ ἐμπεσοῦσα λοιμώδης αὐτοῖς τοσοῦτον ὄλεθρον καὶ φθορὰν ἀπειργάσατο τῶν ἀνθρώπων, ὥστε μόλις τὸ δέκατον τοῦ παντὸς ἀπολειφθῆναι μέρος. Ἔδοξεν οὖν τοῖς νοῦν ἔχουσιν εἰς δέον γεγονέναι καὶ κατὰ καιρὸν ἡ χρεία τῶν Οὐελιτρανῶν διά τε τὴν ἀπορίαν κουφισμοῦ δεομένοις, καὶ τὴν στάσιν ἅμα σκεδάσειν ἤλπιζον, εἰ τὸ θορυβοῦν μάλιστα καὶ συνεπηρμένον τοῖς δημαγωγοῖς ὥσπερ περίττωμα τῆς πόλεως νοσερὸν καὶ ταραχῶδες ἀποκαθαρθείη. Τούτους τε δὴ καταλέγοντες εἰς τὴν ἀποικίαν ἐξέπεμπον οἱ ὕπατοι, καὶ στρατείαν ἐπήγγελλον ἑτέροις ἐπὶ τοὺς Οὐολούσκους, ἀσχολίαν τε τῶν ἐμφυλίων μηχανώμενοι θορύβων, καὶ νομίζοντες ἐν ὅπλοις καὶ στρατοπέδῳ καὶ κοινοῖς ἀγῶσιν αὖθις γενομένους πλουσίους ὁμοῦ καὶ πένητας καὶ δήμοτικοὺς καὶ πατρικίους ἡμερώτερον [ἂν*] διατεθῆναι πρὸς ἀλλήλους καὶ ἥδιον.

XIII. Ἐνίσταντο δὲ λοιπὸν οἱ περὶ Σικίννιον καὶ Βροῦτον δημαγωγοί, βοῶντες ἔργον ὠμότατον αὐτοὺς τῷ πραοτάτῳ τῶν ὀνομάτων ἀποικίαν προσαγορεύσαντας ἀνθρώπους πένητας ὥσπερ εἰς βάραθρον ὠθεῖν, ἐκπέμποντας εἰς πόλιν ἀέρος τε νοσεροῦ καὶ νεκρῶν ἀτάφων γέμουσαν, ἀλλοextreme dearth they had among them. Now those busy prattlers that sought the people's good-will by such flattering words, perceiving great scarcity of corn to be within the city, and though there had been plenty enough, yet the common people had no money to buy it: they spread abroad false tales and rumours against the Nobility, that they, in revenge of the people, had practised and procured the extreme dearth among them. Furthermore, in the midst of this stir, there came ambassadors to Rome from the city of Velitres, that offered up their city to the Romans, and prayed them, they would send new inhabitants to replenish the same: because the plague had been so extreme among them, and had killed such a number of them, as there was not left alive the tenth person of the people that had been there before. So the wise men of Rome began to think, that the necessity of the Velitrians fell out in a most happy hour; and how, by this occasion, it was very meet, in so great a scarcity of victuals, to disburden Rome of a great number of citizens: and by this means as well to take away this new sedition, and utterly to rid it out of the city, as also to clear the same of many mutinous and seditious persons, being the superfluous ill homours that grievously fed this disease. Hereupon the Consuls pricked out all those by a bill, whom they intended to send to Velitres, to go dwell there as in form of a colony: and they levied out all the rest that remained in the city of Rome, a great number to go against the Volsces, hoping, by the mean of foreign war, to pacify their sedition at home. Moreover they imagined, when the poor with the rich, and the mean sort with the Nobility, should by this device be abroad in the wars, and in one camp, and in one service, and in one like danger, that then they would be more quiet and loving together. But Sicinius and Brutus, two seditious Tribunes, spake against either of these devices, and cried out upon the noble men, that

τρίῳ δαίμονι καὶ παλαμναίῳ συνοικιζομένους· εἶτα ὥσπερ οὐκ ἀρκουμένους τοὺς μὲν ἐπὸ λιμοῦ διολλύναι τῶν πολιτῶν, τοὺς δὲ λοιμῷ προσβάλλειν, ἔτι καὶ πόλεμον αὐθαίρετον ἐπάγειν, ὅπως μηδὲν κακὸν ἀπῇ τῆς πόλεως, ὅτι δουλεύουσα τοῖς πλουσίοις ἀπεῖπε. Τοιούτων ἀναπιμπλάμενος λόγων ὁ δῆμος οὔτε τῷ καταλόγῳ προυῄει τῶν ὑπάτων πρός τε τὴν ἀποικίαν διεβέβλητο. Τῆς δὲ βουλῆς διαπορουμένης ὁ Μάρκιος ἤδη μεστὸς ὢν ὄγκου καὶ μέγας γεγονὼς τῷ φρονήματι καὶ θαυμαζόμενος ὑπὸ τῶν κρατίστων φανερὸς ἦν μάλιστα τοῖς δημαγωγοῖς ἀνθιστάμενος. Καὶ τὴν μὲν ἀποικίαν ἀπέστειλαν, ἐπιτιμίοις μεγάλοις τοὺς λαχόντας ἐξελθεῖν ἀναγκάσαντες· πρὸς δὲ τὴν στρατείαν παντάπασιν ἀπαγορευόντων, αὐτὸς ὁ Μάρκιος τούς τε πελάτας ἀναλαβὼν καὶ τῶν ἄλλων ὅσους ἔπεισε κατέδραμε τὴν Ἀντιατῶν χώραν. Καὶ πολὺν μὲν σῖτον εὑρών, πολλῇ δὲ λείᾳ θρεμμάτων καὶ ἀνδραπόδων περιτυχών, αὐτῷ μὲν οὐδὲν ἐξείλετο, τοὺς δὲ στρατευσαμένους πολλὰ μὲν ἄγοντας ἔχων, πολλὰ δὲ φέροντας ἐπανῆλθεν εἰς τὴν Ῥώμην, ὥστε τοὺς ἄλλους μεταμελομένους καὶ φθονήσαντας τοῖς εὐπορήσασιν ἄχθεσθαι τῷ Μαρκίῳ καὶ βαρύνεσθαι τὴν δόξαν αὐτοῦ καὶ τὴν δύναμιν, ὡς ἐπὶ τὸν δῆμον αὐξομένην.

XIV. Ὀλίγου δὲ χρόνου μετῇει μὲν ὑπατείαν ὁ Μάρκιος, ἐκάμπτοντο δὲ οἱ πολλοί, καὶ τὸν δῆμον αἰδώς τις εἶχεν ἄνδρα καὶ γένει καὶ ἀρετῇ πρῶτον ἀτιμάσαι καὶ καταβαλεῖν ἐπὶ

under the gentle name of a Colony, they would cloak and colour the most cruel and unnatural fact as might be: because they sent their poor citizens into a sore infected city and pestilent air, full of dead bodies unburied, and there also to dwell under the tuition of a strange god, that had so cruelly persecuted his people. „This were (said they) even as much, as if the Senate should headlong cast down the people into a most bottomless pit; and are not yet contented to have famished some of the poor citizens heretofore to death, and to put other of them even to the mercy of the plague: but afresh they have procured a voluntary war, to the end they would leave behind no kind of misery and ill, wherewith the poor silly people should not be plagued, and only because they are weary to serve the rich.“ The common people, being set on a broil and bravery with these words, would not appear when the Consuls called their names by a bill, to prest them for the wars, neither would they be sent out to this new colony: insomuch as the Senate knew not well what to say or to do in the matter.

9. Martius then, who was now grown to great credit, and a stout man besides, and of great reputation with the noblest men of Rome, rose up, and openly spake against these flattering Tribunes. And for replenishing of the city of Velitres, he did compel those that were chosen, to go thither and to depart the city, upon great penalties to him that should disobey: but to the wars the people by no means would be brought or constrained. So Martius, taking his friends and followers with him, and such as he could by fair words intreat to go with him, did run certain forays into the dominion of the Antiates, where he met with great plenty of corn, and had a marvellous great spoil, as well of cattle as of men he had taken prisoners, whom he brought away with him, and reserved nothing for himself. Afterwards, having brought back again all his men that went out with him,

τοσούτοις καὶ τηλικούτοις εὐεργετήμασι. Καὶ γὰρ ἔθος ἦν τοῖς μετιοῦσι τὴν ἀρχὴν παρακαλεῖν καὶ δεξιοῦσθαι τοὺς πολίτας ἐν ἱματίῳ κατιόντας εἰς τὴν ἀγορὰν ἄνευ χιτῶνος, εἴτε μᾶλλον ἐκταπεινοῦντας ἑαυτοὺς τῷ σχήματι πρὸς τὴν δέησιν, εἴτε δεικνύντας οἷς ἦσαν ὠτειλαὶ προφανῆ τὰ σύμβολα τῆς ἀνδρείας. Οὐ γὰρ ὑποψίᾳ δήπου διανομῆς ἀργυρίου καὶ δεκασμῶν ἄζωστον ἐβούλοντο προσιέναι καὶ ἀχίτωνα τοῖς πολίταις τὸν δεόμενον αὐτῶν· ὀψὲ γὰρ μετὰ πολὺν χρόνον ὠνὴ καὶ πρᾶσις ἐπεισῆλθε καὶ συνεμίγη ταῖς ἐκκλησιαστικαῖς ψήφοις ἀργύριον. Ἐκ δὲ τούτου καὶ δικαστῶν θιγοῦσα καὶ στρατοπέδων ἡ δωροδοκία περιέστησεν εἰς μοναρχίαν τὴν πόλιν, ἐξανδραποδισαμένη τὰ ὅπλα τοῖς χρήμασιν. Οὐ γὰρ κακῶς ἔοικεν εἰπεῖν ὁ εἰπών, ὅτι πρῶτος κατέλυσε τὸν δῆμον ὁ πρῶτος ἑστιάσας καὶ δεκάσας. Φαίνεται δὲ κρύφα καὶ κατὰ μικρὸν ὑπορρέον οὐκ εὐθὺς ἔκδηλον ἐν Ῥώμῃ γενέσθαι τὸ κακόν. Οὐ γὰρ ἴσμεν ὅστις ἦν ὁ δεκάσας πρῶτος ἐν Ῥώμῃ δῆμον ἢ δικαστήριον· Ἀθήνησι δὲ λέγεται πρῶτος ἀργύριον δοῦναι δικασταῖς Ἄνυτος ὁ Ἀνθεμίωνος προδοσίας περὶ Πύλου κρινόμενος ἐν τοῖς Πελοποννησιακοῖς ἤδη τελευτῶσιν, ὑπηνίκα τὸ χρυσοῦν ἔτι γένος καὶ ἀκήρατον ἐν Ῥώμῃ τὴν ἀγορὰν κατεῖχεν.

XV. Ἀλλὰ τοῦ γε Μαρκίου πολλὰς ὑποφαίνοντος ὠτειλὰς ἀπὸ πολλῶν ἀγώνων, ἐν οἷς ἐπρώτευσεν ἑπτακαίδεκα ἔτη συνεχῶς στρατευόμενος, ἐδυσωποῦντο τὴν ἀρετήν, καὶ λόγον

safe and sound to Rome, and every man rich and loaden with spoil: then the home-tarriers and house-doves that kept Rome still, began to repent them that it was not their hap to go with him, and so envied both them that had sped so well in this journey; and also, of malice to Martius, they spited to see his credit and estimation increase still more and more, because they accounted him to be a great hinderer of the people. Shortly after this, Martius stood for the Consulship: and the common people favoured his suit, thinking it would be a shame to them to deny and refuse the chiefest noble man of blood, and most worthy person of Rome, and specially him that had done so great service and good to the commonwealth. For the custom of Rome was at that time, that such as did sue for any office, should for certain days before be in the market-place, only with a poor gown on their backs, and without any coat underneath, to pray the citizens to remember them at the day of election: which was thus devised, either to move the people the more, by requesting them in such mean apparel, or else because they might shew them their wounds they had gotten in the wars in the service of the commonwealth, as manifest marks and testimonies of their valiantness. Now it is not to be thought that the suitors went thus loose in a simple gown in the market-place, without any coat under it, for fear and suspicion of the common people: for offices of dignity in the city were not then given by favour or corruption. It was but of late time, and long after this, that buying and selling fell out in election of offices, and that the voices of the electors were bought for money. But after corruption had once gotten way into the election of offices, it hath run from man to man, even to the very sentence of judges, and also among captains in the wars; so as in the end, that only turned commonwealths into kingdoms, by making arms subject to money. Therefore me thinks he

ἀλλήλοις ἐδίδοσαν ὡς ἐκεῖνον ἀποδείξοντες. Ἐπεὶ δὲ τῆς ἡμέρας, ἐν ᾗ τὴν ψῆφον ἔδει φέρειν, ἐνστάσης ὁ Μάρκιος εἰς ἀγορὰν ἐνέβαλε σοβαρῶς ὑπὸ τῆς βουλῆς προπεμπόμενος, καὶ πάντες οἱ πατρίκιοι περὶ αὐτὸν ἐγένοντο φανεροὶ πρὸς μηδὲν οὕτω μηδέποτε σπουδάσαντες, ἐξέπεσον αὖθις οἱ πολλοὶ τῆς πρὸς αὐτὸν εὐνοίας, εἰς τὸ νεμεσᾶν καὶ φθονεῖν ὑποφερόμενοι. Προσῆν δὲ τῷ πάθει τούτῳ καὶ δέος, εἰ γένοιτο τῆς ἀρχῆς κύριος ἀνὴρ ἀριστοκρατικὸς καὶ τοσοῦτον ἔχων ἐν τοῖς πατρικίοις ἀξίωμα, μὴ παντάπασιν ἀφέλοιτο τοῦ δήμου τὴν ἐλευθερίαν. Οὕτω δὴ φρονήσαντες ἀπεψηφίσαντο τὸν Μάρκιον. Ὡς δ' ἀνηγορεύθησαν ἕτεροι, βαρέως μὲν ἤνεγκεν ἡ βουλὴ δοκοῦσα προπεπηλακίσθαι μᾶλλον ἑαυτὴν ἢ τὸν Μάρκιον, αὐτὸς δ' ἐκεῖνος οὐ μετρίως ἔσχεν οὐδ' ἐπιεικῶς πρὸς τὸ συμβεβηκός, ἅτε δὴ πλεῖστα τῷ θυμοειδεῖ καὶ φιλονείκῳ μέρει τῆς ψυχῆς, ὡς ἔχοντι μέγεθος καὶ φρόνημα, κεχρημένος, τὸ δ' ἐμβριθὲς καὶ τὸ πρᾷον, οὗ τὸ πλεῖστον ἀρετῇ πολιτικῇ μέτεστιν, ἐγκεκραμένον οὐκ ἔχων ὑπὸ λόγου καὶ παιδείας, οὐδὲ τὴν ἐρημίαν ξύνοικον, ὡς Πλάτων ἔλεγεν, αὐθάδειαν εἰδὼς ὅτι δεῖ μάλιστα διαφεύγειν ἐπιχειροῦντα πράγμασι κοινοῖς καὶ ἀνθρώποις ὁμιλεῖν, καὶ γενέσθαι τῆς πολλὰ γελωμένης ὑπ' ἐνίων ἀνεξικακίας ἐραστήν. Ἀλλ' ἁπλοῦς τις ὢν ἀεὶ καὶ ἀτενής, καὶ τὸ γενναῖον καὶ κρατεῖν ἁπάντων πάντως ἀνδρείας ἔργον ἡγούμενος, οὐκ ἀσθενείας καὶ μαλακίας, ἐκ τοῦ πονοῦντος καὶ πεπον-

had reason that said „he that first made banquets and gave money to the common people, was the first that took away authority and destroyed commonwealth.“ But this pestilence crept in by little and little, and did secretly win ground still, continuing a long time in Rome, before it was openly known and discovered. ... Now Martius, following this custom, shewed many wounds and cuts upon his body, which he had received in seventeen years' service at the wars, and in many sundry battles, being ever the foremost man that did set out feet to fight. So that there was not a man among the people but was ashamed of himself, to refuse so valiant a man: and one of them said to another, „we must needs choose him consul, there is no remedy.“ But when the day of election was come, and that Martius came to the market-place with great pomp, accompanied with all the Senate and the whole Nobility of the city about him, who sought to make him Consul with the greatest instance and intreaty they could, or ever attempted for any man or matter: then the love and goodwill of the common people turned straight to an hate and envy toward him, fearing to put this office of sovereign authority into his hands, being a man somewhat partial towards the Nobility, and of great credit and authority amongst the Patricians, and as one they might doubt would take away altogether the liberty from the people. Whereupon, for these considerations, they refused Martius in the end, and made two other that were suitors, Consuls. The Senate, being marvellously offended with the people, did account the shame of this refusal rather to redound to themselves than to Martius: but Martius took it in far worse part than the Senate, and was out of all patience. For he was a man too full of passion and choler, and too much given over to self-will and opinion, as one of a high mind and great courage, that lacked the gravity and affability that is gotten with judgment of learning and reason, which only

θότος μάλιστα τῆς ψυχῆς, ὥσπερ οἴδημα, τὸν θυμὸν ἀναδιδούσης, ἀπήει ταραχῆς μεστὸς ὢν καὶ πικρίας πρὸς τὸν δῆμον. Οἱ δ' ἐν ἡλικίᾳ τῶν πατρικίων, ὅ τι περ ἦν ἐν τῇ πόλει μάλιστα γαυρούμενον εὐγενείᾳ καὶ ἀνθοῦν, ἀεί τε θαυμαστῶς ἐσπουδάκεσαν περὶ τὸν ἄνδρα, καὶ τότε προσκείμενοι καὶ παρόντες οὐκ ἐπ' ἀγαθῷ τὸν θυμὸν ἐξερρίπιζον αὐτοῦ τῷ συναγανακτεῖν καὶ συναλγεῖν. Ἦν γὰρ ἡγεμὼν αὐτοῖς καὶ διδάσκαλος εὐμενὴς τῶν πολεμικῶν ἐν ταῖς στρατείαις καὶ ζῆλον ἀρετῆς ἄνευ φθόνου πρὸς ἀλλήλους γαυρῶσαι τοὺς κατορθοῦντας.

XVI. Ἐν τούτῳ δὲ σῖτος ἧκεν εἰς Ῥώμην, πολὺς μὲν ὠνητὸς ἐξ Ἰταλίας, οὐκ ἐλάττων δὲ δωρητὸς ἐκ Συρακουσῶν, Γέλωνος τοῦ τυράννου πέμψαντος· ὥστε τοὺς πλείστους ἐν ἐλπίσι γενέσθαι χρησταῖς, ἅμα τῆς ἀπορίας καὶ τῆς διαφορᾶς τὴν πόλιν ἀπαλλαγήσεσθαι προσδοκῶντας. Εὐθὺς οὖν βουλῆς ἀθροισθείσης περιχυθεὶς ὁ δῆμος ἔξωθεν ἐκαραδόκει τὸ τέλος, ἐλπίζων ἀγορᾷ τε χρήσεσθαι φιλανθρώπῳ καὶ προῖκα τὰς δωρεὰς νεμήσεσθαι. Καὶ γὰρ ἔνδον ἦσαν οἱ ταῦτα τὴν βουλὴν πείθοντες.

is to be looked for in a governor of State: and that remembered not how wilfulness is the thing of the world, which a governor of a commonwealth, for pleasing, should shun, being that which Plato called solitariness; as in the end, all men that are wilfully given to a self-opinion and obstinate mind, and who will never yield to other's reason but to their own, remain without company, and forsaken of all men. For a man that will live in the world must needs have patience, which lusty bloods make but a mock at. So Martius, being a stout man of nature, that never yielded in any respect, as one thinking that to overcome always and to have the upper hand in all matters, was a token of magnanimity and of no base and faint courage, which spitteth out anger from the most weak and passioned part of the heart, much like the matter of an impostume: went home to his house, full freighted with spite and malice against the people, being accompanied with all the lustiest young gentlemen, whose minds were nobly bent, as those that came of noble race, and commonly used for to follow and honour him. But then specially they flocked about him, and kept him company to his much harm, for they did but kindle and inflame his choler more and more, being sorry with him for the injury the people offered him; because he was their captain and leader to the wars, that taught them all martial discipline, and stirred up in them a noble emulation of honour and valiantness, and yet, without envy, praising them that deserved best.

10. In the mean season there came great plenty of corn to Rome, that had been bought, part in Italy, and part was sent out of Sicily, as given by Gelon the tyrant of Syracusa: so that many stood in great hope, that the dearth of victuals being holpen, the civil dissension would also cease. The Senate sat in council upon it immediately; the common people stood also about the palace where the council was kept, gaping what resolution would

fall out: persuading themselves that the corn they had bought should be sold good cheap, and that which was given should be divided by the poll, without paying any penny; and the rather, because certain of the Senators amongst them did so wish and persuade the same.

Akt II, Sc. 3, p. 47.

Plut. Cor. 1. *Ὁ Μαρκίων οἶκος ἐν Ῥώμῃ τῶν πατρικίων πολλοὺς παρέσχεν ἐνδόξους ἄνδρας, ὧν καὶ Μάρκιος ἦν Ἄγκος ὁ Νομᾶ θυγατριδοῦς καὶ μετὰ Τύλλον Ὁστίλιον βασιλεὺς γενόμενος. Μάρκιοι δ' ἦσαν καὶ Πόπλιος καὶ Κόϊντος οἱ πλεῖστον ὕδωρ καὶ κάλλιστον ἐν Ῥώμῃ καταγαγόντες,* καὶ Κηνσωρῖνος, ὃν δὶς ἀπέδειξε τιμητὴν ὁ Ῥωμαίων δῆμος, εἶτα ὑπ' αὐτοῦ πεισθεὶς ἐκεῖνον νόμον ἔθετο καὶ ἐψηφίσατο μηδενὶ τήν ἀρχὴν δὶς ἐξεῖναι μετελθεῖν.***

The house of the Martians at Rome was of the number of the patricians, out of the which have sprung many noble personages, whereof Ancus Martius was one, King Numa's daughter's son, who was King of Rome after Tullus Hostilius. Of the same house were Publius and Quintus, who brought to Rome their best water they had by conduits. Censorinus also came of that family, that was so surnamed because the people had chosen him censor twice, through whose persuasion they made a law that no man from thenceforth might require or enjoy the censorship twice.

* Cf. Tac. Ann. 14, 22, Frontin. de aquæd. 7: post annos CXXVII, id est anno ab u. c. DCVIII Ser. Sulpicio Galba cum L. Aurelio Cotta coss. cum Appiæ Anionisque ductus, vetustate quassati, privatorum etiam fraudibus interciperentur, datum est a senatu negotium Marcio, qui tum prætor inter cives et peregrinos ius dicebat, eorum ductuum reficiendorum ac vindicandorum. Et quoniam incrementum urbis exigere videbatur ampliorem modum aquæ, eidem mandatum a senatu est, ut curaret, quatenus alias aquas quas posset in urbem perduceret. Qui lapide quadrato ampliores ductus excitavit, perque illos aquam, quam adquisierat rei publicæ commodo, trium milium opera fabrorum duxit, cui ab auctore Marciæ nomen est. Legimus apud Fenestellam; in hæc opera Marcio decretum sestertium milies octingenties. Sed quoniam ad consummandum negotium non sufficiebat spatium præturæ, in annum alterum est prorogatum etc., also im Jahre 144/610 vom Prätor Q. Marcius Rex erbaut, 90 km lang, aus dem Sabinergebirge kommend, ward sie 1869 hergestellt und durch Porta Pia nach Rom geleitet; darüber fliefst die Aqua Claudia, 50 n. Chr. von Claudius erbaut.

** Cf. Val. M. 4, 1, 3 par Furio moderatione Marcius Rutilus Censorinus. iterum enim censor creatus ad contionem populum vocatum quam potuit gravissima oratione corripuit, quod eam potestatum bis sibi detulisset, cuius maiores, quia nimis magna videretur, tempus coartandum iudicassent, uterque recte et Censorinus et populus; alter enim ut moderate honores crederent præcepit, alter se moderato credidit. C. Marcius Rutilus, im Jahre 356/398 erster plebejischer Diktator (Liv. 7, 17. 10, 8), war Censor im Jahre 351/403 und 294/460, cf. Fasti Censor. Cn. Manlius Capitolinus Imperiosus. *C. Marcius Rutilus primus e plebe* (Liv. 7, 22. 10, 8) im Jahre 351/403, im Jahre 294/460 Cens. P. Cornelius A. f. P. n. Arvina. *C. Marcius Rutilus qui postea Censorinus appell. est.* L. f. XXX, cf. Liv. 10, 46 lustrum conditum est eo anno a P. Cornelio Arvina, C. Marcio Rutilo censoribus; censa capitum sunt millia ducenta sexaginta duo trecenta. Censores vicesimi sexti a primis censoribus, lustrum undecimum fuit.

Akt III, Sc. 1, p. 48—60.

Ὁ μέντοι Μάρκιος ἀναστὰς ὀφόδρα καθήψατο τῶν χαριζομένων τοῖς πολλοῖς, δημαγωγοὺς καὶ προδότας ἀποκαλῶν τῆς ἀριστοκρατίας καὶ σπέρματα πονηρὰ θρασύτητος καὶ ὕβρεως εἰς ὄχλον ἀφειμένα τρέφοντας καθ' αὑτῶν, ἃ καλῶς μὲν εἶχε μὴ περιϊδεῖν ἐν ἀρχῇ φυόμενα μηδ' ἰσχυρὸν ἀρχῇ τηλικαύτῃ ποιῆσαι τὸν δῆμον, ἤδη δὲ καὶ φοβερὸν εἶναι τῷ πάντα βουλομένοις αὐτοῖς ὑπάρχειν καὶ μηδὲν ἄκοντας βιάζεσθαι, μηδὲ πείθεσθαι τοῖς ὑπάτοις, ἀλλ' ἀναρχίας ἔχοντας ἡγεμόνας ἰδίους ἄρχοντας προσαγορεύειν. Ἐπιδόσεις μὲν οὖν καὶ διανομάς, ὥσπερ Ἑλλήνων οἱ κράτιστα δημοκρατούμενοι, καθέζεσθαι ψηφιζομένους ἔφη παντελῶς εἰς κοινὸν ὄλεθρον τὴν ἀπείθειαν αὐτῶν ἐφοδιάζειν. „Οὐ γὰρ χάριν γε δήπου φήσουσιν ἀπολαμβάνειν τῶν στρατειῶν, ἃς ἐγκατέλιπον, καὶ τῶν ἀποστάσεων, αἷς προήκαντο τὴν πατρίδα, καὶ τῶν διαβολῶν, ἃς ἐδέξαντο κατὰ τῆς βουλῆς· ἀλλ' ὑφιεμένους διὰ φόβον καὶ κολακεύοντας ὑμᾶς ταῦτα διδόναι καὶ συγχωρεῖν ἐλπίσαντες, οὐδὲν ἕξουσι πέρας ἀπειθείας, οὐδὲ παύσονται διαφερόμενοι καὶ στασιάζοντες. Ὥστε τοῦτο μέν ἐστι κομιδῇ μανικόν· εἰ δὲ σωφρονοῦμεν, ἀφαιρησόμεθα τὴν δημαρχίαν αὐτῶν, ἀναίρεσιν οὖσαν ὑπατείας καὶ διάστασιν τῆς πόλεως, οὐκέτι μιᾶς, ὡς πρότερον, οὔσης, ἀλλὰ δεδεγμένης τομὴν μηδέποτε συμφῦναι μηδ' ὁμοφρονῆσαι μηδὲ παύσασθαι νοσοῦντας

But Martius, standing upon his feet, did somewhat sharply take up those who went about to gratify the people therein: and called them people-pleasers, and traitors to the Nobility. „Moreover," he said, „they nourished against themselves the naughty seed and cockle of insolence and sedition, which had been sowed and scattered abroad amongst the people, which they should have cut off, if they had been wise, in their growth: and not (to their own destruction) have suffered the people to establish a magistrate for themselves, of so great power and authority as that man had to whom they had granted it. Who was also to be feared, because he obtained what he would, and did nothing but what he listed, neither passed for any obedience to the consuls, but lived in all liberty; acknowledging no superior to command him, saving the only heads and authors of their faction, whom he called his magistrates. „Therefore", said he, „they that gave counsel and persuaded, that the corn should be given out to the common people gratis, as they used to do in the cities of Greece, where the people had more absolute power, did but only nourish their disobedience, which would break out in the end, to the utter ruin and overthrow of the whole state. For they will not think it is done in recompence of their service past, sithence they know well enough they have so oft refused to go to the wars when they were commanded: neither for their mutinies when they went with us, whereby they have rebelled and forsaken their country: neither for their accusations which their flatterers have preferred unto them, and they have received, and made good against the Senate: but they will rather judge, we give and grant them this as abasing ourselves, and standing in fear of them, and glad to flatter them every way. By this means their disobedience will still grow worse and worse: and they will

ἡμᾶς καὶ ταραττομένους ὑπ' ἀλλήλων ἐάσουσαν."

XVII. *Πολλὰ τοιαῦτα λέγων ὁ Μάρκιος ὑπερφυῶς εἶχε τοὺς νέους συνενθουσιῶντας αὐτῷ καὶ τοὺς πλουσίους ὀλίγου δεῖν ἅπαντας, μόνον ἐκεῖνον ἄνδρα τὴν πόλιν ἔχειν ἀήττητον καὶ ἀκολάκευτον βοῶντας. Ἔνιοι δὲ τῶν πρεσβυτέρων ἠντιοῦντο, ὑφορώμενοι τὸ ἀποβησόμενον. Ἀπέβη δὲ χρηστὸν οὐδέν. Οἱ γὰρ δήμαρχοι παρόντες, ὡς ἤσθοντο τῇ γνώμῃ κρατοῦντα τὸν Μάρκιον, ἐξέδραμον εἰς τὸν ὄχλον μετὰ βοῆς παρακελευόμενοι συνίστασθαι καὶ βοηθεῖν αὐτοῖς τοὺς πολλούς. Ἐκκλησίας δὲ θορυβώδους γενομένης, καὶ τῶν λόγων, οὓς ὁ Μάρκιος εἶπεν, ἀναγορευθέντων, ὀλίγον ἐδέησεν ἐμπεσεῖν ὑπ' ὀργῆς φερόμενος εἰς τὴν βουλὴν ὁ δῆμος· οἱ δὲ δήμαρχοι τοῦ Μαρκίου τὴν αἰτίαν ἐποιοῦντο, καὶ πέμποντες ἐκάλουν αὐτὸν ἀπολογησόμενον. Ὡς δὲ πρὸς ὕβριν τοὺς πεμφθέντας ἐξήλασεν ὑπηρέτας, αὐτοὶ μετὰ τῶν ἀγορανόμων ἦκον ἄξοντες βίᾳ τὸν ἄνδρα, καὶ τοῦ σώματος ἐπελαμβάνοντο. Συστάντες δ' οἱ πατρίκιοι τοὺς μὲν δημάρχους ἀπετρίψαντο, τοῖς δ' ἀγορανόμοις καὶ πληγὰς ἐνέβαλον. Τότε μὲν οὖν ἑσπέρα καταλαβοῦσα τὴν ταραχὴν διέλυσεν· ἅμα δ' ἡμέρᾳ τὸν δῆμον ἐξηγοριωμένον ὁρῶντες οἱ ὕπατοι καὶ συντρέχοντα παντα-χόθεν εἰς τὴν ἀγορὰν ἔδεισαν ὑπὲρ τῆς πόλεως, καὶ τὴν βουλὴν ἀθροίσαντες ἐκέλευον σκοπεῖν, ὅπως ἐπιεικέσι λόγοις καὶ δόγμασι χρηστοῖς πραΰνωσι καὶ καταστήσωσι τοὺς πολλούς, ὡς* never leave to practise new sedition and uproars. Therefore it were a great folly for us, methinks, to do it: yea, shall I say more? we should, if we were wise, take from them their Tribuneship, which most manifestly is the embasing of the Consulship, and the cause of the division of the city. The state whereof, as it standeth, is not now as it was wont to be, but becometh dismembered in two factions, which maintains always civil dissension and discord between us, and will never suffer us again to be united into one body." Martius dilating the matter with many such like reasons, won all the young men, and almost all the rich men to his opinion: insomuch as they rang it out, that he was the only man, and alone in the city, who stood out against the people, and never flattered them. There were only a few old men that spake against him, fearing lest some mischief might fall out upon it, as indeed there followed no great good afterward. For the Tribunes of the people, being present at this consultation of the Senate, when they saw that the opinion of Martius was confirmed with the more voices, they left the Senate, and went down to the people, crying out for help, and that they would assemble to save their Tribunes. Hereupon the people ran on head in tumult together, before whom the words that Martius spake in the Senate were openly reported: which the people so stomached, that even in that fury they were ready to fly upon the whole Senate. But the Tribunes laid all the fault and burthen wholly upon Martius, and sent their sergeants forthwith to arrest him, presently to appear in person before the people, to answer the words he had spoken in the Senate. Martius stoutly withstood these officers that came to arrest him. Then the Tribunes in their own persons, accompanied with the Ædiles, went to fetch him by force, and so laid violent hands upon him. Howbeit the noble Patricians gathering together about him, made the Tribunes give back, and laid sore

οὐ φιλοτιμίας οὖσαν ὥραν οὐδ' ὑπὲρ δόξης ἅμιλλαν, εἰ σωφρονοῦσιν, ἀλλὰ καιρὸν ἐπισφαλῆ καὶ ὀξὺν εὐγνώμονος πολιτείας καὶ φιλανθρώπου δεόμενον. Εἰξάντων δὲ τῶν πλείστων προελθόντες ὡς ἐνῆν μάλιστα τῷ δήμῳ διελέγοντο καὶ κατεπράϋνον, ἀπολυόμενοί τε τὰς διαβολὰς ἐπιεικῶς καὶ τῷ νουθετοῦντι καὶ δάκνοντι μετρίως χρώμενοι, περὶ δὲ τιμῆς ὠνίων καὶ ἀγορᾶς οὐδὲν διοίσεσθαι πρὸς αὐτοὺς φάσκοντες.

XVIII. Ὡς οὖν ἐνεδίδου τὸ πολὺ τοῦ δήμου καὶ φανερὸν ἦν τῷ κοσμίως καὶ σωφρόνως ἀκούειν ἀγόμενον καὶ κηλούμενον, ἀνέστησαν οἱ δήμαρχοι, τῇ μὲν βουλῇ σωφρονούσῃ τὸν δῆμον ἀνθυπείξειν ὅσα καλῶς ἔχει φάσκοντες, τὸν δὲ Μάρκιον ἀπολογεῖσθαι κελεύοντες, εἰ μή φησιν ἐπὶ συγχύσει τῆς πολιτείας καὶ καταλύσει τοῦ δήμου τήν τε βουλὴν παροξύνειν καὶ καλούμενος ὑπ' αὐτῶν ἀπειθῆσαι, τέλος δὲ τοὺς ἀγορανόμους τύπτων ἐν ἀγορᾷ καὶ προπηλακίζων ἐμφύλιον, ὅσον ἐπ' αὐτῷ, πόλεμον ἐξεργάσασθαι καὶ προαγαγεῖν εἰς ὅπλα τοὺς πολίτας. Ἔλεγον δὲ ταῦτα βουλόμενοι τὸν Μάρκιον ἢ ταπεινὸν ἀποδεῖξαι, παρὰ φύσιν ὑφέντα τὸ φρόνημα καὶ θεραπεύοντα τὸν δῆμον, ἢ τῇ φύσει χρώμενον ἀνήκεστον ἀπεργάσασθαι τὴν πρὸς αὑτὸν ὀργήν· ὃ μᾶλλον ἤλπιζον ὀρθῶς στοχαζόμενοι τοῦ ἀνδρός. Ἔστη μὲν γὰρ ὡς ἀπολογησόμενος, καὶ παρέσχεν αὐτῷ σιωπὴν καὶ ἡσυχίαν ὁ δῆμος· ὡς δ' ἤρξατο πρὸς τοὺς ἀνθρώπους δεητικόν τινα λόγον προσδεχομένους οὐ μόνον ἐπαχθεῖ

upon the Ædiles: so for that time the night parted them, and the tumult appeased. The next morning betimes, the Consuls seeing the people in an uproar, running to the market-place out of all parts of the city, they were afraid lest all the city would together by the ears: wherefore assembling the Senate in all haste, they declared how it stood them upon, to appease the fury of the people with some gentle words or grateful decrees in their favour: and moreover, like wise men they should consider, it was now no time to stand at defence and in contention, nor yet to fight for honour against the commonalty, they being fallen to so great an extremity, and offering such imminent danger. Wherefore they were to consider temperately of things, and to deliver some present and gentle pacification. The most part of the Senators that were present at this council, thought this opinion best, and gave their consents unto it. Whereupon the Consuls rising out of council, went to speak unto the people as gently as they could, and they did pacify their fury and anger, purging the Senate of all the unjust accusations, laid upon them, and used great modesty in persuading them, and also in reproving the faults they had committed.

And as for the rest, that touched the sale of corn, they promised there should be no disliking offered them in the price. So the most part of the people being pacified, and appearing so plainly by the great silence that was among them, as yielding to the Consuls and liking well of their words: the Tribunes then of the people rose out of their seats, and said: „Forasmuch as the Senate yielded unto reason, the people also for their part, as became them, did likewise give place unto them: but notwithstanding, they would that Martius should come in person to answer to the articles they had devised. First, whether he had not solicited and procured the Senate to change the present state of the commonweal, and to take the sovereign authority

παρρησίᾳ χρῆσθαι καὶ πλείονι κατηγορίᾳ τῆς παρρησίας, ἀλλὰ καὶ τόνῳ φωνῆς καὶ διαθέσει προσώπου τὴν ἐγγὺς ὑπεροψίας καὶ ὀλιγωρίας ἀφοβίαν ἐπιδεικνύμενος, ὁ μὲν δῆμος ἐξετραχύνθη καὶ φανερὸς ἦν δυσανασχετῶν καὶ βαρυνόμενος τοῖς λεγομένοις, τῶν δὲ δημάρχων ὁ θρασύτατος Σικίννιος μικρὰ τοῖς συνάρχουσι διαλεχθείς, εἶτ' εἰς μέσον ἀναγορεύσας, ὡς θάνατος ὑπὸ τῶν δημάρχων τοῦ Μαρκίου κατέγνωσται, προσέταξε τοῖς ἀγορανόμοις ἀναγαγόντας αὐτὸν ἐπὶ τὴν ἄκραν εὐθὺς ὧσαι κατὰ τῆς ὑποκειμένης φάραγγος. Ἁπτομένων δὲ τῶν ἀγορανόμων τοῦ σώματος ἔδοξε μὲν καὶ τῶν δημοτῶν πολλοῖς φρικτὸν εἶναι τὸ γιγνόμενον καὶ ὑπερήφανον, οἱ δὲ πατρίκιοι παντάπασιν ἐκστάντες καὶ περιπαθήσαντες ὥρμησαν ἀπὸ κρανγῆς βοηθεῖν, οἱ δὲ καὶ χερσὶ τοὺς ἐπιλαμβανομένους ἀνείργοντες καὶ καταμιγνύντες ἑαυτοῖς τὸν Μάρκιον· ἔνιοι δὲ καὶ τὰς χεῖρας ὀρέγοντες ἐδέοντο τῶν πολλῶν, ἐπειδὴ λόγου τε καὶ φωνῆς οὐδὲν ἔργον ἦν ἐν ἀκοσμίᾳ τοσαύτῃ καὶ θορύβοις, ἄχρι οὗ συμφρονήσαντες οἱ φίλοι καὶ οἰκεῖοι τῶν δημάρχων, ὡς ἄνευ φόνου πολλοῦ τῶν πατρικίων οὐκ ἔστιν ἐξαγαγεῖν οὐδὲ κολάσαι τὸν Μάρκιον, ἔπεισαν αὐτοὺς ἀφελεῖν τῆς τιμωρίας τὸ ἀλλόκοτον καὶ βαρύ, μὴ βίᾳ μηδ' ἄκριτον ἀποκτιννύντας, ἀλλὰ τῷ δήμῳ ψῆφον ἐπενεγκεῖν ἀποδόντας. Ἐκ τούτου καταστὰς ὁ Σικίννιος ἠρώτα τοὺς πατρικίους, τί βουλόμενοι τὸν Μάρκιον ἀφαιροῦνται τοῦ δήμου βουλομένου κολάζειν. Ἐκείνων δὲ

out of the people's hands? Next, when he was sent for by authority of their officers, why he did contemptuously resist and disobey? Lastly, seeing he had driven and beaten the Ædiles into the market-place before all the world: if, in doing this, he had not done as much as in him lay, to raise civil wars, and to set one citizen against another?" All this was spoken to one of these two ends, either that Martius, against his nature, should be constrained to humble himself and to abase his haughty and fierce mind: or else, if he continued still in his stoutness, he should incur the people's displeasure and ill-will so far, that he should never possibly win them again. Which they hoped would rather fall out so, than otherwise: as indeed they guessed unhappily, considering Martius' nature and disposition.

11. So Martius came and presented himself to answer their accusations against him, and the people held their peace, and gave attentive ear, to hear what he would say. But where they thought to have heard very humble and lowly words come from him, he began not only to use his wonted boldness of speaking (which of itself was very rough and unpleasant, and did more aggravate his accusation, than purge his innocency) but also gave himself in his words to thunder, and look therewithal so grimly, as though he made no reckoning of the matter. This stirred coals among the people, who were in wonderful fury at it, and their hate and malice grew so toward him, that they could hold no longer, bear, nor endure his bravery and careless boldness. Whereupon Sicinius, the cruellest and stoutest of the Tribunes, after he had whispered a little with his companions, did openly pronounce, in the face of all the people, Martius as condemned by the Tribunes to die. Then presently he commanded the Ædiles to apprehend him, and carry him straight to the rock Tarpeian, and to cast him headlong down the same. When the Ædiles came to lay hands upon

πάλιν ἀντερωτώντων· „Τί μὲν οὖν διανοεῖσθε καὶ τί βούλεσθε ὑμεῖς, ἄνδρα Ῥωμαίων ἐν τοῖς ἀρίστοις ἄνευ κρίσεως ἐπὶ τιμωρίαν ὠμὴν καὶ παράνομον οὕτως ἄγοντες;“ „Ἀλλὰ ταύτην μέν“ εἶπεν ὁ Σικίννιος, „ὑμεῖς μὴ ποιεῖσθε πρόφασιν διαφορᾶς καὶ στάσεως πρὸς τὸν δῆμον· ὃ γὰρ ἀξιοῦτε, δίδωσιν ὑμῖν, κριθῆναι τὸν ἄνδρα. Σοὶ δέ, Μάρκιε, προαγορεύομεν εἰς τρίτην ἀγορὰν παρεῖναι καὶ πείθειν τοὺς πολίτας, εἰ μηδὲν ἀδικεῖς, ὡς ψήφῳ κριοῦντας.“

Martius to do that they were commanded, divers of the people themselves thought it too cruel and violent a deed. The noblemen, being much troubled to see so much force and rigour used, began to cry aloud „help Martius“: so those that laid hands on him being repulsed, they compassed him in round among themselves, and some of them, holding up their hands to the people, besought them not to handle him thus cruelly. But neither their words nor crying out could aught prevail, the tumult and hurlyburly was so great, until such time as the Tribunes' own friends and kinsmen, weighing with themselves the impossibleness to convey Martius to execution without great slaughter and murder of the nobility, did persuade and advise not to proceed in so violent and extraordinary a sort, as to put such a man to death without lawful process in law, but that they should refer the sentence of his death to the free voice of the people. Then Sicinius, bethinking himself a little, did ask the Patricians, for what cause they took Martius out of the officers' hands that went to do execution? The Patricians asked him again, why they would of themselves so cruelly and wickedly put to death so noble and valiant a Roman as Martius was, and that without law and justice? „Well then,“ said Sicinius, „if that be the matter, let there be no quarrel or dissension against the people: for they do grant your demand, that his cause shall be heard according to the law. Therefore,“ said he to Martius, „we do will and charge you to appear before the people, the third day of our next sitting and assembly here, to make your purgation for such articles as shall be objected against you, that by free voice the people may give sentence upon you as shall please them.“

Akt III, Sc. 2 u. 3, p. 60—69.

XIX. *Τότε μὲν οὖν ἠγάπησαν οἱ πατρίκιοι τὴν διάλυσιν, καὶ τὸν Μάρκιον ἀσμένως ἔχοντες ἀπῆλθον. Ἐν*

The noblemen were glad then of the adjournment, and were much pleased they had gotten Martius out of this danger. In the mean space

δὲ τῷ μεταξὺ χρόνῳ τῆς τρίτης ἀγορᾶς (ἀγορὰς δὲ ποιοῦσι Ῥωμαῖοι δι' ἡμέρας ἐνάτης, νουνδίνας καλοῦντες) ἐλπίδα μὲν αὐτοῖς παρέσχε διακρούσεως στρατεία γενομένη πρὸς Ἀντιάτας, ὡς μῆκος ἔξουσα καὶ χρόνον, ἐν ᾧ χειροήθης ὁ δῆμος ἔσται τῆς ὀργῆς ἀπομαρανθείσης ἢ παντελῶς ἐκπεσούσης δι' ἀσχολίαν καὶ πόλεμον· ἔπειτα δ', ὡς ταχὺ διαλυσάμενοι πρὸς τοὺς Ἀντιάτας ἐπανῆλθον, ἐγίνοντο σύνοδοι τῶν πατρικίων πολλάκις, δεδιότων καὶ σκοπούντων, ὅπως τόν τε Μάρκιον οὐ προήσονται τόν τε δῆμον αὖθις οὐ παρέξουσιν ἐκταράττειν τοῖς δημαγωγοῖς. Ἄππιος μὲν οὖν Κλαύδιος αἰτίαν ἔχων ἐν τοῖς μάλιστα μισόδημος εἶναι διεμαρτύρετο, λέγων τήν τε βουλὴν αὐτοὺς ἀναιρήσειν καὶ προήσεσθαι παντάπασι τὴν πολιτείαν, εἰ κύριον τῆς ψήφου κατὰ τῶν πατρικίων δέξονται γενόμενον τὸν δῆμον· οἱ δὲ πρεσβύτατοι καὶ δημοτικώτατοι τοὐναντίον ἠξίουν οὐ χαλεπὸν οὐδὲ βαρὺν, ἀλλὰ πρᾷον καὶ φιλάνθρωπον ὑπὸ τῆς ἐξουσίας ἔσεσθαι τὸν δῆμον· οὐ γὰρ καταφρονοῦντι τῆς βουλῆς, ἀλλ' οἰομένῳ καταφρονεῖσθαι τιμὴν καὶ παραμυθίαν γενήσεσθαι τὴν κρίσιν, ὥσθ' ἅμα τὴν ψῆφον λαβόντας ἀποθήσεσθαι τὴν ὀργήν.

XX. Ὁρῶν οὖν ὁ Μάρκιος εὐνοίᾳ μὲν αὐτοῦ, φόβῳ δὲ τοῦ δήμου τὴν σύγκλητον ἀπορουμένην, ἠρώτησε τοὺς δημάρχους, τί κατηγοροῦσιν αὐτοῦ καὶ περὶ τίνος κριθησόμενον ἐπὶ τὸν δῆμον ἐξάγουσιν. Εἰπόντων δ' ἐκείνων, ὅτι τυραννίς ἐστι τὸ

before the third day of their next session came about, the same being kept every ninth day continually at Rome, whereupon they call it now in Latin Nundinæ: there fell out war against the Antiates, which gave some hope to the nobility that this war would hold them so long, as that the fury of the people against him would be well suaged, or utterly forgotten, by reason of the trouble of the wars. But contrary to expectation, the peace was concluded presently with the Antiates, and the people returned again to Rome. Then the Patricians assembled oftentimes together, to consult how they might stand to Martius, and keep the Tribunes from occasion to cause the people to mutine again, and rise against the Nobility.

And there Appius Claudius (one that was taken ever as an heavy enemy to the people) did avow and protest, that they would utterly abase the authority of the Senate, and destroy the commonweal, if they would suffer the common people to have authority by voices to give judgment against the Nobility. On the other side again, the most ancient Senators, and such as were given to favour the common people, said: „that when the people should see they had authority of life and death in their hands, they would not be so cruel and fierce, but gentle and civil. More also, that it was not for contempt of Nobility or the Senate that they sought to have the authority of justice in their hands, as a pre-eminence and prerogative of honour: but because they feared, that themselves should be contemned and hated of the Nobility. So as they were persuaded, that so soon as they gave them authority to judge by voices, they would leave all envy and malice to condemn any.“ Martius, seeing the Senate in great doubt how to resolve, partly for the love and goodwill the nobility did bear him, and partly for the fear they stood in of the people: asked aloud of the Tribunes, „what matter they would burden him with?“ The Tribunes answered him, „that they

ἔγκλημα καὶ τυραννεῖν διανοούμενον ἀποδείξουσιν αὐτόν, οὕτως ἐξαναστὰς αὐτὸς ἔφη πρὸς τὸν δῆμον ἤδη βαδίζειν ἀπολογησόμενος καὶ μηδένα τρόπον κρίσεως μηδὲ, ἂν ἁλῷ, κολάσεως παραιτεῖσθαι· „μόνον ὅπως“ ἔφη „τοῦτο κατηγορήσητε καὶ μὴ ψεύσησθε τὴν βουλήν.“ Ὡς δ' ὡμολόγησαν, ἐπὶ τούτοις ἡ κρίσις ἐγίνετο. Συνελθόντος δὲ τοῦ δήμου πρῶτον μὲν οὐ κατὰ λόχους, ἀλλὰ κατὰ φυλὰς ἐβιάζοντο γίνεσθαι τὴν ψηφοφορίαν, τῶν εὐπόρων καὶ γνωρίμων καὶ στρατευομένων τὸν ἄπορον καὶ πολυπράγμονα καὶ τοῦ καλοῦ φροντίζοντα μηδὲν ὄχλον ἐπίπροσθεν ταῖς ψήφοις ποιοῦντες. Ἔπειτα τὴν τυραννίδος ἀφέντες αἰτίαν ἀναπόδεικτον οὖσαν, ἐκείνων πάλιν ἐμέμνηντο τῶν λόγων, οὓς ὁ Μάρκιος πρότερον εἶπεν ἐν τῇ βουλῇ, κωλύων μὲν ἐπευωνίσαι τὴν ἀγοράν, ἀφελέσθαι δὲ τὴν δημαρχίαν τοῦ δήμου κελεύων. Καινὸν δὲ κατηγόρησαν αὐτοῦ κατηγόρημα τὴν διανομὴν τῶν λαφύρων, ἃ λαβὼν ἐκ τῆς Ἀντιατῶν χώρας οὐκ ἐνήνεγκεν εἰς τὸ δημόσιον, ἀλλὰ διένειμε τοῖς μεθ' αὑτοῦ στρατευομένοις· ὑφ' οὗ δὴ καὶ μάλιστα λέγεται διαταραχθῆναι τὸν Μάρκιον. Οὐ γὰρ προσεδόκησεν οὐδ' εὐπόρησε πρὸς τὸν ὄχλον ἐκ τοῦ παραυτίκα λόγων πιθανῶν, ἀλλ' ἐπαινοῦντι τοὺς στρατευσαμένους ἐθορύβησαν αὐτῷ πλείονες ὄντες οἱ μὴ στρατευσάμενοι. Τέλος δ' οὖν ταῖς φυλαῖς τῆς ψήφου δοθείσης αἱ καθαιροῦσαι τρεῖς ἐγένοντο. Ἦν δὲ τίμημα τῆς καταδίκης ἀΐδιος φυγή. Μετὰ δὲ τὴν ἀναγόρευσιν ὁ μὲν δῆμος

would shew how he did aspire to be King, and would prove that all his actions tended to usurp tyrannical power over Rome.“ Martius with that, rising upon his feet, said: „that thereupon he did willingly offer himself to the people, to be tried upon that accusation: and that if it were proved by him, he had so much as once thought of any such matter, that he would then refuse no kind of punishment they would offer him: conditionally (quoth he) that you charge me with nothing else beside, and that ye do not also abuse the Senate.“ They promised they would not. Under these conditions the judgment was agreed upon, and the people assembled.

12. And first of all the Tribunes would in any case (whatsoever became of it) that the people should proceed to give their voices by Tribes, and not by hundreds: for by this means the multitude of the poor needy people (and all such rabble as had nothing to lose, and had less regard of honesty before their eyes) came to be of greater force (because their voices were numbered by the poll) than the noble honest citizens, whose persons and purse did dutifully serve the commonwealth in their wars. And then, when the Tribunes saw they could not prove he went about to make himself King, they began to broach afresh the former words, that Martius had spoken in the Senate, in hindering the distribution of the corn at mean price unto the common people, and persuading also to take the office of Tribuneship from them. And for the third, they charged him anew, that he had not made the common distribution of the spoil he had gotten in the invading the territories of the Antiates: but had of his own authority divided it among them who were with him in that journey. But this matter was most strange of all to Martius, looking least to have burdened with that as with any matter of offence. Whereupon being burdened on the sudden, and having no ready excuse to make even at that instant: he began to fall a praising of the sol-

οὐδέποτε νικήσας μάχῃ πολεμίους τοσοῦτον ἐφρόνησεν, ὅσον τότε φρονῶν καὶ γεγηθὼς ἀπῆει, τὴν δὲ βουλὴν ἄχος ἔσχε καὶ κατήφεια δεινὴ μεταμελομένην καὶ δυσφοροῦσαν ἐπὶ τῷ μὴ πάντα ποιῆσαι καὶ παθεῖν πρότερον ἢ περιϋδεῖν ὑβρίσαντα καὶ χρησάμενον ἐξουσίᾳ τοσαύτῃ τὸν δῆμον. Οὐδὲν δ' ἔδει τότε πρὸς διάγνωσιν ἐσθῆτος ἢ παρασήμων ἑτέρων, ἀλλ' εὐθὺς ἦν δῆλος ὅτι δημότης ὁ χαίρων καὶ ὁ δυσφορῶν ὅτι πατρίκιος.

XXI. *Πλὴν αὐτὸς ὁ Μάρκιος ἀνέκπληκτος καὶ ἀταπείνωτος καὶ σχήματι καὶ βαδίσματι καὶ προσώπῳ καθεστηκὼς ἐν πᾶσι τοῖς ἄλλοις ἐφαίνετο πεπονθόσιν ἀσυμπαθὴς ἑαυτῷ μόνος, οὐχ ὑπὸ λογισμοῦ καὶ πραότητος, οὐδὲ τῷ φέρειν μετρίως τὸ συμβεβηκός, ἀλλ' ἐμπαθὴς ὢν ὑπ' ὀργῆς καὶ βαρυφροσύνης, ὅπερ ἀγνοοῦσιν οἱ πολλοὶ λύπην οὖσαν. Ὅταν γὰρ εἰς θυμὸν μεταβάλῃ, καθάπερ ἐκπυρωθεῖσα τὸ ταπεινὸν ἀποβάλλει καὶ ἀργόν· ᾗ καὶ δοκεῖ δραστικὸς ὁ θυμούμενος ὡς θερμὸς ὁ πυρέττων, οἷον ἐν σφυγμῷ καὶ διατάσει καὶ ὄγκῳ γενομένης τῆς ψυχῆς. Ἐδήλωσε δὲ τοῖς ἔργοις αὐτίκα μάλα τὴν διάθεσιν ταύτην ὁ Μάρκιος.*

diers that had served with him in that journey. But those that were not with him, being the greater number, cried out so loud, and made such a noise, that he could not be heard. To conclude, when they came to tell the voices of the Tribes, there were three voices odd, which condemned him to be banished for ever. After declaration of the sentence, the people made such joy, as they never rejoiced more for any battle they had won upon their enemies, they were so brave and lively, and went home so jocundly from the assembly, for triumph of this sentence.

The Senate again, in contrary manner, were as sad and heavy, repenting themselves beyond measure, that they had not rather determined to have done and suffered anything whatsoever, before the common people should so arrogantly and outrageously have abused their authority. There needed no difference of garments, I warrant you, nor outward shows, to know a Plebeian from a Patrician, for they were easily discerned by their looks. For he that was on the people's side looked cheerfully on the matter: but he that was sad and hung down his head, he was sure of the noblemen's side: saving Martius alone, who neither in his countenance nor in his gait did ever shew himself abashed, or once let fall his great courage: but he only, of all other gentlemen that were angry at his fortune, did outwardly shew no manner of passion, nor care at all of himself. Not that he did patiently bear and temper his evil hap in respect of any reason he had, or by his quiet condition: but because he was so carried away with the vehemency of anger and desire of revenge, that he had no sense nor feeling of the hard state he was in: which the common people judge not to be sorrow, although indeed it be the very same.

For when sorrow (as you would say) is set on fire, then it is converted into spite and malice, and driveth away for that time all faint-

ness of heart and natural fear. And this is the cause why the choleric man is so altered and mad in his actions, as a man set on fire with a burning ague: for when a man's heart is troubled within, his pulse will beat marvellous strongly. Now that Martius was even in that taking it appeared true soon after by his doings.

Akt IV, Sc. 1, p. 70—74.

Εἰσελθὼν γὰρ οἴκαδε, καὶ τὴν μητέρα καὶ τὴν γυναῖκα μετὰ κλαυθμοῦ καὶ βοῆς ὀλοφυρομένας ἀσπασάμενος καὶ κελεύσας μετρίως φέρειν τὸ συμβεβηκός, εὐθὺς ἀπιὼν ἐβάδιζεν ἐπὶ τὰς πύλας. Ἐκεῖ δὲ τῶν πατρικίων ὁμοῦ τι πάντων προπεμπόντων αὐτὸν οὔτε τι λαβὼν οὔτε τινὸς δεηθεὶς ἀπηλλάττετο, τρεῖς ἢ τέτταρας πελάτας ἔχων περὶ αὐτόν. Ἡμέρας δ' ὀλίγας ἔν τισιν ἀγροῖς αὐτὸς καθ' ἑαυτὸν ὑπὸ πολλῶν διενεχθεὶς διαλογισμῶν, οἵους ὁ θυμὸς ὑπέβαλλεν, ὥστ' οὔτ' εἰς καλὸν οὔτε συμφέρον οὐδέν, ἀλλ' ἢ τὸ Ῥωμαίους μετελθεῖν, ἐγίνωσκε πόλεμόν τινα βαρὺν καὶ ὅμορον ἀναστῆσαι ἐπ' αὐτούς. Ὥρμησεν οὖν διαπειρᾶσθαι πρῶτον Οὐολοίσκων, ἀκμάζοντας μὲν εἰδὼς ἔτι καὶ σώμασι καὶ χρήμασι, ταῖς δὲ γεγενημέναις ἕναγχος ἥτταις οὐ τοσοῦτον ἀπολωλέναι τῆς δυνάμεως, ὅσον ἐγγεγονέναι φιλονεικίας αὐτοῖς καὶ ὀργῆς οἰόμενος.

For when he was come home to his house again, and had taken his leave of his mother and wife, finding them weeping and shrieking out for sorrow, and had also comforted and persuaded them to be content with his chance: he went immediately to the gate of the city, accompanied with a great number of Patricians, that brought him thither, from whence he went on his way with three or four of his friends only, taking nothing with him, nor requesting anything of any man. So he remained a few days in the country at his houses, turmoiled with sundry sorts and kinds of thoughts, such as the fire of his choler did stir up.

13. In the end, seeing he could resolve no way to take a profitable or honourable course, but only was pricked forward still to be revenged of the Romans: he thought to raise up some great wars against them, by their nearest neighbours. Whereupon he thought it his best way, first to stir up the Volsces against them, knowing they were yet able enough in strength and riches to encounter them, notwithstanding their former losses they had received not long before, and that their power was not so much impaired, as their malice and desire was increased to be revenged of the Romans.

Act IV, Sc. 4 u. 5, p. 76—83.

XXII. *Ἦν δέ τις ἀνὴρ ἐξ Ἀντίου πόλεως διά τε πλοῦτον καὶ ἀνδρείαν καὶ γένους ἐπιφάνειαν ἀξίωμα βασι-*

Now in the city of Antium there was one called Tullus Aufidius, who for his riches, as also for his nobility and valiantness, was honoured

λικὸν ἔχων ἐν πᾶσιν Οὐολούσκοις. ὄνομα Τύλλος Ἀμφίδιος Ὑπὸ τούτου μισούμενον ὁ Μάρκιος ἑαυτὸν ὡς οὐδένα Ῥωμαίων ἐγίνωσκε· πολλάκις γὰρ ἐν ἀπειλαῖς καὶ προκλήσεσι κατὰ τὰς μάχας γενόμενοι, καὶ κομπάσαντες διὰ τὸ ἐνάμιλλον, οἷα νεανιῶν πολεμικῶν φιλοτιμίαι καὶ ζῆλοι φέρουσιν, ἴδιον προσεκτήσαντο τῷ κοινῷ τὸ κατ' ἀλλήλων ἔχθος. Οὐ μὴν ἀλλὰ μέγεθός τι φρονήματος ἔχοντα τὸν Τύλλον ὁρῶν, καὶ μάλιστα δὴ Οὐολούσκων ἐπιθυμοῦντα Ῥωμαίους λαβὴν παρασχόντας ἐν μέρει κολοῦσαι, μαρτυρίαν ἀπέλιπε τῷ εἰπόντι· „Θυμῷ μάχεσθαι χαλεπόν· ὃ γὰρ ἂν θέλῃ, ψυχῆς ὠνεῖται.“ Λαβὼν γὰρ ἐσθῆτα καὶ σκευήν, ἐν ᾗ μάλιστα μὴ δόξειν ὃς ἦν ἔμελλεν ὁρώμενος, ὥσπερ Ὀδυσσεὺς

Ἀνδρῶν δυσμενέων κατέδυ πόλιν.

XXIII. Ἦν δ' ἑσπέρα, καὶ πολλοὶ μὲν αὐτῷ προσετύγχανον, ἐγνώριζε δ' οὐδείς. Ἐβάδιζεν οὖν ἐπὶ τὴν οἰκίαν τοῦ Τύλλου, καὶ παρεισελθὼν ἄφνω πρὸς τὴν ἑστίαν ἐκάθισε σιωπῇ, καὶ τὴν κεφαλὴν ἐγκαλυψάμενος ἡσυχίαν εἶχεν. Οἱ δὲ κατὰ τὴν οἰκίαν θαυμάσαντες ἀναστῆσαι μὲν οὐκ ἐτόλμησαν (ἦν γάρ τι καὶ περὶ αὐτὸν ἀξίωμα καὶ τοῦ σχήματος καὶ τῆς σιωπῆς), ἔφρασαν δὲ τῷ Τύλλῳ περὶ δεῖπνον ὄντι τὴν ἀτοπίαν τοῦ πράγματος. Ὁ δ' ἐξανιστὰς ἦκε πρὸς αὐτὸν καὶ ἀνέκρινε, τίς ὢν ἀφῖκται καὶ τίνων δεόμενος. Οὕτως οὖν ὁ Μάρκιος ἀποκαλυψάμενος καὶ μικρὸν ἀνασχών „Εἰ μήπω με γινώσκεις, ὦ Τύλλε“ εἶπεν „ἀλλ' ὁρῶν ἀπιστεῖς,

among the Volsces as a king. Martius knew very well that Tullus did more malice and envy him than he did all the Romans besides: because that many times, in battles where they met, they were ever at the encounter one against another, like lusty courageous youths striving in all emulation of honour, and had encountered many times together. Insomuch as, besides the common quarrel between them, there was bred a marvellous private hate one against another. Yet notwithstanding, considering that Tullus Aufidius was a man of a great mind, and that he above all other of the Volsces most desired revenge of the Romans, for the injuries they had done unto them: he did an act that confirmed the words of an ancient poet to be true, who said:

It is a thing full hard, man's anger to withstand,
If it be stiffly bent to take an enterprise in hand.
For then most men will have the thing that they desire,
Although it cost their lives therefore, such force hath wicked ire.

And so did he. — For he disguised himself in such array and attire as he thought no man could ever have known him for the person he was, seeing him in that apparel he had upon his back, and as Homer said of Ulysses: „So did he enter into the enemies' town.“ It was even twilight when he entered the city of Antium, and many people met him in the streets, but no man knew him. So he went directly to Tullus Aufidius' house; and when he came thither he got him up straight to the chimney-hearth, and sat him down, and spake not a word to any man, his face all muffled over. They of the house, spying him, wondered what he should be, and yet they durst not bid him rise. For ill-favouredly muffled and disguised as he was, yet there appeared a certain majesty in his countenance and in his silence: whereupon they went to Tullus, who was at supper, to tell him of the strange disguising of this man.

ἀνάγκη με κατήγορον ἐμαυτοῦ γενέσθαι· Γάϊός εἰμι Μάρκιος, ὁ πλεῖστα σὲ καὶ Οὐολούσκους ἐργασάμενος κακὰ καὶ τὴν οὐκ ἐῶσαν ἀρνεῖσθαι ταῦτα περιφέρων προσηγορίαν τὸν Κοριολανόν. Οὐδὲν γὰρ ἄλλο τῶν πολλῶν πόνων καὶ κινδύνων ἐκείνων ἐκτησάμην ἔπαθλον ἢ τὸ παράσημον ὄνομα τῆς πρὸς ὑμᾶς ἔχθρας. Καὶ τοῦτό μοι περίεστιν ἀναφαίρετον· τὰ δ' ἄλλα ὁμοῦ πάντα φθόνῳ δήμου καὶ ὕβρει, μαλακίᾳ δὲ καὶ προδοσίᾳ τῶν ἐν τέλει καὶ ἰσοτίμων ἀπεστέρημαι, καὶ φυγὰς ἐλήλαμαι καὶ γέγονα τῆς ἑστίας τῆς σῆς ἱκέτης, οὐχ ὑπὲρ ἀδείας καὶ σωτηρίας (τί γὰρ ἔδει με δεῦρο ἥκειν φοβούμενον ἀποθανεῖν;) ἀλλὰ δίκας λαβεῖν χρήζων, καὶ λαμβάνων ἤδη παρὰ τῶν ἐκβαλλόντων τῷ σὲ ποιεῖν ἐμαυτοῦ κύριον. Εἰ μὲν οὖν ἐστί σοι θυμὸς ἐπιχειρεῖν τοῖς πολεμίοις, ἴθι ταῖς ἐμαῖς συμφοραῖς, ὦ γενναῖε, χρῆσαι, καὶ κοινὸν εὐτύχημα ποίησον Οὐολούσκων τὴν ἐμὴν ἀτυχίαν, τοσούτῳ βέλτιον ὑπὲρ ὑμῶν πολεμήσοντος ἢ πρὸς ὑμᾶς, ὅσῳ πολεμοῦσι βέλτιον οἱ γινώσκοντες τὰ παρὰ τοῖς πολεμίοις τῶν ἀγνοούντων. Εἰ δ' ἀπείρηκας, οὔτ' ἐγὼ βούλομαι ζῆν οὔτε σοὶ καλῶς ἔχει σώζειν πάλαι μὲν ἐχθρὸν ἄνδρα καὶ πολέμιον, νῦν δ' ἀνωφελῆ καὶ ἄχρηστον." Ὡς οὖν ταῦτα ὁ Τύλλος ἤκουσεν, ἥσθη τε θαυμαστῶς καὶ τὴν δεξιὰν ἐμβαλών „Ἀνίστασο" εἶπεν „ὦ Μάρκιε, καὶ θάρρει. Μέγα γὰρ ἐμῖν ἀγαθὸν ἥκεις διδοὺς σεαυτόν, ἔλπιζε δὲ μείζονα παρὰ Οὐολούσκων." Καὶ τότε μὲν εἰστία φιλοφρονούμενος τὸν

Tullus rose presently from the board, and coming towards him, asked him what he was, and wherefore he came. Then Martius unmuffled himself, and after he had paused awhile, making no answer, he said unto him, If thou knowest me not yet, Tullus, and seeing me, dost not perhaps believe me to be the man I am indeed, I must of necessity betray myself to be that I am. I am Caius Martius, who hath done to thyself particularly, and to all the Volsces generally, great hurt and mischief, which I cannot deny for my surname of Coriolanus that I bear: for I never had other benefit nor recompense of the true and painful service I have done, and the extreme dangers I have been in, but this only surname, a good memory and witness of the malice and displeasure thou shouldst bear me. Indeed the name only remaineth with me; for the rest, the envy and cruelty of the people of Rome have taken from me, by the sufferance of the dastardly nobility and magistrates, who have forsaken me, and let me be banished by the people. This extremity hath now driven me to come as a poor suitor to take thy chimney-hearth, not of any hope I have to save my life thereby, — for if I had feared death I would not have come hither to have put myself in hazard, — but pricked forward with desire to be revenged of them that thus have banished me, which now I do begin, in putting my person into the hands of their enemies. Wherefore, if thou hast any heart to be wrecked of the injuries thy enemies have done thee, speed thee now, and let my misery serve thy turn, and so use it as my service may be a benefit to the Volsces: promising thee that I will fight with better good will for all you, than I did when I was against you, knowing that they fight more valiantly who know the force of the enemy, than such as have never proved it. And if it be so that thou dare not, and that thou art weary to prove fortune any more, then I am also weary to live any longer. And it were

Μάρκιον, ἐν δὲ ταῖς ἐπιούσαις ἡμέραις ἐβουλεύοντο περὶ τοῦ πολέμου καθ' ἑαυτούς . . . . . .

XXVI. *Ὁ δὲ Μάρκιος καὶ Τύλλος ἐν Ἀντίῳ τοῖς δυνατωτάτοις κρύφα διελέγοντο καὶ παρεκάλουν, ἕως στασίαζουσιν οἱ Ῥωμαῖοι πρὸς ἀλλήλους, τὸν πόλεμον ἐξενεγκεῖν . . . Ἐκ τούτου συναγαγὼν ἐκκλησίαν πάνδημον ὁ Τύλλος, ἐπεὶ τὸν πόλεμον ἐψηφίσαντο, συνεβούλευε τὸν Μάρκιον καλέσαι μηδὲν αὐτῷ μνησικακοῦντας, ἀλλὰ πιστεύσαντας, ὅτι συμμαχῶν ὠφελήσει ὅσα πολεμῶν οὐκ ἔβλαψεν.*

XXVII. *Ἐπεὶ δὲ κληθεὶς ὁ Μάρκιος καὶ διαλεχθεὶς πρὸς τὸ πλῆθος οὐχ ἧττον ἀπὸ τῶν λόγων ἢ τῶν ὅπλων ἀνὴρ δεινὸς ἐφάνη καὶ πολεμικὸς καὶ τὸ φρονεῖν καὶ τολμᾶν περιττός, ἀποδείκνυται μετὰ Τύλλου στρατηγὸς αὐτοκράτωρ τοῦ πολέμου. Δεδιὼς δὲ τὸν χρόνον, ἐν ᾧ παρασκευάσασθαι τοὺς Οὐολούσκους ἔδει, μὴ πολὺς γενόμενος τὸν καιρὸν ἀφέληται τῆς πράξεως, τὰ μὲν ἄλλα τοὺς κατὰ πόλιν δυνατοὺς καὶ ἄρχοντας ἐκέλευε συνάγειν καὶ πορίζειν, αὐτὸς δὲ τοὺς προθυμοτάτους ἄνευ καταλόγου πείσας ἑκόντας αὐτῷ συνεξελθεῖν ἐνέβαλεν εἰς τὴν τῶν Ῥωμαίων ἄφνω καὶ μηδενὸς προσδοκῶντος. Ὅθεν ηὐπόρησε λείας τοσαύτης, ὅσην ἄγοντας καὶ φέροντας καὶ χρωμένους ἐν τῷ στρατοπέδῳ τοὺς Οὐολούσκους ἀπειπεῖν. Ἦν δὲ μικρότατον ἔργον αὐτῷ τῆς στρατείας ἐκείνης ἡ εὐπορία καὶ τὸ πολλὰ βλάψαι καὶ κακῶσαι τὴν χώραν· οὗ δ' ἕνεκα ταῦτ' ἔπραττε, μέγα, τὸ τοὺς πατρικίους προσδια-*

no wisdom in thee to save the life of him who hath been heretofore thy mortal enemy, and whose service now can nothing help nor pleasure thee." Tullus, hearing what he said, was a marvellous glad man, and, taking him by the hand, he said unto him: „Stand up, O Martius, and be of good cheer, for in proffering thyself unto us thou doest us great honour: and by this means thou mayest hope also of greater things at all the Volsces' hands." So he feasted him for that time, and entertained him in the honourablest manner he could, talking with him of no other matter at that present: but within few days after they fell to consultation together, in what sort they should begin their wars.

Now on the other side, the city of Rome was in marvellous uproar and discord, the nobility against the commonalty, and chiefly for Martius' condemnation and banishment. Moreover the priests, the soothsayers, and private men also, came and declared to the Senate certain sights and wonders in the air, which they had seen, and were to be considered of. . . . . 15. Now Tullus and Martius had secret conference with the greatest personages of the city of Antium, declaring unto them that now they had good time offered them to make war with the Romans, while they were in dissension one with another. They answered them, they were ashamed to break the league, considering that they were sworn to keep peace for two years. . . . . Incontinently upon return of the Volsces' ambassadors and delivery of the Romans' answer, Tullus caused an assembly general to be made of the Volsces, and concluded to make war upon the Romans. This done, Tullus did counsel them to take Martius into their service, and not to mistrust him for the remembrance of anything past, but boldly to trust him in any matter to come: for he would do them more service in fighting for them than ever he did them displeasure in fighting against them. So Martius was called forth, who spake so ex-

βαλεῖν τῷ δήμῳ. Τὰ γὰρ ἄλλα πάντα λυμαινόμενος καὶ διαφθείρων, τοὺς ἐκείνων ἀγροὺς ἰσχυρῶς ἐφύλαττε, καὶ οὐκ εἴα κακουργεῖν οὐδὲ λαμβάνειν ἐξ ἐκείνων οὐδέν.

cellently in the presence of them all, that he was thought no less eloquent in tongue than warlike in show: and declared himself both expert in wars, and wise with valiantness. Thus he was joined in commission with Tullus as general of the Volsces, having absolute authority between them to follow and pursue the wars. But Martius, fearing lest tract of time to bring this army together will all the munition and furniture of the Volsces would rob him of the mean he had to execute his purpose and intent, left order with the rulers and chief of the city to assemble the rest of their power, and to prepare all necessary provision for the camp. Then he, with the lightest soldiers he had, and that were willing to follow him, stole away upon the sudden, and marched with all speed, and entered the territories of Rome before the Romans heard any news of his coming. Insomuch as the Volsces found such spoil in the fields, as they had more than they could spend in their camp, and were weary to drive and carry away that they had. Howbeit, the gain of the spoil and the hurt they did to the Romans in this invasion was the least part of his intent: for his chiefest purpose was, to increase still the malice and dissension between the nobility and the commonalty: and to draw that on, he was very careful to keep the noblemen's lands and goods safe from harm and burning, but spoiled all the whole country besides, and would suffer no man to take or hurt anything of the noblemen's.

Akt IV, Sc. 6 u. 7, p. 83—90.

Ὅθεν ἐν διαβολαῖς ἔτι μᾶλλον ἐγένοντο καὶ ταραχαῖς πρὸς ἀλλήλους, οἱ μὲν πατρίκιοι τοῖς πολλοῖς ἐγκαλοῦντες ὡς ἄνδρα δυνατὸν ἀδίκως ἐκβαλοῦσιν, ὁ δὲ δῆμος ἐκείνους ᾐτιᾶτο διὰ μνησικακίαν ἐπάγειν τὸν Μάρκιον, εἶτα πολεμουμένων ἑτέρων

This made greater stir and broil between the nobility and the people than was before. For the noblemen fell out with the people because they had so unjustly banished a man of so great valour and power. The people, on the other side, accused the nobility, how they had procured Martius to make these wars to be revenged of them: be-

θεατὰς καθῆσθαι, φύλακα τοῦ πλούτου καὶ τῶν χρημάτων ἔξω τὸν πόλεμον αὐτὸν ἔχοντας. Ταῦτα διαπραξάμενος ὁ Μάρκιος, καὶ μεγάλα πρὸς τὸ θαρρεῖν καὶ καταφρονεῖν τῶν πολεμίων τοὺς Οὐολούσκους ὠφελήσας, ἀπήγαγεν ἀσφαλῶς.

XXVIII. Ἐπεὶ δὲ πᾶσα ταχὺ καὶ προθύμως ἡ τῶν Οὐολούσκων δύναμις ἠθροίσθη πολλὴ φανεῖσα, μέρος μὲν ἔγνωσαν ὑπολιπεῖν ταῖς πόλεσιν ὑπὲρ ἀσφαλείας, μέρει δὲ στρατεύειν ἐπὶ τοὺς Ῥωμαίους· ἑλέσθαι δὲ τῶν ἡγεμονιῶν ὁ Μάρκιος ἔδωκε τῷ Τύλλῳ τὴν ἑτέραν. Ὁ δὲ Τύλλος εἰπών, ὡς οὐδὲν ἀρετῇ λειπόμενον αὐτοῦ τὸν Μάρκιον ὁρᾷ, τύχῃ δὲ βελτίονι κεχρημένον ἐν ταῖς μάχαις ἁπάσαις, ἐκέλευσεν ἡγεῖσθαι τῶν ἐξιόντων, αὐτὸς δὲ τάς τε πόλεις ὑπομένων φυλάξειν καὶ τοῖς στρατευομένοις ὑπουργήσειν τὰ πρόσφορα. Μᾶλλον οὖν ἐπιρρωσθεὶς ὁ Μάρκιος ἐχώρει πρῶτον ἐπὶ Κίρκαιον, πόλιν ἀποικίδα Ῥωμαίων, καὶ ταύτην ἐνδοῦσαν ἑκουσίως οὐδὲν ἠδίκησε. Μετὰ δὲ ταύτην ἐπόρθει τὴν Λατίνων χώραν, ἐνταῦθα προσμαχεῖσθαι προσδεχόμενος αὐτῷ τοὺς Ῥωμαίους ὑπὲρ τῶν Λατίνων συμμάχων ὄντων καὶ πολλάκις αὐτοὺς ἐπικαλουμένων. Ἐπεὶ δὲ καὶ τὸ πλῆθος ἀπρόθυμον ἐγένετο καὶ τοῖς ὑπάτοις ὀλίγος ἔτι περιῆν τῆς ἀρχῆς χρόνος, ἐν ᾧ κινδυνεύειν οὐκ ἐβούλοντο, καὶ διὰ ταῦτα τοὺς Λατίνους ἀπέπεμψαν, οὕτως ὁ Μάρκιος ἐπ' αὐτὰς τὰς πόλεις ἦγε, καὶ Τολερίνους καὶ Λαουικανοὺς καὶ Πεδανούς, ἔτι δὲ Βωλανοὺς ἀντιστάντας αὐτῷ

cause it pleased them to see their goods burnt and spoiled before their eyes, whilst themselves were well at ease, and did behold the people's losses and misfortunes, knowing their own goods safe and out of danger: and how the war was not made against the noblemen, that had the enemy abroad to keep that they had in safety. Now Martius, having done his first exploit (which made the Volsces bolder, and less fearful of the Romans), brought home all the army again without loss of any man. After their whole army (which was marvellous great, and very forward to service) was assembled in one camp, they agreed to leave part of it for garrison in the country about, and the other part should go on and make the war upon the Romans. So Martius bade Tullus choose, and take which of the two charges he liked best. Tullus made him answer, he knew by experience that Martius was no less valiant than himself, and how he ever had better fortune and good hap in all battles than himself had. Therefore he thought it best for him to have the leading of those that would make the wars abroad, and himself would keep home, to provide for the safety of the cities of his country, and to furnish the camp also of all necessary provision abroad.

16. So Martius, being stronger than before, went first of all unto the city of Cercees, inhabited by the Romans, who willingly yielded themselves, and therefore had no hurt. From thence he entered the country of the Latins, imagining the Romans would fight with him there to defend the Latins, who were their confederates, and had many times sent unto the Romans for their aid. But on the one side, the people of Rome were very ill willing to go: and on the other side, the Consuls being upon going out of their office, would not hazard themselves for so small a time: so that the ambassadors of the Latins returned home again, and did no good. Then Martius did besiege their cities, and having taken by force the town of the Tolerinians,

κατὰ κράτος ἑλὼν τά τε σώματα λείαν ἐποιήσατο καὶ τὰ χρήματα διήρπασε. Τῶν δὲ προστιθεμένων ἐπιμέλειαν ἐποιεῖτο πολλήν, ὅπως μηδ' ἄκοντος αὐτοῦ βλάπτοιντο, πορρωτάτω στρατοπεδεύων καὶ τῆς χώρας ἀπεχόμενος.

XXIX. Ἐπεὶ δὲ καὶ Βόλλας πόλιν οὐ πλείους σταδίους ἑκατὸν ἀπέχουσαν τῆς Ῥώμης ἑλὼν χρημάτων πολλῶν ἐκράτησε καὶ πάντας ὀλίγου δεῖν τοὺς ἐν ἡλικίᾳ διέφθειρε, τῶν δὲ Οὐολούσκων οὐδ' οἱ μένειν ἐν ταῖς πόλεσι ταχθέντες ἐκαρτέρουν, ἀλλ' ἐφέροντο σὺν τοῖς ὅπλοις πρὸς τὸν Μάρκιον, ἕνα στρατηγὸν καὶ μόνον ἄρχοντα ἑαυτῶν γινώσκειν ἐκεῖνον εἶναι λέγοντες, ἦν ὄρομα κατὰ πᾶσαν αὐτοῦ τὴν Ἰταλίαν μέγα καὶ δόξα θαυμαστή, τῆς ἀρετῆς ἑνὸς σώματος μεταθέσει τοσοῦτον ἀπεργασαμένης τὸ παράλογον ἐν τοῖς πράγμασι. Τὰ δὲ τῶν Ῥωμαίων οὐδένα κόσμον εἶχε, μάχεσθαι μὲν ἀπεγνωκότων, ἐν δὲ συστάσεσι καὶ λόγοις στασιαστικοῖς ὁσημέραι πρὸς ἀλλήλους ὄντων, ἄχρι οὗ Λαουΐνιον ἀπηγγέλθη περιτειχιζόμενον ὑπὸ τῶν πολεμίων, ὅπου καὶ θεῶν ἱερὰ Ῥωμαίοις πατρῴων ἀπέκειτο καὶ τοῦ γένους ἦσαν αὐτοῖς ἀρχαὶ διὰ τὸ πρώτην πόλιν ἐκείνην κτίσαι τὸν Αἰνείαν. Ἐκ δὲ τούτου θαυμαστὴ μὲν ἔσχε καὶ ἀθρόα μεταβολὴ γνώμης τὸν δῆμον, ἄτοπος δὲ κομιδῇ καὶ παράλογος τοὺς πατρικίους. Ὁ μὲν γὰρ δῆμος ὥρμησε λύειν τὴν τοῦ Μαρκίου καταδίκην καὶ καλεῖν αὐτὸν εἰς τὴν πόλιν, ἡ δὲ βουλὴ συναχθεῖσα καὶ σκοπουῦσα περὶ

Vicanians, Pedanians, and the Bolanians, who made resistance, he sacked all their goods and took them prisoners. Such as did yield themselves willingly unto him, he was as careful as possible might be to defend them from hurt: and because they should receive no damage by his will, he removed his camp as far from their confines as he could. Afterwards he took the city of Boles by assault, being about an hundred furlong from Rome, where he had a marvellous great spoil, and put every man to the sword that was able to carry weapon. The other Volsces that were appointed to remain in garrison for defence of their country, hearing this good news, would tarry no longer at home, but armed themselves and ran to Martius' camp, saying they did acknowledge no other captain but him. Hereupon his fame ran through all Italy, and every one praised him for a valiant captain, for that, by change of one man for another, such and so strange events fell out in the state.

In this while, all went still to wrack at Rome. For, to come into the field to fight with the enemy, they could not abide to hear of it, they were one so much against another, and full of seditious words, the nobility against the people, and the people against the nobility. Until they had intelligence at the length, that the enemies had laid siege to the city of Lavinium, in the which were all the temples and images of their gods their protectors, and from whence came first their ancient original, for that Æneas at his first arrival into Italy did build that city. Then fell there out a marvellous sudden change of mind among the people, and far more strange and contrary in the nobility. For the people thought it good to repeal the condemnation and exile of Martius. The Senate, assembled upon it, would in no case yield to that: who either did it of a selfwill to be contrary to the people's desire: or because Martius should not return thorough the grace and favour of the people. Or else, because they were throughly angry

τοῦ βουλεύματος ἀπέγνω καὶ διεκώλυσεν, εἴτε πάντως ἐνίστασθαι φιλονεικοῦσα πᾶσιν οἷς ὁ δῆμος ἐσπούδαζεν, εἴτ' ἄλλως χάριτι τοῦ δήμου τὸν ἄνδρα μὴ βουλομένη κατελθεῖν, εἴτε κἀκεῖνον αὐτὸν ἤδη πεποιημένη δι' ὀργῆς, ὅτι πάντας ἐποίει κακῶς οὐχ ὑπὸ πάντων ἀγνωμονηθείς, καὶ τῆς πατρίδος αὐτὸν ἔδειξεν ἐχθρόν, ἐν ᾗ τὸ κυριώτατον καὶ κράτιστον μέρος ἐγίνωσκε συμπαθοῦν αὐτῷ καὶ συναδικούμενον. Ἐξενεχθείσης δὲ τῆς γνώμης εἰς τοὺς πολλοὺς ὁ μὲν δῆμος ἄκυρος ἦν τοῦ ψήφῳ καὶ νόμῳ τι ποιεῖν ἄνευ προβουλεύματος,

XXX. ὁ δὲ Μάρκιος ἀκούσας ἔτι μᾶλλον ἐξετραχύνθη, καὶ τὴν πολιορκίαν ἀπολιπὼν ἐπὶ τὴν πόλιν ὑπ' ὀργῆς ἐχώρει, καὶ περὶ τὰς λεγομένας Κλοιλίας τάφρους κατεστρατοπέδευσε τεσσαράκοντα τῆς πόλεως σταδίους ἀφεστώς. Ὀφθεὶς δὲ φοβερὸς καὶ πολὺν θόρυβον παρασχὼν ὅμως ἐν τῷ παρόντι τὴν στάσιν ἔπαυσεν· οὐδεὶς γὰρ ἔτι τοῖς πολλοῖς ἐτόλμησεν ἀντειπεῖν οὔτ' ἄρχων οὔτε βουλευτὴς περὶ τοῦ τὸν Μάρκιον κατάγειν, ἀλλ' ὁρῶντες ἐν τῇ πόλει διαδρομὰς γυναικῶν καὶ πρὸς ἱεροῖς ἱκεσίας καὶ δάκρυα πρεσβυτῶν καὶ δεήσεις, πάντα δ' ἐνδεᾶ τόλμης καὶ σωτηρίων λογισμῶν, συνέγνωσαν ὀρθῶς τὸν δῆμον ἐπὶ τὰς διαλλαγὰς τοῦ Μαρκίου τραπέσθαι, τὴν δὲ βουλὴν τοῦ παντὸς ἁμαρτάνειν, ὅτε παύσασθαι καλῶς εἶχεν ὀργῆς καὶ μνησικακίας, ἀρχομένην. Ἔδοξεν οὖν πᾶσι πρέσβεις ἀποστεῖλαι πρὸς τὸν Μάρκιον ἐκείνῳ

and offended with him, that he would set upon the whole, being offended but by a few, and in his doings would shew himself an open enemy besides unto his country: notwithstanding the most part of them took the wrong they had done him in marvellous ill part, and as if the injury had been done unto themselves. Report being made of the Senate's resolution, the people found themselves in a straight: for they could authorise and confirm nothing by their voices, unless it had been first propounded and ordained by the Senate. But Martius, hearing this stir about him, was in a greater rage with them than before: inasmuch as he raised his siege incontinently before the city of Lavinium, and going towards Rome, lodged his camp within forty furlong of the city, at the ditches called Cluiliæ. His incamping so near Rome did put all the whole city in a wonderful fear: howbeit for the present time it appeased the sedition and dissension betwixt the nobility and the people. For there was no consul, senator, nor magistrate, that durst once contrary the opinion of the people for the calling home again of Martius.

17. When they saw the women in a marvellous fear, running up and down the city: the temples of the gods full of old people, weeping bitterly in their prayers to the gods: and finally, not a man either wise or hardy to provide for their safety: then they were all of opinion, that the people had reason to call home Martius again, to reconcile themselves to him, and that the Senate, on the contrary part, were in marvellous great fault to be angry and in choler with him, when it stood them upon rather to have gone out and intreated him. So they all agreed together to send ambassadors unto him, to let him understand how his countrymen did call him home again, and restored him to all his goods, and besought him to deliver them from this war. The ambassadors that were sent were Martius' familiar friends and acquaintance, who looked at the least for

τε κάθοδον διδόντας εἰς τὴν πατρίδα καὶ τὸν πόλεμον αὐτοῖς λῦσαι δεομένους. Οἱ δὲ πεμφθέντες ἀπὸ βουλῆς ἦσαν μὲν ἐπιτήδειοι τῷ Μαρκίῳ, προσεδέχοντο δὲ πολλὴν περὶ γε τὰς πρώτας ἀπαντήσεις φιλοφροσύνην παρ' ἀνδρὸς οἰκείου καὶ συνήθους. Ἐγίνετο δὲ τοιοῦτον οὐδέν, ἀλλὰ διὰ τοῦ στρατοπέδου τῶν πολεμίων ἀχθέντες ἐνετύγχανον αὐτῷ μετ' ὄγκου καθεζομένῳ καὶ βαρύτητος οὐκ ἀνεκτῆς. Ἔχων δὲ τοὺς πρώτους τῶν Οὐολούσκων περὶ αὑτὸν ἐκέλευε λέγειν ὧν δεόμενοι τυγχάνουσιν. Εἰπόντων δὲ λόγους ἐπιεικεῖς καὶ φιλανθρώπους ἐν ἤθει τῷ πρέποντι καὶ παυσαμένων, ἀπεκρίνατο τὰ μὲν πικρῶς ὑπὲρ αὑτοῦ καὶ πρὸς ὀργὴν ὧν ἔπαθε, τὰ δ' ὑπὲρ τῶν Οὐολούσκων ὡς στρατηγός, ἀποδοῦναι τὰς πόλεις καὶ τὴν χώραν, ὅσην ἀπετέμοντο πολέμῳ, κελεύων, καὶ ψηφίσασθαι Οὐολούσκοις ἰσοπολιτείαν ἥνπερ Λατίνοις· ἄλλην γὰρ οὐκ εἶναι βέβαιον ἢ τὴν ἐπὶ τοῖς ἴσοις καὶ δικαίοις ἀπαλλαγὴν τοῦ πολέμου. Χρόνον δὲ βουλῆς ἔδωκεν αὐτοῖς ἡμέρας τριάκοντα· καὶ τῶν πρέσβεων ἀπελθόντων εὐθὺς ἀνέζευξεν ἐκ τῆς χώρας.

XXXI. Τοῦτο δὴ πρῶτον αἰτίαμα τῶν Οὐολούσκων οἱ πάλαι βαρυνόμενοι τὴν δύναμιν αὐτοῦ καὶ φθονοῦντες ἐλάμβανον· ὧν ἦν καὶ ὁ Τύλλος, ἰδίᾳ μὲν ὑπὸ τοῦ Μαρκίου μηδὲν ἀδικούμενος, ἐν δ' ἀνθρωπίνῳ πάθει γεγονώς. Ἤχθετο γὰρ ἡμαυρωμένος παντάπασι τῇ δόξῃ καὶ παρορώμενος ὑπὸ τῶν Οὐολούσκων, πάντα μόνον ἡγουμένων αὐτοῖς εἶναι τὸν Μάρκιον,

a courteous welcome of him, as of their familiar friend and kinsman. Howbeit they found nothing less: for at their coming they were brought through the camp to the place where he was set in his chair of state, with a marvellous and an unspeakable majesty, having the chiefest men of the Volsces about him: so he commanded them to declare openly the cause of their coming. Which they delivered in the most humble and lowly words they possibly could devise, and with all modest countenance and behaviour agreeable to the same. When they had done their message, for the injury they had done him, he answered them very hotly and in great choler: but as general of the Volsces he willed them to restore unto the Volsces all their lands and cities they had taken from them in former wars: and moreover, that they should give them the like honour and freedom of Rome as they had before given to the Latins. For otherwise they had no other mean to end this war, if they did not grant these honest and just conditions of peace. Thereupon he gave them thirty days respite to make him answer. So the ambassadors returned straight to Rome, and Martius forthwith departed with his army out of the territories of the Romans.

This was the first matter wherewith the Volsces (that most envied Martius' glory and authority) did charge Martius with. Among those, Tullus was chief: who though he had received no private injury or displeasure of Martius, yet the common fault and imperfection of man's nature wrought in him, and it grieved him to see his own reputation blemished through Martius' great fame and honour, and so himself to be less esteemed of the Volsces than he was before. This fell out the more, because every man honoured Martius, and thought he only could do all, and that all other governors and captains must be content with such credit and authority as he would please to countenance them with. From hence they derived all their first accusations and secret

τοὺς δὲ ἄλλους ἀξιούντων, ὅσον ἐκεῖνος αὐτοῖς μεταδώσει δυνάμεως καὶ ἀρχῆς, ἀγαπᾶν ἔχοντας. Ὅθεν αἱ πρῶται κατηγορίαι κρύφα διεσπείροντο, καὶ συνιστάμενοι πρὸς ἀλλήλους ἠγανάκτουν καὶ προδοσίαν ἐκάλουν τὴν ἀνάζευξιν, οὐ τειχῶν οὐδ' ὅπλων, ἀλλὰ καιρῶν, οἷς καὶ τἄλλα πάντα σώζεσθαι καὶ πάλιν ἀπόλλυσθαι πέφυκεν, ἡμερῶν τριάκοντα τῷ πολέμῳ δεδομένων, οὗ μείζονας οὐδὲν ἐν ἐλάττονι χρόνῳ λαμβάνειν μεταβολάς. Καίτοι τὸν χρόνον τοῦτον ὁ Μάρκιος οὐκ ἀργὸν διῆγεν, ἀλλὰ τοὺς συμμάχους τῶν πολεμίων ἐφθειρεν ἐπιὼν καὶ περιέκοπτε καὶ πόλεις ἐπιὰ μεγάλας καὶ πολυανθρώπους ἔλαβεν. Οἱ δὲ Ῥωμαῖοι βοηθεῖν μὲν οὐκ ἐτόλμων, ἀλλ' ὥκνου πλήρεις ἦσαν αἱ τῶν αἱ ψυχαί, καὶ τοῖς ἐκνενευρικόσι κομιδῇ καὶ παραλελυμένοις σώμασιν ὁμοίως διέκειντο πρὸς τὸν πόλεμον. Ἐπεὶ δ' ὁ χρόνος διῆλθε καὶ παρῆν αὖθις ὁ Μάρκιος μετὰ τῆς δυνάμεως ἁπάσης, ἐκπέμπουσι πρεσβείαν πάλιν τοῦ Μαρκίου δεησομένην ὑφέσθαι τῆς ὀργῆς καὶ τοὺς Οὐολούσκους ἐκ τῆς χώρας ἀπαγαγόντα πράττειν καὶ λέγειν ὅ τι ἂν ἀμφοτέροις οἴηται βέλτιον εἶναι· φόβῳ μὲν γὰρ οὐδὲν ἐνδώσειν Ῥωμαίους, ἐὰν δέ τινος τῶν φιλανθρώπων οἴηται δεῖν τυχεῖν τοὺς Οὐολούσκους, ἅπαν αὐτοῖς γενήσεσθαι τὰ ὅπλα καταθεμένοις. Πρὸς ταῦθ' ὁ Μάρκιος ἔφη μηδὲν ὡς Οὐολούσκων ἀποκρίνεσθαι στρατηγός, ὡς δὲ Ῥωμαίων ἔτι πολίτης παραινεῖν καὶ παρακαλεῖν μετριώτερα φρονήσαντας

murmurings against Martius. For private captains, conspiring against him, were very angry with him: and gave it out, that the removing of the camp was a manifest treason, not of the towns, nor forts, nor of arms, but of time and occasion, which was a loss of great importance, because it was that which in reason might both loose and bind all, and preserve the whole. Now Martius having given the Romans 30 days respite for their answer; and specially because the wars have not accustomed to make any great changes in less space of time than that, he thought it good yet, not to lie asleep and idle all the while, but went and destroyed the lands of the enemies' allies, and took seven great cities of theirs well inhabited, and the Romans durst not once put themselves into the field to come to their aid and help, they were so faint hearted, so mistrustful, and loth besides to make wars. Insomuch as they properly resembled the bodies paralytic and loosed of their limbs and members, as those which through the palsy have lost all their sense and feeling.

18. Wherefore, the time of peace expired, Martius being returned into the dominions of the Romans again with all his army, they sent another ambassade unto him, to pray peace and the remove of the Volsces out of their country: that afterwards they might with better leisure fall to such agreements together as should be thought most meet and necessary. For the Romans were no men that would ever yield for fear. But if he thought the Volsces had any ground to demand reasonable articles and conditions, all that they would reasonably ask should be granted unto by the Romans, who of themselves would willingly yield to reason, conditionally, that they did lay down arms. Martius to that answered: „that, as general of the Volsces, he would reply nothing unto it: but yet, as a Roman citizen, he would counsel them to let fall their pride, and to be conformable to reason, if they were

ἐπὶ τοῖς δικαίοις ἥκειν πρὸς αὐτὸν ἐν ἡμέραις τρισὶν ἃ προκαλεῖται ψηφισαμένους· εἰ δ' ἕτερα δόξειε, γιγνώσκειν οὐκ οὖσαν αὐτοῖς ἄδειαν αὖθις μετὰ λόγων κενῶν βαδίζουσιν εἰς τὸ στρατόπεδον.

XXXII. Ἐπανελθόντων δὲ τῶν πρέσβεων ἀκούσασα ἡ βουλή, καθάπερ ἐν χειμῶνι πολλῷ καὶ κλύδωνι τῆς πόλεως, ἄρασα τὴν ἀφ' ἱερᾶς ἀφῆκεν. Ὅσοι γὰρ ἦσαν ἱερεῖς θεῶν ἢ μυστηρίων ὀργιασταὶ ἢ φύλακες ἢ τὴν ἀπ' οἰωνῶν πάτριον οὖσαν ἐκ παλαιῶν μαντικὴν ἔχοντες, τούτους πάντας ἀπιέναι πρὸς τὸν Μάρκιον ἐψηφίσαντο, κεκοσμημένους ὡς ἦν ἑκάστῳ νόμος ἐν ταῖς ἱερουργίαις· λέγειν δὲ ταὐτὰ, καὶ παρακαλεῖν, ὅπως ἀπαλλάξας τὸν πόλεμον οὕτω διαλέγηται περὶ τῶν Οὐολούσκων τοῖς πολίταις. Ἐδέξατο μὲν οὖν εἰς τὸ στρατόπεδον τοὺς ἄνδρας, ἄλλο δ' οὐδὲν ἔδωκεν οὐδ' ἔπραξεν οὐδ' εἶπε μαλακώτερον, ἀλλ' ἐφ' οἷς πρότερον ἐκέλευε ποιεῖσθαι τὰς διαλύσεις ἢ δέχεσθαι τὸν πόλεμον. Ἐπανελθόντων οὖν τῶν ἱερέων ἔδοξεν ἀτρεμοῦντας ἐν τῇ πόλει τὰ τείχη φυλάττειν καὶ προσβάλλοντας ἀποκρούεσθαι τοὺς πολεμίους, ἐν τῷ χρόνῳ μάλιστα καὶ τοῖς ἀπὸ τῆς τύχης παραλόγοις τιθεμένοις τὰς ἐλπίδας, ἐπεὶ δι' αὐτῶν γε σωτήριον οὐδὲν ἠπίσταντο πράττοντες, ἀλλὰ ταραχὴ καὶ πτοία καὶ φήμη πονηρὰ τὴν πόλιν κατεῖχεν, ἄχρι οὗ συνέβη τι πρᾶγμα τῶν πολλάκις ὑφ' Ὁμήρου λεγομένων, μὴ πάνυ δὲ πεῖθον τοὺς πολλούς, ὅμοιον.

wise: and that they should return again within three days, delivering up the articles agreed upon, which he had first delivered them. Otherwise, that he would no more give them assurance or safe conduct to return again into his camp with such vain and frivolous messages." When the ambassadors were returned to Rome, and had reported Martius' answer to the Senate: their city being in extreme danger, and as it were in a terrible storm or tempest, they threw out (as the common proverb saith) their holy anchor. For then they appointed all the bishops, priests, ministers of the gods, and keepers of holy things, and all the augurs or soothsayers, which foreshew things to come by observation of the flying of birds (which is an old ancient kind of prophesying and divination amongst the Romans) to go to Martius, apparelled as when they do their sacrifices: and first to intreat him to leave off war, and then that he would speak to his countrymen and conclude peace with the Volsces. Martius suffered them to come into his camp, but yet he granted them nothing the more, neither did he entertain them or speak more courteously to them, than he did the first time that they came unto him, saving only that he willed them to take the one of the two: either to accept peace under the first conditions offered, or else to receive war. When all this goodly rabble of superstitious priests were returned, it was determined in council that none should go out of the gates of the city, and that they should watch and ward upon the walls to repulse their enemies if they came to assault them: referring themselves and all their hope to time, and fortune's uncertain favour, not knowing otherwise how to remedy the danger. Now all the city was full of tumult, fear, and marvellous doubt what would happen, until at the length there fell out such a like matter, as Homer ofttimes said they would least have thought of .....

Akt V, Sc. 1—3, p. 90—102.

XXXIII. Ἐν δὲ τῇ Ῥώμῃ τότε τῶν γυναικῶν ἄλλαι μὲν πρὸς ἄλλοις ἱεροῖς, αἱ δὲ πλεῖσται καὶ δοκιμώτατα περὶ τὸν τοῦ Καπιτωλίου Διὸς βωμὸν ἱκέτευον. Ἐν δὲ ταύταις ἦν ἡ Ποπλικόλα τοῦ μεγάλα καὶ πολλὰ Ῥωμαίους ἔν τε πολέμοις καὶ πολιτείαις ὠφελήσαντος ἀδελφὴ Οὐαλερία. Ποπλικόλας μὲν οὖν ἐτεθνήκει πρότερον, ὡς ἐν τοῖς περὶ ἐκείνου γεγραμμένοις ἱστορήκαμεν, ἡ δὲ Οὐαλερία δόξαν εἶχεν ἐν τῇ πόλει καὶ τιμήν, δοκοῦσα τῷ βίῳ μὴ καταισχύνειν τὸ γένος. Ὅπερ οὖν λέγω πάθος ἐξαπίνης παθοῦσα, καὶ κατ' ἐπίνοιαν οὐκ ἀθείαστον ἁψαμένη τοῦ συμφέροντος, αὐτή τε ἀνέστη καὶ τὰς ἄλλας ἀναστήσασα πάσας ἦκεν ἐπὶ τὴν οἰκίαν τῆς τοῦ Μαρκίου μητρὸς Οὐολουμνίας. Ὡς δ' εἰσῆλθε καὶ κατέλαβε μετὰ τῆς νυοῦ καθεζομένην καὶ τὰ παιδία τοῦ Μαρκίου πρὸς τοῖς κόλποις ἔχουσαν, ἐν κύκλῳ περιστήσασα τὰς γυναῖκας αὐτῆς· „Αὗται γε ἡμεῖς" εἶπεν „ὦ Οὐολουμνία, καὶ σύ, Οὐεργιλία, γυναῖκες ἥκομεν πρὸς γυναῖκας οὔτε βουλῆς ψηφισαμένης οὔτ' ἄρχοντος κελεύσαντος, ἀλλ' ὁ θεὸς ἡμῶν, ὡς ἔοικεν, οἰκτείρας τὴν ἱκετείαν, ὁρμὴν παρέστησε δεινὴ τραπέσθαι πρὸς ὑμᾶς καὶ δεηθῆναι σωτηρίαν μὲν αὐταῖς καὶ τοῖς ἄλλοις πολίταις, ὑμῖν δὲ πεισθείσαις ἐπιφανεστέραν φέροντα δόξαν ἧς αἱ Σαβίνων θυγατέρες ἔσχον εἰς φιλίαν καὶ εἰρήνην ἐκ πολέμων συναγαγοῦσαι πατέρας καὶ ἄνδρας. Δεῦτε πρὸς Μάρ-

19. Now the Roman ladies and gentlewomen did visit all the temples and gods of the same, to make their prayers unto them: but the greatest ladies (and more part of them) were continually about the altar of Jupiter Capitolin, among which troup by name, was Valeria, Publicola's own sister; the selfsame Publicola, who did such notable service to the Romans, both in peace and wars, and was dead also certain years before, as we have declared in his life. His sister Valeria was greatly honoured and reverenced among all the Romans: and did so modestly and wisely behave herself, that she did not shame nor dishonour the house she came of. So she suddenly fell into such a fancy, as we have rehearsed before, and had (by some god, as I think) taken hold of a noble device. Whereupon she rose and the other ladies with her, and they all together went straight to the house of Volumnia, Martius' mother; and coming to her, found her, and Martius' wife, her daughter-in-law, set together, and having her husband Martius' young children in her lap. Now all the train of these ladies sitting in a ring about her, Valeria first began to speak in this sort unto her etc.....

κιον ἰοῦσαι μεθ' ἡμῶν συνάψασθε τῆς ἱκετηρίας, καὶ μαρτυρήσατε τῇ πατρίδι μαρτυρίαν ἀληθῆ καὶ δικαίαν, ὅτι πολλὰ πάσχουσα κακῶς οὐδὲν οὔτ' ἔπραξε δεινὸν οὔτ' ἐβούλευσε περὶ ὑμῶν δι' ὀργήν, ἀλλ' ἀποδίδωσιν ὑμᾶς ἐκείνῳ κἂν μηδενὸς τυγχάνειν μέλλῃ τῶν ἐπιεικῶν." Ταῦτα τῆς Οὐαλερίας εἰπούσης ἀνεβόησαν αἱ λοιπαὶ γυναῖκες, ἠμείψατο δὲ ἡ Οὐολουμνία. „Καὶ τῶν κοινῶν ἡμῖν συμφορῶν, ὦ γυναῖκες, ἴσον μέτεστι, καὶ ἰδίᾳ πράττομεν κακῶς ἀπολέσασαι τὴν Μαρκίου δόξαν καὶ ἀρετήν, τὸ σῶμα δ' αὐτοῦ τοῖς τῶν πολεμίων ὅπλοις φρουρούμενον μᾶλλον ἢ σωζόμενον ἐφορῶσαι. Μέγιστον δ' ἡμῖν τῶν ἀτυχημάτων ἐστίν, εἰ τὰ τῆς πατρίδος οὕτως ἐξησθένηκεν, ὥστ' ἐν ἡμῖν ἔχειν τὰς ἐλπίδας. Οὐκ οἶδα γάρ, εἴ τινα ποιήσεται λόγον ἡμῶν ἐκεῖνος, εἴ γε μηδένα ποιεῖται τῆς πατρίδος, ἣν καὶ μητρὸς καὶ γυναικὸς καὶ τέκνων προετίμησεν. Οὐ μὴν ἀλλὰ χρῆσθε ἡμῖν λαβοῦσαι καὶ κομίζετε πρὸς ἐκεῖνον, εἰ μηδὲν ἄλλο, ταῖς ὑπὲρ τῆς πατρίδος ἱκεσίαις ἐναποπνεῦσαι δυναμέναις."

XXXIV. Ἐκ τούτου τά τε παιδία καὶ τὴν Οὐεργιλίαν ἀναστήσασα μετὰ τῶν ἄλλων γυναικῶν ἐβάδιζεν εἰς τὸ στρατόπεδον τῶν Οὐολούσκων. Ἡ δ' ὄψις αὐτῶν τό τ' οἰκτρὸν καὶ τοῖς πολεμίοις ἐνεποίησεν αἰδῶ καὶ σιωπήν. Ἔτυχε δ' ὁ Μάρκιος ἐπὶ βήματος καθεζόμενος μετὰ τῶν ἡγεμονικῶν. Ὡς οὖν εἶδε προσιούσας τὰς γυναῖκας, ἐθαύμασεν· ἐπιγνοὺς δὲ τὴν μητέρα πρώτην βαδίζουσαν ἐβούλετο μὲν ἐμμένειν τοῖς ἀτρέπτοις

Coriolans Begegnung mit seiner Mutter und den übrigen römischen Matronen schildert Plutarch so:

She took her daughter-in-law, and Martius' children, with her, and being accompanied with all the other Roman ladies, they went in troop together unto the Volsces' camp; whom, when they saw, they of themselves did both pity and reverence her, and there was not a man among them that once durst say a word unto her. Now was Martius set then in his chair of state, with all the honours of a general, and when he had spied the women coming afar off, he marvelled what the matter meant; but afterwards, knowing his wife which came foremost, he determined at the first to persist in his obstinate and inflexible rancour. But overcome in the end with natural affection, and being altogether altered to see them, his heart would not serve him to tarry their coming to his chair, but, coming down in haste, he went to meet them, and first he kissed his mother, and embraced her a pretty while, then his wife and little children; and nature so wrought with him that the tears fell from his eyes, and he could not keep himself from making much of them, but yielded to the affection of his blood, as if he had been violently carried with the fury of a most swift running stream. After he had thus lovingly

καὶ συνταραχθεὶς πρὸς τὴν ὄψιν οὐκ ἔτλη καθεζομένῳ προσελθεῖν, ἀλλὰ καταβὰς θᾶττον ἢ βάδην καὶ ἀπαντήσας πρώτην μὲν ἠσπάσατο τὴν μητέρα καὶ πλεῖστον χρόνον, εἶτα δὲ τὴν γυναῖκα καὶ τὰ τέκνα, μήτε δακρύων ἔτι μήτε τοῦ φιλοφρονεῖσθαι φειδόμενος, ἀλλ' ὥσπερ ὑπὸ ῥεύματος φέρεσθαι τοῦ πάθους ἑαυτὸν ἐνδεδωκώς.

XXXV. Ἐπεὶ δὲ τούτων ἄδην εἶχε καὶ τὴν μητέρα βουλομένην ἤδη λόγων ἄρχειν ἤσθετο, τοὺς τῶν Οὐολούσκων προβούλους παρασιησάμενος ἤκουσε τῆς Οὐολουμνίας τοιαῦτα λεγούσης· „Ὁρᾷς μέν, ὦ παῖ, κἂν αὐταὶ μὴ λέγωμεν, ἐσθῆτι καὶ μορφῇ τῶν ἀθλίων σωμάτων τεκμαιρόμενος, οἵαν οἰκουρίαν ἡμῖν ἡ σὴ φυγὴ περιεποιήσατο· λόγισαι δὲ νῦν, ὡς ἀτυχέσταται πασῶν ἀφίγμεθα γυναικῶν, αἷς τὸ ἥδιστον θέαμα φοβερώτατον ἡ τύχη πεποίηκεν, ἐμοὶ μὲν υἱόν, ταύτῃ δ' ἄνδρα τοῖς τῆς πατρίδος τείχεσιν ἰδεῖν ἀντικαθήμενον. Ὃ δ' ἔστι τοῖς ἄλλοις ἀτυχίας πάσης καὶ κακοπραγίας παραμύθιον, εὔχεσθαι θεοῖς, ἐκείνοις καὶ ἀπαραιτήτοις λογισμοῖς, γενόμενος δὲ τοῦ πάθους ἐλάττων ἡμῖν ἀπορώτατον γέγονεν. Οὐ γὰρ οἷόν τε καὶ τῇ πατρίδι νίκην ἅμα καὶ σοὶ σωτηρίαν αἰτεῖσθαι παρὰ τῶν θεῶν, ἀλλ' ἅ τις ἂν ἡμῖν καταράσαιτο τῶν ἐχθρῶν, ταῦτα ταῖς ἡμετέραις ἔνεστιν εὐχαῖς. Ἀνάγκη γὰρ ἢ τῆς πατρίδος ἢ σοῦ στέρεσθαι γυναικὶ σῇ καὶ τέκνοις. Ἐγὼ δ' οὐ περιμενῶ ταύτην μοι διαιτῆσαι τὴν τύχην ζώσῃ τὸν πόλεμον, ἀλλ' εἰ μή σε πείσαιμι φιλίαν καὶ ὁμόνοιαν

received them, and perceiving that his mother Volumnia would begin to speak to him, he called the chiefest of the council of the Volsces to hear what she would say. Then she spake in this sort: „— If we held our peace (my son) and determined not to speak, the state of our poor bodies, and present sight of our raiment, would easily betray to thee what life we have led at home, since thy exile and abode abroad; but think now with thyself, how much more unfortunate than all the women living we are come hither, considering that the sight which should be most pleasant to all other to behold, spiteful Fortune hath made most fearful to us; making myself to see my son, and my daughter here her husband, besieging the walls of his native country; so as that which is the only comfort to all other in their adversity and misery, to pray unto the gods, and to call to them for aid, is the only thing which plungeth us into most deep perplexity. For we cannot (alas!) together pray both for victory to our country, and for safety of thy life also; but a world of grievous curses, yea, more than any mortal enemy can heap upon us, are forcibly wrapped up in our prayers. For the bitter sop of most hard choice is offered thy wife and children, to forego one of the two, — either to lose the person of thyself, or the nurse of their native country. For myself, my son, I am determined not to tarry till fortune in my lifetime do make an end of this war. For if I cannot persuade thee rather to do good unto both parties, than to overthrow and destroy the one, preferring love and nature before the malice and calamity of wars, thou shalt see, my son, and trust unto it, thou shalt no sooner march forward to assault thy country, but thy foot shall tread upon thy mother's womb, that brought thee first into this world. And I may not defer to see the day, either that my son be led prisoner in triumph by his natural countrymen, or that he himself do triumph of them and of his natural

[ἀντὶ*] διαφορᾶς καὶ κακῶν θέμενον ἀμφοτέρων εὐεργέτην γενέσθαι μᾶλλον ἢ λυμεῶνα τῶν ἑτέρων, οὕτω διανοοῦ καὶ παρασκεύαζε σεαυτόν, ὡς τῇ πατρίδι μὴ προσμῖξαι δυνάμενος πρὶν ἢ νεκρὰν ὑπερβῆναι τὴν τεκοῦσαν. Οὐ γὰρ ἐκείνην με δεῖ τὴν ἡμέραν ἀναμένειν, ἐν ᾗ τὸν υἱὸν ἐπόψομαι θριαμβευόμενον ὑπὸ τῶν πολιτῶν ἢ θριαμβεύοντα κατὰ τῆς πατρίδος. Εἰ μὲν οὖν ἀξιῶ σε τὴν πατρίδα σῶσαι Οὐολούσκους ἀπολέσαντα, χαλεπή σοι καὶ δυσδιαίτητος, ὦ παῖ, πρόκειται σκέψις· οὔτε γὰρ διαφθεῖραι πολίτας καλὸν οὔτε τοὺς πεπιστευκότας προδοῦναι δίκαιον· νῦν δ' ἀπαλλαγὴν κακῶν αἰτούμεθα, σωτήριον μὲν ἀμφοτέροις ὁμοίως, ἔνδοξον δὲ καὶ καλὴν μᾶλλον Οὐολούσκοις, ὅτι τῷ κρατεῖν δόξουσι διδόναι τὰ μέγιστα τῶν ἀγαθῶν, οὐχ ἧττον λαμβάνοντες, εἰρήνην καὶ φιλίαν, ὧν μάλιστα μὲν αἴτιος ἔσῃ γινομένων, μὴ γινομένων δὲ μόνος αἰτίαν ἕξεις παρ' ἀμφοτέροις. Ἄδηλος δ' ὢν ὁ πόλεμος τοῦτ' ἔχει πρόδηλον, ὅτι σοι νικῶντι μὲν ἀλάστορι τῆς πατρίδος εἶναι περίεστιν, ἡττώμενος δὲ δόξεις ὑπ' ὀργῆς εὐεργέταις ἀνδράσι καὶ φίλοις τῶν μεγίστων συμφορῶν αἴτιος γεγονέναι."

XXXVI. Ταῦτα τῆς Οὐολουμνίας λεγούσης ὁ Μάρκιος ἠκροᾶτο μηδὲν ἀποκρινόμενος. Ἐπεὶ δὲ καὶ παυσαμένης εἱστήκει σιωπῶν πολὺν χρόνον, αὖθις ἡ Οὐολουμνία· „Τί σιγᾷς" εἶπεν „ὦ παῖ; Πότερον ὀργῇ καὶ μνησικακίᾳ πάντα συγχωρεῖν καλόν, οὐ καλὸν δὲ μητρὶ χαρίσασθαι δεομένῃ περὶ τηλικούτων; ἢ τὸ μεμνῆ-

country. For if it were so that my request tended to save thy country in destroying the Volsces, I must confess thou wouldst hardly and doubtfully resolve on that. For as to destroy thy natural country, it is altogether unmeet and unlawful; so were it not just, and less honourable, to betray those that put their trust in thee. But my only demand consisteth to make a gaol-delivery of all evils, which delivereth equal benefit and safety both to the one and the other, but most honourable for the Volsces. For it shall appear that, having victory in their hands, they have of special favour granted us singular graces, peace, and amity, albeit themselves have no less part of both than we; of which good, if so it come to pass, thyself is the only author, and so hast thou the only honour. But if it fail, and fall out contrary, thyself alone deservedly shalt carry the shameful reproach and burden of either party; so, though the end of war be uncertain, yet, this notwithstanding is most certain, — that, if it be thy chance to conquer, this benefit shalt thou reap of thy goodly conquest, to be chronicled the plague and destroyer of thy country. And if fortune also overthrow thee, then the world will say, that through desire to revenge thy private injuries, thou hast for ever undone thy good friends, who did most lovingly and courteously receive thee." — Martius gave good ear unto his mother's words, without interrupting her speech at all, and after she had said what she would, he held his peace a pretty while, and answered not a word. Hereupon she began again to speak unto him, and said: „My son, why dost thou not answer me? dost thou think it good altogether to give place unto thy choler and desire of revenge, and thinkest thou it not honesty for thee to grant thy mother's request in so weighty a cause? dost thou take it honourable for a noble man to remember the wrongs and injuries done him, and dost not, in like case, think it an honest noble man's part to be thank-

σθαι πεπονθότα κακῶς ἀνδρὶ μεγάλῳ προσήκει, τὸ δ' εὐεργεσίας, αἷς εὐεργετοῦνται παῖδες ὑπὸ τῶν τεκόντων, σέβεσθαι καὶ τιμᾶν οὐκ ἀνδρὸς ἔργον ἐστὶ μεγάλου καὶ ἀγαθοῦ; Καὶ μὴν οὐδενὶ μᾶλλον ἔπρεπε τηρεῖν χάριν, ὡς σοί, πικρῶς οὕτως ἀχαριστίαν ἐπεξιόντι. Καίτοι παρὰ τῆς πατρίδος ἤδη μεγάλας δίκας ἀπείληφας, τῇ μητρὶ δ' οὐδεμίαν χάριν ἀποδέδωκας. Ἦν μὲν οὖν ὁσιώτατον ἄνευ τινὸς ἀνάγκης τυχεῖν με παρὰ σοῦ δεομένην οὕτω καλῶν καὶ δικαίων· μὴ πείθουσα δὲ τί φείδομαι τῆς ἐσχάτης ἐλπίδος;" Καὶ ταῦτ' εἰποῦσα προσπίπτει τοῖς ποσὶν αὐτοῦ μετὰ τῆς γυναικὸς ἅμα καὶ τῶν τέκνων. Ὁ δὲ Μάρκιος ἀναβοήσας· „Οἷα εἴργασαί με, ὦ μῆτερ" ἐξανίστησιν αὐτὴν καὶ τὴν δεξιὰν πιέσας σφόδρα· „Νενίκηκας" εἶπεν „εὐτυχῆ μὲν τῇ πατρίδι νίκην, ἐμοὶ δ' ὀλέθριον· ἄπειμι γὰρ ὑπὸ σοῦ μόνης ἡττώμενος." Τοῦτο δ' εἰπὼν καὶ βραχέα τῇ μητρὶ καὶ τῇ γυναικὶ διαλεχθεὶς ἰδίᾳ, τὰς μὲν ἀπέπεμψεν εἰς Ῥώμην πάλιν αὐτὰς δεομένας, τῆς δὲ νυκτὸς παρελθούσης ἀπήγαγεν Οὐολούσκους, οὐ τὸν αὐτὸν τρόπον οὐδ' ὁμοίως διακειμένους ἅπαντας. Οἱ μὲν γὰρ ἐμέμφοντο καὶ τὸν ἄνδρα καὶ τὴν πρᾶξιν, οἱ δὲ οὐδέτερα, πρὸς διάλυσιν καὶ εἰρήνην οἰκείως ἔχοντες, ἔνιοι δὲ δυσχεραίνοντες τὰ πραττόμενα τὸν Μάρκιον ὅμως οὐ πονηρὸν ἐνόμιζον, ἀλλὰ συγγνωστὸν ἐπικλασθέντα τηλικαύταις ἀνάγκαις. Ἀντεῖπε δ' οὐδείς, ἀλλὰ πάντες εἴποντο τὴν ἀρετὴν μᾶλλον αὐτοῦ θαυμάζοντες ἢ τὴν ἐξουσίαν.

ful for the goodness that parents do shew to their children, acknowledging the duty and reverence they ought to bear unto them? No man living is more bound to shew himself thankful in all parts and respects than thyself, who so universally shewest all ingratitude. Moreover, my son, thou hast sorely taken of thy country, exacting grievous payments upon them in revenge of the injuries offered thee, besides, thou hast not hitherto shewed thy poor mother any courtesy, and therefore it is not only honest, but due unto me, that without compulsion, I should obtain my so just and reasonable request of thee. But since by reason I cannot persuade thee to it, to what purpose do I defer my last hope? „And with these words, herself, his wife and children, fell down upon their knees before him. Martius, seeing that, could refrain no longer, but went straight and lift her up, crying out, O, mother, what have you done to me?" And, holding her hard by the right hand, „Oh, mother, said he, you have won a happy victory for your country, but mortal and unhappy for your son; for I see myself vanquished by you alone." These words being spoken openly, he spake a little apart with his mother and wife, and then let them return again to Rome, for so they did request him; and so remaining in camp that night, the next morning he dislodged, and marched homeward into the Volsces' country again, who were not all of one mind, nor all alike contented. For some misliked him and that he had done; other, being well pleased that peace should be made, said that neither the one nor the other deserved blame nor reproach. Other, though they misliked that was done, did not think him an ill man for that he did, but said he was not to be blamed, though he yielded to such a forcible extremity. Howbeit no man contraried his departure, but all obeyed his commandment, more for respect of his worthiness and valiancy than for fear of his authority.

Akt V, Sc. 4—5, p. 102—105.

XXXVII. *Ὁ δὲ Ῥωμαίων δῆμος ἐν ὅσῳ φόβῳ καὶ κινδύνῳ καθειστήκει τοῦ πολέμου παρόντος, αἴσθησιν παρέσχε μᾶλλον λυθέντος. Ἅμα γὰρ ἀφεώρων τοὺς Οὐολούσκους ἀναζευγνύοντας οἱ περὶ τὰ τείχη, καὶ πᾶν εὐθὺς ἱερὸν ἀνεῴγει στεφανηφορούντων ὥσπερ ἐπὶ νίκῃ καὶ θυόντων. Μάλιστα δὲ τῇ περὶ τὰς γυναῖκας ἀγαπήσει καὶ τιμῇ τῆς τε βουλῆς τοῦ τε πλήθους ἅπαντος ἔνδηλος ἦν ἡ χαρὰ τῆς πόλεως, καὶ λεγόντων καὶ νομιζόντων γεγονέναι τῆς σωτηρίας περιφανῶς ἐκείνας αἰτίας. Ψηφισαμένης δὲ τῆς βουλῆς, ὅ τι ἂν αὐταῖς ἀξιώσωσι γενέσθαι πρὸς δόξαν ἢ χάριν, τοῦτο ποιῆσαι καὶ παρασχεῖν τοὺς ἄρχοντας, οὐδὲν ἠξίωσαν ἄλλο ἢ Τύχης γυναικείας ἱερὸν ἱδρύσασθαι, τὸ μὲν ἀνάλωμα συμβαλόμεναι παρ' αὑτῶν, ἱερουργίας δὲ καὶ τιμάς, ὅσαι θεοῖς πρέπουσι, δημοσίᾳ τῆς πόλεως ἀναλαβούσης. Ἐπεὶ δὲ ἡ βουλὴ τὴν μὲν φιλοτιμίαν ἐπῄνεσε, δημοσίαις δὲ δαπάναις ἐποιήσατο τὸν νεὼν καὶ τὸ ἕδος, οὐδὲν ἧττον αὐταὶ χρήματα συνεισενεγκοῦσαι δεύτερον ἄγαλμα κατεσκεύασαν, ὃ δὴ καί φασι Ῥωμαῖοι καθιστάμενον ἐν τῷ ἱερῷ φθέγξασθαί τι τοιοῦτον· „Θεοφιλεῖ με θεσμῷ γυναῖκες δεδώκατε.“*

Now the citizens of Rome plainly shewed in what fear and danger their city stood of this war, when they were delivered. For so soon as the watch upon the walls of the city perceived the Volsces' camp to remove, there was not a temple in the city but was presently set open, and full of men wearing garlands of flowers upon their heads, sacrificing to the gods, as they were wont to do upon the news of some great obtained victory. And this common joy was yet more manifestly shewed by the honourable courtesies the whole Senate and people did bestow on their ladies. For they were all throughly persuaded, and did certainly believe, that the ladies only were cause of the saving of the city and delivering themselves from the instant danger of the war. Whereupon the Senate ordained that the magistrates, to gratify and honour these ladies, should grant them all that they would require. And they only requested that they would build a temple of Fortune for the women, unto the building whereof they offered themselves to defray the whole charge of the sacrifices and other ceremonies belonging to the service of the gods.

Nevertheless the Senate, commending their goodwill and forwardness, ordained that the temple and image should be made at the common charge of the city. Notwithstanding that, the ladies gathered money among them, and made with the same a second image of Fortune, which the Romans say did speak as they offered her up in the temple and did set her in her place: and they affirm, that she spake these words: „Ladies, ye have devoutly offered me up.“....

Akt V, Sc. 6. p. 105—110.

XXXIX. *Τὸν δὲ Μάρκιον, ὡς ἐπανῆλθεν εἰς τὸ Ἄντιον ἀπὸ τῆς στρατείας, μισῶν πάλαι καὶ βαρυνό-*

21. Now when Martius was returned again into the city of Antium from his voyage, Tullus, that hated and could no longer abide

μενος διὰ φθόνον ὁ Τύλλος ἐπεβούλευεν ἀνελεῖν εὐθύς, ὡς, εἰ νῦν διαφύγοι, λαβὴν ἑτέραν οὐ παρέξοντα. Πολλοὺς δὲ συστήσας καὶ παρασκευάσας ἐπ' αὐτὸν ἐκέλευσεν εὐθύνας ὑποσχεῖν τοῖς Οὐολούσκοις ἀποδόντα τὴν ἀρχήν. Ὁ δὲ φοβούμενος ἰδιώτης γενέσθαι τοῦ Τύλλου στρατηγοῦντος καὶ δυναμένου μέγιστον ἐν τοῖς ἑαυτοῦ πολίταις, ἔλεγε τὴν ἀρχὴν ἀποδώσειν Οὐολούσκοις, ἐὰν κελεύωσι, καὶ γὰρ λαβεῖν πάντων κελευόντων, εὐθύνας δὲ διδόναι καὶ λόγον οὐδὲ νῦν παραιτεῖσθαι τοῖς βουλομένοις Ἀντιατῶν. Γενομένης οὖν ἐκκλησίας οἱ παρεσκευασμένοι τῶν δημαγωγῶν ἀνιστάμενοι παρώξυνον τὸ πλῆθος. Ἐπεὶ δ' ἀναστάντι τῷ Μαρκίῳ τὸ μὲν ἄγαν θορυβοῦν ὑπ' αἰδοῦς ἐνεδίδου καὶ παρεῖχεν ἀδεῶς λέγειν, οἱ δὲ βέλτιστοι καὶ μάλιστα χαίροντες εἰρήνῃ τῶν Ἀντιατῶν ἐγένοντο γαιεροὶ μετ' εὐνοίας ἀκουσόμενοι καὶ δικαίως κρινοῦντες, ἔδεισεν ὁ Τύλλος τὴν ἀπολογίαν τοῦ ἀνδρός. Ἦν γὰρ ἐν τοῖς μάλιστα δεινὸς εἰπεῖν, καὶ τὰ πρόσθεν ἔργα μείζονα τὴν χάριν εἶχε τῆς ὕστερον αἰτίας, μᾶλλον δ' ὅλως τὸ ἔγκλημα τοῦ μεγέθους τῆς χάριτος ἦν μαρτύριον. Οὐ γὰρ ἂν ἔδοξαν ἀδικεῖσθαι τὴν Ῥώμην ὑποχείριον μὴ λαβόντες, εἰ μὴ τοῦ λαβεῖν ἐγγὺς ἐγένοντο διὰ Μάρκιον. Οἰκέτ' οὖν ἔδοξε διαμέλλειν οὐδὲ πειρᾶσθαι τῶν πολλῶν, ἀλλ' ἐγκραγόντες οἱ θρασύτατοι τῶν συνεστώτων, ὡς οὐκ ἔστιν ἀκουστέον οὐδὲ περιοπτέον Οὐολούσκοις τὸν προδότην τυραννοῦντα καὶ μὴ κατατιθέμενον τὴν

him for the fear he had of his authority, sought diverse means to make him away; thinking, if he let slip that present time, he should never recover the like and fit occasion again. Wherefore Tullus, having procured many other of his confederacy, required Martius might be deposed from his estate, to render up account to the Volsces of his charge and government. Martius, fearing to become a private man again under Tullus being general (whose authority was greater otherwise than any other among all the Volsces), answered: he was willing to give up his charge, and would resign it into the hands of the lords of the Volsces, if they did all command him, as by all their commandment he received it. And moreover, that he would not refuse even at that present to give up an account unto the people, if they would tarry the hearing of it. The people hereupon called a common council, in which assembly there were certain orators appointed that stirred up the common people against him: and when they had told their tales, Martius rose up to make them answer. Now, notwithstanding the mutinous people made a marvellous great noise, yet when they saw him, for the reverence they bore unto his valiantness, they quieted themselves, and gave him audience to allege with leisure what he could for his purgation. Moreover, the honestest men of the Antiates, and who most rejoiced in peace, shewed by their countenance that they would hear him willingly and judge also according to their conscience. Whereupon Tullus, fearing that, if he did let him speak, he would prove his innocency to the people, because amongst other things he had an eloquent tongue: besides that the first good service he had done to the people of the Volsces did win him more favour than these last accusations could purchase him displeasure: and furthermore, the offence they laid to his charge, was a testimony of the goodwill they ought him; for they would never have thought he had done them

ἀρχήν, προσπεσόντες ἀθρόοι διέφθειραν αὐτόν, καὶ προσήμυνεν οὐδεὶς τῶν παρόντων. Ὅτι δὲ τοῖς πλείστοις οὐκ ἐπρόχθη κατὰ γνώμην, ἐδήλωσαν αὐτίκα συνδραμόντες ἐκ τῶν πόλεων ἐπὶ τὸ σῶμα καὶ θάψαντες ἐντίμως καὶ τὸν τάφον ὅπλοις καὶ λαφύροις κοσμήσαντες ὡς ἀριστέως καὶ στρατηγοῦ.

wrong for that they took not the city of Rome, if they had not been very near taking of it by means of his approach and conduction. For these causes Tullus thought he might no longer delay his pretence and enterprise, neither to tarry for the mutining and rising of the common people against him: wherefore those that were of the conspiracy began to cry out that he was not to be heard, and that they would not suffer a traitor usurp tyrannical power over the tribe of the Volsces, who would not yield up his state and authority. And in saying these words, they all fell upon him, and killed him in the market-place, none of the people once offering to rescue him.

22. Howbeit it is a clear case, that this murder was not generally consented unto of the most part of the Volsces: for men came out of all parts to honour his body, and did honourably bury him; setting out his tomb with great store of armour and spoils, as the tomb of a worthy person and great captain. . . . . Now Martius being dead, the whole state of the Volsces heartily wished him alive again ... After that, the Romans overcame them in battle, in which Tullus was slain in the field, and the flower of all their force was put to the sword: so that they were compelled to accept most shameful conditions of peace, in yielding themselves subject unto the conquerors, and promising to be obedient at their commandment.

Lübeck. Dr. Adolf Vollmer.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung zu pag. 376.

Der von Plutarch-Shakespeare erwähnte Censor C. Marcius Rutilus Censorinus — natürlich kein „Vorfahre", sondern höchstens Nachkomme Coriolans — ist nicht identisch mit dem ersten plebejischen Censor vom Jahre 351/403, was chronologisch unmöglich ist, sondern ein späterer, war 294/460 zum erstenmal Censor, im Jahre 265/489 zum zweitenmal und erhielt während seiner zweiten Censur den Beinamen Censorinus, da er die lex Marcia einbrachte, dafs keiner zweimal die Censur verwalten sollte. (Cf. Plut. Cor. 1, Val. Max. 4, 1, 3.)

1) Fasti Censor. a. 294/460 cens. P. Cornelius A. f. P. n. Arvina. *C. Marcius ... Rutilus qui postea Censorinus appell. est.* L. f. XXX. Liv. 10, 46 Lustrum conditum eo anno est a P. Cornelio Arvina, C. Marcio Rutilo censoribus: censa capitum millia ducenta sexaginta duo trecenta. Censores vicesimi sexti a primis censoribus, lustrum undecimum fuit.

2) Fasti Censor a. 265/489 Cens. Cn. Cornelius L. f. Cn. n. Blasio. *C. Marcius C. f. L. n. Rutilus II. qui in hoc honore Censorinus appel. e.* L. f. XXXV. Liv. epit. 16, Eutr. 2, 18, Val. Max. 4, 1, 3; cf. Fischer, Röm. Zeittafeln p. 64 u. 70, De Boor Fasti Censorii p. 80.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 28. September 1886.

Der Vorsitzende widmet dem Andenken der beiden verstorbenen Herren Direktor Viehoff und Professor Scherer, von denen der erste der Gesellschaft als Ehrenmitglied, der zweite als ordentliches Mitglied angehörte, Worte der Anerkennung. Die Versammlung erhebt sich zu ihren Ehren von den Sitzen. Darauf dankt der Vorsitzende für die ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage von dem Vorstande im Namen der Gesellschaft überbrachten Glückwünsche und die festliche Adresse, welche ihn hochbeglückt habe.

Herr Zupitza teilt drei Shakespeare-Miscellen mit. 1) Heinrich VI. 2. Teil 4, 3, 8 f. in der Rede Jack Cades: *the Lent shall bee as long againe as it is, and thou shalt haue a license to kill for a hundred lacking one* ist zu der Zahl weder mit Malone *beasts* noch mit anderen *persons* zu denken, sondern aus dem vorhergehenden *Lents* zu ergänzen. 2) Titus Andronicus 2, 2 ist als Ort der Handlung nicht *A Forest (near Rome),* sondern (vergl. schon Delius zu V. 6) *Rome. Court of the Emperor's Palace* anzusetzen. 3) Hamlet 3, 2, 123 wird die von Delius gegebene Erklärung von *country matters* gegenüber der von Tschischwitz bestätigt durch den Ausdruck *rusticitatis opus* in der Comœdia Lydiæ des Mathieu de Vendôme *(Sunt tibi, dux, thalami, sunt et loca talibus apta: fac, sed ne videam, rusticitatis opus:* vergl. Originals and Analogues of some of Chaucer's Canterbury Tales S. 184).

Herr Vatke spricht über Gärten und Gartenkunst in Shakespeares England, indem er auf das Färben der Blumen, die curious knots, mazes, arbours und spring gardens besonders eingeht.

Herr I. Schmidt teilt darauf eine Reihe von ihm selbst verfafster Übersetzungen englischer Trinklieder mit. Diese im ganzen spärlich vertretene Gattung der Poesie wird erst seit der Zeit Shakespeares etwas häufiger. Mit den beiden Liedern aus Sheridans Duenna bricht der Vortragende ab.

Zum Schlusse hält Herr Bourgeois einen Vortrag in französischer Sprache über die Jugendzeit von Sainte-Beuve.

Sitzung vom 12. Oktober 1886.

Herr Rœdiger spricht über einige Gedichte Walthers von der Vogelweide. In 109, 19 findet er den Fehler nicht in *liebe,* wie die Herausgeber, sondern in *spilnden.* Die Worte *liebe* und *fröide* aus 17. 18 werden in 19 und 21 *(fröidenrîchen)* wieder aufgenommen, *spilnden* aber zerstört den Gegensatz zu 21 ff. und ist wohl veranlafst durch *wunderspil* 20 und die Häufigkeit der Formel *spilndiu ougen.* Dem Sinne nach würde *ûz truobe sehenden ougen* genügen, es erscheint aber wenig poetisch. — In dem Gedicht 74, 20 ist weder die Strophenfolge der Handschrift möglich, noch die von Paul in seiner Ausgabe gewählte. Nach den Worten *wart mirs iht mêr, daz trage ich tougen* kann der Dichter unmöglich eine Schilderung des genossenen Glückes geben, und wenn dies Glück nur ein Traum war, wie kann er dann, nach Paulscher Anordnung, sagen *mir ist von ir geschehen, daz ich allen meiden muoz vast under ougen sehen?* Bei Paul wiederholen auch Z. 1 und 2 der zweiten Strophe ungeschickt den Inhalt der ersten. Ferner ist in der ersten der Kranz fertig, während in der zweiten erst die Blumen dazu gebrochen werden sollen, und in der dritten nimmt das Mädchen wieder den fertigen Kranz, ohne dafs die Blumen gepflückt worden wären. *Wart mirs iht mêr, daz trage ich tougen* und das Erwachen nach dem Traume sind deutliche Abschlüsse. Man mufs mit Lachmann ordnen: I. *Nemt, frouwe,* II. *Si nam.* Dies ist ein einleitendes Gedicht. Das errungene Glück veranlafst Walther, das Mädchen von neuem zu suchen, und das Suchen, Finden und die Gewährung neuer Liebe wird in *Mir ist, Ir sît, Mich dâhte* geschildert, wobei Walther diskret von einem Traume spricht. — Zu 39, 11 *Under der linden* bekämpfte der Vortragende die, auch bei Scherer in der Litteraturgeschichte sich findende Auffassung, als ob dies Gedicht Erzählung enthalte. Dem widerspricht aufs deutlichste die letzte Strophe. Die Anreden in dem Liede erklären sich aus der glücklich übermütigen Stimmung des Mädchens und sind gerade deshalb gebraucht, weil sie sicher ist, dafs niemand sie hört. Das Gedicht ist lediglich Selbstgespräch. Herr Rœdiger knüpfte hieran Bemerkungen über Frauenstrophen und Betrachtungen über die subjektive und objektive Wahrheit in der Liebeslyrik.

Herr Tobler besprach die bisher gemachten Versuche, die Herkunft der Wörter frz. *faîne, moire, amadouer, bafouer,* ital. *rovello* festzustellen und führte dieselben seinerseits zurück auf **fagina, marmorea, ami doux* (lieber Freund), **bis-fag-are* (gleicher Stamm in *fouet),* **rebellum* (Verbalsubstantiv zu rebellare).

Darauf wird der Kassenbericht verlesen. Die von den Herren Arnheim und Daffis vorgenommene Revision hat ergeben, dafs gegen die Kassenführung nichts zu erinnern ist.

Der Antrag des Vorstandes, dem Kandidaten der neueren Philologie Herrn Schlepp ein Reisestipendium zu gewähren, wird von der Versammlung genehmigt.

Sitzung vom 26. Oktober 1886.

Herr Michaelis giebt eine Übersicht und Besprechung der verschiedenen Ansichten, welche von Linguisten und Lautphysiologen, und zwar von Holder bis auf Seelmann über das h aufgestellt sind.

Herr Schulze spricht über die Funktion des sogenannten „Konditionalis" in irrealen hypothetischen Satzgefügen. Ludwig Tobler und Foth sind der Ansicht, dafs romanisches amare habebam (aimerais) einem klassischen amare debebam gleichwertig sei, und verweisen auf die Thatsache, dafs auch im klassischen Latein in irrealen hypoth. Satzgefügen, deren bedingter Satz ein Müssen, Können, Wollen zum Ausdruck bringt, erstens der *Indikativ* steht (der ja auch im rom. Konditionalis ursprünglich enthalten ist) und zweitens ein Tempus der *Vergangenheit* auch da zur Anwendung kommt, wo das Wollen, Können, Sollen *gegenwärtig* stattfindet. Diese Ansicht weist Burgatzky in der neuesten diese Frage betreffenden Untersuchung mit Recht deswegen zurück, weil der Konditionalis im Französischen erst verhältnismäfsig spät, jedenfalls erst zu einer Zeit in irrealen konditionalen Satzgefügen auftritt, als man die Wertigkeit der einzelnen Kompositionselemente desselben unmöglich noch fühlen konnte. Doch auch Burgatzkys Ansicht, dafs *reale* Bedingungssätze von der Form il disait qu'il donnerait s'il avait das Vorbild für ein il donnerait s'il avait (daret si haberet) gewesen seien, ist unhaltbar. Die Sprache konnte der zufälligen äufseren Übereinstimmung wegen die inneren Verschiedenheiten, die beide Fälle trennen, nicht übersehen. Des Vortragenden Ansicht ist folgende: je donnerais si j'avais sagt für die Vergangenheit aus, was je donnerai si j'ai mit Bezug auf die Gegenwart behauptet; also ist der Sinn des Satzes: „Unter Annahme meines Besitzens in der Vergangenheit, stand das Geben von meiner Seite zu erwarten." Der Redende will dem Hörer zweierlei begreiflich machen: erstens, dafs sein Geben von seinem Besitze bedingt sei — dafür allein genügte je donnerai si j'ai, gleichzeitig aber zweitens dafs jener Besitz nicht anzunehmen sei weder für die Gegenwart noch für die Zukunft — und dafür kann ein je donnerai si j'ai nicht mehr genügen, da es die Möglichkeit des avoir und damit des donner noch offen läfst. In dieser Lage wird der Hörer aufgefordert, die Annahme des Besitzes für die *Vergangenheit* zu machen (si j'avais), um für *diesen* Fall dasselbe zu vernehmen,

was je donnerai, durch si j'ai bedingt, aussagt. Der Zweck des Redenden ist erreicht. Er setzt richtig voraus, dafs, wer je donner*ais* si j'av*ais* vernimmt, den Schlufs ziehen wird, dafs ein gleiches Verhältnis zwischen avoir und donner auch für die Gegenwart anzunehmen sei, und benimmt gleichzeitig durch die präteritale Form seiner Rede dem Hörenden das Recht, die Annahme des Besitzes und somit des Gebens für seine (des Redenden) Person zu machen.

Herr Zupitza berichtet über die im Anfange des Oktober in Hannover abgehaltene Versammlung von Neuphilologen, aus der ihm das Wichtigste die Aufforderung zur Gründung von Vereinen für die Pflege der neueren Sprachen erscheint, die dann später zu einem Verbande zusammentreten sollen.

Sitzung vom 9. November 1886.

Herr Schmidt spricht über die Ingoldsby Legends, die höher stehen als die ähnlichen Bab Ballads von Gilbert. Als Proben liest der Vortragende die beiden ersten Legenden über den heiligen Nicholas und über die Dohle von Reims in eigener Übersetzung vor.

Herr Vatke sprach über *Hans Holbeins Porträt des Mr. Hubert Morett, des Goldschmiedes König Heinrichs VIII. von England.* Alfred Woltmann in seinem berühmten Werke über Holbein I, 428 sagt über das Portrait: „Mr. Hubert Morett — der Vorname ergiebt sich aus den königl. Rechnungsbüchern — war seines Zeichens Juwelier. Wir lernten zuvor das Bild des deutschen Goldschmieds kennen, welchen Holbein zu London gemalt hatte; dieser safs in seinem Schurzfell da, und vor ihm lagen Goldstücke auf dem Tische, das Zeichen seines Berufs. Wie anders dagegen tritt der englische Goldschmied auf, in seiner Erscheinung für die Lust zur Repräsentation und zur Kleiderpracht, die seiner Nation eigen war, Zeugnis gebend. Ganz von vorn gesehen, lebensgrofs und in halber Figur steht er voll Selbstgefühl uns gegenüber. In ein *Wams von schwarzem Atlas* mit weifsgeschlitzten Ärmeln ist er gekleidet, sein *Überwurf* ist aus gleichem Stoff, mit breitem *Kragen* (!) von *Zobelpelz;* ein *Juwel* schmückt sein *Hütchen,* goldene Knöpfchen sein Gewand, eine schöne *Kette* hängt über seine Brust herab; die linke Hand, mit dem Handschuh bekleidet, fafst den vergoldeten Dolch von prächtiger Arbeit. Wäre es ihm nicht gesetzlich untersagt gewesen, er hätte auch Purpur und Goldbrokat anziehen mögen, wie der König und seine Peers. In unseren modernen Augen läfst ihn aber gerade die Einfachheit der Farbe bei edlem Stoff desto eleganter und vornehmer erscheinen. Dies Schwarz, vereint mit dem Grün des schweren *Vorhangs,* der den *Hintergrund* bildet, hebt den Ton des Fleisches in der bewundernswerten rechten Hand, die ihren

Handschuh hält, wie im herrlich modellierten Antlitz mit dem langen rötlich-blonden *Bart,* der hier und da sich schon in ein ehrwürdiges Silbergrau wandelt. Herr Hubert Morett ist ohne Zweifel ein geschäftskundiger, klug berechnender Mann, doch in stattlicher Ruhe, kühl und verschlossen steht er da und blickt vor sich hin, ohne eine Miene zu verziehen. Nicht nur der einzelne Mensch, auch der Charakter der ganzen Nation ist in ihm mit höchster Feinheit erfafst."

Versuchen wir nun diese, die Merkmale des Gemäldes äufserlich aneinanderreihende Schilderung, aus dem Zeitalter des Dargestellten heraus geschichtlich zu vertiefen. Zunächst vergegenwärtigen wir uns hierbei, dafs der Juwelier und Goldarbeiter des damaligen Englands zugleich der *Banquier*[1]) war: wir haben also einen angesehenen Mann vor uns, der den Handwerker, den Künstler und den Kaufmann (merchant oder shopkeeper) in sich vereinigt.

Die Läden der *Goldschmiede Londons*[2]) aber, in Goldsmith's Row, übertrafen an kostbaren Schaustellungen selbst das gleichzeitige Italien, Venedig, Florenz und Rom.

Beginnen wir dann in Betrachtung des Porträts mit dem Gesichtsausdruck des Mannes, so wird derselbe von Woltmann gewifs zutreffend als der kühler, verschlossener Ruhe bezeichnet. *Ben Jonson* nun hat, allerdings einige Jahrzehnte nach Schaffung dieses Gemäldes, den Gesichtsausdruck der einzelnen Stände gleichsam rubriziert. Da gehört denn unser Goldschmied unter die *citizens* und *shopkeeper,* welche von den gleichzeitigen Dramatikern und Satirikern hart und übel genug geschildert werden. Ben Jonson, *Cynthia's Revels* I, 1 teilt die Stände nach ihrem Gesichtsausdruck in fünf Klassen: 1. merchant, 2. scholar, 3. soldier, 4. lawyer, 5. courtier. "1. merchant or city-face, *'tis a dull, plodding* (grübelnd) face, *still looking in a direct line, forward:* there is no great matter in this face"; während "2. student's or academic face" sich kennzeichnet als "an honest, simple and methodical face; but somewhat more spread than the former." Es scheint fast hiernach, als ob in dem plodding, dem Grübeln ein gewisses Zusammenziehen der Gesichtsmuskeln zu suchen sei. Im ganzen aber trifft Ben Jonson mit dem modernen Kunsthistoriker zusammen: plodding entspricht dem klug-berechnend;

---

[1]) Vergl. z. B. *Middleton,* Your Five *Gallants* IV, 8 ... nothing vexes me so much, but that I paid the *goldsmith* for the change too ... *(Goldsmiths* acted as bankers. *Bullen* ib.)

[2]) Vielleicht war *Morett* gar ein Deutscher. Vergl. *Rye,* England as seen by Foreigners, London 1865, Introd. p. CVIII: Daniel von Wensin, in his "Oratio contra Britanniam", delivered before Fred. Achilles, Duke of Wirtemberg, at Tubingen in 1613, says — "Nor is it long since that the majority of artificers and mechanics in England were aliens and foreigners, and the *goldsmiths in London were nearly all Germans!"* (So auch Jakob von Lindau am Bodensee, der die Geschmeide der Königin Elisabeth verfertigte.)

das "dull face ... still looking in a direct line, forward" vereinigt sich sehr wohl mit der Charakteristik: „kühl und verschlossen steht er da und blickt vor sich hin, ohne eine Miene zu verziehen." [1])

Gehen wir nun auf die Einzelheiten der Kleidung und des Äufseren näher ein: „ein Juwel schmückt sein Hütchen", sagt unser Kunsthistoriker. Genauer ist die Kopfbedeckung zu bezeichnen als die *"round citycap" (Fairholt, Costume in England,* pag. 536).[2]) Was den Juwel an dieser small cap betrifft, so war es üblich, dergleichen zu tragen: Ben Jonson trug am Hute einen *Edelstein* mit *Devise* (Impresa) in demselben: "His Impressa was a compass with one foot in center, the other broken, the word, Deest quod duceret orbem." (B. Jonson's Conversations with William Drummond.) [3])

Der Goldschmied trägt indes keine Feder an dem Barett: cap and feather, die z. B. auf Holbeins Porträt des Königs Heinrich VIII. hervortreten, werden erst in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts Abzeichen des gallant, des feinen Mannes.

---

[1]) *Moretts* ernstes, breites Antlitz ist, wie gesagt wurde, umrahmt von rundem Vollbart, den auch sein König und das Zeitalter überhaupt trug, bis derselbe im 17. Jahrh. durch das spitze Stiletto-Bärtchen verdrängt wurde. So bei Beaumont & Fletcher:

> Now you that trust in travel,
> And make *sharp beards*, and little breeches (= long stockings) deities.
> Qu. of Cor. II, 4.

> A man is spoken of as,
> The very quake of fashions; the very he that
> Wears a *stiletto* on his chin. *Ford.* The Fancies III, 1.

[2]) Diese cap läfst den Kopf völlig frei. So heifst es bei *Deeker.* Honest Whore, 1630: "For he is no citizen that hides his head", nämlich wie der gallant im breitkrempigen Hute.

[3]) Hierzu bemerkt Cunningham: Impresa is defined by Florio, 1611, as "*a jewell worne* in ones hat, with some devise in is." — So heifst es von dem Porträt des Sir *Richard Southwel,* ebenfalls von H. Holbein, im Katalog der Galerie des Louvre: *Il porte une toque noire ornée d'un camée monté en or.*

Es werden auch "*broches*" an den Hüten der gallants erwähnt: vergl. *Middleton* I, 42, Blurt II, 2:

> I was a reveller in a long stock ... hat here,
> Gloves like a burgomaster here,
> (*Stuck with some ten-groat brooch*), ...

Vergl. *Nares, Glossary* s. v. *Brooch* or *Broche:*

> Honour's a god *brooch* to wear in a man's hat at all times.
> *B. Jons.* Poetaster.

It was out of fashion in some part of Shakespeare's time:

> Virginity, like an old courtier, wears her cap out of the fashion; richly suited, but unsuitable; just like the brooch and the toothpick, which wear not now.
> All's well I, 1.

Der Anzug Moretts nun besteht zunächst aus einem „Wams aus *schwarzem*[1]) *Atlas* mit weifsgeschlitzten Ärmeln".

Die Kaufleute nämlich hielten am längsten an der altväterischen dunklen Kleidung fest, während der „yellow doublet" sehr bald geradezu die Bezeichnung des Stutzers wurde.

"Certes of all estates", sagt *Harrison*, "our *merchants* doo least alter their attire, and therefore are most to be commended: for albeit that which they weare be verie fine and costlie, yet in *forme and colour* it representeth a great peece of the ancient gravitie appertaining to citizens and burgesses, albeit the yoonger sort of their wives both in attire and costlie housekeeping, can not tell when and how to make an end ..." (Harrison ed. Furnivall p. 172).

Und so wird in dem Drama des *John Marston, What you Will*, der farbenprächtige Anzug des italienischen Kaufmanns geschildert, der sich n i c h t an das *precise black* (das Schwarz der Puritaner)[2]) binde:

> He was a *merchant*, but so bounteous,
> Valiant, wise, learned, all so absolute;
> O, I shall ne'er forget how he went clothed!
> He would maintain it a base, ill-used fashion,
> To bind a *merchant to the sullen habit*
> Of *precise black*, chiefly in Venice state
> Where *merchants* gilt the top.
> And therefore should you have him pass
> Up the Rialto like a soldier; the bridge
> In a black beaver belt, ash colour plain,
> A Florentine *cloth-o'-silver* jerkin, sleeves
> White satin cut on tinsel, then long stock,
> French panes embroider'd, goldsmith's work:
> Methinks I see him; how he would walk!
> With what a jolly presence he would pace
> Round the Rialto.

Die Ärmel nun sind dreifach in der Länge des Armes *geschlitzt, (slashed*[1]) and cut), um das weifse, vielleicht *gestickte* (wrought) Hemd (shirt) hervortreten zu lassen. Die Ärmel aber werden viermal durch die *points* (Nestel), später durch Bänder (rubans) in sich befestigt

---

[1]) S c h w a r z e, dunkle Kleidung war ferner das Abzeichen des Gelehrten.

> Is he a scholar?
> Hostess. Nothing less;
> ... *wears black*,
> And speakes a little tainted, fly-blown Latin.
> *Ben Jonson*, The New Inn II, 2.

[2]) Nach *Carlyle, Cromwell* war ums Jahr 1620 der gröfsere Teil der reichen Londoner Kaufleute dem Puritanertum ergeben. — Jenes Silbertuch, drap d'argent, wie das drap d'or wurden in Frankreich unter Louis XIII. in den Jahren 1633 und 1634 durch die Luxus-Gesetze des Kardinals Richelieu verboten.

oder zugeknöpft. So heifst es *As You Like It* III, 2 bei Shakespeare: "then your hose should be ungartered, your *sleeve unbuttoned.*"

Die Ärmel aber, die noch bei Chaucer speciell als Abzeichen des Stolzes gelten, gehören zum Überwurf, dem Mantel (cloak) oder der Schaube (gown). Besetzt ist derselbe, nicht blofs der Kragen — wie Woltmann sagt — mit *Zobelpelz,* vielleicht ganz und gar mit demselben gefüttert. "Your sables", eure Zobelpelze, ruft jener Kapitän bei Massinger entrüstet aus, der sich einen solchen nicht leisten kann.

Dieser Pelz aber wird eben als Abzeichen des Reichen und Vornehmeren nicht blofs im Winter, er wird auch bei gröfster Hitze getragen und auch bei Tische nicht abgelegt. Eine lange Reihe von Gemälden bis tief ins 17. Jahrhundert hinein können hierfür Belege bieten.

Nur einiges über die *furred gowns:* So malten sich selbst Tizian, Dürer u. a. Ebenso werden Erasmus von Rotterdam (Holbein), Kalvin, Melanchthon (Cranach) dargestellt. Ebenso erwähnt *Alwin Schultz,* Das Höfische Leben I, 225 das Pelztragen mitten im Sommer: „Frauend. p. 539, 11: Ich het an mînen lîp geleit Zwô hosen und dar zuo lînîn kleit: Kürsen (am *26. August*) ich an truve."

Der Mantel aber ist vollständig angezogen, während es im 17. Jahrhundert Mode der Stutzer wurde, denselben möglichst malerisch über die eine Schulter zu werfen. So bei Dekker, *The Gull's Hornbook,* 1608: "you may publish your suit in what manner you affect most, either with the slide of your cloak, from *the one* shoulder."

Morett trägt ferner nach Sitte der Zeit den *Gürtel,* von welchem in einer kunstvoll gearbeiteten *Schleife* der *Dolch* herabhängt. Wir vergleichen hierzu *Ben Jonson,* The Poetaster III, 1: "Thou shalt give my boy that *girdle* and *hangers,*[2]) when thou hast worn them a little more."

Dazu bemerkt *Gifford:* The vest (or waistcoat) was fastened by a *girdle,* furnished with a *pair of loops,* i. e. hangers, in which the *dagger*[3]) was constantly worn. This article of finery was adorned

---

[1]) *Slashed,* Falke, Kostümgeschichte 231: „Man nannte daher die Schlitze zuerst in Frankreich Höllenfenster, weil der Teufel der Eitelkeit hindurchgucke."

[2]) *girdle and hangers, cf. Middleton,* ed. *Bullen* vol. VIII, p. 82: he showed us his embost *girdle and hangers,* cf. VII, 138: rapier and dagger with the embossed *girdle and hangers* = *Loops or straps* (fastened to the girdle) in which the rapier was suspended.

[3]) Der *dagger* aber befindet sich bei *Morett* in prächtig vergoldeter Scheide (scabbard). (Vergl. *Middleton,* Mayor of Q., this gilded scabbard to the queen, this dagger unto thee). *H. Holbein* selbst hat kunstvolle Zeichnungen zu Dolchscheiden figurenbedeckt angefertigt. (Cf. Seemann, Kunsthist. Bilderbogen, Teil II.)

with fringes and *tassels* (auch auf unserem Bilde zur Hälfte noch sichtbar) of needle work; and a lady would sometimes condescend to embroider a *girdle and hangers,* for a favourite lover, or a relation."

Die goldene Kette endlich, die Morett um den Hals trägt, ist Abzeichen der Sonntagstracht des Bürgers und der Gilden:

> Your citizen
> In's grogam suit, *gold chain* [1]) and well-black'd shoes,
> Bears under his flat cap oftimes a brain
> Wiser than burns beneath the *cap and feather.*
> Or seethes within the statesman's velvet night cap.
> *Read my Riddle.*

Zur Vergleichung mit *Moretts* Porträt erwähnen wir ein anderes Gemälde des *Hans Holbein* (Münchener Galerie, 212): „Brustbild des *D. Born,* eines jungen *Kaufmanns* vom *Hansischen Stahlhof* in *London* in *schwarzer Kleidung* mit feingesticktem Hemdkragen."

Auch *holländische Kaufherren* des 17. Jahrhunderts werden in *schwarzer Kleidung* dargestellt. Vergl. *Galerie zu München,* 874, *Gerard Douffet* (geb. 1594 zu Lüttich, gest. daselbst 1660) Bildnis eines *Kaufherrn in schwarzem Damastgewand mit violett-seidenen Ärmeln,* in der zur Brust erhobenen Linken die Handschuhe. (875, Bildnis der Gemahlin des Vorigen in violettem pelzverbrämtem Gewand.)

Herr Förster macht auf das neue spanisch-deutsche Lexikon Tolhausens aufmerksam, dessen bis jetzt allein vorliegende erste Lieferung etwas recht Gutes erwarten läfst. Nur wären die einleitenden Bemerkungen über Aussprache und Accent umzuarbeiten, auch auf die Geschichte der Sprache mehr Gewicht zu legen.

Herr Bourgeois giebt die Fortsetzung und den Schlufs seines Vortrages über die Jugend des Sainte-Beuve.

Sitzung vom 23. November 1886.

Herr Arnheim sprach über Middletons Bedeutung als Dramatiker, indem er besonders auf den Mayor of Queenborough und den Changeling einging, von denen er eine genaue Analyse gab.

---

[1]) Cf. *Chain* (Nares). A gold chain, as may be seen in many *old pictures,* and is still exemplified in the dress of the lord mayor and aldermen of London, was anciently a fashionable ornament, for persons of rank and dignity. — Rich *merchants* also, who frequently lent out money,* were commonly distinguished by a *chain:*

> What fashion will you wear the garland of? About your neck like an *usurer's chain?* or under your arm, like a lieutenant's scarf?
> *Much Ado about* N. II, 1.

* Und zwar standen die Goldschmiede (Banquiers) hauptsächlich im üblen Rufe des Wuchers. (Jakob I. setzte den hohen Zinsfufs herab.)

Herr Gerlach macht Mitteilungen über Sprache und Sitten der Vogteier in Thüringen. Diese Bewohner dreier an der Strafse von Mühlhausen nach Eisenach gelegenen Dörfer standen im Mittelalter unter der Herrschaft von Mainz und zeigten sich infolge dieser Absonderung von den Umwohnenden in Körperbau, Sitten und Sprache verschieden. Letztere ist ein niederdeutscher Dialekt, in dem sich einzelne Wörter finden, die fast nur noch im Englischen erhalten sind. Ebenso stehen die Laute vielfach auf älterer Stufe.

Herr Michaelis spricht über das lateinische h mit Rücksicht auf E. Seelmanns Buch über die Aussprache des Lateinischen.

Sitzung vom 14. Dezember 1886.

Herr Hoffory spricht über Molières Einfluſs auf Holberg. Von Prutz und Legrelle ist darüber verschieden geurteilt worden. Redner ist der Ansicht, daſs die Charakterkomödie Molières das Muster für Holberg sei, der ersterem auch rein stofflich viel verdanke, daſs aber Holberg sie zur moralischen Komödie mit ernstem Kern erhoben habe. Während Molière den Fehler seiner Hauptperson so erbarmungslos in den Vordergrund stellt, daſs alle anderen Eigenschaften daneben verschwinden und die Besserung unmöglich wird, geschieht dies bei Holberg nur ausnahmsweise.

Darauf kommt eine Arbeit von H. Wehrmann[1]) „Wider die Staatsstipendien für Studierende der neueren Sprachen“ zur Verlesung. In der sich anschlieſsenden Debatte giebt Herr Zupitza der Meinung Ausdruck, daſs sich in Berlin genug Gelegenheit zum Sprechen des Französischen und Englischen biete, daſs aber ein Aufenthalt im Auslande nach dem Examen wünschenswert sei. Stellungen mit ausreichendem Gehalt seien indes in England speciell schwer zu bekommen. Herr Wätzoldt meint, ein Vierteljahr ohne Stellung fördere mehr als ein Jahr in einer solchen, während Herr Tanger gerade der entgegengesetzten Ansicht ist, nämlich daſs man in einer Stellung mit mäſsiger Beschäftigung stets Gelegenheit zum Sprechen habe, während es ohne eine solche Stellung schwer sei, überhaupt Anschluſs zu gewinnen.

---

[1]) Siehe die Miscellen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. Eine Festgabe zum 100jährigen Geburtstage des grofsen Sprachforschers von Johannes Nicklafs. Mit dem Bildnis Schmellers. München, M. Riegersche Universitäts-Buchhdlg. (G. Himmer), 1885. 174 S. gr. 8.

Schmellers Name ist allgemein bekannt. Von seinem Hauptwerke, dem bayerischen Wörterbuche, hat Jakob Grimm gesagt, es sei das beste, das von irgend einem deutschen Dialekt bestehe, ja kein Volk könne ihm etwas Ähnliches an die Seite setzen, ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen Scharfsinn wie durch reiche, nach allen Seiten hinströmende Sacherläuterung, an der wir die Beherrschung des unermefslichen Stoffes, die Feinheit des Gehörs und Sicherheit des Gefühls in der Unterscheidung der Laute zu bewundern haben. Schmeller ist allgemein bekannt als Herausgeber und Namenschöpfer des Heliand und Muspilli. Aber von ihm selbst, von seinem äufseren und inneren Leben haben nur wenige etwas gewufst, nur wenige haben den edlen Menschen zu würdigen verstanden, die Stätte seiner langen geräuschlosen Wirksamkeit hat einem der besten Männer des Bayerlandes noch kein strahlendes Denkmal errichtet.

Aber nun ist ihm die Genugthuung geworden, dafs zu seinem hundertjährigen Geburtstage uns eine köstliche Gabe dargeboten ist, diese auf Benutzung aller bisher veröffentlichten Nachrichten, besonders aber des reichen handschriftlichen Briefwechsels und der Tagebücher und vielfacher mündlicher Mitteilungen beruhende Biographie. Die hohe Verehrung, welche der Verf. seinem Gegenstande entgegenbrachte, durchweht die ganze Schrift, sie mufs sich von selbst jedem Leser mitteilen, so fesselt das Buch von Anfang bis zu Ende. Der grofse Germanist hat ein bewegtes Leben geführt, bunte Bilder drängen sich, in dem Buche befinden wir uns wie im Bann einer Dichtung. Kommt und leset; eine kurze Skizze mufs hier genügen.

Schmeller war wie ein grofser Germanist, so auch ein genauer Kenner der romanischen und slavischen Sprachen. Nicht blofs aber durch seine Schriften hat er sich bekannt gemacht, sondern durch ihn erst, durch seinen rastlosen Fleifs ist die Münchener Staatsbibliothek so nutzbar geworden, wie sie jetzt ist.

In demselben Jahre mit Jakob Grimm ist Schmeller geboren, am 6. August 1785, in Türschenreut in der Oberpfalz; zwei Jahre später siedelte der Vater, ein Korbflechter, in den Weiler Rimberg bei Pfaffen-

hofen an der Ilm in Altbayern über; hier in ländlicher Abgeschiedenheit in den einfachsten Verhältnissen wuchs der Knabe auf, ein stilles, für sich lebendes Kind, mit offenem Auge für alle Erscheinungen um ihn, mit feinem Ohr den Tönen der neuen Heimat lauschend. Der Vater unterrichtete ihn selbst bei dem Mangel einer Schule in den Elementen, neun Jahre alt verwertet der Knabe seine Kenntnisse schon bei anderen Kindern. Bald sorgte der Pfarrer Nagel dafür, dafs er täglich zur Landschule 1½ Stunden nach Pörnbach wandern konnte, dann dafs der Zehnjährige in die Klosterschule zu Scheyern aufgenommen wurde. Die Kriegsunruhen unterbrachen diesen Studiengang. Nach vielen Mühen kam er endlich auf das Gymnasium zu Ingolstadt; aus dieser Zeit sind uns die ersten Poesien Schmellers erhalten. 1799 wurde das Gymnasium aufgelöst. Schmeller wanderte nach München; als Schüler des Wilhelms-Gymnasiums, an dem jetzt sein Biograph als Studienlehrer wirkt, schlug er sich, ohne alle Unterstützung, durch seine Willenskraft durch; unter seinen damaligen Lehrern ragt Cajetan Weiller hervor; nach zwei Jahren hatte er das Lyceum rühmlich absolviert. Die Eltern wünschten aus ihm einen Theologen zu machen, dazu fehlte ihm alle Neigung. Er warf sich auf die Landwirtschaft, ohne Erfolg. Da machten auf ihn Pestalozzis Bücher einen tiefen Eindruck; auch er beschlofs seine Kräfte der Volkserziehung zu widmen; neunzehn Jahre alt schrieb er seine erste gröfsere Abhandlung über Schrift und Schriftunterricht; aus der beachtenswerten Handschrift giebt der Biograph einen Auszug, in dem schon der Zug nach Erforschung der Mundarten hervortritt. Ohne Mittel für den Besuch einer Universität, mit zwölf Gulden wanderte er nach Burgdorf zu Pestalozzi. Aber dieser war eben beim Abzug von Burgdorf, vertröstete ihn auf die Zukunft. Wohin nun? Da auf der Landstrafse nach Solothurn liefs er sich für ein schweizerisches Regiment in spanischen Diensten anwerben. So kam er 1804 nach Tarragona, als gemeiner Soldat, bald Korporal; er erlag fast den Strapazen. Da wurde er mit dem Schweizer Franz Voitel bekannt, der Hauptmann in demselben Regiment war, eine ideale Natur, ganz erfüllt von den Ideen Pestalozzis hatte er selbst vierzig Soldatenkinder in Unterricht genommen. Aus der Bekanntschaft wurde die innigste Freundschaft, Schmeller wurde Voitels Gehilfe. 1806 berief der Friedensfürst Manuel Godoy Voitel als Direktor einer Staatsschule nach Madrid und Schmeller als ersten Gehilfen. Die Stellung war günstig, die Erfolge erregten Aufsehen. Aber die politischen Verhältnisse führten nach zwei Jahren die Auflösung der Schule herbei. 1808 war Schmeller wieder bei Pestalozzi. Mit seinem schweizerischen Freunde Samuel Hopf gründete er eine Privatlehranstalt in Basel; die Zeitverhältnisse führten 1813 zu ihrer Auflösung. In der Fremde war die Liebe zum Vaterlande immer stärker geworden, das Unglück des Vaterlandes drückte ihn nieder, die Zeichen der neuen Zeit begeisterten den Dichter. Aus dem Jahre 1812 wird ein deutsches Lied mitgeteilt, welches sich Arndts Vaterlandslied an die Seite stellen darf. Er zürnte der Politik des bayerischen Ministers Montgelas. Seine patriotischen Weckrufe beziehen sich auch auf deutsche Sprache; mehrere darauf bezügliche Schriften erschienen in der Basler Zeit. Aus derselben Zeit stammen aber auch andere dichterische Versuche, so ein Drama „Die Ephesier“, welches 1885 aus der Handschrift vom Verfasser dieser Biographie veröffentlicht und hier inhaltlich mitgeteilt ist; ferner das Fragment des Schauspiels Rudolf von Habsburg. Als 1813 Preufsen aufstand, Schmeller auch sich bei dem bayerischen Gesandten in Bern meldete, hielt ihn dieser noch zurück, so dafs er zunächst in Hofwyl bei Fellenberg blieb. Die Unruhe rieb ihn fast auf, eine Zeit lang war er Lehrer in Konstanz. Ein patriotisches Lied nach dem anderen entströmte seiner Brust; er war trunken vor Freude, als Bayern zu den Verbündeten übertrat; als die

Leipziger Völkerschlacht geschlagen war, hielt es ihn nicht mehr, er erbat sich seinen Pafs, und Ende 1813 war er in München, vom Kronprinzen freundlich aufgenommen und zum Oberlieutenant bei den freiwilligen Jägern ernannt. Damals sah er auch die Heimat und die Eltern wieder. Am Kampfe selbst konnte er nicht teilnehmen, er jammerte über den Frieden, der Elsafs bei Frankreich liefs. Der nach Napoleons Rückkehr von Elba wieder ausgebrochene Krieg führte ihn nach Frankreich, mehrere Tage verweilte er in Paris. Nach dem zweiten Pariser Frieden kam er in Garnison nach Salzburg. Als Salzburg Österreich zugewiesen war, begab er sich nach München, um die neuen Schätze der Hofbibliothek zu studieren. Jetzt wurde eifrig das Studium der Mundarten vorgenommen, durch sie kam er auf die ältere Sprache; dadurch trat er in Beziehung zur Akademie. Vom Kronprinzen unterstützt, widmete er sich ganz seiner Arbeit, mit rastlosem Eifer, er wurde der Schöpfer der historischen Grammatik der Mundarten; 1821 erschien das grofsartige grammatische Werk. Die Arbeit verschaffte Sshmeller die Stelle eines Adjunkten der Akademie, aber ohne Gehalt; er bezog allein noch sein Oberlieutenantsgehalt von 432 Gulden. Andere Ehren wurden ihm auch zu teil, aber die pekuniären Verhältnisse waren eng, ohne jedoch seine Arbeitslust abzuschwächen. Seit 1826 hielt er auch Vorlesungen an der Universität über deutsche Sprache und Litteratur, aber ohne Besoldung. In etwas besserte sich die äufsere Lage, als er Lehrer der lateinischen und deutschen Sprache im Kadettencorps 1827 wurde; 1828 zum aufserordentlichen Professor der altdeutschen Litteratur und Sprache an der Universität ernannt, erhielt er 200 Gulden Zulage zu seiner Offiziersgage. Erfreulicher war die Beförderung zum Kustos an der Hofbibliothek, nach Docens Tode; jetzt schied er aus dem Heerverbande aus, 1829; im Jahre 1844 wurde er Unterbibliothekar. Vom Jahre 1829 beginnt Schmellers segensreiche, unermüdliche Wirksamkeit in der Bibliothek und zwar in der Abteilung der Handschriften; sein Werk, bei dem er starb, ist der grofsartige Handschriftenkatalog, der von Halm vollendet und gedruckt der Öffentlichkeit übergeben ist. Der erste Band des bayerischen Wörterbuchs erschien 1827, der zweite 1828, der dritte 1836, der vierte 1837; dies gewaltige Werk hat er ganz allein verfafst und in unglaublich kurzer Zeit; das ist es, was ihn hinsichtlich des Wörterbuchs über Jakob und Wilhelm Grimm erhebt. Und nach der Vollendung arbeitete er unablässig an Nachträgen; aus seinem Nachlafs ist die zweite Ausgabe von Frommann hergestellt. Grofs ist auch Schmellers Verdienst durch die Herausgabe älterer germanischer Sprachdenkmäler. 1830 erschien zum erstenmal der Heliand, zehn Jahre später das Glossar und die altsächsische Grammatik; 1832 folgte der Muspilli, 1839 die Rede über den Versbau in der allitterierenden Poesie; 1841 Tatians althochdeutsche Evangelien-Harmonie. Mit Jakob Grimm gemeinschaftlich die latein. Gedichte des 10. und 11. Jahrh. bearbeitend, gab er die Bruchstücke des Ruodlieb 1838 heraus, 1842 das lateinische Gedicht „Gregorius Peccator“ (Gregorius auf dem Steine), 1844 das mhd. Gedicht von Albertus über Bischof Ulrich von Augsburg, 1847 die Carmina burana aus dem 10. und 11. Jahrh., 1850 die Jagd des Hadamar von Laber aus dem 14. Jahrh. Den sprachwissenschaftlichen Forschungen zur Seite gingen geschichtliche. So erschien 1828 die Abhandlung über die Ureinwohner Perus unter spanischer Herrschaft, ferner Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter, 1844 die Reise des Böhmen Leo von Rozmital durch die Abendlande 1465 bis 1467 u. a. Dazu kommen eine Reihe von Abhandlungen, welche sich auf die bayerische Geschichte beziehen. Zuletzt führten ihn seine Dialektforschungen auch zu einer Reise in die Sprachinseln von Vicenza und Verona, über welche er zuerst genauere Untersuchungen anstellte, die durch neuere Studien nun berichtigt sind.

Als Mafsmann 1829 für die deutsche Sprache nach München berufen wurde, hörte zu seinem Schmerz damit seine Stellung an der Universität auf; bald darauf traf ihn der Tod seines Freundes Hopf aufs tiefste. Dann kamen aber bessere Tage; er schlofs 1835 eine glückliche Ehe mit einer edlen verwitweten Frau, machte Reisen nach Wien, Prag, Berlin, Oberitalien, 1840 suchte er in Kassel die Gebrüder Grimm auf und zwischen ihm und Jakob Grimm ward ein herzliches Freundschaftsbündnis geschlossen; auch Uhland, Wackernagel, Pfeiffer u. a. lernte er persönlich kennen. Endlich 1846 wurde er zum ordentlichen Professor der altdeutschen Sprache und Litteratur ernannt; jetzt begann wieder seine Thätigkeit an der Universität.

Da brachte ihm das Jahr 1847 einen harten Unfall. Auf der Rückkehr von Meran vom Besuch seines kranken Stiefsohnes den Jaufenberg ersteigend, stürzte er; das linke Bein war verletzt: er mufste nach Sterzing getragen werden. Drei Wochen lag er dort, bis er nach München transportiert werden konnte. Der Münchener Arzt machte ihm die traurige Erklärung, das Übel sei von seinem Kollegen zu geringfügig angesehen, das Bein war am Schenkelhalsknochen gebrochen, der Fufs mufste erst jetzt eingerichtet werden. Nach Monaten erst konnte er wieder an der Krücke ausgehen. An den grofsen politischen Ereignissen, die inzwischen erfolgt waren, hatte er nur mit stillen Wünschen und mit den poetischen Ergüssen seines Herzens teilnehmen können. Ununterbrochen waren auch noch jetzt seine wissenschaftlichen Arbeiten, bis er am 27. Juli 1852 einem Choleraanfall erlag.

Wie wenige war Schmeller eine ideale Natur, allem Niedrigen abhold, vielseitig gelehrt und scharfsinnig, durch und durch ein deutscher Patriot und mit unbegrenzter Liebe seinem engeren Vaterlande, Bayern, anhangend. Rücksichtslos war er nur dann, wenn die Forderung gestellt wurde, die Wahrheit zu verleugnen. Aus den beschränktesten Verhältnissen hat er sich emporgearbeitet, allen äufseren Prunk sein Leben lang verachtet, alle seine Kräfte in den Dienst seines Volkes gestellt, den höchsten geistigen Gütern des deutschen Volkes, seiner Sprache, seiner Geschichte, seiner Sitte nachgeforscht.

Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. Von Dr. Gottlob Egelhaaf. 2. Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Der ersten Auflage des Buches, welche sehr günstig beurteilt worden ist, ist binnen Jahresfrist die zweite gefolgt; der Erfolg ist ein wohlverdienter. Es will ein Buch für den Schulgebrauch sein, hinweisen auf die Werke, mit denen sich der Schüler bekannt machen soll, es will nicht, wie so manche Litteraturgeschichten, ein Repertorium sein, in dem man nachschlagen kann alles was irgendwie noch zur schönen Litteratur sich rechnen läfst oder auch nicht, es will also konzentrieren. Es befolgt also im ganzen den Grundsatz, den zuerst W. Herbst aufgestellt hat. Unter denen, welche denselben Weg eingeschlagen haben, hat namentlich Kluge sich ein Verdienst erworben; aber auch dieser hat noch viele Namen aufgenommen, von denen der Schüler nicht zu wissen braucht, die ihn von der Hauptsache abzuführen drohen. Herr E. ist strenger gewesen, er hat sich auch vor einer Gewohnheit Kluges gehütet, welche dessen Buche viele Freunde verschafft hat, die aber auch gefährlich geworden ist. Das ist die Raumverschwendung mit der Inhaltsangabe der Hauptwerke z. B. Schillers, Goethes u. a. Soll sie den Schüler vor der Kenntnis der Dichtungen gespannt machen, ihn anlocken? Das rein stoffliche Interesse würde ja dadurch genährt, der Schüler gewöhnt, die Dichtung wie einen

blofs unterhaltenden Roman zu schätzen. Der Schüler mufs aber die Dichtung schlecht gelesen haben, wenn er nachher nicht einmal den Inhalt rekapitulieren kann. Also wozu eigentlich die Inhaltsangaben? Aber noch ein anderer Übelstand hat sich daraus entwickelt. Nicht wegen seiner guten Eigenschaften, sondern gerade dieser Inhaltsangaben wegen ist über die Räume der Gymnasien hinaus das Buch auch in andere Schulen eingedrungen, in Landwirtschaftsschulen und in die sogenannten höheren Töchterschulen; und wird da als ein guter „Freund" willkommen geheifsen. Es sind leider keine Erinnerungen an die Fliegenden Blätter, sondern die nackte Wahrheit, dafs Landwirtschaftsschüler, welche mit der Elementargrammatik noch nicht ins reine gekommen sind, fliefsend nach Kluge den Inhalt des Parzival, ohne je den Titel einer Ausgabe oder Übersetzung gesehen zu haben, hersagen, zum Staunen der intelligenten Zuhörer, dafs in sogenannten höheren Töchterschulen zwölf-, sage zwölfjährige Mädchen aus ihrem Kluge sich tabellarische Auszüge über alle Bremer Beiträgler anlegen müssen und bei Prüfungen den Inhalt der Schillerschen Dramen genau nach Kluge angeben. Bücher, welche in dieser Weise die Nachlässigkeit und den Schein unterstützen, giebt es zahlreiche und wird es immer übergenug geben; aber dafs ein sonst treffliches Buch also gemifsbraucht werden kann und gemifsbraucht wird, ist zu bedauern. Anders das vorliegende Buch. Auch dieses geht auf die einzelnen Werke ein, aber es deutet nur an, worauf sich die Aufmerksamkeit lenken soll, es kommt nicht der Bequemlichkeit entgegen, es regt an, es greift nirgends der mündlichen Erläuterung vor. Herbst hat tüchtig aufgeräumt, aber durch die Thätigkeit der Sichtung ist nach einer Seite hin sein Hilfsbuch einseitig geworden. Wie schon in der Zwangsjacke des Schematismus bei den Lehrbüchern der Geschichte der mittleren und neueren Zeit die Lehrerwelt grofsenteils sich nicht wohl gefühlt hat und gewifs die Mehrzahl sich nicht streng an den Gang der Bücher hat binden können, so ist das Hilfsbuch für die Litteraturgeschichte kein geschichtliches Hilfsbuch mehr, es sind nur einzelne Litteraturbilder, das befriedigt den denkenden Geist nicht, der den Zusammenhang des Ganzen verfolgen will. Diese Klippe hat das vorliegende Buch vermieden; wir haben nicht abgerissene Stücke, sondern ein wohlgeordnetes Ganze vor uns. Wie die äufseren Lebensverhältnisse des Volkes auf die Litteratur wirken, hat der Verf. überall angedeutet, den einzelnen Abschnitten passend eine kurze Übersicht der politischen oder allgemeinen Kulturgeschichte, soweit sie hierher gehört, vorausgeschickt, und es kann nur gebilligt werden, dafs wo auf dem Gebiete der deutschen Litteratur wenig zu sagen ist, z. B. in der Zeit der Ottonen, hingewiesen ist auf andere hochbeachtenswerte Zeugnisse des litterarischen Lebens, wie die lateinische Geschichtschreibung. Das Buch beruht auf gründlichen Studien, mit den wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnissen ist der Verf. vertraut, die Darstellung ist präcis, aber wohlverständlich und geschmackvoll. Vielleicht die schwierigste Aufgabe, die Ordnung bei den Persönlichkeiten und Werken zweiten Grades, zu lösen ist gelungen; in diesem Punkte allein sind vielleicht auch andere Ansichten berechtigt (vergl. Hölderlin und Hebel). Kurz, wer sich mit dem Buche genauer bekannt macht, wird zugeben, dafs dasselbe ein sehr empfehlenswertes Hilfsbuch ist. Der Verf. äufsert sich in der Vorrede schwankend, ob eine Übersicht über die Entwickelung der deutschen Sprache hierher gehöre. Ref. möchte diese Frage bejahen, seit der Unterricht in der älteren Sprache den Gymnasien entzogen ist. Einzelne Bedenken mögen hier noch Platz finden. Die deutsche Mythologie wird gewöhnlich auch in der politischen Geschichte behandelt; da sie aber, wie der Verf. sagt, unsere älteste und grofsartigste Poesie, und ohne sie die Grundlage des Nibelungenliedes nicht begreiflich ist, so hat er sie der Litteraturgeschichte vorausgeschickt,

es scheint aber nicht nötig, sie in dieser Ausführlichkeit zu behandeln. Zweifelhaft ist dem Ref., ob der Platz, welcher Jean Paul angewiesen ist, richtig gewählt ist. Die Heliandfrage steht jetzt so, dafs das Gedicht als Übertragung aus einem angelsächsischen Original angesehen wird, danach war der Ausdruck etwas anders zu fassen. A. W. Schlegel kam bei Stiftung der Universität 1818 nach Bonn. Herders Geburtstag ist der 25. August. Kap. 8 (S. 16) konnte Friedrichs I. Fest von Mainz erwähnt, bei Hans Sachs in Parenthese Goethe hinzugefügt werden. Doch genug solcher Kleinigkeiten.

Goethes Iphigenia auf Tauris. Von Dr. A. Hagemann, weil. Gymnasialdirektor zu Graudenz. Herausgegeben von Paul Hagemann. Auch unter dem Titel: Vorträge für die gebildete Welt. Nr. 2. Riga, Schnakenburg. Leipzig, G. Brauns.

Der Umschlag bringt die Anzeige, dafs diese Sammlung überall mit Freude und dem „gebührenden" Beifall begrüfst wurde, auch in fremde Sprachen übersetzt werden soll. Die Nr. 1 hat Maria Stuart behandelt, ist dem Ref. nicht zugekommen, es sind aber diesem Hefte sieben enggedruckte Seiten von Kritiken der Presse beigefügt, welche des Lobes voll sind. Es macht aber einen eigentümlichen Eindruck, dafs diese Presse besteht aus der Insterburger Zeitung, dem Mainzer, Kasseler, Bornaer Tageblatt, Monatsschrift für deutsche Beamte, Lothringer Zeitung u. ä., solche Urteile von Wochenblättern zweiten und dritten Ranges machen keinen überwältigenden Eindruck. Ohne jedoch durch die Stimmen der Presse für oder gegen die Nr. 2 eingenommen zu sein, kann Ref. sein Urteil nur dahin abgeben, dafs der Gang des Goetheschen Dramas, so wie ein gebildetes Publikum dergleichen am liebsten hört, in angemessener Form, d. h. mit manchen wörtlichen Citaten aus dem Gedichte, wiedergegeben ist. Es sei nur bemerkt, dafs der Verf. richtig sagt, dafs die Heilung des Orestes zwar den eigentlichen Schwerpunkt des Dramas bilde, aber doch nicht das Endziel, auf welches die dramatische Handlung angelegt sei, sonst wären ja die zwei letzten Akte müfsig oder wenigstens zu weit ausgedehnt. Der eigentliche Schwerpunkt sei die Heimkehr der Iphigenia, Erfüllung des in der Heimat mit Orest zu genieſsenden Glückes, die Heilung des Orest sei gleichsam die Vorbedingung der Heimkehr der Iphigenia. Die Auffassung ist zu äufserlich und zerreifst trotz alledem die Einheit. Der Mittelpunkt ist vielmehr die Entsühnung des Fluches, welcher über dem Tantalidengeschlechte ruht, und diese ist natürlich nur mit Iphigeniens Heimkehr möglich; mit der Rückkehr ist nicht ihre Mission vollendet, sie dauert fort, wie das auch Pylades deutlich zu ihr sagt. Äufserlich ist auch die Auffassung des Charakters des Thoas (S. 43), „verletzt" über die Weigerung der Iphigenia verkünde er ihr seinen Entschlufs, die alten Menschenopfer wieder zu erneuern; das hiefse ja, aus Ärger und um sich an ihr zu rächen, sie wieder zu ärgern; daran ist nicht zu denken.

Warum der Vortrag aber im Druck erschienen ist, sieht Ref. nicht ein. Wir haben schon zahlreiche, auch für die sogenannte gebildete Welt berechnete Arbeiten über Iphigenia; wer sich etwas mit Goethe abgegeben, kennt sie und weifs, dafs manche die vorliegende dem Inhalt und auch der Form nach übertreffen. Aber weiter ist das Auffallende bei dem Aufsatz, dafs nicht einmal die Hälfte des Ganzen die Behandlung der Goetheschen Iphigenia einnimmt, dafs fast ein Drittel mit der Erzählung des Tantalidenmythos und des Inhalts des Euripideischen Gedichtes verbraucht wird, die Einleitung des Ganzen aber (20 S.) von der Jugend Goethes, seinen ersten Dramen, von Shakespeare, von der prosaischen und

metrischen Form, von den ersten Aufführungen der Iphigenia handelt; hier fragt man bei den meisten Punkten: was geht das unser Gedicht an? Müssen da nicht die Zuhörer, welche zu einem Vortrag über Goethes Iphigenia eingeladen waren, bei sich gedacht haben: Was soll das? Kommen wir nicht bald zur Sache?

Geschichte der deutschen Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der neueren und neuesten Zeit im Umrisse bearbeitet von Dr. Hermann Menge, Oberlehrer am Gymnasium zu Sangerhausen. 2. Auflage. Wolfenbüttel, J. Zwifsler, 1882. gr. 8. 3 Teile. 227, 315, 126 S.

Der durch seine Schriften zum Unterrichte in der lateinischen Grammatik rühmlichst bekannte Verfasser hat mit diesem Buche kein Schulbuch geben wollen; das reichhaltige Werk ist für alle diejenigen bestimmt, welche nach einer Auskunft über ganze Perioden unserer Litteraturgeschichte oder eine einzelne litterarische Erscheinung verlangen, es ist also mit dem grofsen Werke von Kurz zu vergleichen, und da die Zahl solcher, die gern nachschlagen wollen, grofs ist, das Buch aber viele Hunderte von bedeutenden und weniger bedeutenden Namen bietet, so darf es auf noch weitere Verbreitung rechnen. Wie der Verf. zu der Abfassung gekommen ist, sagt er selbst in der Vorrede, nämlich es habe die Aufgabe ursprünglich allein gehabt, ihm selbst beim Unterricht in der Geschichte als Grundlage zu dienen. So mag es gewesen sein, aber so wie es vorliegt, würde es jetzt schier unmöglich sein, beim Unterricht dasselbe zu gebrauchen; ja auch zu einer fortlaufenden Lektüre zur Selbstbelehrung ist es weniger eingerichtet, schon wegen der Fülle des Stoffes, und für einen solchen Zweck mangelt es ja nicht an Büchern, aber bei dem aufserordentlichen Fleifse des Verf. ist es gerade zu einem selten im Stich lassenden Nachschlagebuch geworden. Mit gröfster Bescheidenheit spricht der Verf. aus, es habe ihm fern gelegen, auf selbständige Forschungen auszugehen, er habe nur aus den anerkannt vorzüglichsten Werken das Material aus dem überreichen Stoffe in einer seiner Individualität zusagenden Weise zusammengetragen, aber keineswegs leichtfertig kompiliert. Gegen einen solchen Vorwurf gedankenloser Kompilation schützte schon die gerühmte Tugend des Fleifses. Welches aber die als Grundlage dienenden besten Werke sind, darauf kommt es besonders an; namentlich sind als Führer in der älteren Zeit Vilmar, für die neuere Gottschall benutzt, die, wie der Verf. sagt, allgemein anerkannte Vorzüge haben. Das Buch von Gottschall hat aber ein stark subjektives Gepräge; für die Zukunft wäre es wünschenswert, auch auf entgegengesetztem Standpunkte stehende Bücher zu benutzen; Vilmar ist hier und da schon überholt, natürlich ist jetzt Scherer ein gründlicherer Führer. Was aber die Grenzen des zu besprechenden Stoffes anbelangt, so will ja der Verf. (s. die Vorbemerkungen) sich auf das beschränken, was man so gewöhnlich deutsche Nationallitteratur nennt, aber, wie das gewöhnlich geschieht, auch die der strengen Wissenschaft oder den praktischen Zwecken des Lebens dienenden Werke nicht unberücksichtigt lassen, wenn sie sich aufser ihrem sachlichen Gehalte auch durch Schönheit der Form auszeichnen. Von guten Schulbüchern abgesehen, hält keine deutsche Litteraturgeschichte an dem Begriff fest, welchen der Verf. in der Einleitung seines Buches aufstellt; für die ältere Zeit machen sie es, wie unsere gröfseren Werke über griechische und römische Litteratur, sie führen eben alle erhaltenen Schriftwerke auf, und das hat seinen guten Grund. Für die neuere Zeit ist dann sehr schwer an dem Grundsatz des Verf.

festzuhalten; da kommen dann, auch das ist ja noch vielfach üblich, eine Unzahl theologischer Werke vor, andere Wissenschaften bleiben aber unberücksichtigt; wer mag bestreiten, dafs z. B. die ja so einflufsreichen Bücher von Savigny, Jhering u. s. w. durch ihre Form sich auszeichnen, und doch sucht man diese vergebens im Register, dasselbe gilt von anderen Zweigen der Wissenschaft; bei seinem grofsen Fleifse gelingt es vielleicht dem Verf., wenn er nicht stark ausmerzen will, auf alle diese Gebiete seine Sammlungen auszudehnen und sein Buch zu einem nicht im Stich lassenden Repertorium zu machen.

Und nun mögen ordnungslos eine Reihe Einzelbemerkungen folgen, wie sie dem Ref. bei der Lesung in den Sinn gekommen sind, von denen eine oder die andere dem Verf. vielleicht der Beachtung nicht unwert erscheint. Für die früheren Zeiten, um dies vorauszuschicken, ist nun die zweite Ausgabe von Gödekes Grundrifs, später auch noch mehr Wackernagels Kirchenlied zu berücksichtigen.

Der erste Teil des Buches geht bis 1750. Älteste Zeit bis 1150. Allitteration, von neueren Dichtern ist besonders F. Dahn zu nennen. Heliand, die neueren Untersuchungen sind zu beachten. Das erste klassische Zeitalter der deutschen Litteratur § 11 fg. Läfst sich die Behauptung (§ 13), dafs ohne die Kunstpoesie die Volkspoesie in Roheit und Verwilderung versinken würde, allgemein halten? Herzog Ernst (§ 15) ist das Werk eines fränkischen Dichters. Von allen gröfseren und kleineren Gedichten (§ 22 fg.) wird der Inhalt gegeben; hat das einen besonderen Wert? Gerhart von Minden (§ 26), die neuere Litteratur scheint nicht berücksichtigt zu sein. Hartmann von Aue (§ 29); eine Beteiligung am Kreuzzuge von 1189 ist zu verneinen. Heinrich von Meifsen (§ 43), besser zur Meise, geboren zu Mainz 1270, gestorben 1312. David von Augsburg (§ 45) aus Regensburg. — Tauler (§ 60) ist nicht Verfasser der „Nachfolge des armen Lebens Christi“ und der eigentliche Titel des Buches ist: „Buch von der geistlichen Armut.“ — Fischart ist verhältnismäfsig zu kurz behandelt. Lohensteins (98) Arminius und Thusnelde besitzt Ref. in einer Quartausgabe. Leibniz' Philosophie (§ 100) „war nur der feinste Parfüm seiner sonstigen Studien und läfst sich nur im Zusammenhange mit ihnen richtig verstehen“. Wie ist das zu erklären? und dennoch führt der Verf. die Fundamentalsätze seiner Philosophie an. — Historische Prosa (§ 115). § 115 stellt zusammen unter dieser Rubrik: Schlözer, Iselin, Schröckh, Justus Möser und Winckelmann.

Der zweite Teil geht von 1750 bis 1832. Zunächst ist hier die Anordnung auffallend; zuerst wird nämlich Kant besprochen, dann Überblick über die theologischen Systeme gegeben, Basedow, Campe, Dinter, Pestalozzi aufgeführt, und nun kommt erst Klopstock an die Reihe (Leben, Werke, litterarischer Charakter — diese Dreiteilung auch bei den anderen klassischen Dichtern), Klopstocks nächste Nachfolger (Barden, Idyllendichter, auch die Idylle wird auf ihn zurückgeführt, Salomon Gefsner starb 1788), Wieland, der Verf. führt mit Recht Goethes schönes Wort über den Oberon an. Statt anderer Urteile hätte da auch wohl Schillers treffendes Urteil über Wieland eine Stelle verdient: „Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genius für Synonyme hielt. Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und echten Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Übrigens fehlt es seinen Produkten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respektabel, wieviel es auch bei seiner Bildung gelitten hat.“ —

Lessing. Da ist nun in Zukunft Erich Schmidts herrliches Werk zu Grunde zu legen. Übersehen ist die Beziehung Lessings zu Voltaire. Die Stelle: „Zwei Männer, die auf den Gang seiner Bildung und die Wahl seiner nächsten Arbeiten grofsen Einfluſs gewannen, Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai, deren Namen bald dauernd mit dem seinigen verknüpft werden sollten", ist anstöfsig; umgekehrt war Lessings Einfluſs auf sie zu betonen; auf welche Arbeiten soll sich der Einfluſs erstrecken? Wie lange hat die innere Verbindung mit Nicolai gedauert? — Sturm- und Drangperiode; als ihr Chorführer zuerst Hamann genannt. Darauf die Göttinger; darf Leopold Stolberg charakterlos heifsen? Dagegen darf man seinen letzten prosaischen Werken doch gerade nicht das Zeugnis gründlicher Studien geben. Herder konnte nach Haym eindringender besprochen werden. — Vereinzelte Dichter der Sturmzeit: Schubart, Merk (fühlt er sich nicht unbehaglich in dieser Reihe?), Klinger, Lenz, Maler Müller. — Das gleichzeitige Drama: Iffland, Kotzebue, eine Menge Ritterschauspieldichter. — Goethe. — Schiller. — Romantiker. — Die nächsten Nachfolger der Romantiker (Arnim, Brentano, Fouqué, Eichendorff, Hölderlin, Z. Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer, H. v. Kleist, Collin, Öhlenschläger). — Von nun aber wird die Ordnung immer schwieriger; der Verf. hat die Rubrik „Zeitgenossen der Romantiker" gewählt und diese geschieden in Epiker (Ernst Schulze, Pyrker, Baggesen, Kosegarten, Neuffer, Amalia von Helvig, A. G. Eberhard, Pape, Krug von Nidda, Karl Geib), Didaktiker (Tiedge, Haug, Neubeck, Falk, Krummacher, Christ. Schreiber, Gerning), Lyriker (dahin Seume, Matthisson, Salis-Seewis, Mahlmann, Chamisso, Conz und noch 13 dei minorum gentium), Dramatiker (Kind, W. v. Schütz, Apel, Immermann, Raupach, Grabbe, M. Beer, Raimund, Klingemann, Ed. v. Schenk, Maltitz, Auffenberg, Gehe, Lebrun, Schall, Steigentasch, P. A. Wolff, Franz Kratter, G. N. Bärmann [der beiläufig zu streng kritisiert wird und in die folgende Rubrik fallen müfste], Gubitz, Contessa), Dialektdichter (Hebel, Usteri, Grübel, Bornemann, Arnold, Stöber). An diesem Schematismus mag mancher Anstofs nehmen, von den aufgezählten Schriftstellern mancher zum erstenmal den Namen nennen hören. — Es folgen die Dichter der Freiheitskriege, darauf die schwäbische Schule, Rückert und Platen, dann die Rubrik: Prosaische Litteratur, mit Unterabteilungen: Prosadichtungen (d. i. Romane, Novellen, Märchen, Parabeln u. s. w.), Historische, Didaktische, Rhetorische Prosa. — Roman: In diesem Abschnitt kommen Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, W. Hauff, Steffens, van der Velde, Tromlitz, Lichtenberg (in dieser Folge), Rochlitz u. a., darunter auch unser F. Jacobs zwischen den vergessenen Schriftstellern Schilling und Bronikowski; als Anhang die litterarischen Frauen, die erste ist Rahel, die letzte Lina Morgenstern, die Reihenfolge ist auch hier zu auffallend, als dafs sie beibehalten werden dürfte; Rahel, Elise von der Recke, Bettina, Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald, Annette Droste-Hülshoff, und nun Sophie Laroche; auch in der grofsen Masse liefs sich die Zeitfolge bewahren, denn von einer inneren Verwandtschaft zwischen Fanny Lewald und Sophie Laroche einerseits und der zwischen ihnen stehenden Droste-Hülshoff andererseits kann nicht die Rede sein. Übrigens will Ref. auf die Kritik, die bei diesen Frauen angewandt ist, aus Höflichkeit nicht eingehen; der Verf. hat sich selbst diplomatisch frei zu halten gewufst; wenn er z. B. von der Marlitt sagt: „sie hat sich durch ihre in der Gartenlaube veröffentlichten Romane die Herzen des Publikums im Sturm erobert", so will er eben (sonst ist nichts über sie gesagt) durch die Ortsangabe hinzudenken lassen: „allerdings des Gartenlaubenpublikums, welches einen guten Magen hat." Übrigens sind in diesem Abschnitte von Rahel bis Lina Morgenstern im ganzen 142 Schriftstellerinnen genannt, Dichterinnen von Gottes Gnaden wie die Droste-Hülshoff mit solchen, deren Namen Ref. nie gehört hat, echt demokra-

tisch gemischt, eine ganz erhebliche Anzahl, obschon auch diese sich noch aus einem österreichischen Schulprogramme vermehren liefse, also dafs wir uns mit Gottsched rühmen könnten, wie wir doch, gar nicht zu reden von den früheren, von der Roswitha bis zur Gottschedin und Karschin, den alten Hellenen so weit über seien, welche doch nur ihre Sappho und Korinna und Erinna gehabt hätten. Unter den Geschichtschreibern wird Johannes Müller zu hart beurteilt: „er war ein zweideutiger Charakter, dem seine Gesinnungslosigkeit die Verachtung aller deutschgesinnten Zeitgenossen zuzog.“ Warum wird statt Kortüm geschrieben „Cortüm“? Als historische Leistungen von gröfserer Bedeutung (§ 195) werden erwähnt die Lehrbücher der Weltgeschichte von Wernicke und Nösselt, die deutsche Geschichte von Ed. Duller, Zimmermann, die römische von Wägner u. s. w. Übrigens gehören die meisten hier genannten Historiker gar nicht hierher, sondern in den dritten Teil des Gesamtwerkes. Und tüchtigere Arbeiten, auch in edlerer Form, als viele hier genannte, bringt die Heeren-Ukert-Giesebrechtsche Staatengeschichte. Den Namen eines der besten Geschichtschreiber, Abels, der gerade dem Ref. einfällt, sucht man im Repertorium vergebens. Der Verf. verurteilt in der Vorrede mit Recht die leichtfertige gedankenlose Kompilation, aber, indem er (§ 198) Karl Grün und das traurige Buch von Ferd. Sonnenburg als nennenswert erwähnt, ist er zu milde gewesen. Im folgenden heifst es nun oft: Über Kunst oder die Geschichte der Philosophie oder zur Geschichte der Litteratur haben geschrieben die und die, und zahlreiche Namen folgen; aber die Frage erhebt sich, ob jemand dergleichen in einem Repertorium der deutschen Litteratur suchen wird; unter seinen Quellen führt der Verf. das Brockhaussche Konversationslexikon an, ja, dahin gehört dergleichen. — Es folgen die Philosophen von F. G. Jacobi bis Hegel, die Naturwissenschaften, die Theologie (auch Röhr, Gesenius, Uhlich, Bruno Bauer, Beyschlag, letzterer noch dazu 1823 geboren, und dieser Teil soll ja nur bis 1832 reichen, Döllinger, der „berüchtigte“ Jul. Stahl u. s. w.), Pädagogen, Sprachforscher, Kanzelredner, sowohl protestantische als katholische. Darin steckt eine Fülle von Litteraturkenntnis, aber Ref. hat immer das Bedenken, ob das in eine deutsche Litteraturgeschichte gehört, und sollte wider Erwarten die Frage bejaht werden, ob es dann nicht die Gerechtigkeit erfordere, auch die Juristen, Techniker und andere gute Leute nicht durch vornehmes Schweigen zu verletzen. Im einzelnen finden sich noch viele Versehen, welche Ref. hier übergehen mufs.

Der dritte Teil endlich bringt die Litteraturgeschichte seit 1832. Auch hier ein bewundernswerter Fleifs in der Zusammentragung von Tausenden von Männern und Frauen, die mit dem Ref. wohl mancher zum erstenmal hört. Er beginnt mit Börne und Heine, dessen Reisebilder nach dem Verf. durch „den schonungslosen Witz und die beifsende Satire entzücken“, und zum Schlufs erscheinen der Kladderadatsch, die Wespen, der Ulk. Auch hier kommen viele, viele Hunderte von Namen vor, und da treten die bedeutenden Personen nicht genug vor den unbedeutenden hervor; da der Verf. sein Buch zum Nachschlagen bestimmt hat, so mag schliefslich bemerkt werden, dafs im einzelnen noch viel zu berichtigen ist.

Goethes Dichtung und Wahrheit. Erläutert von H. Düntzer. Leipzig, E. Wartig. 2 Teile.

Mit diesem dem Ref. verspätet zugegangenen Werke sind Düntzers Erläuterungen zu Goethes Werken vollendet. Es ist bekannt, was von diesem und jenem an denselben ausgesetzt ist; aber das bleibt unbestritten, dafs sie überall von einem staunenswerten Fleifse, von einem minutiösen Eingehen auf alle Schwierigkeiten und Dunkelheiten Zeugnis ablegen,

dafs sie an zahlreichen Punkten, bei denen man sich vorher mit einem oberflächlichen Verstehen begnügt hatte, erst Licht verbreitet und zu neuen Untersuchungen angeregt haben. Der trefflichen Ausgabe von Löpers zollt Düntzer alles Lob, öfters aber widerspricht er dessen Erklärungen, und man kann nicht leugnen, dafs die Gegenbeweise der höchsten Beachtung wert sind. Wo hier die Wahrheit liegt, darüber werden wir hoffentlich bald aufgeklärt werden; mit den neu eröffneten Goetheschätzen tritt ja die ganze Goetheforschung in eine neue Ära.

Der erste Teil ist betitelt: Einleitung, der zweite: Erläuterung. Düntzer ist zu dem alten Titel „Dichtung und Wahrheit" zurückgekehrt, er spricht sich über den Grund befriedigend aus. Es kam ihm vor allem darauf an, die künstlerische Komposition des Werkes ins Licht zu setzen und die beim Lesen hervortretenden Schwierigkeiten zu lösen. Er hebt an mit dem Ursprung des Buches, mit dem ersten Entschlufs Goethes zur Lebensbeschreibung 1808 und des zuerst 1809 erwähnten biographischen Schemas; dieses lag D. in einer genaueren Abschrift als Gödeke, der es zuerst veröffentlichte, vor, und er vermochte demnach manche irrige Angaben über das Verhältnis desselben zur Biographie zu verbessern. Mit gröfster Ausführlichkeit wird nun von Jahr zu Jahr die weitere Ausarbeitung des Werkes verfolgt, nachgewiesen, welche mündliche und schriftliche Mitteilungen, welche Hilfsmittel Goethe benutzte, um über die betreffenden Begebenheiten und Personen sich selbst zu orientieren, und so wird diese Verfolgung der Entstehung des Buches von selbst zu einer dasselbe ergänzenden Biographie. Wir aber erkennen daraus den erstaunlichen Fleifs, die Sorgfalt, die Gewissenhaftigkeit Goethes. D. bemerkt mit Recht: „Wenn je ein Dichter dafür gesorgt hat, dafs die Geschichte seiner Entwickelung und seines gesamten wissenschaftlichen und dichterischen Strebens der Nachwelt in vollem Umfange vorliege, so war es Goethe." Indem er dann auf die Quellen übergeht, findet er Veranlassung weitläufig sich über den „Briefwechsel mit einem Kinde" auszusprechen und die grofse Bedeutung, welche man demselben für Goethe hat zuweisen wollen, auf das richtige geringe Mafs zurückzuführen. Dann wird dargelegt, welche Personen, die er in der Biographie hätte nennen können, er ganz übergeht oder nur andeutet, und welche künstlerische Rücksicht ihn dabei geleitet habe, wie er mit höchstem künstlerischem Erfolge diese und jene Begebenheit verschiebt, ohne im mindesten die Wahrheit der Auffassung zu verletzen, wofür die Erzählungen von Sesenheim angeführt werden. Damit sind wir schon in das Kapitel von der Komposition gekommen, und jetzt zeigt uns der Verf. auch die Vorzüge des Buches in den Schilderungen der Personen, um dann zuletzt noch an der Disposition der Bücher den künstlerischen Wert des Buches darzulegen. Es sind gelegentlich auch die gegnerischen Stimmen berücksichtigt, welche schon früh gegen dasselbe laut wurden; kurz werden sie widerlegt, wiederholt aber auf die noch von wenigen erfafste künstlerische Schönheit desselben aufmerksam gemacht, damit endlich das rein stoffliche Interesse, welches die grofse Menge daran habe, zurücktrete.

Der zweite Teil, welcher die Einzelerklärung enthält, ist um mehr als das Doppelte stärker als der erste. Hier auf Einzelheiten einzugehen ist nicht möglich; über Worterklärungen liefse sich streiten; in dem Sachlichen aber besitzt der Verf. eine so genaue Kenntnis wie wohl wenige.

Zur Biographie Franz Grillparzers. Von L. A. Frankl. Wien, Hartlebens Verlag.

Aus dieser dem Ref. verspätet zugegangenen Schrift des langjährigen Freundes Grillparzers erfahren wir zunächst die auffallende Thatsache, dafs Grillparzers Vetter, Theobald v. Rizy, in dessen Besitz sich viele

Familienpapiere, Tagebuchblätter, Briefe, ungedruckte Gedichte befinden, testamentarisch verfügt hat, dafs dieselben im Archiv der Stadt Wien niedergelegt und erst nach fünfzig Jahren, d. i. im Jahre 1932 entsiegelt werden sollen. Eine vollständige Biographie wird also erst nach so langer Zeit möglich sein. Somit sind wir auf das, was jetzt die Zeitgenossen veröffentlichen, beschränkt; zu dem schon Bekannten hat der Verf. nun auch sein Scherflein beigesteuert, nämlich das aus seinem persönlichen Umgang mit dem Dichter ihm noch Gegenwärtige. Es ist darunter manches wenig Erhebliche, dem der österreichische, namentlich der Wiener Patriotismus einen höheren Wert beilegt, als andere darin finden können. Doch enthalten auch für Fernerstehende manche Mitteilungen Interessantes. Gar zu Persönliches, z. B. über die erste Bekanntschaft u. a. übergehend, bringt Ref. nur einiges, so ein hübsches Epigramm Grillparzers auf den in Wien allgemein in der Schriftstellerwelt verhafsten Saphir, als dessen und Bäuerles Porträt in der Kunstausstellung neben einander hingen:

Die Ähnlichkeit ist unbestritten,
Es fehlt der Heiland nur inmitten.

Der allgemeinen Klage, dafs der Dichter nicht genug Anerkennung bei seinen Zeitgenossen gefunden, tritt der Verf. für Österreich wenigstens mit Anführung mehrerer Thatsachen mit Glück entgegen; dafs die norddeutsche Welt ihn nicht genug geehrt, namentlich auch Grillparzer wegen Nichtverleihung des preufsischen Ordens pour le mérite mifsgestimmt gewesen sei, giebt auch er zu. Die hauptsächliche Ursache seiner Verstimmung findet er in einem Familienübel, einer hypochondrischen Nervosität, die so manches Unglück in seiner Familie angerichtet hat. Grillparzers Urteil über Friedrich Hebbel lautet: Er hat viele Begabung, aber kein Talent, daher ausgezeichnete Einzelheiten, die er aber nicht zu vermitteln versteht; die Gedanken gehen bei ihm direkt vom Kopf in die Finger, nicht durch das Herz. Seine Tragödie Judith und Holofernes ist dem Grundgedanken nach ebenso geistvoll als die Ausführung fratzenhaft.“ Die politischen Zustände in Österreich vor 1848 drückten ihn schwer, er machte nie Hehl aus seinem Verdrufs. Neues bringt das Buch über mancherlei Herzensneigungen des Dichters, verheiratet ist er bekanntlich nie gewesen.

Herford. ——— Hölscher.

Henry Sweet, Elementarbuch des gesprochenen Englisch.* Oxford, Clarendon Press; Leipzig, T. O. Weigel. 1. Aufl. 1885. 2. Aufl. 1886.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das rege Interesse, welches sich mehr und mehr den phonetischen Studien zuwendet, dafs binnen Jahresfrist eine zweite Auflage dieser bahnbrechenden litterarischen Novität nötig geworden ist. Schriften, die Bahn brechen, haben nun in der Regel nicht nur reformierende, sondern oft auch revolutionäre Wirkung und stofsen bei der Menge — eben weil sie das Alltagsgetriebe der Routine unliebsam stören — auf heftigen Widerstand. So lag die Befürchtung nahe, es werde Sweets Buch nicht besser ergehen und es werde Jahre brauchen, bis es sich durch die Phalanx der Gegner hindurch-

* Einer kurzen Besprechung habe ich das „Elementarbuch“ bereits gewidmet in meinem bei Otto Schulze in Köthen demnächst erscheinenden „Lautsystem des Neufranzösischen. Nebst einleitendem Kapitel über Aussprachereform“ (p. 9 u. 10), worauf ich mir erlaube zu verweisen.

gearbeitet habe. Zum Glück hat sich diese Befürchtung nicht bewahrheitet, und ich gestehe, dafs ich etwas überrascht, wenn auch angenehm überrascht war, als mir Sweet im Mai 1886 von Hampstead aus nach London herein die Mitteilung machte: „The first edition of the Elementarbuch is nearly exhausted, and I am preparing a second etc.“ Dieser litterarische Erfolg ist zugleich ein Erfolg der phonetischen Sache insofern, als die Lehren der neueren Lautwissenschaft, praktisch verwirklicht, immer weiteren Kreisen erschlossen werden. Denn das sollte ja überhaupt das schöne Endziel aller Wissenschaft sein, dafs — weit entfernt, sich vornehm abzuschliefsen von dem „profanum volgus“ und ihre Schätze aufzuspeichern im toten Zunftschrein — sie herabsteige von ihrer Höhe und mit dem praktischen, lebendig pulsierenden Leben in rege Wechselwirkung trete. Der wissenschaftliche Gedanke soll nicht allein um seiner selbst willen existieren, sondern soll vorzugsweise sein ein wirksam Agens, das befruchtend sich erweist in Schule und Leben. Dieses gesunde, auf den praktischen Zweck gerichtete Theoretisieren ist gerade dem Engländer in hohem Grade eigen, und dieser praktische Sinn hat wohl auch Sweet geleitet, den reichen Ergebnissen seiner gründlichen phonetischen Forschungen greifbare Gestalt zu verleihen in dem vorliegenden Elementarbuch des gesprochenen Englisch. In diesem Büchlein kommt die phonetische Idee in so durchaus eigenartiger, anregender Weise zum praktischen Ausdruck, dafs wir denjenigen unserer Fachgenossen, welche dasselbe noch nicht kennen sollten, nützlich zu sein glauben, wenn wir es ausführlich besprechen.

In seinem Elementarbuch führt Sweet aufs konsequenteste die Grundsätze durch, welche er bereits früher — in seinem „Handbook of Phonetics“, in „Sounds and Forms of Spoken Swedish“, in „Words, Logic and Grammar“, in „The Practical Study of Language“, in der Recension von Johan Storms „Englische Philologie“, Gött. gel. Anz. 1881, Stück 41, p. 1398 ff. u. a. — ausgesprochen hatte. Gesprochene, lebende Sprachen müssen in erster Linie als gesprochene, lebende behandelt werden. Die Darstellung einer solchen Sprache hat demnach zu geschehen auf Grund der im lebendigen Gebrauch wirklich geübten Formen und der denselben unterliegenden Laute. Dies ist das leitende Princip, und aus demselben ergeben sich alle weiteren Konsequenzen. So bedarf z. B. eine solche Darstellung einer streng durchgeführten phonetischen Transskription oder Lautschrift, vermittels welcher ein einfacher Laut nur durch ein einfaches Zeichen wiedergegeben wird; denn die traditionelle Orthographie ist infolge ihrer Unzulänglichkeit, Redundanz oder Inkonsequenz für strenge Lautzwecke nicht zu verwerten. Ferner müssen alle archaischen, nur in der Litterärsprache fortbestehenden Formen von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben. So haben in der Darstellung des heutigen gesprochenen Deutsch Formen der höheren Poesie oder biblische Formen wie „er siehet und höret ihn wohl, aber er kennet ihn nicht“; oder in einer Darstellung des gesprochenen Englisch antiquierte Formen wie *thou lovest*, he *loveth*, he *hath*, *doth*, *sitteth* keinen Platz, obschon dieselben einstmals ebenso kolloquial waren wie heute die modernen. Hieraus geht hervor, dafs die jetzige Schriftsprache, die sich nicht gar lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst fixierte und im wesentlichen konservativ verhalten hat, nur eine Mischung ist der Formen des gegenwärtigen Gebrauchs mit solchen früherer Perioden (im Englischen bezw. mit Tudor-Englisch), und dafs es daher ein fundamentaler Irrtum ist, die Darstellung des lebendigen Sprachgebrauchs unserer Tage auf Grund der Litterärsprache zu geben oder gar den grammatischen Stoff aus älteren Klassikern zu abstrahieren, wie dies vielfach geschehen ist. Folgerichtig hat denn auch Sweet mit der Theorie dieser „alten Schule“ vollständig gebrochen.

Ich wende mich nun zum Inhalt des Buches. Es besteht aus Grammatik, Texten und Glossar. Die Grammatik ist geschieden in Lautlehre, Formenlehre und Syntax. Jede dieser Abteilungen ist in eigenartiger Weise bearbeitet, besonders die Lautlehre. Zur besseren Orientierung lasse ich die einzelnen Kapitelüberschriften folgen. Lautlehre: Sprachorgane, Quantität, Tonstärke, Tonhöhe, Artikulationsbasis, Vokale, Konsonanten, Lautstellung und Lautberührung. Formenlehre: Abstufung, Substantiva, Adjektiva, Zahlwörter, Pronomina, Verba. Syntax: Tonstärke, Tonhöhe, Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Verba. In allen drei Abteilungen der Grammatik steigt der Verfasser sehr richtig vom Allgemeinen zum Besonderen herab. Nach einer kurzen Beschreibung des Sprechorgans zeigt er in der Lautlehre, welchen Veränderungen die Laute und Lautkomplexe unterliegen, je nachdem sie von der Zeitdauer, von den Nachdrucks- und Modulations-(Intonations-)Verhältnissen oder von einem konstanten Streben der Artikulationsorgane, nach einer gewissen Richtung hin von einer gewissen Operationsbasis aus thätig zu sein — abhängen und beeinflufst werden. Erst dann geht er zur Darstellung der elementaren Laute des Englischen über. Aus naheliegenden Rücksichten kann ich hier nicht allzu speciell auf die Besprechung der einzelnen Kapitel eingehen und will nur einiges erwähnen. Vorher jedoch soll noch ein Wort gesagt werden über die im Elementarbuch angewandte phonetische Transskription. Dieselbe ist nichts als eine Weiterentwickelung von Sweets „Broad Romic“ nach den bereits im Handbook of Phonetics p. 192 angedeuteten Grundsätzen und ist aufserordentlich einfach. Eines Schlüssels bedarf es kaum, wenn nicht vielleicht folgende wenige Zeichen Erwähnung verdienen: ʒ = ž = stimmhaftem Reibelaut in dan*g*er *(deinʒə[r])*; ʃ = š = stimmlosem Reibelaut in *sh*op *(ʃop)*; ŋ = Nasalkonsonant in fi*ng*er *(fiŋgə[r])*; endlich die bekannten gemeingerman. Typen þ und d für die stimml. und stimmh. Inter- oder Postdentalspiranten in bezw. *th*icket und fä*th*er (*þikit — faadə[r]*).

Bezüglich der Quantität unterscheidet das Elementarbuch zwischen langen, halblangen und kurzen Lauten. Länge und Halblänge wird durch Verdoppelung bezeichnet, Kürze bleibt unbezeichnet. Die Vokaldauer steht im Engl. ziemlich fest. Lange Vokale kommen nur in starkbetonter Silbe und nur im Auslaut vor oder vor stimmhafter Konsonanz; vor stimmloser Konsonanz dagegen, sowie in mittelstarken und schwachen Silben ist halbe Länge die Regel, wo nicht Reduktion zur Kürze stattfindet. „Was die Konsonanten betrifft, so wird jeder auslautende, nach einem starkbetonten kurzen Vokal stehende Konsonant verlängert: vgl. *hit* = *hitt* (tt halblang) mit *haat* (heart, hart), wo das *t* kurz ist. Ist der auslautende Konsonant stimmhaft, so wird die Länge gleichmäfsig über Vokal und Konsonant verteilt; *bæd* (bad) z. B. wird *bæædd* (beide Laute halblang) ausgesprochen. ... Ein jeder Konsonant mit vorhergehendem kurzen Vokal wird vor stimmhaften Konsonanten verlängert, wie in *bild* (build) = *billd, penz* (pens) ‚Stahlfedern‘ = *pennz* im Ggs. zu *bilt* (built), pens (pence) ‚Pfennige‘.“

Bezüglich des Nachdrucks (Tonstärke, Expirationsstärke) unterscheidet Sweet zwischen stark (·), mittelstark (:) und schwach (-). Vgl. z. B. *:si-·vi-lai·zei-ʃən* (civilisation). In der Praxis genügt in der Regel die Bezeichnung des starken Tones, z. B. *·sætədi* (saturday); ja selbst hier läfst man, wie es im Elementarbuch geschieht, alle auf der ersten Silbe starkbetonten Wörter unbezeichnet; also *sætədi*. „Gewöhnlich wird die Tonsilbe nicht mit gleichmäfsiger Tonstärke hervorgebracht, sondern es findet ein Abnehmen des Expirationsdrucks statt. In *katt* (cat) z. B. ist das *t* entschieden schwächer als das *k*, obwohl nicht so schwach wie etwa im d. ‚hat‘.“ Vgl. dagegen das Französ., etwa in fat, patin, wo die Expirationsenergie nahezu gleichmäfsig verteilt ist.

Alle stimmhaften Laute sind einer gewissen Modulation oder Intonation, d. h. einer gewissen Tonhöhe fähig, die eben oder gleitend ist. Der ebene Ton, der hoch oder tief sein kann, kommt in der Rede bei weitem nicht so häufig vor als die gleitenden Töne. Diese sind entweder steigend (/) — gewöhnlich in Fragen — oder fallend (\) — gewöhnlich in Antworten. Eine Zusammensetzung beider ergiebt steigend-fallende (∧) und fallend-steigende (∨) Arten, und diese erweisen sich besonders wirksam bei der modulatorischen Verwendung. Wie ausdrucksvoll sarkastisch klingt ein mit ∧ gesprochenes *ou!* und wie warnend ein *teik* ∨ *kə* (take care)! — Die Tonstärke- und Tonhöheverhältnisse sind in der Formenlehre nur in ihren Grundzügen angedeutet, in der Syntax dagegen ausführlich zur Darstellung gekommen, auch in ihrer Anwendung auf speciellere Fälle.

Bei der Artikulationsbasis ist gebührend auf die charakteristischen Merkmale derselben hingewiesen, so auf die etwas zurückgezogene Lage der verbreiterten Zunge, auf die völlige Abwesenheit der Lippenvorstülpung bei gerundeten Lauten, auf den Unterbleib der — namentlich dem Französischen eigentümlichen — spaltförmigen Ausdehnung der Lippenöffnung bei Palatalvokalen, alles Eigentümlichkeiten, auf denen vorzugsweise der dumpfe Klangcharakter des Englischen beruht.

Die Vokale und Konsonanten sind nach Bell-Sweet dargestellt. Wer freilich mit deren System noch nicht vertraut ist, wird besonders zum Verständnis der Vokale die Mühe nicht scheuen dürfen, Sweets „Handbook of Phonetics“ zu Rate zu ziehen.* Bezüglich der Vokale ist im Elementarbuch namentlich das bei Nr. 14, 16, 28, 29, 31 und 32 Gesagte nachzusehen. Auslautende stimmhafte Konsonanten wie in *siyz* (seize), *liv* (live) fangen stimmhaft an und schliefsen geflüstert; „geht ein stimmhafter Verschluſs- oder Reibelaut unmittelbar vorher, so werden sie zu Flüsterlauten wie in *fiyldz* (fields), *-auə selvz* (ourselves).“ Alle englischen Konsonanten sind „weit“, d. h. werden, der englischen Artikulationsbasis entsprechend, unter mehr oder weniger laxer Verwendung der konkurrierenden Teile gebildet.

In dem Kapitel über Lautstellung und Lautberührung wird besonders der wechselnden Gestaltung des *r* gedacht, welche dasselbe je nach seiner Stellung im Wort und Satz erfährt; ebenso des *n* beim unbestimmten Artikel.

Wie bei der Lautlehre, so geht auch in der Formenlehre Sweet vom Allgemeinen zum Besonderen herab. Er leitet den Abschnitt ein mit einem interessanten, äufserst belehrenden Kapitel über „Abstufung“. Ich lasse Sweet hier selbst reden. „Wörter, die häufig in unbetonter Stelle vorkommen, pflegen gerne neben der ursprünglichen starken eine schwache Form zu entwickeln, wie in dem Satze *-də -z noubədi dεə*, ‚es ist niemand da‘, wo *də* die schwache Stufe vom starken *dεə* vertritt. Obwohl der Unterschied von stark und schwach auf Betonungsverhältnissen beruht, so ist der Ausdruck ‚starkstufig‘ durchaus nicht gleichbedeutend mit ‚betont‘, denn ein jeder Laut und folglich auch eine jede starkstufige Form kann sich auch in unbetonter Stelle erhalten, wie z. B. das starke *dεt* ‚das‘ und das schwache *dət* ‚dafs‘ auch bei völliger Unbetontheit sich streng unterscheiden. Schwachstufigkeit und Unbetontheit dagegen bedingen sich in der Regel gegenseitig; ein betontes *dət* ist sogar geradezu undenkbar, denn der Laut *ə* kommt nur in völlig unbetonten Silben vor. Viele Wörter kommen überhaupt, wenigstens in der

* Das Bell-Sweetsche Vokalsystem findet der Studierende auch erläutert in Sievers' „Phonetik“, in Vietors „Phonetik“, in Storms „Englische Philologie“, in Trautmanns „Sprachlaute“, in meinem „Lautsystem des Neufranzösischen“ u. a.

natürlichen Rede, nur schwachstufig vor, z. B. *ə, ən* ‚ein'. Bei vielen Wörtern giebt es verschiedene, von der Schnelligkeit und Flüchtigkeit der Rede abhängige Grade der Schwachstufigkeit: *ör* ‚oder' z. B. erscheint auch als *ər, ər* ‚von' schwächt sich gelegentlich zu *ə* ab u. s. w. Besonders charakteristisch für die schwache Stufe sind die Vokale *ə*, gesenktes *i, ü* und *ö*, die nur unbetont vorkommen."

Die Entwickelung der Vokalschwächung führt in ihrer letzten Konsequenz zur Schwundstufe, wie in *its* (it's), *aim* (I'm), *hijz* (he's). Auch Konsonantenschwund tritt häufig ein. So schwindet h gewöhnlich aufser im Anlaut: *-hiz faadə* (his father); aber *-its -iz faadə* (it's [h]is father); so *d* und *t* von *ənd* (and) und *snt* (Saint) vor nachfolgender Konsonanz; z. B. *fif -ən suup* (fish and soup), *hot -n kould* (hot and cold), *-sn pəlz* (St. Paul's [Cathedral]) u. a. m. Sweet läfst nun ein Verzeichnis der gebräuchlichsten schwachstufigen Wörter, alphabetisch geordnet, mit Beifügung der entsprechenden starken Formen folgen. Da lernen wir, dafs es mit nichten vulgär, wie manche Buchstabengrammatici uns glauben machen wollen, sondern bestes kolloquiales Englisch ist zu sagen: *-aivgotə bæd kould* (I've got a bad cold), nicht *-ai hæv* (I *have*), welches nur die emphatische oder aber absolut gebrauchte Form ist. Ebenso: *-aifləv finiſtitbaidə taimjo redi* = I sh(a)ll (h)ave finished it by the time yo(u are) ready: *-aifl* anstatt *-ai fæl, ər* anstatt *hæv* (zweifach abgestuft!), *jo redi* anstatt *juw aa, juaa, juə, joə redi* (wiederum mehrfach abgestuft!). Oder das bekannte: *-haudjə duw* anstatt *-hau duw juw duw* (how do you do, how d'ye do?). Oder: *-ail givjuizə dres* für *-ai fæl (wil) giv juw hiz ædres* u. s. w. u. s. w. Welchen Einblick gewinnt man da in die wirklich gebrauchten Formen der Gegenwart! Wie tritt man da in unmittelbaren Kontakt mit der lebendig pulsierenden Sprache! Das Kapitel über Abstufung gehört zu den wichtigsten des Buches und verdient das aufmerksamste Studium.

Hierauf folgt die Darstellung der Formen und Flexionsverhältnisse der Substantiva, Adjektiva, Zahlwörter, Pronomina und Verba, wo wiederum überall die Abstufung mit hereinspielt. — Von dieser mit äufserster Konsequenz auf den Laut, nicht auf den Buchstaben gegründeten Formenlehre wird mancher für den Augenblick etwas fremdartig berührt werden; er sieht gleichsam terra incognita vor sich, in der er erst heimisch werden mufs. Aber man thue nur einen festen Schritt hinein in diese neue Welt und sehe sich tüchtig um: die Orientierung wirkt befruchtend!

In die Syntax sind hier zum erstenmal die so wichtigen Betonungs- und Modulationsgesetze aufgenommen, sowie „die syntaktischen Eigentümlichkeiten der Verbalumschreibungen bestimmter und klarer als bisher geschehen" dargestellt worden. Auch dieser Abschnitt ist voll des Interesses; leider mufs ich mir, da noch anderes zu besprechen bleibt, versagen, weiter darauf einzugehen und kann nur den Leser auf das Buch selbst verweisen.

Die grammatische Einleitung ist ziemlich kurz gefafst; vielleicht ist sie manchem, der starke grammatische Dosen liebt, zu kurz und unvollständig. Doch hat sie Sweet absichtlich so knapp wie möglich gehalten, indem „alles als bekannt Vorauszusetzende oder aus den vorhandenen Hilfsmitteln leicht zu Ergänzende" entweder nur flüchtig angedeutet worden oder ganz unerwähnt geblieben ist.

Der Schwerpunkt des Elementarbuches liegt in den **Texten.** Hier ist alles Leben und hier kommen die theoretischen Lehren vom Nachdruck, von der Modulation, Quantität, Abstufung etc. zur reichsten praktischen Entfaltung. Wir haben eben Sprache vor uns, Lautsprache, gesprochene, lebendig dahinfliefsende Rede, die der Künstler gleichsam im Flusse selbst festgehalten und auf das Papier projiziert hat. Nun kann

man die „breath- (oder stress-)groups“, die Sprech- (oder Sprach-)Takte des gesprochenen Englisch, die der eminente Phonetiker mit grofsem Fleifs der Rede abgelauscht und uns so bequem vorgeführt hat, behaglich studieren und analysieren. Bei eingehenderem Studium freilich wird man bald merken, dafs diese Behaglichkeit sich in ernste Arbeit verwandelt; denn wir stehen hier ausgebildeter Satzphonetik gegenüber — und diese ist keine leichte Sache, kein Gegenstand amüsanter Lektüre beim Verdauungsstündchen. Doch nur hinein in die Arbeit: diese Texte sind eine reiche Fundgrube für jeden, der lernen will.

Dieselben beginnen mit leichten, meist Huxleys Physiography, Tylors Anthropology und Wrights Domestic Manners and Sentiments entnommenen *di skripʃənz*, die von den elementaren Erscheinungsformen in der Natur, von den verschiedenen Menschenrassen, von Werkzeugen und Waffen, Nahrung, menschlichen Wohnungen, Bekleidung und Sprache handeln. Dann folgen *kə loukwiəl sentənsiz*, kleine kurante, natürliche Phrasen, die den Lernenden vorbereiten sollen auf die nun folgenden *daiəlogz*, mit denen ihm eine „sorgfältige Auswahl der gebräuchlichsten und unumgänglichsten idiomatischen Ausdrücke, unter logische Kategorien geordnet“, geboten wird. Kapitelüberschriften: *geting apinde mɔniŋ* (getting up in the morning); *dinərən mænəz; də gaadn: tij: kantri wɔk* (country walk); *taun wɔk; trærling*. Auf die Gespräche folgt eine heitere, *də piknik* betitelte Geschichte aus dem Alltagsleben, die frei nach Hoods Gypsey Party bearbeitet ist. Den Schlufs der Texte bildet ein kleines Gedicht — *paastən present* — gleichfalls von Thomas Hood, woran „der vollständige Übergang in die reine Kunstform veranschaulicht“ werden soll.

Selbst das angefügte Glossar ist instruktiv. Wer würde z. B. glauben, dafs man in dem Ausdruck „in particular“ (in den landläufigen Lehrbüchern des Engl. gewöhnlich *in paatikjuwlə[r]* transskribiert) zwei schwachstufige Formen spricht: *in pə·tikjələ[r]* (*ə* von *p* wohl gar geflüstert); oder dafs man *gavəment* (government) sagt; oder dafs man beim Worte „umbrella“ zwischen b-r aus gewissem phonetischen Grunde svarabhaktiartig *ə* einschiebt: *ambərelə*, wenn *ə* nicht vielleicht nur verlangsamter Stimmgleitlaut ist; ferner dafs man die Endung -ful = *fl*: *plefl, jursfl, rispektfl* (playful, useful, respectful), aber als Adv. dann *-fəli*: *rispektfəli* etc. spricht? u. v. a. m.

Natürlich ist das Glossar nach phonetischen Gesichtspunkten angeordnet. So folgt *æ* auf *a*, *d* auf *d*, *ə* auf *e*, *ŋ* auf *n*, *ɔ* auf *o*, *ʃ* (š) auf *s*, *þ* auf *t*, *ʒ* (ž) auf *z*. Überhaupt ist in diesem phonetischen Büchlein par excellence auch alles streng phonetisch wiedergegeben, so dafs man — das Vorwort und die Umschrift eines Teils der Texte abgerechnet — vergebens nach der traditionellen Orthographie suchen wird. Seinem radikalen Standpunkte entsprechend, geht eben Sweet von dem Princip aus, dafs man eine gesprochene Sprache erst in rein phonetischer Gestalt beherrschen lernen soll, bevor man zum Studium der Schriftsprache in ihrer konventionellen Schreibung übergeht.

Anlafs zu kritischen Ausstellungen oder Meinungsdifferenzen findet man in dem mit eminenter Sachkenntnis gearbeiteten Werke kaum. Die folgenden Bemerkungen seien mir gestattet.

Sweet hat mehrere Notationen, bezüglich deren er sich mit den Ansichten hervorragender Gebildeter in Widerspruch befindet.

1) Nach ihm lautet die Singular- und Pluralendung -man, -men in Wörtern wie Englishman-Englishmen, gentleman-gentlemen in natürlicher Rede vollkommen gleich, also: *ingliʃmən, dʒentlmən*.

2) „asked“ lautet *aast*.

3) „just“ lautet *dʒest, dʒes*, die erste Form also genau wie *dʒest* (jest) „Scherz“.

4) *tʃaild* (child) lautet im Plur *tʃuldrən*, nicht *tʃīl*—

5) farther ist lautlich = father, d. i. = *faadə(r)*, mit and. Worten: in der Gruppe *ar* auslautend oder *ar* + Konsonant ist jede Spur von *r* verschwunden oder, wenn man will, der *r*-Laut in *a* völlig aufgegangen.

6) exactly lautet *igˑzæ*kl*i*.

7) Die unbetonte Partikel *ænd* stuft sich nach harten Verschlufslauten zu -n ab und verwandelt sich nach p regelmäfsig in -m, z. B. in cup and saucer, welches *kapmˑsəsə(r)* lautet.

Diese Fälle legte ich einigen Londoner Universitätsdocenten sowie mehreren anderen Gebildeten vor. Nr. 7 gab man mir nach einigem Probieren und Sich-Vorsprechen so ziemlich zu; bei 5 waren die Meinungen geteilt; *aast* wollten nur zwei aussprechen. Originell genug wollte im Sing. niemand *iˌgliſmən*, niemand *dʒes(t)*, noch *igˑzæ*kl*i*, noch *tʃuldrən* sprechen.* Nun liegt aber Sweets Transskriptionen seine eigene, den gebildeten Londoner Gesellschaftskreisen entsprechende Aussprache zu Grunde. Wie sind daher jene Widersprüche zu erklären? Die Antwort kann nur sein: Sweet ist gründlich erfahrener, scharf beobachtender Phonetiker, jene waren Laien, und diese Antwort besagt alles. Der Phonetiker lauert dem Wort oder Sprechtakt auf im Flufs ungekünstelter Rede und fixiert die mehr oder minder abgeschliffene lautliche Erscheinungsform derselben mit sicherem Griff; der Laie hält sich gewöhnlich an die isolierte, nachbarlicher Beeinflussung nicht unterworfene Form, die lautlich nicht selten von der satzverbundenen abweicht, und seine Lautbestimmungen, weil des wissenschaftlichen Korrektivs entbehrend, sind ohnehin meist zu subjektiv, um verläfslich zu sein. Ich habe den obigen Fällen die gröfstmöglichste Aufmerksamkeit gewidmet und kann Sweet nur beistimmen. Die kolloquialen Formen sind allein *iˌgliſmən* (für Sing. u. Plur.), *aast*, *dʒes(t)* (z. B. in *dʒes[t] nuu* [just now] immer ganz unmifsverständlich), igˑzæk*li*. Selbst von der Kanzel oder vom Katheder herab, bei öffentlichen Reden und in der (London) Philological Society habe ich fast ausschliefslich diese Formen gehört. Bezüglich *tʃuldrən* scheint, nach meinen Beobachtungen, der Fall so zu liegen, dafs *l* wie bei *mjlk* (milk) geradezu silbenbildend verwandt wird, weshalb das vokalische Substrat dieses silbigen *l*, infolge dessen eigentümlicher Artikulation, getrübt ist, so dafs sich schwer zwischen gesenktem *i* und gesenktem *u* unterscheiden läfst. Geradezu *tʃuldren* — mit deutlich unterscheidbarem, wenn auch „weitem“ *u*-Laut zu sprechen — wurde mir vielseitig als Eigentümlichkeit südengl. Dialekte bezeichnet. Die Aussprache des Standard English sei es nicht. — Bezüglich *fa*ther-*far*ther, *alms*-*arms* gehen die Meinungen insofern aus-

---

* Es ist heiter, wie oft man Gelegenheit hat, zu beobachten, dafs Leute, die jetzt eine gewisse Aussprachweise in Abrede stellen, diese im nächsten Augenblick, wenn sie unbewufst sprechen, ganz unbeanstandet gebrauchen. So erinnere ich mich lebhaft eines Gelehrten von der R. G. S., den ich wegen der Aussprache von „asked“ interpellierte und der mir ohne Zögern antwortete: „natürlich nur *aaskt*.“ Kurz darauf war er in lebhaftem Gespräch mit einem anderen Herrn; ich stand dicht dabei. Da erzählte er unter anderem: *-souij aastim ənd ˑaast ənd ˑaastə gen* (so he asked him etc.). Sofort machte ich auf *aast* aufmerksam, worauf allgemeine Heiterkeit. — Ein anderes Mal werfe ich beim gemütlichen Zusammensein in einer gebildeten Familie die Frage nach der Aussprache von „exactly“ auf. Der Sohn des Hauses antwortet: „nun, sehr einfach: igˑzæktli.“ Ich wiederhole das Wort und frage, ob es so richtig sei, worauf mir der Hausherr — wohl ahnungslos, aber deutlich — antwortet: igˑzæk*li* sou! Bald darauf sang die Dame des Hauses ein Lied aus einer modernen Operette, worin das Wort mindestens viermal hintereinander gesungen werden mufs. Immer sang sie deutlich *igˑzæ*kl*i*. Diese Beispiele liefsen sich verhundertfachen.

einander, als die einen in f*ar*ther, a*r*ms noch ein Residuum des alten *r*-Lautes finden, die anderen nicht. Vgl. auch Storm, Engl. Philologie, p. 106, Anm. 3. Mag dem sein wie ihm wolle: jedenfalls drängt das heutige Süd(ost)englisch, speciell das der Metropole, mehr und mehr auf einen Ausgleich aller in dieser Hinsicht etwa noch bestehender Differenzen. Ist wirklich zwischen father-farther, alms-arms u. a. eine Lautnüance, dann ist sie verschwindend klein, so daſs man berechtigt ist, beide Aussprachweisen gleich zu setzen. Mir scheint, der Umstand erschwert auch die vorurteilsfreie Prüfung, daſs — der Tendenz des Engl. entsprechend, lange Vokale zu diphthongisieren — wie Sweet gezeigt hat, auch *a* in father nicht streng homogen, nicht streng monophthongisch ist, so daſs *faadə(r)* eigentlich = *faaədə(r)* wäre.

Zu Nr. 7 bemerke ich noch nebenbei, daſs *kapm·səsə(r)* phonetisch insofern interessant ist, als *ænd* (and) sich durch *ənd*, *ən* zu silbenbildendem *-n* abgestuft und der Nasal mit dem voraufgehenden Verschluſslaut gleiche (bilabiale) Artikulationsstellung angenommen hat: *pm* für *pn*. Die Auslösung des Verschlusses geschieht velar.

Eine Stelle im Elementarbuch verstehe ich nicht recht. Sweet sagt (Formenlehre, Substantiva a. E.): „Wortgruppen werden wie einfache Wörter flektiert: *-də tuw -mis smiþs* ‚die beiden Fräulein Smith‘, *:kwijn vik·təriəz pælis* ‚der Palast der Königin Viktoria‘.“ Dies ist völlig verständlich. Aber der folgende Satz? *-də mæn -ai :sə jestədiz faadə* „der Vater des Mannes den ich gestern gesehen habe“. Schreiben würde man natürlich: „The father of the man I saw yesterday“; ob es jedoch selbst in natürlicher, familiärer Rede nicht auch ungewöhnlich klingt zu sagen: The man I saw yesterday's father, so daſs *the man I saw yesterday's* als ein Begriff und gleichsam als sächs. Genitiv zu fassen wäre, will ich als Nicht-Engländer dahingestellt bleiben lassen.

Für eine dritte Auflage würde ich vorschlagen, die nicht gelauteten End-*r* in Wörtern wie *faadər*, *hiər*, *puər*, *piktfər* etc. in Klammern zu schlieſsen *(hiə[r]*, *puə[r]* u. s. w.), da sonst der Anfänger leicht irregeleitet werden kann. Sweet läſst sie bereits im Satze, wo nicht lautend, durchgehends fort; aber auch im isolierten Worte haben sie am Ende ebensowenig Lautwert wie inlautend vor Konsonanz. Sie kommen nur vor Vokal zur Geltung, und dies wird durch die Parenthese passend angedeutet.

Endlich wäre es sehr dankenswert, wollte der Verfasser später einmal in der Lautlehre sein deutsches Publikum über gewisse englische Laute, welche bei uns noch immer miſsverstanden zu werden pflegen, gründlich aufklären. Von den Vokalen nenne ich besonders *ə* und *o*, von den Konsonanten *l* und *r*. *ə* und *o* werden noch häufig verwechselt oder als ein und derselbe Laut angesehen, was irrig ist. Selbst von Lehrern des Englischen geschieht dies; so z. B. von J. W. Zimmermann (Engl. Aussprache, Naumburg 1886, Schirmer), welcher *water* und *what*, *all* und *salt*, *talk* und *malt* in eine Reihe stellt (Sweet: *wɔtə[r]-whot*, *ɔl-solt*, *tɔk-molt)*. Vom *l* zu geschweigen, wird vom *r* vor Vokal noch immer gelehrt, entweder es werde durch „scharfe Vibration (!) der Zungenspitze“ (z. B. Immanuel Schmidt, Gramm. der engl. Spr., 3. Aufl. Berlin 1883, p. 61) oder durch „einen einzigen Schlag der Zungenspitze gegen den Gaumen“ (z. B. Zimmermann, l. c. p. 4) hervorgebracht. Diese letztere Ansicht wird sogar von namhaften Phonetikern vertreten. Nun aber zeigt es sich, daſs bei gemeinem engl. vorvokaligem *r* die Zungenspitze den Gaumen überhaupt nicht berührt (Sweet [privatim]: „the tongue does not touch the palate at all“). Der Laut ist eine Art reduzierter oder matter Spirans, eine Art Gleitlaut von vorzugsweise vokalischer Natur. Er bedarf näherer Beschreibung, die andernorts versucht werden wird.

Die zweite Auflage des Elementarbuches hat eine sorgfältige Revision

des Stoffes im allgemeinen, der phonetischen Texte im besonderen erfahren. Für einen Teil derselben ist im Interesse der Anfänger die gewöhnliche Orthographie beigedruckt. Man gewinnt jedoch doppelt, wenn man sich möglichst selbständig durch die Texte hindurcharbeitet und nur im äufsersten Notfall das Englische konsultiert. In dieser Hinsicht war die erste Auflage für den Lernenden, der vor der harten Nufs nicht zurückscheut, zwar mühseliger, aber — scheint mir — auch mehr instruktiv, mehr fördernd. Endlich ist auch eine rationelle deutsche Orthographie konsequenter durchgeführt, namentlich sind die unorganischen *h* in ziemlichem Umfange getilgt worden.

Für wen ist nun das Elementarbuch bestimmt? Wir antworten: nicht allein für alle Gebildeten, die ein wirklich genieſsbares Englisch lernen, sondern auch für diejenigen, welche ihr Englisch vervollkommnen wollen; insonderheit ist es ein Buch für unsere neuphilologischen Lehrer und Studierende. Des Studiums dieses Elementarbüchleins braucht sich kein Akademiker zu schämen, denn noch aus jeder Seite wird er Belehrung schöpfen. Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen für die gesunden Bestrebungen unserer Zeit und ein Beweis für die Bedeutung von Sweets Arbeit, dafs selbst akademische Lehrer sich finden, welche das Elementarbuch zur Unterlage einer Vorlesung oder Übung machen, wie es meines Wissens dieses Wintersemester ein Docent der engl. Philologie (Dr. Holthausen?) an der Universität Heidelberg gethan hat. Möchten diesem Beispiel andere akademische Lehrer nachfolgen! Ob das Werk in seiner jetzigen Gestalt direkt als Lehrmittel für den Elementarunterricht in der Schule zu verwerten ist, mag vorerst noch dahingestellt bleiben, da die Erfahrungen der nächsten Jahre erst das entscheidende Wort sprechen müssen. Zunächst handelt es sich darum, dafs unsere Neuphilologen sich eingehend mit dem Studium dieses fruchtbaren Lehrmittels befassen; dann mag es dem pädagogischen Geschick eines jeden überlassen bleiben, in welcher Weise er die neue Lehre dem praktischen Unterricht zu gute kommen lassen will.

Ich bin am Ende meiner Besprechung des Elementarbuches. Diese Besprechung ist von ungewöhnlicher Ausführlichkeit; allein sie entspricht nur der Bedeutung des behandelten Gegenstandes. In Sweets Buch haben wir es mit einer litterarischen Erscheinung zu thun, die sich noch weit über das Niveau der besseren Lehrbücher des Englischen erhebt; mit einer zwar anspruchslos auftretenden, aber um so wichtigeren Schrift, einer Schrift, die — völlig originell und selbständig wie sie ist — das Zeug hat, Epoche und Schule zu machen. Dieses „elementare“ Lehr- und Lesebuch des gesprochenen Englisch ist ein Unikum, das durch die zähe Durchführung der phonetischen Konsequenzen einen unerbittlich reformatorischen Charakter an sich trägt. Kommt es mehr und mehr in Aufnahme, wie es wünschenswert ist und den Anschein hat, so kann es nicht fehlen, dafs damit einer gesunden Sprachreform wirksam zum Siege verholfen wird. Es steht zu hoffen, dafs es eine neue Richtung begründe in der Behandlung lebender Sprachen.

Möchte den Fachgenossen das Büchlein die gleiche Quelle fruchtbarer Anregung und Belehrung sein, die es für den Unterzeichneten war und fortdauernd ist.

Kahla i. Thür. Franz Beyer.

The Settlers in Canada, mit Anmerkungen von Direktor Benecke. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Ein recht brauchbares Büchlein, leicht und interessant. Für eine folgende Auflage notieren wir folgende kleinere Versehen:

pag. 26: accommodation = Unterkunft, Wohnung; ebenso pag. 250, wo der Herausgeber auf die pag. 26 gegebene Übersetzung „Bequemlichkeit“ verweist; pag. 231 steht richtig „das bequeme Unterbringen“; „bequem“ könnte hier wegbleiben.

pag. 32: limbed ist wohl gewöhnlich līmd gesprochen; so auch Webster.

pag. 36 ist purchase nicht passivisch zu fassen.

pag. 43: studded with islands enthält nicht „einen Hinweis auf die Schönheit des Anblicks“; vergleiche Jane Eyre (Tauchnitz) Vol. I, pag. 3, wo von „naked, melancholy isles“ derselbe Ausdruck gebraucht ist; „studded with islands“ ist häufig so gebraucht.

pag. 43: A 5. rails nicht im engeren Sinne „Querhölzer“, sondern „Holzstangen, Latten“.

pag. 48: gaunt und pag. 84 launch giebt der Herausgeber die Aussprache gaunt, launch (= gawnt, lawnch); das als Richtschnur angegebene Wörterbuch von Stormouth ist mir nicht zur Hand; Webster giebt nur die eine Aussprache gäunt, läunch (ä = a in far); so spricht auch heute noch der gebildete Engländer; vielleicht also ein Druckfehler bei Benecke.

pag. 50: suppose we go back „Sollten wir nicht lieber ...“; treffender ist: „wie wäre es, wenn.“

pag. 51: roily = rily von Webster nur als coll. nicht als Americanism bezeichnet.

pag. 51: dagegen ist auf derselben Seite: I guess = ich glaube, ein sehr charakteristischer Americanism.

pag. 51: A 2. Zu „I will go see him“ macht der Herausgeber die Bemerkung: „*Infinitiv ohne to nach to go, wenn dies selbst im Infinitiv.*“ Soll das wohl die Regel sein? Diese Konstruktion ist jedenfalls eine nachlässige und seltene; es heifst entweder „go to see“ oder „go and see“.

pag. 58: We cannot spare him altogether, but ...; hier heifst altogether nicht „schlechterdings“, sondern die Stelle ist zu übersetzen: „wir können ihn nicht ganz entbehren.“

pag. 63: Die zweite Schreibart von by-and-by, nämlich: by-and-bye könnte wegbleiben.

pag. 64: bent double heifst nicht „doppelt“ gebeugt, sondern eigentlich „geknickt“, zusammengeklappt wie ein nur teilweise geöffnetes Taschenmesser.

pag. 69 dürfte wohl bei bullock die Aussprache angegeben sein; überhaupt ist bei der Auswahl der Wörter, bei denen die Aussprache angegeben ist, nicht ganz konsequent verfahren.

pag. 73: „What might be looked forward to“ heifst nicht „was man beabsichtigen könnte“, sondern „wessen man sich zu versehen hätte“.

pag. 84: „stool“ ist nicht „Sessel“, sondern 1) Stuhl ohne Lehne, 2) Schemel.

pag. 115: he had purchased two horses and as they turned out, he had made a very good bargain. Turn out steht hier nicht statt „turn out well“, sondern bedeutet „wie es sich herausstellte“.

pag. 117: Ob die ursprüngliche Bedeutung von to canvass = to sift through canvass war, ist doch zu unsicher, als dafs sie in ein Schulbuch aufgenommen werden dürfte.

pag. 122: crittur, pag. 131 sartain: hier fehlt die Angabe, dafs diese Aussprache vulgär ist.

pag. 124 wird Grummet durch Grum-mat erklärt; diese Bemerkung gehört nicht in ein englisches Buch; will man aber Grummet erklären, so gebe man auch noch (obwohl nicht ganz zutreffend, cf. Schade, Ahd. Wtbch. s. v.) in Klammer [Grün-mat].

pag. 125: Die Etymologie von calumet dürfte angegeben sein.

pag. 129: Zu fear them = fear for them dürfte stehen „seltene Konstruktion“ (Webster).

pag. 131: Bei to careen bleibt die zweite Übersetzung „schief fahren“ besser weg.

pag. 138: to prowl heifst nicht schlechtweg, „umherschleichen“, sondern „beutesuchend, drohend umherstreifen“.

pag. 142: venison ist nur in Amerika = Hochwild; in Engl. = flesh of deer, hare and certain birds (Webster).

pag. 142: lot = Menge ist fast „vulgär“.

pag. 156: Die Fassung der zu should gegebenen Anmerkung ist nicht korrekt; entweder man gebe die Regel vollständig (und das ist das beste) oder gar nicht; aber eine Anmerkung, wie die hier gegebene: „should, nicht would in der indirekten Rede in der dritten Person“ ist nutzlos, ja schädlich.

pag. 189: hold your tongue enthält auch im Englischen dieselbe Härte, die in dem Ausdruck „den Mund halten“ liegt; der Herausgeber meint mit Unrecht „hold your tongue“ sei weniger „hart“.

pag. 190: to caution durch „avertieren“ zu geben, ist zugleich undeutsch und unrichtig.

pag. 199: Hier findet sich der Satz: One paragraph [hier hätte der Herausgeber die Vokabel „Zeitungsartikel“ geben dürfen] met the eye of Henry, which he immediately communicated, observing at the time ...; hierzu die Bemerkung: „at the time = zugleich, frz. à la fois.“ Hätte der Herausgeber gesagt: „at the time“ = seltenere Wendung statt des häufigeren „at the same time“, so wäre die Sache in Ordnung; aber wozu auch noch „à la fois“. Ich glaube doch, dafs der Herausgeber, sollte er diesen englischen Satz ins Französische übersetzen, unmöglich „à la fois“ gesagt hätte, sondern doch wol „en même temps“; da ist doch ein Unterschied.

pag. 231 wird (abermals eine überflüssige Etymologie!) daim franz. aus dama (Dam-hirsch) abgeleitet; unmöglich: dama mufs doch „daime“ geben, daim setzt *damus voraus.

pag. 232 enthält die Anmerk. einen kleinen Druckfehler („having spared“ statt „having saved“); doch bliebe diese Anmerk. besser weg.

pag. 233: In dem Satz ... and *that*, when the party had arrived there, that the woman ... kann man das zweite that nur als überflüssige „familiäre“ Wiederholung des ersten that ansehen, and that kann hier gar nicht „und zwar“ heifsen.

pag. 233: Um yard zu erklären sagt der Herausgeber: „yard Längenmafs = 3 Fufs = 36 Zoll (inches).“ Ich glaube deutlicher wäre: 1 yard = 0,91 Meter.

pag. 239: „To the questions of Alfred he returned no reply, and appeared not to understand him. „Let me try him, Sir ... I will speak to him in the Indian tongue.“ Die hierzu gegebene Anmerkung sagt: let me try him = lafst es mich mit ihm versuchen. Nicht ganz zutreffend: try hat sehr oft die Bedeutung: ausfragen, examinieren. Cf. Hoppe sb.

pag. 242: to gag ist genügend erklärt durch „den Mund verstopfen“; ob dies gerade zweckmäfsig durch „ein Sperrholz“ geschieht, wie der Herausgeber meint, möchte ich doch bezweifeln.

pag. 249: by-and-by heifst gerade das Gegenteil von „später“ (so übersetzt es der Herausgeber), es heifst hier „in der nächsten Zeit“.

pag. 251: „to weld wird sonst nur in der Bedeutung zusammenschmieden [besser zusammenschweifsen] gefunden“; nicht ganz zutreffend, cf. Hoppe s. v.

pag. 263: parched Indian corn ist nicht „gedörrter“, sondern „gerösteter“ Mais.

281: Noch ein kleiner Druckfehler in Anmerk. 4.

Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit litterarhistorischen, sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. E. Nader und Dr. A. Würzner in Wien. Mit einem Plan von London. 528 Seiten. Wien 1886.

Bei der ungeheuren Zahl von englischen Lesebüchern, die wir bereits besitzen, und der beständigen Vermehrung, die diese Zahl von Jahr zu Jahr erfährt, kann es nicht fehlen, dafs gar viel wertloses Zeug, geistlose Kompilationen mit unterlaufen, Sachen die oft das Papier nicht wert sind, auf dem sie gedruckt erscheinen. Um so mehr freut man sich dann, wenn man von Zeit zu Zeit eine Arbeit begrüfsen kann, die wirklich Gutes und Nützliches bietet und leistet. Eine solche gediegene Arbeit, die unser volles Lob verdient, ist das oben genannte Lesebuch von Nader und Würzner. Auf 528 Seiten prächtigen Druckes bietet das Buch nach der Absicht der Verfasser den Lesestoff für höhere Lehranstalten überhaupt, zunächst aber für die oberen Klassen der österreichischen Realschulen. Gruppierung wie Auswahl des Stoffes, letztere im Anschlufs an die vom österr. Ministerium erlassenen Instruktionen, sind vorzüglich; namentlich spricht die getroffene Auswahl für die Belesenheit und den Geschmack der Verfasser; ist es doch nicht leicht, aus einem bändereichen Schriftsteller ein charakteristisches Stück herauszufinden, das ein abgeschlossenes Ganze bildet und sich zugleich dem Plan des Buches einfügt. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so zerfällt derselbe in Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen, Geschichte und Schrifttum, Abhandlungen und Betrachtungen, Briefe, Reden; den zweiten Teil des Buches bilden lyrische und kürzere epische Gedichte und schliefslich Fragmente gröfserer epischer und dramatischer Dichtungen.

Was an diesem Lesebuch aber besonders bemerkenswert, das sind die beiden Hauptziele, die sich die Herausgeber gesteckt haben, erstens mit den englischen Lebensverhältnissen der Gegenwart und Vergangenheit bekannt zu machen, zweitens die Kenntnis des Wichtigsten aus der englischen Litteraturgeschichte zu vermitteln. Zur Erreichung des ersten dieser Ziele dient zunächst die Auswahl der Lesestücke, welche einerseits Ereignisse und Persönlichkeiten vorführen, die auf den Gang der Geschichte und die Entwickelung der Kultur des englischen Volkes bestimmend eingewirkt haben, andererseits Verhältnisse und Einrichtungen der lebendigen Gegenwart veranschaulichen. Prosaische wie poetische Lesestücke wirken zu diesem Zwecke zusammen und stellen, sich gegenseitig ergänzend, denselben Stoff unter verschiedenen Gesichtspunkten dar. Die reichlichen, an den Schlufs des Buches verwiesenen Anmerkungen, die mit Sachkenntnis, Fleifs und mit Benutzung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet sind, sowie ein hübscher Plan von London, auf dem sich die im Text genannten und beschriebenen Örtlichkeiten verzeichnet finden, vervollständigen das Ganze. Die Kenntnis der Litteratur wird gefördert durch eine Reihe von chronologisch geordneten Anmerkungen, die trotz ihrer Knappheit ein besseres Bild geben als manche „Litteraturgeschichte". Wertvoll und dem deutschen Leser willkommen sind die in diesen Anmerkungen gegebenen Hinweise auf die Beziehungen der englischen Litteratur zur deutschen und französischen.

Dafs zu den ersten sechzehn Lesestücken die dem Anfänger etwa unbekannten Vokabeln in den Anmerkungen übersetzt sind, ist zu billigen; nur wäre bei den meisten (allen!) die Aussprachebezeichnung besser weggeblieben. Den Schülern die Aussprache einzuprägen, ist Sache des Lehrers, und ohne Lehrer bleibt auch die beste Aussprachebezeichnung für den Schüler nutzlos, oft aber wirkt dieselbe durch Verwirrung des Wortbildes geradezu schädlich.

Text und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen. Einige kleinere Druckfehler und Versehen sind an Zahl und Bedeutung so gering, dafs ich sie nicht zu erwähnen brauche. Wir können also das Nader-Würznersche Lesebuch mit gutem Gewissen aufs wärmste empfehlen.

Darmstadt. Dr. Hans Heim.

Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen (nicht für den Selbst-Unterricht). Erster Teil: Elementarbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache und Angabe letzterer nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Von Professor Dr. A. Hoppe. Zweite Auflage. Berlin, Langenscheidt. 265 u. XXXIX Seiten. Mk. 2,40.

Die auf dem Gebiete der neueren Sprachen unermüdlich thätige Langenscheidtsche Verlagshandlung hat es unternommen, in diesem Buche der Schule für das Gebiet des Englischen die Vorteile zuzuwenden, welche das Toussaint-Langenscheidtsche Aussprachesystem unstreitig erzielt hat. Infolge der genauen Lautbezeichnung ist es bei Anwendung desselben dem Lernenden, wenn er einen einigermafsen aufmerksamen Lehrer hat, kaum möglich, ein Wort unrichtig zu sprechen. In Übereinstimmung damit ist nun die Lehre von der Aussprache in diesem Buche so eingehend und so genau behandelt worden, wie in kaum irgend einem der bisher vorhandenen Schulbücher. Dasselbe ist ausreichend für die Bürger- und Mittelschule, sowie für alle Mädchenschulen. Nur für die oberste Stufe einer Realschule würde eine wissenschaftliche Grammatik hinzuzunehmen sein.

Dafs die richtige Aussprache nicht der blofsen Empirie (Vor- und Nachsprechen) zu überlassen sei, darüber ist man jetzt ziemlich einverstanden, und nur wenige der jetzt bei uns üblichen Elementarbücher behelfen sich ganz ohne Regeln über Aussprache; aber fast alle bleiben in diesem Punkte lückenhaft und lassen der Willkür, dem Zufall zu viel Raum. Der Verfasser unseres Buches ist der Ansicht, dafs bei der Erlernung jeder grammatischen Form und beim Lesen auch des ersten Satzes alles, was zur richtigen Aussprache derselben gehört, in Form von Regeln gelehrt sein müsse. Wenn man also mit I have und we were anfängt, mufs man auf Grund gegebener Regeln sagen: I und we sind regelmäfsig, have und were dagegen unregelmäfsig gesprochene Wörter [gegenüber den regelmäfsig gesprochenen brave und here]; und bevor der Schüler den Satz "There is a smile on your lips" laut liest, mufs er Regeln über das Lesen von Wörtern im Zusammenhange erhalten haben; er mufs belehrt worden sein, dafs nach logischem Gesetz gewisse Wörter im Satze volltonig, andere trübtonig und flüchtig gesprochen werden; sowie dafs sich die Wörter im Englischen enger aneinanderschliefsen als im Deutschen, dafs ein Überziehen eines auslautenden Konsonanten, ein Überschleifen eines auslautenden Vokals zum folgenden anlautenden Vokal stattfindet. Diese Punkte sind unseres Wissens noch in keinem Schulbuche gelehrt worden, und doch sind sie für eine richtige englische Aussprache sehr wichtig. Als Beispiel wird der aus dreizehn einsilbigen Wörtern (nur mit solchen beschäftigt sich das erste Kapitel) bestehende Satz "to be crossed in our hopes is a check we are born to" dem aus vier Wörtern bestehenden "disappointment repeated destroys expectation" gegenübergestellt und gezeigt, dafs beide in Rhythmus und Modulation für das Ohr gleich sind (nach Smart's Principles of Pronunciation, einer Quelle, die für das ganze Buch in ergiebiger Weise benutzt ist); logisch zusammengehörige Worte werden durch den Satzaccent ebenso eng zu-

sammengeschlossen wie die Silben eines Wortes durch den Wortaccent; "we are all in" giebt für das Ohr eine gleiche Einheit wie „überallhin". Dies nur beispielsweise. Das Princip nun, kein Wort in der Formenlehre oder in den Beispielssätzen vorzubringen, über dessen Aussprache nicht vorher in einer Regel Auskunft gegeben worden, ist durch das ganze Buch konsequent durchgeführt, und dies hat bei der Auswahl der Beispielssätze jedenfalls erhebliche Schwierigkeiten geboten; father, papa, half, ask konnten nicht vor Kap. IV; mother, brother u. dergl. nicht vor Kap. VIII auftreten; denn natürlich konnte die Aussprache der Laute nur in einer gewissen regelmäfsigen Folge abgehandelt werden. Auch der Lehre vom (Haupt- und Neben-)Accent und vom Wechsel desselben, sowie der Qualität der Vokale bei der Ableitung, der Silbenteilung und im Zusammenhange damit der Abbrechung der Wörter auf verschiedene Zeiten ist volle Aufmerksamkeit geschenkt. Diejenigen Punkte, bei denen eine Regel zu geben nicht möglich ist (z. B. Silbenteilung zweisilbiger Wörter, bei denen ein Konsonant zwischen zwei Vokalen steht — nev'er neben fe'ver —, oder o in der Endung -orous — sono'rous neben tim'orous) sind ausdrücklich hervorgehoben. — Einen Unterschied zwischen etwaiger elementarer und sogenannter „höherer" Aussprache bestreitet der Verfasser von Grund aus. Gehört der Unterschied von sanftem und scharfem s und th zu den „Feinheiten" oder nicht? Wenn der Schüler he has und he is nicht in der ersten Lektion richtig sprechen und cloths von clothes, mouth von mouths nicht im Elementarunterricht unterscheiden lernt — wann soll er es lernen? Etwa dann, wenn ihm das Falsche schon in Saft und Blut übergegangen ist? Wie viele, die sich rühmen Englisch zu sprechen, unterscheiden richtig die Aussprache von hanger und anger, fork und pork, front und frontier, conquest und inquest (gemeint ist das n); wie viele sprechen nightingale mit richtigem n; wie viele wissen über das x in exert und exercise, exile Verbannung und exile spärlich, und dagegen über das in example und exemplary Rechenschaft zu geben; wie viele über ar in tarry teericht und to tarry zögern? — Gehört nun dies alles mit in den Elementarunterricht, so ist die Menge des zu erlernenden Stoffes nicht gering. Das vorliegende Buch bewältigt denselben in 15 Kapiteln, von denen jedes einen Abschnitt, der die Aussprache, und einen, der die Grammatik behandelt, enthält. Nur die möglichst knapp gehaltenen Regeln des zweiten sind für das Auswendiglernen bestimmt. Von der Aussprachlehre müssen vor allem die allgemeinen Principien fest eingeprägt werden, die Einzelheiten mehr durch allmähliche Gewöhnung. Diesem Zwecke dienen die Übungsstücke, deren je drei englische und drei entsprechende deutsche zur Übertragung jedem Kapitel beigefügt sind. Bis zu Kap. VII ist die volle Aussprache interlinear unter den Text gestellt, der also durch Zeichen nicht getrübt ist. Über jedem Stücke stehen die in demselben neu vorkommenden Vokabeln und jedem englischen Worte sind die Paragraphen beigefügt, unter denen über Aussprache desselben Auskunft zu finden ist. Vom fünften Kapitel an treten hierzu noch besondere Lesestücke, in denen die in den Aussprachregeln behandelten Wörter besonders berücksichtigt werden. Nach der Absicht des Verfassers soll dem Schüler, nachdem die Aussprachregeln im Unterricht durchgenommen sind, aufgegeben werden, sich auf das Lesen der Übungsstücke zu Hause zu präparieren. Geschieht dies mit einiger Lust und Gewissenhaftigkeit, so kann ein günstiger Erfolg nicht ausbleiben. Die Probe darauf ist bereits gemacht. In den Übungsbeispielen ist der Verf. mit Erfolg bemüht gewesen, selbständig vorzugehen. Aus anderen bei uns eingeführten deutschen Büchern hat er schlechthin keinen Satz entnommen. Über den Standpunkt von "how do you do", "I hope you are quite well", "where have you your pen and ink?" strebt er sich so bald wie möglich zu erheben und

giebt in wohlberechneter Steigerung von Schritt zu Schritt inhaltsvollere Beispiele aus Originalschriftstellern. Wer englische Schulbücher kennt, wird aus ihnen manche Bekannte wiederfinden. Sprichwörtliches ist mit besonderer Vorliebe verwertet.

Das Buch ist auch für Schüler bestimmt, die keine klassische Bildung besitzen. Allerdings liefs sich nicht vermeiden, z. B. unter Behandlung der Aussprache von ch zu sagen: die Aussprache = k tritt bei allen aus dem Griechischen stammenden Wörtern ein; und bei den Vor- und Nachsilben werden solche von deutscher und lateinischer Herkunft unterschieden. Dies geschieht aber nur an wenigen Stellen, wo dann der sachkundige Lehrer — einen solchen verlangt das Buch überhaupt — nachhilft.

Wir haben in dem Buche ein Werk ernstesten und gewissenhaftesten Fleifses vor uns, das wir der Prüfung der Fachgenossen auf das angelegentlichste empfehlen möchten. Gegen die Principien des Verfassers wird sich kaum mit Grund etwas einwenden lassen, und das Geschick der Behandlung verdient als ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes bezeichnet zu werden.

Die Korrektheit des Buches ist vollkommen; Druck und Ausstattung sind vorzüglich. H.

J. Gutersohn, Französische Leseschule. Ein methodischer Vorkursus zur Einführung in die französische Aussprache und Orthographie. gr. 8. 40 Seiten. Dresden, Louis Ehlermann, 1886.

Dies Buch soll zunächst eine Vorstufe bilden zu *Körbitz*, französisches Lehr- und Übungsbuch. Der Herr Verfasser hat es jedoch verstanden, dasselbe so einzurichten, dafs es auch neben jedem anderen französischen Lehrbuche gebraucht werden kann, welches die Schwierigkeiten der Aussprache und Orthographie entweder gar nicht, oder nur in ungenügender Weise berücksichtigt, beziehentlich verteilt. Die vorliegende Leseschule enthält 31 Paragraphen (S. 7—34) und einen Anhang (S. 35—40). In den ersteren wechseln *Regeln*, *Leseübungen* (einzelne Wörter), *Wörterverzeichnisse* und (französische) *Übungssätze* miteinander ab. Die Bemerkungen im „Anhang" erstrecken sich zum Teil auf Einzelheiten und Ausnahmefälle, zum Teil geben sie bei bestimmten Erscheinungen die Resultate der Lautphysiologie, in welcher Gutersohn sich durch seine Schrift: *„Beiträge zu einer phonetischen Vokallehre"* bereits einen geachteten Namen erworben hat. Im ganzen ist der Anhang mehr für den Lehrer als den Schüler berechnet. Das Charakteristische und der Wert des Buches liegt in den Grundsätzen und in der geschickten Art und Weise, nach denen und in welcher das Buch ausgearbeitet ist. Gutersohn geht dabei von der gewifs richtigen Ansicht aus, *„dafs der neusprachliche Unterricht vor allem* in *methodischer* und *sorgfältiger Weise eine richtige Aussprache* anzubahnen und in das *Verständnis* der *Orthographie* einzuführen habe." In betreff der Grundsätze selbst lassen wir den Verfasser selbst reden; in seiner Vorrede Seite 3 und 4 sagt er: „Zu den Principien, welche nicht einem besonderen pädagogischen System allein eigen sind, welche vielmehr längst festgestellt und durch die Erfahrung jedes einzelnen verständigen Lehrers immer neu bestätigt werden, rechnen wir vor allem *die Forderung des Unterrichtsganges vom Leichteren zum Schwereren, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Konkreten zum Abstrakten. Nicht minder wichtig ist für eine erfolgreiche Gestaltung des Sprachunterrichts, dafs dem Schüler nicht zu viel Regeln auf einmal*

gebracht werden, dafs also die Schwierigkeiten sich nie zu sehr anhäufen, dafs Theorie und Praxis, Regel und Übung, in lebensvollem Wechsel geboten werden und endlich dafs auf *jede mögliche Weise die Selbstthätigkeit des Schülers gefördert werde.* — Die Rücksicht auf diese bewährten Grundlagen, diese Säulen und Pfeiler jeder Didaktik und Methodik, hat uns gehindert, einzelnen Vorschlägen der sogenannten Sprachreformer in weitgehendem Mafse Rechnung zu tragen, so z. B. etwa, wie jene wollen, vom abstrakten Laute auszugehen statt von den konkreten, dem Schüler bereits bekannten Buchstaben, oder *auch den Unterricht sofort mit kleinen Lesestücken zu beginnen, wobei dann dem Schüler alle Schwierigkeiten der Aussprache und Schreibweise auf einmal und in wildem Wirrwarr entgegentreten und jede Lernfreudigkeit geradezu niederdrücken; die Gefahr eines papageimäfsigen Nachsagens und Auswendiglernens liegt bei diesem Verfahren allzu nahe.* Mit aller Entschiedenheit müssen wir aber namentlich die neuerdings beliebte Einrichtung zurückweisen, wonach statt einfacher Leseregeln dem französischen Texte eine phonetische Umschrift beigegeben wird. Das ist die traurigste aller Unterrichtskrücken, indem auf diese Weise der Schüler genötigt wird, statt einer Orthographie deren zwei zu erlernen, so dafs er es kaum je zu einem selbständigen Lesen, zum Verständnis und zur Kenntnis der Schreibweise bringen kann. Auch darauf ist beim Elementarunterricht nicht viel Wert zu legen, dafs die Lese- und Übungsstücke alle zusammenhängender Art seien. *In dieser Form würden unter allen Umständen die Schwierigkeiten in denselben so gehäuft sein, der Stoff müfste so oft durchgenommen werden, dafs sich der Schüler dabei ungleich mehr langweilen und zerstreuen würde,* als mit den bis jetzt gebräuchlichen Einzelsätzen. Für die Anfängerklassen sind letztere ganz unbedenklich, ja sogar das Natürliche und Vernunftgemäfse, wie ein Hinblick auf das Verfahren bei Erlernung der Muttersprache in Haus oder Schule unzweifelhaft darthut.“ So weit der Verfasser. Aus diesen Äufserungen erkennen wir schon, dafs wir es mit einem praktisch tüchtigen Schulmanne zu thun haben. Jeder erfahrene Lehrer wird fast allen diesen Grundsätzen und Ansichten von Herzen seine Zustimmung geben. Es sei mir gestattet, nur auf einen von den erwähnten Punkten etwas näher einzugehen, nämlich auf die Methode, den *Anfangsunterricht* mit *zusammenhängenden Lese-* und *Übungsstücken* zu beginnen. Man hört wohl öfter diese Methode die *natürliche,* und die bisherige (mit einzelnen Sätzen anfangende) die *grammatische* nennen. Nach meinem Dafürhalten aber giebt es nichts *Unnatürlicheres,* als die Erlernung einer fremden Sprache mit zusammenhängenden Stücken zu beginnen. *Natürlich* ist die Art und Weise und der Gang, wie ein Kind seine Muttersprache erlernt. Wie geschieht das? Zuerst stöfst das Kind Schmerzens- oder Freuden*laute* aus, dann versucht es, *Silben* oder einsilbige *Worte* hervorzubringen resp. nachzusprechen; dann lernt es die Namen der es umgebenden Personen oder Sachen; darauf drückt es seine Gedanken in möglichst *kurzen, einzelnen Sätzen* und endlich in *zusammenhängender Rede* aus. Mutatis mutandis mufs der Gang bei der Erlernung einer fremden Sprache sein, wenn er ein *natürlicher* genannt werden soll. Den Anfangsunterricht mit zusammenhängenden Lesestücken zu beginnen, ist also ganz *naturwidrig.* Dazu kommt, dafs diese Methode dem Lehrer noch eine *Anstrengung* zumutet, zu der die Resultate in keinem Verhältnis stehen. Diese Erfahrung hat die *Volksschule* bereits vor 30 bis 40 Jahren gemacht, wo man auch den ersten Unterricht vielfach mit ganzen Lesestücken, z. B. mit den Heyschen Fabeln begann. Heutzutage hat man diese Methode in der Volksschule wieder beiseite gelegt. Ebenso sind mir *Gymnasien* bekannt, wo man nach einigen Jahren es wieder aufgegeben hat, den lateinischen Unterricht mit zusammenhängenden Stücken zu beginnen, weil die Resultate der grofsen Anstrengung und dem Zeitaufwande nicht ent-

sprachen. Will man nun trotz dieser Erfahrungen doch noch im *neusprachlichen* Unterricht denselben Weg betreten? Ich an meinem Teile möchte davon abraten und lieber empfehlen, *Zusammenhängendes* erst im *zweiten* oder *dritten Vierteljahre* lesen zu lassen, nachdem die Schüler mit den notwendigsten Lese- und Schreibregeln bekannt gemacht worden sind und über eine Anzahl von Vokabeln und grammatischen Formen verfügen gelernt haben. Von da ab erst stelle man die *Lektüre* in den *Mittelpunkt* des *Sprachunterrichts*.

In einer anderen Beziehung, scheint mir, hat der geehrte Verfasser den neuerdings gestellten Forderungen zu weit nachgegeben. Unter den acht längeren Abschnitten, welche französische Übungssätze enthalten, ist nur ein *einziger* mit *deutschen*. Das ist meines Erachtens zu wenig; allerdings will er, dafs die französischen Übungssätze zu Diktaten verwendet werden; aber so ganz hintenansetzen möchte ich das Übersetzen in die fremde Sprache doch nicht.

Es läfst sich gewifs nicht leugnen, dafs man in den letzten Jahrzehnten ein zu *grofses Gewicht* auf die schriftlichen Übungen, d. h. auf die Exercitien und Extemporalien, gelegt hat; aber ebensowenig läfst sich verkennen, dafs die neuere Richtung zu *wenig Gewicht* darauf legt. Nach meinem Dafürhalten liegt das *Richtige* in der *Mitte*. Wenn man nicht von der ersten Stunde an auf die sichere Einübung der Orthographie hält, läfst sich später das Versäumte nur schwer nachholen. Diese Erfahrung habe ich öfter bei Kindern aus vornehmen bürgerlichen oder adligen Familien gemacht, die in ihrer frühesten Jugend ihr erstes Französisch im elterlichen Hause unter der Leitung einer französischen Gouvernante erlernt hatten. Diese Schüler *sprachen* in der Schule recht leidlich, manchmal sogar sehr gut; aber im *Schreiben* gehörten sie mit zu den Schwächsten in der Klasse. Der Grund davon liegt darin, dafs sie ihr Französisch nur vermittelst des *Ohres* und nicht auch des *Auges* gelernt haben, und dafs sie sich beim Schulunterrichte zu sehr auf ihre Überlegenheit im mündlichen Gebrauch der Sprache verlassen und nicht das nötige Gewicht auf den schriftlichen legen. — Wir sind mit unseren Quartanern und Tertianern zufrieden, wenn sie einen deutschen Aufsatz ohne grobe orthographische Fehler schreiben können, d. h. also, wenn sie nach einem etwa achtjährigen Unterrichte die deutsche Orthographie beherrschen. Man mufs nun bedenken, wie viel Mühe sich bereits die Volksschule gegeben und wie sehr sie *Auge* und *Ohr* der Schüler mit Bezug auf die Orthographie geübt hat, und wie viel einfacher immerhin noch die deutsche im Vergleich zur französischen (und englischen) ist, um zu verstehen, dafs alle Mittel ergriffen werden müssen, um eine zufriedenstellende Orthographie in den fremden Sprachen bei unseren Schülern zu erzielen. Deswegen darf auch das Mittel der *schriftlichen Übersetzung in die fremde Sprache* beim Anfangsunterrichte durchaus nicht vernachlässigt werden, da jene die Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit des Schülers doch noch mehr herausfordert als das *Diktat*. Die Ansicht, die neuerdings wohl öfter geltend gemacht wird, dafs eine Übersetzung in die fremde Sprache für den Schüler überhaupt zu *schwer* sei, kann ich durchaus nicht teilen; es kommt alles darauf an, ob etwa vorhandene Schwierigkeiten durch mancherlei vorhergehende Übungen gehoben worden sind oder nicht.

Nach dieser Abschweifung komme ich auf das vorliegende Buch wieder zurück. Wie wir gesehen haben, tritt es mitten ein in die brennenden *Tagesfragen* und *löst* sie durchgängig in *durchaus praktischer Weise; darum sei es allen Fachgenossen aufs beste empfohlen.*

Zwickau. Deutschbein.

M. Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Mit zehn in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Gustav Fock, 1886.

Nachdem von diesem verdienstvollen Werke bereits 1884 die ersten zehn Bogen geliefert und im Frühjahr 1885 weitere drei ausgegeben waren, liegt jetzt das vollendete Werk vor uns. Der reiche Inhalt gliedert sich, dem Titel entsprechend, in zwei Teile, indem der Verfasser zuerst die Sprachlaute im allgemeinen behandelt, d. h. eine vollständige Lautphysiologie giebt, und dann die im Titel genannten Sprachen einzeln auf ihre Lautverhältnisse untersucht. Der erste Teil zerfällt in sieben Abschnitte, in welchen 1. die Lehre vom Schalle nach ihren Hauptsätzen, 2. das Sprechorgan, 3. Wesen, Entstehung, Einteilung und System der Sprachlaute, 4. die Vokale, 5. die Konsonanten, 6. das Grenzgebiet zwischen beiden und 7. die Sprachlaute im Wort und im Satze abgehandelt werden.

Der allgemeine Standpunkt des Verfassers charakterisiert sich in folgenden Worten: „Die Sprachlaute sind zuerst Schallgebilde, und in zweiter Linie Schallgebilde, die auf eine gewisse Weise hervorgebracht werden.“ „Allerdings mufs die Hervorbringung der Sprachlaute, müssen die Mundstellungen auf das genaueste beobachtet werden, viel genauer, als bisher üblich war; aber die Mundstellungen sind nur Mittel zum Zwecke, und die Hauptsache ist immer der *Klang*.“ Ref. kann dem Verf. in diesem Grundsatze nur beipflichten, es erscheint auch ihm unmöglich, Sprachlaute durch die *blofse* Angabe der Mundstellungen genau genug zu bestimmen.

Die Ansichten des Verf. werden sich in sehr vielen Punkten Anerkennung gewinnen; aber der glänzendste Teil des Buches ist doch zweifellos die Vokallehre. Das System des Verf., das mit Ruhe und Klarheit gegen die Systeme anderer verteidigt wird, ist so einfach und natürlich und so sicher für jedermann zu handhaben, dafs wir nur wünschen können, es möge bald das herrschende werden. Verf. geht von den geflüsterten Vokalen aus als von der einfachsten Erscheinungsform der Vokale, bei der die Stimme ganz ungebraucht bleibt und nur der dem Vokale eigentümliche und wesentliche Hall des Lautrohres von bestimmter Tonhöhe gehört wird. Indem der Verf. nun die Tonhöhe der geflüsterten Vokale bestimmt, findet er unverrückbar feste, für jeden sicher wieder aufzufindende Werte, an denen sich die mehr oder minder schwankenden Laute jeder Sprache und Mundart messen lassen. Diese Vokale des Trautmannschen Systems sind um so sicherer auffindbar, als sie zusammen bestimmte Accorde bilden. Eine richtige Stimmgabel kann also jeden Zweifel darüber heben, welcher Vokal in einem einzelnen Falle gemeint ist. Ref. glaubt, dafs noch kein anderes Vokalsystem solche Sicherheit vor Mifsverständnissen, solche Fähigkeit allgemein verständlicher Lautbestimmung geboten hat, und dafs die Vorzüge dieses Systems vor dem Bellschen unbestreitbar sind.

In der Lehre von den Konsonanten ist besonders auf die Ausführungen über die r-, m-, n-Laute hinzuweisen. Die Haupteinteilung der Konsonanten bei dem Verf. ist — entsprechend der der Vokale — die Einteilung in reine und genäselte Konsonanten, in beiden Klassen haben wir dann die gleichen Reihen der Schleifer und Klapper, wie Verf. die Reibe- und Schlaglaute kurz und treffend bezeichnet. Auch die l- und r-Laute werden ihrer wesentlichen Eigenschaft nach zu den Klappern gezählt, ebenso die m-, n-, ng-Laute, wie auch schon von anderen geschehen ist. Die letzteren Laute antworten so auf der Seite der genäselten

Klapper den reinen Klappern p, t, k und b, d, g. Dies kann natürlich nur vom konsonantischen Gebrauche der fraglichen Laute gelten. Ref. thut es leid, dafs die so häufig vorkommenden l-, r-, m- und n-*Vokale*, die im sechsten Abschnitte besprochen werden (z. B. reit*n*, *M*tesa), keinen festen Platz im System bekommen haben; es liegt kein Grund vor, sie wie Aschenbrödel oder unberechtigte Eindringlinge zu behandeln.

In dem Kapitel von den Sprachlauten im Wort und im Satze, das der Verf. noch in einem besonderen Buche ausführlicher zu behandeln verspricht, hat Ref. die Definition der Silbe zu loben, die zwar nicht so bestimmt klingt wie die hergebrachte, dafür aber richtiger ist.

Der zweite Hauptteil des Buches, der die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen behandelt, beschränkt sich in seinen Feststellungen auf die gegenwärtige beste oder gebildete Aussprache der drei Sprachen und findet diese bei den gebildeten Klassen von London, von Paris und — mit gewissen Einschränkungen — von Berlin. Da über den Vorzug der Londoner und der Pariser Aussprache Meinungsverschiedenheit nicht besteht, die deutsche Mustersprache aber noch weniger fertig ist, so begnügt sich Verf., über die englische und französische Sprache im ganzen mehr zu berichten, während er von den deutschen Lauten mehr eine kritische Darstellung giebt. Er berücksichtigt dabei in erster Linie die Berliner Lautgebung wegen ihres norddeutschen Konsonantenstandes, ihres reinen Vokalismus und ihres thatsächlichen Einflusses, aufserdem aber auch die Lautgebung anderer Gegenden sowie die Geschichte unserer Sprache. Hinsichtlich des letzten Punktes hat Verf. während der Abfassung seines Werkes seine Meinung geändert. S. 249 stellt er im Gegensatze zu früher gethanen Äufserungen als die bestimmt nachzuweisende Heimat der neuhochdeutschen Sprache die Markgrafschaft Meifsen hin. Einen ausführlichen Beweis dieser Behauptung will er in einer besonderen Schrift bringen, die wir mit Spannung erwarten. Die praktischen Folgerungen, die der Verf. aus diesem Heimatsnachweise zieht und die den meifsnischen Dialekt zum mitbestimmenden Faktor bei der Feststellung der deutschen Musteraussprache machen, können wir freilich nicht alle glücklich finden.

Die Ausführungen des Verf. über die Aussprache der Vokale und Konsonanten in den verschiedenen Gegenden Deutschlands bieten des Anregenden und Wissenswerten viel und sind in solcher Reichhaltigkeit und zugleich Genauigkeit etwas Neues. Möchte doch durch Zusammenwirken vieler auf diesem Gebiete bald erschöpfende Vollständigkeit erreicht werden! Einzelnes, was Ref. aufgefallen, möge hier Platz finden. S. 264 wird als gewöhnliche hannoverische Aussprache „schwer“ mit offenem, „Herd“ mit geschlossenem e angesetzt; das Umgekehrte dürfte ebenso verbreitet sein. S. 261: ei statt ē findet man z. B. in Hadeln. S. 270: Neben Soest konnte Itzehoe genannt werden. S. 271: die „falschen ö“ haben eine kräftige Stütze an niederdeutschen Dialekten. z. B. dem Bremischen, wo ölf und frömd neben zwölf und löffel steht. Diesen niederdeutschen Einfluſs erkennt Verf. nur bei dem falschen ü an (S. 273). S. 271: oi findet sich in lüneburgischen Ortsnamen auch in der Geltung eines geschlossenen ö (Stoitze, Oitzendorf). S. 274: y kommt in untreffigen Silben deutscher Eigennamen vor (Hölty). S. 276: die Vorschläge des Verf. über Aussprache des untreffigen e im höheren Vortrage verdienen zwar alle Beachtung, werden sie aber schwerlich finden. S. 280: die Behauptung der norddeutschen Gewährsmänner, dafs sie das inlautende b vor den Endungen -en und -em (in Wörtern wie Leben) sehr wohl von m unterschieden, kann Ref. für Niedersachsen bestätigen. Man spricht dort nicht Lēmm, sondern Lēbm; und wenn man Wörter wie „lebende“ und „lähmende“, die mundartlich beide offenes e haben, nacheinander spricht, so fühlt und hört man deutlich genug bei dem ersteren

das Abziehen des Gaumensegels von der Rachenwand (vergl. S. 114). S. 283: „widmen“ hört man doch auch in Norddeutschland wohl überwiegend mit t gesprochen. S. 290: die Aussprache des End-n in „lachen“ als guttural bekennt Ref. noch nicht gehört zu haben. Etwas anderes ist es mit „hacken, singen“. Bei Angabe der Aussprache von „wollen, fühlen“ in derselben Reihe fehlt das Nasalierungszeichen. S. 301: der Laut des französischen j findet sich auch in den Mundarten von Kehdingen und der Gegend von Fallersleben an Stelle des gewöhnlichen deutschen j. S. 302 mufs es heifsen: „die Werte des einfachen t“ statt th.

Was das Kapitel „zur deutschen Musteraussprache“ anlangt, so wird der Verf. manchen Widerspruch finden und auch auf solchen gefafst sein. Seine Grundsätze werden nicht überall gebilligt und seine Forderungen zu einschneidend gefunden werden. Zu der Schreibung und Aussprache „embor, blatzen, brägen, Bracht, Tampf, betauern, tunkel, tumm, dauen, dosen, Düringen, Ameifse, Loofse, Kreifse“ wird sich die Mehrzahl der Gebildeten schwerlich noch heranbilden lassen. Die Forderung, für inlautendes g den Schleifer zu sprechen, würde in gewissen Gegenden starkem Abscheu begegnen. Für die Leichtigkeit, mit der von offenbar falschen Schreibungen loszukommen sei, führt Verf. als Beispiel an die Verwandlung von „teutsch“ in „deutsch“ infolge von Jakob Grimms Machtspruche. Dabei ist aber übersehen, dafs trotz des gewaltigen Ansehens dieses Mannes die Mehrzahl seiner orthographischen Vorschläge sich nicht durchgesetzt hat. Man kann sich wohl denken, dafs eine Einzelheit wie „Düringen“ durch den Einflufs grofser Autoritäten in Mode kommen könnte; aber weitgreifende Reformen, die die Aussprache vieler Millionen ändern wollen, scheitern an dem Widerstande der Menge. Wie schwer wird es doch schon, rein orthographische, die Aussprache nicht berührende Änderungen durchzusetzen!

Wir können von dem reichhaltigen Buche nicht Abschied nehmen, ohne noch kurz der glücklichen Versuche des Verf. Erwähnung zu thun, bei Neubildungen von wissenschaftlichen Ausdrücken alte deutsche Wortstämme zu benutzen. Galme für Vokale, Diefse für Konsonanten, Treff für Hochton, Giel für Mundrachenkehlkopfhöhle, Klapper für explosivæ, Schleifer für fricativæ scheinen auch uns wohlgelungene und nachahmenswerte Bereicherungen unserer Sprache zu sein.

L. B.

Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Von Dr. O. Ulbrich. Berlin, Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1887. VII u. 208 S. 8.

Dieses Elementarbuch ist ein neuer Versuch, unsere hergebrachte Unterrichtsmethode mit Rücksicht auf die Reformbestrebungen, welche seit Jahren die philologische Welt beschäftigen, in mafsvoller Weise zu modifizieren, indem es aus den Neuerungen das Wesentliche und Erfolgversprechende, aus dem Alten das Bewährte und Unentbehrliche in sich aufnimmt und jedem Lehrer die Freiheit läfst, sich an dem gegebenen Material seine eigene Methode auszubilden. Es besteht aus zwei Teilen, von denen der erste Übungen, der zweite die Formenlehre in je fünfzig Kapiteln enthält. Die Kap. 1 bis 24 sollen für das erste, Kap. 25 bis 50 für das zweite Unterrichtsjahr den geeigneten Lehrstoff darbieten. Wenn es möglich ist, den Stoff in der angegebenen Zeit zu bewältigen, so würde damit die ganze Formenlehre, die sich jetzt gewöhnlich bis in das vierte Unterrichtsjahr hineinzieht, in zwei Jahren erlernt werden, und dies wäre sicherlich ein aufserordentlicher Fortschritt.

Jedes Kapitel der Übungen beginnt mit einer kleinen Erzählung,

welche, wie es scheint, mit Rücksicht auf das entsprechende Kapitel der Grammatik ausgewählt ist und für die zu erlernenden Formen und Regeln gewöhnlich schon einige Beispiele darbietet. Mit der Auswahl der Lesestücke kann man sich im ganzen einverstanden erklären. Dafs das rein Anekdotenhafte schlechtweg ausgeschlossen ist, dafs, von den Fabeln und den mythologischen Erzählungen abgesehen, alle sich an die hervorragendsten Personen der alten und neueren Geschichte anschliefsen und meist nur wirklich Wissenswertes enthalten, ist um so mehr zu loben, als diese Stücke nach der Absicht des Verfassers dazu bestimmt sind, das geistige Eigentum der Schüler zu werden. Was aber bei dem ersten Blick auffällt, ist die grofse Zahl und Ausdehnung der deutschen Übungssätze in den mit A bezeichneten Stücken. Da sie nicht dazu bestimmt sind, von dem Schüler in das Französische übersetzt zu werden — und wir erklären uns mit dem Verf. auf das entschiedenste gegen einen solchen Mifsbrauch derselben —, so dürfte wenigstens am Anfang, wo ihre Zahl zuweilen bis auf 40 steigt, eine Beschränkung derselben angemessen sein. Späterhin sind ihrer gewöhnlich nur 20 bis 25, und damit ist wohl das richtige Mafs getroffen. Da der Lehrer sie den Schülern teilweise in französischer Sprache vorsagen und wiederholen lassen, also das Verstehen und Sprechen an ihnen üben soll, so wird er zu diesem Zwecke wenigstens 10 bis 15 Sätze, und zwar wahrscheinlich die leichtesten auswählen, andere wird er vielleicht deutsch vorsagen und übersetzen lassen, andere wieder — und dies mögen die schwersten sein — zu schriftlichen Übungen absondern, und so wird er den gegebenen Stoff in der Regel wohl aufbrauchen. — Die mit B bezeichneten Stücke enthalten immer eine zusammenhängende Umarbeitung des Lesestückes, welche zu Wiederholungen benutzt werden kann.

In dem Anhang, der den Übungen beigegeben ist, findet man in 50 kleineren Absätzen ein reiches Material für Sprechübungen, das von demjenigen ausgeht, was dem Schüler am nächsten liegt und allmählich in weitere Kreise hineinführt.

Mit dem Kapitel von den Lauten und Buchstaben, welches dem grammatischen Teile als Einleitung dient, hat der Verf. offenbar denjenigen eine Konzession machen wollen, welche verlangen, der Sprachunterricht solle von den Lauten ausgehen und die Schrift im Anfange als Nebensache betrachten; dafs er dieses Kapitel selbst nicht als den geeigneten Lehrstoff für die ersten Unterrichtsstunden ansieht, scheint uns aus dem kleinen Druck, den es zeigt, hervorzugehen. Wir würden ihm daher dankbar sein, wenn er auf S. 108 den allzu kurzen Abschnitt über die Schriftzeichen und ihre Lautwerte weiter ausführen wollte; denn da der Schüler doch auch lesen lernen soll, so scheint uns die Kenntnis der Zeichen und der durch sie dargestellten Laute nebst einer Anzahl von Beispielen, an denen das Lesen geübt werden kann, unumgänglich notwendig.

Was endlich den grammatischen Teil betrifft, so begrüfsen wir es, wie schon oben bemerkt, als einen grofsen Fortschritt, dafs der Verf. es gewagt und verstanden hat, das Messer anzusetzen und die Formenlehre, ohne etwas Wesentliches zu übergehen, so zu kürzen, zu vereinfachen und zu ordnen, dafs sie künftig aufhören wird, noch in den mittleren Klassen die Qual des Lehrers und des Schülers zu bilden.

Drei Wörterverzeichnisse sind dem Buche beigegeben, ein nach Kapiteln geordnetes und zwei alphabetische (französisch-deutsch und deutsch-französisch).

Einige störende Druckfehler, die wir bemerkt haben, werden hoffentlich in der zweiten Auflage verschwinden. Das treffliche Werk kann den Fachgenossen angelegentlichst empfohlen werden. H.

Otfrieds Evangelienbuch. Herausgegeben und erklärt von Oskar Erdmann. A. u. d. Titel: Germanistische Handbibliothek V. Halle a. S., 1882. LXXVII, 493 S. 8.

Das gewaltige Werk des Weifsenburger Mönchs liegt hier in einer Ausgabe vor, die, durch äufsere Ausstattung ansprechend, durch inneren wissenschaftlichen Gehalt ausgezeichnet, für das Studium Otfrieds von hoher Bedeutung ist. Im Streit um den Wert der Überlieferungen steht der Herausgeber bekanntlich auf der Seite Kelles und begründet diesen Standpunkt im ersten Teile der Einleitung; er behandelt eingehend die Wiener Hs., in der er im Gegensatz zu Piper, der die Heidelberger für den vom Autor revidierten Text hält, eine Niederschrift sieht, der eine noch unfertige, teilweise wohl undeutlich und fehlerhaft geschriebene Fassung des Werks zu Grunde liegt. Einen ausführlicheren Vergleich zwischen beiden Hss. stellte Erdmann bereits 1879 an. (Abh. der Berliner Akademie; vergl. Zs. f. d. phil. 12, 496.) Aus der Wiener Hs. stammen direkt die übrigen, die der Reihe nach beschrieben werden. Ferner beschäftigt sich die Einleitung mit dem Leben Otfrieds, der Aufgabe, die er sich gestellt, und der Art ihrer Lösung. Unterhalb des Textes, der die Wiener Hs. darstellt mit Aufnahme aller Änderungen des Korrektors und mit Verbesserung offenkundiger Schreibfehler, sind die Abweichungen der übrigen angeführt: sie beruhen grofsenteils auf neuen Vergleichungen; darunter ist der Wortlaut der Quellen angegeben. Der dem Text folgende Kommentar ist höchst sorgfältig gearbeitet und bietet vortreffliches Material zum Verständnis der Dichtung.

Die Lieder und Leiche des Schenken Ulrich von Winterstetten. Herausgegeben von Dr. J. Minor. Wien, Konegen. XXIV, 67 S. 8.

Der Schenk Ulrich von Winterstetten zeigt sich in jedem Liede, jedem Verse als einen Dichter der Décadence: peinliche Sorgfalt der Form, reine Reime, die nicht nur am Ende, sondern auch im Inneren der Verse auftreten; Kehrreime und andere Künsteleien; andererseits magerer, frostiger Inhalt, dem alles Individuelle fehlt und der nur selten durch einen warmen Hauch belebt wird. Ein ästhetisches Interesse wird also durch die Ausgabe nicht befriedigt; dem litterar-historischen genügte der Abdruck H. M. S. I, 134 ff. vollauf; dafs Dr. W. Zingerle die Pariser Hs. für den Herausgeber kollationierte und so eine befriedigendere Gestalt des Textes ermöglichte, dafür wird dankbar sein, wer ausschliefslich philologisches Interesse hegt.

Die verhältnismäfsig umfangreiche Einleitung charakterisiert Ulrich v. Winterstetten als Dichter; auf die Frage, wer von den urkundlich überlieferten Männern dieses Namens als der Dichter anzusehen ist, wird nicht eingegangen; Seite XV wird sie wie irrelevant nur gestreift.

Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart. Mit einem Anhange von Anekdoten, dem Volke nacherzählt. Gesammelt und erklärt von August Schemionek. Danzig, 1881. VI, 53 S.

Das Büchlein verzeichnet in alphabetischer Ordnung eine Anzahl Wörter und Wendungen, die der Herausgeber für Eigentümlichkeiten des Elbingschen Dialekts hält. Wie sehr er sich dabei im Irrtum befindet,

wird die Thatsache beweisen, dafs von den 57 unter A aufgeführten Redensarten 30 auch in Berlin durchaus gebräuchlich sind: abäschern, abfahren (mit einem), sich abgeben mit einem, abgebrüht, abjachern, abkanzeln, abknappsen, abknippsen, abknutschen, abmarachen, abmurcksen, abrubbeln, aufpäppeln und andere. Auch Adebar = Storch, Alfanzerei, Alkoven, Ankel = Knöchel sollen den Elbingern allein angehören! Ebenso wie mit dem Wortverzeichnis verhält es sich mit der angehängten Anekdotensammlung: es sind meist allgemein bekannte Kalauer, deren Pointe als elbingisch mit lateinischen Lettern gedruckt ist.

Mathias Lexer. Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, 1885. VII, 413 S.

Das Taschenwörterbuch erschien zuerst im Jahre 1879. Dafs nach sechs Jahren bereits die dritte Auflage nötig wurde, beweist, dafs das Werk einem allgemein gefühlten Bedürfnis entsprach und dafs der Verf. seine Aufgabe zu aller Zufriedenheit gelöst hat. Der Umfang des Wörterbuches hat sich seitdem um hundert Seiten vermehrt; besonders erweiterten neuerschlossene Quellen den Wortschatz, so dafs diese Auflage des Buches auch den Anspruch erheben darf, dem Handwörterbuche des Verfassers als Supplement zu dienen. Auch war die neue Bearbeitung bestrebt, die Bedeutung der mhd. Worte präciser zu fassen; dagegen unterblieb, da Weinholds und Pauls kurzgefafste Grammatiken dem Benutzer des Taschenwörterbuches nunmehr zu Gebote stehen, die den früheren Ausgaben vorangeschickte grammatische Einleitung.

Der Messias. Erster, zweiter u. dritter Gesang von F. G. Klopstock. Auch unter dem Titel: Deutsche Litteraturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. XI. Heilbronn, 1883. XXXI, 84 S. 8.

Neudruck der ersten drei Gesänge des Messias, wie sie 1748 in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes, 4. Bd. viertes und fünftes Stück erschienen. Voran geht eine Einleitung von Franz Muncker: sie verbreitet sich über die Entstehung des Gedichtes, die Änderungen an Form und Inhalt, die der Dichter nicht müde wurde an seinem Werke vorzunehmen, über die Aufnahme seitens des Publikums, die Ausgaben und Übersetzungen, endlich auch über die kritische und ästhetische Beurteilung des Epos bis zur Gegenwart.

Ludwig Blume, Goethe als Student in Leipzig. Separatabdruck aus dem Jahresbericht des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien für das Schuljahr 1883—84. 19 S. 8.

Eine gut und fliefsend geschriebene Darstellung der Erlebnisse Goethes in Leipzig mit besonderer Betonung der inneren; Neues bringt die Arbeit nicht. Zu S. 15 sei bemerkt, dafs der Skandal über die Verse an den Kuchenbäcker Hänel doch bei weitem nicht der einzige Grund war, der den alten Grafen Lindenau veranlafste, Behrisch aus der Nähe seiner Söhne zu entfernen.

H. L.

Harzsagen, zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner gesammelt und herausgegeben von Heinrich Pröhle. Zweite Auflage. Leipzig, H. Mendelssohn, 1886.

Das Verdienst, welches sich der fleifsige Verfasser schon vor Jahren durch seine Herausgabe der Harzsagen erworben, hat so allgemeine Anerkennung gefunden, dafs die jetzt zu einem Bande vereinigte Sammlung kaum einer besonderen Empfehlung noch bedarf. Ref. kann es sich indessen nicht versagen, die Leser der Zeitschrift darauf aufmerksam zu machen, dafs diese neue Auflage des national höchst wertvollen Buches nicht nur durch eine nicht unbedeutende Vermehrung der Sagen und Märchen und eine bessere und zweckmäfsigere Anordnung derselben, sondern auch durch Beifügung des zuerst im „Museum von Prutz“ veröffentlichten Aufsatzes: „Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers“ wesentlich bereichert worden ist. Daneben erscheint es höchst beachtenswert, dafs sich der Verf. bemüht hat, auch in sprachlicher Hinsicht, wie für die Anschauung und Denkweise des Volkes den Versuch einer monumentalen Arbeit gemacht hat. Er erinnert in der Vorrede daran, wie Wilhelm Grimm den neuen Auflagen seiner Sammlung von Kindermärchen durch eingeflochtene volkstümliche Wendungen einen immer höheren Wert zu verleihen wufste, und sagt dann: „Ich habe etwas Ähnliches in dieser Auflage versucht. Ich habe nämlich den von mir hochdeutsch nach dem Volksmunde aufgeschriebenen Sagen annäherungsweise die Eigentümlichkeiten zu verleihen gestrebt, welche ich einesteils um das Jahr 1850 bei meinen Erzählern, die ursprünglich an das Niederdeutsche gewöhnt waren, und andererseits auch bis 1850 bei den hochdeutsch redenden Honoratioren, welche in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts geboren waren, noch gehört habe. Die Sprache war in beiden Fällen nicht dieselbe, ich habe aber in diesem Buche den Durchschnitt zu ziehen gesucht.“ Ref. begrüfst das schätzbare Werk mit lebhafter Freude und zweifelt nicht daran, dafs die Zahl seiner Freunde sich ansehnlich vermehren wird.

The English and American poets and dramatists of the Victorian age; with biographical notices. By George Boyle. Frankfort o. M., published by A. Gestewitz, 1886.

Das vorliegende Werk, dessen Erscheinen Ref. freundlich begrüfst, ist ein Handbuch, in welchem man das gebräuchliche Englisch der Jetztzeit in seiner feinsten Form antrifft; die Lernenden beschäftigen sich meistens nur mit dem Studium älterer Schriftsteller und sind dann gewöhnlich sehr erstaunt zu finden, dafs die moderne Sprache im Ausdrucke und in Wendungen so sehr von dem Englischen abweicht, als sie aus ihrer Lektüre gewonnen haben. Die neue Sammlung, welcher eine kurze Einleitung über die englischen Dichter und Dramatiker der Gegenwart beigegeben, ist mit wirklicher Liebe gearbeitet; kein Name von Bedeutung ist unberücksichtigt geblieben und die ausgewählten Proben verraten die Belesenheit und den guten Geschmack des Herausgebers; sie sind zugleich charakteristisch und können als wertvolle Edelsteine der englischen Litteratur angesehen werden, auf die sich mit Recht das Wort von Keats anwenden läfst: „A thing of beauty is a joy for ever.“ Dem Leser wird das Buch gewifs Befriedigung und Freude gewähren, welches nicht nur für den praktischen Gebrauch, sondern auch zu Geschenken sehr geeignet ist. Bei einer neuen Auflage, die man wohl erwarten kann, dürfte das Wörterverzeichnis besser fortfallen und durch Vermehrung der Sprachproben ersetzt werden.

The History of Scotland during the reigns of Queen Mary, and of King James VI. by W. Robertson. Im Auszuge erklärt von Dr. Emil Grube. Zwei Teile mit zwei Karten von H. Kiepert. Berlin, Weidmann.

Unter den vielen Schulausgaben, welche in den letzten Jahren zum Gebrauch für den Unterricht in den neueren Sprachen erschienen sind, zeichnet sich die vorliegende in höchst vorteilhafter Weise aus. Der Text ist sehr zweckmäfsig behandelt, und wir finden hier nicht etwa die so gewöhnlichen höchst überflüssigen Auszüge aus Grammatiken und synonymischen Wörterbüchern; die sachliche Erläuterung tritt vielmehr in den Vordergrund, und der Herausgeber läfst den Leser bei wirklich schwierigen Stellen nicht im Stiche, wie das bei den Fabrikarbeiten nur zu oft der Fall ist, welche auch als Schulausgaben gelten wollen. Dr. Grube hat sich darauf beschränkt, einen Auszug aus Robertson zu geben und die Geschichte Schottlands von acht Büchern auf fünf zu verkürzen, und in einer Einleitung die wichtigeren Vorgänge früherer Zeiten zusammengefafst. Der erste Teil behandelt die Zeit von 1560 bis 1567, die Schuld der Königin; der zweite schildert dagegen ihr tragisches Ende, die Sühne.

Der Herausgeber rühmt mit Recht die Unparteilichkeit des Schriftstellers, die philosophische Auffassung der Thatsachen und die Einfachheit und Schönheit seines Stiles, der sich von schottischen Eigentümlichkeiten fast ganz freihält; rechnet man dazu, dafs der Inhalt aufserordentlich ansprechend ist und alles für die Schullektüre Ungeeignete fortgelassen worden, dafs ferner die Anmerkungen mafsvoll und durchaus hinreichend sind und höchstens in Beziehung auf die Aussprache noch etwas gekürzt oder verringert werden könnten, so wird man das Werk als durchaus empfehlenswert bezeichnen müssen.

Sammlung von Darstellungen aus der Geschichte, zum Übersetzen ins Französische bearbeitet von Rolfs. Erstes Bändchen. Köln, H. Grüttner.

Das erste Bändchen dieser Sammlung schildert aus der Geschichte der französischen Revolution die Zeit von 1789 bis zum Tode des Königs und kann zur Benutzung für obere Klassen empfohlen werden. Wir erhalten hier eine aus dem Französischen entlehnte Übersetzung, die recht treu und einfach ist, hin und wieder aber etwas freier sein könnte, um das Nachdenken der Schüler noch mehr anzuregen. Der sehr ansprechend behandelte Stoff wird für ein Schuljahr genügen, und die am Schlusse beigegebenen Vokabeln und Winke erscheinen vollkommen ausreichend und bekunden den geübten Lehrer.

Systematische Phraseologie der englischen Umgangssprache. Von Dr. Albert Gärtner. Zweite verbesserte Auflage. Bremen, Hollmann, 1886.

Von diesem für den praktischen Gebrauch sehr empfehlenswerten Buche, das bereits bei seinem Erscheinen nicht nur in dem Archiv, sondern auch in vielen anderen Blättern die freundlichste Aufnahme gefunden hat, erhalten wir nach sehr kurzer Zeit bereits eine zweite Ausgabe, in welcher die von der Kritik früher gemachten geringen Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge sorgfältig berücksichtigt worden sind. Der Verfasser hat überdies das Werk durch mancherlei schätzens-

werte Zusätze bereichert, wodurch der Wert des sehr brauchbaren Buches nicht unwesentlich erhöht worden ist; sei es darum für den Unterricht wiederholt angelegentlich empfohlen.

Konjugation des regelmäfsigen französischen Zeitwortes. Von Erwin Walther. Ansbach, Max Eichinger.

Diese auf vier Seiten gegebene sehr übersichtliche Darstellung der franz. Konjugation wird sich praktisch sehr gut verwerten lassen. Recht anschaulich ist es, dafs die übereinstimmenden Endungen der drei Konjugationen rot gedruckt und die Abweichungen dagegen von dem Herausgeber durch blaue Farbe bezeichnet worden sind. H.

Lamartine, Voyage en Orient. In Auszügen zum Schulgebrauch herausgegeben von Professor Dr. H. Lambeck. II. Teil. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1886.

Von dem zweiten Teile dieser fleifsigen Ausgabe läfst sich genau dasselbe sagen, was wir Bd. LXXVI, pag. 470—71 über den ersten berichteten. Der Text ist korrekt, die Noten haben im Hinblick auf die vorzugsweise kursorische Lektüre gröfseren Umfang, als etwa bei Historikern nötig. Dafs auch in diesem Bändchen der sachlichen Erklärung ein verhältnismäfsig grofser Raum zugeteilt worden, soll dankbar hervorgehoben und allen anderen Bearbeitern der Velhagen-Klasingschen Sammlung als Muster hingestellt werden. Knappere Fassung wäre allerdings hin und wieder wünschenswert gewesen. Die Anmerkung zu *demander de faire* und *demander à faire* qch (12, 23) ist in der gegebenen Redaktion kaum genügend, ebenso die darauf folgende Angabe zu *curé* und *pasteur* (12, 32). Der eigentliche Terminus ist doch für protestantische Prediger *ministre*, während pasteur allgemein ist *(le Bon Pasteur* u. dgl.). Überflüssige Noten: *l'emporter* (31, 10), *hors de la vue de la mer* (39, 26), *reconnaître à* (17, 1). Die Aussprache cè von *cep* = Rebstock (67, 8) ist nach Littré angegeben, der in dubio stets für stummen konsonantischen Auslaut stimmt. Mag auch ceps mit succès und français reimen, so ist seit dem 16. Jahrh., wie Bèze angiebt, das p im Singular lautbar. — Wir können auch dieses Bändchen mit gutem Gewissen allen Fachgenossen aufs wärmste empfehlen.

Karl Deutschbein, Zehn charakteristische Skizzen aus Wash. Irvings Sketch-Book, mit Anmerk. Köthen, Schulze, 1886.

Deutschbein, der bekannte Verfasser des vortrefflichen, nunmehr in neunter Auflage erschienenen theor.-praktischen Lehrgangs der englischen Sprache, hat ein methodisches Irving-Macaulay-Lesebuch herausgegeben, das eine Art Mittelstellung zwischen Autor und Chrestomathie bekleiden will. Aus diesem gröfseren Werk ist als Separatabdruck die vorliegende geschmackvolle Auswahl aus dem Sketch-book erschienen. Alles, was vom modernen England einen unrichtigen Begriff geben könnte, hat Deutschbein getilgt, da der Schüler bereits in der Schule Land und Leute gründlich kennen lernen mufs. Die zehn Skizzen bieten für ein Semester den Oberklassen eine ausreichende, dabei wirklich anregende und spannende Lektüre: *The Author's Account of himself: The Voyage, the Wife, Rip van Winkle, Rural Life in England, The Country Church, the Spectre Bridegroom, the Stage Coach* (eine der köstlichsten!) *Stratford-on-Avon, John Bull.* Zur Erleichterung der Aussprache und Betonung ist der Text

mit wenig störenden diakritischen Zeichen nach Webster versehen, zur Zeitersparnis sind jeder Seite etliche Fufsnoten beigegeben, die vom pädagogischen Standpunkt aus nicht beanstandet werden können. Ein Wörterverzeichnis ist nicht beigegeben. Das gefällig ausgestattete und wohlfeile Büchlein empfehlen wir nachdrücklich zur Einführung in Oberklassen.

Gardiner, Historical Biographies. Herausgeg. von G. Wolpert. Leipzig, Renger, 1886.

Es ist das erste Mal, dafs von den trefflichen Biographien des Verf. der „History of England“ und der „First two Stuarts einige der deutschen Schule zugänglich gemacht werden. Die drei hier herausgegebenen — Sir Thomas More, Sir Francis Drake und Oliver Cromwell — gehören unbedingt zu den charakteristischsten und gediegensten des ganzen Werkes. Sie werden nicht nur eine erwünschte Ergänzung des historischen Unterrichts, sondern vermöge der Gardiner eigenen, klaren und schlichten Sprache den Schülern der Mittelstufe eine passende Schullektüre bieten. Die Wolpertsche Ausgabe hat vor anderen Leistungen auf diesem Gebiet zunächst den Vorzug einer fast absoluten Korrektheit des Textes. Die Anmerkungen überlassen grundsätzlich die sprachlichen Erklärungen dem Lehrer, geben aber dafür um so reichhaltigere sachliche, meist historische Notizen. Wir empfehlen das schön ausgestattete und dabei wohlfeile Büchlein den Lehrern der Sekunda zur Beachtung.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Russisch-deutsches und deutsch-russisches Wörterbuch von N. Lenström. I. Russisch-deutscher Teil. Mit zwei Beigaben: Über russische Schrift, Aussprache und Orthographie“ und „Über das russische Verbum“. Sondershausen, Verlag von Fr. Aug. Eurnl (Otto Kirchhoff). Preis geh. 6 Mk., geb. 7 Mk. 50 Pf.

Unter den Vermittlern zwischen deutscher und slavischer Kultur sind eigentlich die deutschen Bewohner der russischen Ostseeprovinzen dazu berufen, die erste Rolle in dieser Beziehung zu spielen: leider aber entspricht diese Aufgabe ihrer Auffassung von der Berechtigung ihrer Sonderstellung zwischen Deutschland und Rufsland, dem sie fremd gegenüberstehen, so wenig, dafs die Übertragungen von Werken der Litteratur sowie die Schaffung der hier einschlagenden litterarischen Hilfsmittel überwiegend von Russen oder Deutschen des Reiches geschehen.

Diesen willkommenen Arbeitern gesellt sich der Verfasser des anzuzeigenden Wörterbuches zu, welcher, dem Namen nach ein Schwede, eine sehr tüchtige Syntax des Russischen geschrieben und jetzt die zweite erweiterte Auflage seines russisch-deutschen Lexikons beendet hat, die uns hier als ein so gut wie ganz neues Werk vorliegt.

Sehen wir uns das Wörterbuch näher an, so unterliegt es keinem Zweifel, dafs dasselbe eine sehr zu beachtende Arbeit, ja dafs es als Handlexikon der russischen Sprache wohl das beste seiner Art ist. In knapper Form und doch in erfreulicher Vollständigkeit giebt es alle die gewünschten Ausdrücke für das Gespräch und die gesuchten Werke der neueren Litteratur. Der deutsche Ausdruck, welchen das Buch bietet, steht zwar nicht immer auf der Höhe des russischen, denn wir sprechen z. B. nicht von der „Worfelung des Getreides“, sondern von dem „Worfeln“ desselben; nicht von „ungeblichener“, wohl aber von „ungebleichter“

Leinwand; die Übersetzung von ушоръ, Gergel, Kimme, Kröse (am Fafs), dürfte einen ähnlichen erklärenden Zusatz erwünscht erscheinen lassen, wie ihn das Dict. de l'Acad. Fr. hat und zwar von dem entsprechenden jable: „T. de Tonnellerie. Rainure qu'on fait aux douves des tonneaux, pour arrêter les pièces du fond."

Aber diese kleinen Mängel sind nicht derart, uns das sonst treffliche Werk zu verleiden, welches nicht nur dem Lernenden die gesuchten Ausdrücke bietet, sondern auch durch manche seiner Erklärungen, die eingefügten Sprichwörter und sonstigen festen Redensarten zu einem Hilfsmittel für den Kulturforscher wird, welcher seine Schlüsse aus dem Gebotenen zu ziehen weifs.

Die Beigaben sind durch ihre sorgfältige Ausarbeitung des Stoffes besonders beachtenswert.

Endlich sei erwähnt, dafs der Preis ein äufserst billiger, die Ausstattung eine gute, der Druck korrekt und klar ist, so dafs der Verlagshandlung der Dank aller Bücherfreunde gebührt. Möge sie uns nicht lange auf das Erscheinen des deutsch-russischen Teiles warten lassen.

Leipzig. Edm. Veckenstedt.

Philipp Noack, Lehrbuch der japanischen Sprache. Ssen ri no miti mo itupo jori hasimaru — Auch ein Weg von tausend Meilen fängt mit einem Schritte an. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. XIV und 424 S. gr. 8.

In unseren Tagen, wo das Deutsche in Japan so sehr gepflegt und kennen gelernt wird, hier bei uns eine entsprechende Bemühung zu sehen, eine neue, auf eigenem Fleifs und eigener Forschung dastehende Sprachlehre zu finden, ist eine Freude. Diese Arbeit des Verfassers hat vor dem Drucke der Kaiserlich Japanische Aufserordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Minister in Berlin Herr Aoki zum Teil genau durchgesehen und mehrfach berichtigt. An mehreren Stellen des Buches findet man die ausdrückliche Berufung auf diesen Gewährsmann. Das Werk, sieht man sogleich, ist aus gelehrten Bemühungen hervorgegangen, zehn Werke werden als benutzte Hilfsmittel angegeben, darunter obenan mit Recht J. J. Hoffmanns Grammatik und zwar in der englischen Bearbeitung von 1868, doch ist ein löbliches Streben, das Ganze uns Deutschen, hier und drüben in Japan, leichter zugänglich zu machen, nicht zu verkennen. Hier ist rühmlich zu erwähnen die Menge von äufserst wertvollen Beispielen, ferner ein Anhang von wohl erklärten und übersetzten Übungsstücken (S. 257—294), eine Zeittafel (Kaiser und Perioden, S. 295—299), ein Wörterverzeichnis (S. 301—405), das, beinahe ein Wörterbuch ersetzend, fortwährend auf Stellen des Buches hinweist. Dagegen dürfte es schwierig sein, sich aus diesem Buche auch mit der Schrift vertraut zu machen, da dieselbe im Texte gar nicht berücksichtigt wird — alles ist stets mit lateinischen Buchstaben gegeben — und nur erst in einem allerdings vortrefflichen wertvollen Anhang (S. 411—424), grofsenteils mit aus Tokio aus der japanischen Regierungsdruckerei hierzu erbetenen Typen gedruckt, diesem Bedürfnis gedient wird. Mancher in japanischer und japanisch-europäischer Litteratur wohl Bewanderte wird neben jenen zehn Hilfsmitteln des Verfassers ungern dieses und jenes vermissen; mir scheint, dafs auch eine Bekanntschaft mit Friedrich Müllers Grundrifs der Sprachwissenschaft II, II, Wien 1882, S. 306 ff. nicht geschadet haben würde. Das Mittel wörtlicher und silblicher Übersetzung kennt der Verfasser leider gar nicht und ist deshalb die Erlernung nicht zu leicht. Ein empfindlicher Mangel bei Noack ist ferner, dafs er den Wortton zu

wenig beachtet, von dem J. J. Hoffmann so oft Nachricht giebt und der bei ihm fast regelmäfsig sogar durch ein Zeichen angegeben ist. Man vergleiche z. B.; bei Noack heifst es: kaki schreiben, kake schreibe; bei Hoffmann (S. 201 der deutschen Ausgabe von 1877) wird ausdrücklich über „das accentuierte e des Imperativs“ berichtet und geschrieben: káki, kaké. Wie wertvoll auch, wenn es bei Hoffmann unter anderem heifst: matu, Fichte, spr. mats, aber sáke, geistiges Getränk, Reiswein, klingt mit scharf betontem, kurzem a. Trotz seiner sorgfältigen Beobachtungen an Japanern selbst hat Noack dies nicht. An vielen Stellen des trefflichen Buches von Noack werden beschränkte und beschränkende Angaben Hoffmanns über japanischen Sprachgebrauch in dankenswerter Art, selbst mit treffender Beweisführung, erweitert, dafs er aber auch in manchem Stücke hinter seinem grofsen Vorgänger noch zurückbleibt, dürfte aus Vorstehendem ersichtlich sein. Es fehlt auch der Unterschied zwischen j (ital. gi) und y. Möchte dem Verfasser vergönnt sein, in einer neuen Auflage sein Buch vollends noch auf die ihm zustehende hohe Stufe der Vollendung zu bringen.

Doine și strigături din Ardeal date la iveală de Dr. Joan Urban Jarnik și Andreiu Bârseanu. Editiunea Academiei Române. Bucurescĭ 1885. kl. 8. XVI und 528, XVI und 326 S.

Die reiche Sammlung rumänischer Volkslieder aus Siebenbürgen, frisch aus der Quelle, d. h. aus dem Volksmunde selbst, danken wir dem Gymnasial-Professor (auch Domherrn) Jo. M. Moldovanu in Blaj und dessen Schülern der oberen Klassen. Diese Lieder haben die beiden auf dem Titel Genannten, der durch seine Arbeiten über Rumänisches und Albanisches und durch seinen Index zu Diez' Etymol. Wörterbuch der Rom. Spr. wohl bekannte Jarnik, und der zweite, Professor in Brașov, nach dem Inhalte wohl geordnet und den reichen Schatz auf den ersten 528 Seiten dieses Buches herausgegeben. Doine, weifs man, sind Volkslieder der Rumänier. Sulzer in seiner Geschichte des transalpinischen Daciens wollte den Ausdruck (auch die Litauer haben bekanntlich dainá = Volkslied) als eine Art Nachahmung von Saitenklängen und dergl. durch die menschliche Stimme, doi na, doi na, auffassen, was manches für sich hat, während Cihac in seinem Etym. Wörterb. auf ein mit lat. duo, zwei, verwandtes dvoinice der Kroaten und Serben, das ist Doppelflöte der Hirten, hinweist. Das zweite auf dem Titel genannte aber, vom rumän. strigă, schreien, eigentlich Geschrei, bedeutet Tanzlieder. Die Doine sind eingeteilt in solche der Liebe, der Sehnsucht und Trauer, der Vorwürfe und Flüche, der Räuber, der Soldaten. Die Tanzlieder zerfallen in scherzhafte und höhnische, letztere in solche gegen die Frauen und solche gegen die Männer. Den Schlufs bilden zehn erzählende Lieder. Der Vers ist überall der vier Trochäen enthaltende, meist weiblich ausgehende, manchmal sind einige Halbverse eingemischt, die Reime sind paarweise, auch noch öfter wiederholt, nicht überschlagend. Die meist sechs- bis achtzeiligen Liederchen sind vielfach niedlich wie echte Volkslieder (z. B.: Die Liebe einer Jungfrau ist wie ein Nelkenstock im Blumentopf: kommt ein Wind, riech ich's; die Liebe des jungen Frauchens ist wie die Blume im Gärtlein: trifft unten ein Wind, füllt sie das Haus mit Duft), geben oft rechte Vorstellungen von rumänischem Volksleben (wie dieses erste der Tanzlieder: Wer tanzt und nicht schreit — das ist, ein Tanzlied singt — dem müfste der Mund verdreht werden, denn so ist der rumänische Tanz, mit siebenbürgischem Geschrei — Tanzliede —, wenn ich es höre, werde ich froh). Mehr an sicilische Volkslieder als an Morgenländisches erinnert dies. Blaues Blümlein, Stolze, Stolze mein, nach deinem Herrin-Gesichte dreht sich die ganze Welt um; dein Lachen

erheitert die Welt, dein Weinen verbittert die Welt; und von deiner Liebe weifs sogar die heilige Sonne; denn wenn sie nach dir blickt, bleibt sie stehen und geht nie unter. Die heilige Sonne, die doch die Sonne ist, strebt ganz nach dir; aber ich armer Bursche, wie soll ich nicht nach deiner Liebe streben? Ach Liebe, Liebe, du trocknest den stolzen Rasen; du trocknest ihn mir, du machst ihn mir grün, du machst die Welt wieder fröhlich. Das letzte hat fast eine deutsche Färbung. Den Texten sind einige Anmerkungen, meist Varianten enthaltend, nachgefügt. Eine sehr wertvolle Beigabe ist das französisch abgefafste Wörterbuch (Glossaire, von Jarnik), mit grofsem Fleifs ausgeführt, so dafs es jedes andere Wörterbuch hier überflüssig macht, vielfach noch ergänzt. Wer selbst den grofsen Wert dieser rumänischen Volkslieder verkennen sollte, dem ist das Buch doch, eben um dieses Wörterbuches willen, zu empfehlen. Die Gründlichkeit desselben geht so weit, dafs mancher sich durch grammatische Kleinigkeiten — die er ja längst weifs oder zu wissen glaubt — beleidigt fühlen wird; aber in der verwickelten, noch nicht genug aufgehellten rumänischen Formenlehre ist dies nur zu loben. Ich habe mich gewundert, bei dem Scharfsinn und der Genauigkeit Jarniks hier nicht etwas zu finden, das, soweit ich mich besinne, noch kein Grammatiker angemerkt hat. Oft bemerkt man, z. B. in Alecsandris Lustspielen, wo die volkstümliche Sprache recht nachgeahmt wird, dafs Wörter mit hinten angehängtem rumänischen Artikel statt auf ul auf u (nicht ü) ausgehen. So müfste es heifsen Mureș Flufsname, Maros, Mureșu dasselbe mit Artikel; baiŭ Qual (nicht baiŭ), mit Artikel baiu. Das Wort ist ungarisch, baj Kampf, Plage, was der sonstige fremde Herkunft angebende Verfasser zu bemerken versäumt. Die Genauigkeit des Wörterbuches zeigt sich auch noch darin, dafs alle Stellen des Buches angeführt werden, wo das betreffende Wort sich findet. Das schöne Buch gereicht allen an demselben Beteiligten zur Ehre. H. Buchholtz.

Hamlet, der Konstabel der Vorsehung. Eine Shakespeare-Studie von Karl Dietrich. Hamburg, 1883. 114 S.

Die Arbeit ist im ganzen keine glückliche. Schon der Titel ist unglücklich gewählt. „hamlet" war zu Shakespeares Zeit für „Oberkonstabel" gebräuchlich, der Name soll vom Dichter symbolisch gemeint gewesen sein. Wie das? Denkt man sich etwa bei „Oberkonstabel" auch notwendig „Oberkonstabel der Vorsehung"? Aus dem „Amlethus" des Saxo Grammaticus, dem „Amleth" des Belleforest, dem „Hamblet" der „Historie of Hamblet" entstand in sehr naheliegender Weise der Name „Hamlet". — Gesucht und gekünstelt wie diese Auffassung des Verf. ist die Arbeit in ihrem Hauptgedankengang. Die Idee des „Hamlet" läuft nach diesem auf folgendes hinaus: Der Vater des Fortinbras hat an Hamlets Vater in ehrlichem, von jenem veranlafsten Zweikampf, gemäfs zwischen ihnen vorher getroffener Vereinbarung, mit seinem Leben auch seine Ländereien verloren (nicht einen Teil derselbea, wie Verfasser meint [S. 18], sondern alle seine Ländereien; dieser Punkt ist jedoch hier nicht wesentlich). Diese Ländereien sind dann selbstverständlich an den Nachfolger in der Krone Dänemarks, also an Claudius, übergegangen. Diesen Wettkampf um Ländereien, „mit dem zu gleicher Zeit um das Schicksal von Unterthanen der Würfel geworfen wurde", hält nun Verfasser für ein Unrecht an sich, für ein moralisches Unrecht. Die Sühne dieses Unrechts: das soll der Grundgedanke des Dramas sein, der „Hamlet-Gedanke", wie sich Verfasser ausdrückt. Die Vorsehung leitet alles so, wie uns das Drama vorführt, damit Fortinbras am Schlufs König von Dänemark wird und somit auch die verlorenen Länder wieder erhält.

Für einen Unbefangenen bedarf es eigentlich keiner Widerlegung einer solchen Ansicht. „Viel Lärm um nichts“ müfste der Zuschauer dann das Stück betiteln. Um nichts! denn nach der Anschauung der Zeit lag offenbar nichts Unsittliches in einem derartigen Zweikampf und daraus folgendem Landerwerb. Niemand im Schauspiel kommt auf solche Gedanken. Der Dichter selbst hat — wie Verf. (S. 20) selbst zugesteht — „nirgends darauf hingedeutet, dafs der Wettkampf um Ländereien ein Unrecht an sich war“. Und auf die Anschauung der Zeit und des Dichters kommt doch alles an, nicht auf moderne Anschauungen von Menschenrechten, Nationalitätsrechten und dergl. Solche Anschauungen wechseln; was damals für sittlich galt, mag heute nicht mehr als sittlich gelten. Ja, sagt Verf., der Dichter hat doch „im Sinne gehabt“, dafs ein moralisches Unrecht geschehen ist, das Sühne verlangt. Die Beweise hierfür (S. 20 ff.) sind so nichtig, dafs ein Eingehen darauf nicht lohnt; um so weniger lohnt, als, selbst wenn Shakespeare Derartiges „im Sinne gehabt“ hätte, es doch undenkbar wäre, dafs er so gewaltige Mittel in Bewegung gesetzt hätte um eines Zweckes willen, der den Zuschauer vollkommen kalt lassen mufs, solange der Dichter darauf verzichtet, ihm, dem Zuschauer, seinen verfeinerten Rechtsbegriff darzulegen und klar zu machen. Solche wechselnde sittliche Anschauungen können überhaupt nicht Grundgedanken eines Dramas sein. Der oberste Gesichtspunkt des Verf., sein „Hamlet-Gedanke“, ist also ein völlig verfehlter.

In Bezug auf die Beurteilung des Charakters Hamlets steht der Verf. der von Werder vertretenen Ansicht sehr nahe. Hiernach hat Hamlet an der Verzögerung der Vergeltung keine Schuld; die Verhältnisse sind derart, dafs er nicht handeln kann.

Hamlet klagt sich selbst fortgesetzt der Versäumnis an (z. B. Monolog II, 2, IV, 4); er sagt ausdrücklich (IV, 4), er habe „cause and will and strength and means to do't“, komme aber doch nicht zur That, weil er zu viel überlege und seinem, thatkräftigem Handeln widerstrebenden Naturell zu sehr nachgebe. Der Geist erscheint zum zweitenmale, um seines Sohnes „fast abgestumpften Vorsatz zu schärfen“. Der Dichter zeigt, wie ausführbar es für den volksbeliebten Königssohn Hamlet gewesen wäre, einen Aufstand gegen den unbeliebten blutschänderischen Usurpator zu erregen, an dem schnell und mühelos glückenden Aufstand des Laertes; er liefert den mörderischen König wehrlos in die Hände Hamlets (III, 3). Er hat also das Mögliche gethan, um klarzulegen, dafs der endlose Aufschub der Vergeltung wesentlich im Charakter Hamlets zu suchen sei. — Aber das alles stört die jene Ansicht vertretenden Ausleger nicht: sie legen freilich das Dichtwerk nicht aus, sondern legen nur ihre Phantasien unter. Bei dem Verf. spielt sein „Hamlet-Gedanke“ in diese Beurteilung Hamlets hinein: die Vorsehung hat ja jene bewufste Sühne des Länderverlustes im Sinne; sie kann daher nicht zugeben, dafs Hamlet seine Aufgabe glücklich ausführt, da ja dann Fortinbras nicht König von Dänemark würde. Der Verf. äufsert sich hierüber so: „Auch Planlosigkeit wird Hamlet vorgeworfen, wobei der Plan des Schauspiels im Schauspiel wohl ganz übersehen wird. [Dieser Plan hat mit der Ausführung der Vergeltung nichts zu schaffen.] Aber abgesehen hiervon, man vergifst ganz, dafs er sich zu einem kläglichen Bramarbas machen würde, wenn er uns von seinem Plane etwas vorerzählen wollte [ist jeder ein Bramarbas, der einen Plan hat und denselben mitteilt?] und dafs er immer zum Schuldigen seiner Pläne werden müfste, da eine glückliche Realisierung derselben durch den Vorsehungsplan des Dichters von vornherein ausgeschlossen ist.“ Aber was geht denn den Hamlets der „Vorsehungsplan“ des Dichters an! Man sieht aus diesem Citat, wie verzwickt und dem Einfach-Natürlichen abgewendet die Beweisführung des Verf. sein kann.

Der beste Abschnitt der Arbeit ist der über die übrigen Charaktere der Tragödie, obwohl auch dieser nicht frei von irrtümlichen Auffassungen ist. Der König wird „ein ganz gemeiner, schwachsinniger, schleichender Feigling“ genannt. Schwachsinnig ist der König durchaus nicht, vielmehr weltklug und erfahren; auch feige ist er nicht gerade. Ophelia soll sich dem Hamlet ergeben haben; Koketterie, Lüsternheit, Kälte sollen die Grundzüge ihres Wesens sein. Die Ansicht, dafs Ophelia eine Gefallene sei, ist nicht neu, aber auch gewifs nicht richtig. Der Dichter soll schon wieder etwas „im Sinne haben“, was er niemals ausdrückt. Ophelia ist vielleicht etwas gefallsüchtiger, als es junge Mädchen zu sein pflegen, weil sie am Hofe lebt; sie ist gewifs nicht frei von Sinnlichkeit, aber pflegen junge verliebte Mädchen davon frei zu sein? Wenn sie über den Tod des Vaters durch des Geliebten Hand wahnsinnig wird, so zeugt das eben nicht von Kälte des Naturells. Sie ist im Gegenteil eine warme, liebevolle, zarte Epheunatur.

Im Schlufs-Abschnitt „Shakespeare“ verliert sich der Verf. in ein mystisches Dunkel, in welches ihm zu folgen recht unerquicklich und wenig ersprieſslich ist.

So viel über den Inhalt. In Bezug auf die Form wäre gröfsere Klarheit in der Anordnung und im Ausdruck der Gedanken, Weglassung aller Allotria zu wünschen. Einfachheit und Kürze sind, wie überhaupt, so besonders in Abhandlungen über „Hamlet“ zu erstreben, da der Gegenstand an sich wegen der Tiefe und des Reichtums des Dichtwerks ein schwieriger und kaum zu erschöpfender ist. — Die Arbeit ist nicht ohne Geist geschrieben und enthält einige gute Gedanken, aber die Verfehltheit der Grundauffassung und Neigung zu willkürlicher und verkünstelter Auslegung des Originals lassen dieselbe nicht als eine bedeutende Förderung der Kenntnis und Erkenntnis des grofsen Werkes erscheinen.

J. Jacoby, Dr. phil.

Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz. (Auch unter dem Titel: Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. Zweiter Band.) Berlin, A. Hofmann & Comp., 1884.

Der um die niederdeutsche Litteratur hochverdiente Verfasser hat, ein anderer Schliemann, aus dem Schutt der Vergessenheit ein interessantes Stück niederdeutschen Kulturlebens der jüngsten Vergangenheit hervorgeholt und dem plattdeutschen Lustspiel einen Weg gewiesen, auf dem es sich neue Lebenskraft holen kann. Er macht uns mit Persönlichkeiten bekannt, die noch vor nicht langer Zeit einen grofsen Einfluſs hatten und ungebührlich schnell vergessen sind. — In einer bestaubten Kiste auf dem obersten Boden im Thaliatheater in Hamburg entdeckte er 1878 zuerst die verschollenen Volksstücke des Steinstrafsentheaters; dann kamen Funde in Hamburgs Stadtbibliothek und Stadttheater, bei Karl Schultze in St. Pauli und anderswo hinzu, und so ist es ihm gelungen, dies interessante Buch zusammenzustellen, auf das auch hochdeutsche Leser aufmerksam zu machen Pflicht ist.

Der erste Abschnitt behandelt das Steinstrafsen- und Thaliatheater, der zweite Karl Schultze und die plattdeutsche Komödie der Gegenwart, der dritte die letzten Jahre. Wir können hier nur auf die reiche Fülle des Stoffes hinweisen. — Eine Frau Handje baute 1818 eine Bühne in der Steinstrafse, dies Steinstrafsentheater wurde mehr und mehr eine Pflanzstätte hamburgischer Lokalstücke, meist in plattdeutscher Sprache, und zwar erschien 1819 das erste Stück. Dann aber erschien der rechte plattdeutsche Poet Jürgen Niklas Bärmann, dessen Sprache innig und

herzlich ist. Um fünf Stücke hat er die plattdeutsche Litteratur bereichert. Das Stück „Kwatern“ erschien zuerst auf dem Stadttheater, dann 1823 auf dem Steinstrafsentheater, mit dem gröfsten Erfolge, auf allen Hamburger Theatern folgten sich schnell die Wiederholungen. Ein „Burenspill“ nannte Bärmann die Komödie. Der Verf. giebt uns hier den Inhalt und mehrere Proben, die das Lob rechtfertigen. Die Handlung ist einfach, die Personen sind Menschen von Fleisch und Blut, die alte Muttersprache heimelt erfrischend an. Die Hauptrolle spielte der tüchtigste plattdeutsche Interpret Voorsmann. Auch von Bärmanns zweitem Stück „Windmööl un Watermööl“, auch beifällig aufgenommen, wird Inhalt und Proben mitgeteilt. Halb von Kotzebue, halb von Bärmann rührt her das Lustspiel „Stadtminschen un Buurenlüdd“, 1833 aufgeführt mit begeistertem Beifall, nicht gedruckt, deshalb hier mehrere Proben gegeben sind. Ebenfalls nicht gedruckt ist das Burenspill „Freud up un Truwr dahl“ (morgens Freude, abends Trauer), eine Bearbeitung des alten Krüger-Marivauxschen Stückes „Der Bauer mit der Erbschaft“. 1837 ging zum erstenmal in Scene das einaktige Burenspill „De drüdde Fyrdag“, trefflich in der Charakterschilderung. Zu derselben Zeit hat Bärmann die erste plattdeutsche Übersetzung aus Shakespeare gegeben, nämlich „De Hexengesäng in dem Truurspill Macbeth“. Inzwischen hatte das Steinstrafsentheater, das öfters gefährdet war, durch die Bearbeitung des Angelyschen „Fest der Handwerker“ in Hamburger Platt 1829 guten Gewinn gehabt. Wichtig war, dafs der neue Direktor Chéri Maurice 1831 das Tivolitheater einrichtete; August Lewalds anmutige Liederposse „Hamburger in Wien“ wurde ein Zugstück. Die Zauberparodie des Komikers August Meyer „Der arme Teufel oder des Pastetenbäckers Robert Leben, Thaten und Höllenfahrten“, eine Parodie der Meyerbeerschen Oper, die Parodien des geistreichen Humoristen Jakob Heinrich David († 1839) hatten den gröfsten Erfolg; die beste Parodie ist „Gustav oder der Maskenball“, 1835 zuerst aufgeführt; es sind hier mehrere Proben mitgeteilt. Gesund und frisch ist auch Davids Vaudeville „Eine Nacht auf Wache“, ein echtes Bild hamburgischen Lebens, unzähligemal und weit über Hamburg hinaus aufgeführt, oft nachgeahmt. 1837 erschien Davids Lokalposse „Heute! Zur Erinnerung für meine Freunde und Gönner“, ebenfalls höchst erfolgreich. Von einer anderen Parodie, „Die Jüdin“, erhalten wir hier den komischen Theaterzettel von 1837, von dem letzten Lokal-Vaudeville Davids, „Nummer 23“, hübsche Proben; als Parodiendichter war David unerreicht. Aufserordentlich grofs ist die Zahl der unter Maurices Leitung gegebenen, ganz oder teilweise plattdeutschen Stücke; der Verf. mufste sich mit der Angabe der Titel begnügen. Es sind Bilder aus dem Volksleben, prunklos, gemütvoll und scherzhaft. — Aber das Lokal in der Steinstrafse war zu eng geworden, 1843 wurde das neue Thaliatheater eröffnet, 1854 wurden Stadt- und Thaliatheater vereinigt. Aber auf dem neuen Theater seit 1843 war die plattdeutsche Muse in den Hintergrund getreten. Noch einmal, als Fritz Reuter aufgetreten war, feierte sie Triumphe mit den Charakterbildern „Inspektor Bräsig“ und „Ut de Franzosentid“ 1870. Indessen sie fand eine Stätte in der Vorstadt St. Pauli bei Karl Schultze; das schildert der zweite Abschnitt des Buches.

In St. Pauli war schon längst ein Puppentheater. Da erschien die Parodie des Doktor Faust, der Schillerschen Räuber, wobei das ganze Publikum den Räuberchor mitsang; seit 1863 hiefs es Karl Schultzes Theater. Dort hatte eine Parodie von Meyerbeers Oper Dinorah, nämlich „Linorah oder die Wallfahrt nach der Ölmühle“ von J. P. Th. Lyser (geb. 1805), durch manche plattdeutsche Arbeiten bekannt, 1860 einen aufserordentlichen Erfolg; es ist jetzt schwer aufzutreiben, weshalb der Verf. den Inhalt ausführlich, die plattdeutschen Episoden vollständig mitteilt. Aber eben über dies Stück, an dem Karl Schultze zur Auffüh-

rung einige Änderungen vornahm, erhob sich zwischen Lyser und ihm wegen der Autorschaft ein erbitterter litterarischer Streit. Karl Schultze aber hatte durch diese Parodie für sein Theater eine gewaltige Anziehungskraft gewonnen. Es folgten zahlreiche Lokalpossen, von denen Volgemanns „Was der Himmel zusammenfügt, kann die Prätur nicht scheiden“ und „Leiden und Freuden eines Hülfsmannes“ ausführlicher besprochen werden. Alle Hamburger Eigentümlichkeiten gaben zu solchen Possen Stoff; in einer Parodie von Louis Schöbel, „Faust und Margarete“, trat Mephistopheles als pensionierter reitender Magistratsdiener auf; 1880 fand die dreihundertste Wiederholung der Parodie statt. Eine Burleske, „Wilhelm Kranich und Fritze Fischmarkt aus Berlin auf der Reise zur Ausstellung in Hamburg“, erlebte eines Tages das Schicksal, polizeilich verboten zu werden. Seit dem deutsch-dänischen Kriege kamen neben unpolitischen auch politische Possen vor. Die Fruchtbarkeit der Lokalpossendichter steigerte sich von Monat zu Monat; auch Geibels Lorelei wurde in „Der Lore Leiden und Freuden“ parodiert. Gediegener als dergleichen Stücke war das Charakterbild „Kaufmann und Seefahrer“ von Ernst Rethwisch († 1879). Von der Travestie „Die Afrikanerin“ von S. C. Riebe (pseudonym für K. A. Görner, † 1884) wird Theaterzettel, Inhalt und zahlreiche Proben mitgeteilt. Die Auflösung eines alten liebgewordenen Instituts, der Hamburger Bürgerwehr, brachte wieder mehrere Gelegenheitsschwänke; auch von diesen, wie von dem sehr beliebten Burenspill „De Leev in Vierlannen“ von Mansfeldt (gedruckt 1874), in Bärmannscher Weise, erhalten wir Proben. Der grofse Krieg brachte natürlich manches plattdeutsche Gedicht. „Deutschland mobil“ kam am 19. Juli auf Karl Schultzes Theater zur Aufführung; Lindners „Hamborger in Frankrik“ bezog sich auf Napoleons Gefangennahme; „Ein verwundeter Turko in Hamburg“ ist von Julius Stinde. Zu derselben Zeit errang das treffliche Charakterstück „Hamburger Pillen“ von Schindler und Brünner einen glänzenden Erfolg; zum vierhundertstenmal ward es 1878 in Bremen aufgeführt. Zu den patriotischen Stücken gehören auch Ludolf Waldmanns „Hamburg an der Elbe“ und „Soldatenliese“. In das friedliche Hamburger Leben versetzt uns wieder Julius Stindes Schauspiel in drei Aufzügen, „Die Nachtigal aus dem Bäckergang“, sein Charakterbild „Eine Hamburger Köchin“ (1872), sein Weihnachtsmärchen „Die Jagd nach dem Glücke“. Von Stindes einaktigem Lustspiel „Tante Lotte“ (1873) erhalten wir eine längere Probe; gegen dasselbe tritt Stindes berühmtestes Stück „Hamburger Leiden“, welches in ganz Deutschland gefeiert wurde, zurück, die aus diesem Stück hier angeführten Stellen sind höchst ergötzlich, namentlich das Messingsch der alten Tante. Ein rechtes Volksstück ist auch „Klipp und Klapp oder Hamburger Wohnungsleiden“, einer Frankfurter Hampelmanniade von Otto Schreyer und Brünner 1873 nachgebildet, die auch Verfasser des fünfaktigen Schwankes „Christian Hummer“ sind. Die Mitglieder des Karl Schultze-Theaters traten dann ihre deutsche Gastspielrundreise an, überall willkommen geheifsen, besonders in Berlin. Aber bald darauf löste sie sich auf.

Aber noch einmal, und hiermit beginnt der dritte Abschnitt unseres Buches, erstand die niederdeutsche Komödie 1879, 1880 und 1882 in dem Karl Schultze-Theater wieder; 1880 wurde zuerst das Volksstück „Ein Hamburger Nestküken“, durch den Nebentitel „Mensch, ärgere dich nicht!“ allgemein bekannt geworden, von Otto Schreyer und Hermann Hirschel aufgeführt; mit Recht wurde das Stück, aus dem ein längeres Schlufsstück wörtlich aufgenommen ist, weit und breit beliebt. Neben demselben wurde mit Interesse gesehen der Schwank „Eine Hamburger Familie“ von Emanuel Gurlitt. Einen sensationellen Erfolg trug der fünfaktige Lokalschwank „Hamburg an der Alster“ von O. Schreyer und Hermann Hirschel zuerst 8. Januar 1882 davon durch den innigen Humor; am

19. April fand die hundertste Aufführung statt. Eine dauernde sichere Wohnstätte hat die plattdeutsche Komödie nicht mehr, sie wandert von Thür zu Thür. Aber wir wollen mit dem Verfasser, dem wir für die Erfrischung durch sein Buch zu Dank verpflichtet sind, die Hoffnung nicht aufgeben, dafs auch sie noch einmal, das echte Kind des niederdeutschen Volksgeistes, ein bleibendes Daheim finden werde.

Die Inschrift von Killeen Cormac und der Ursprung der Sprache. Von Dr. Ernst Rethwisch. Norden, H. Fischer Nachfolger, 1886.

Dafs nicht Asien, sondern die Mitte Europas als der Sitz des indogermanischen Urvolkes zu betrachten sei, diese Ansicht ist nicht ganz neu, am eifrigsten ist sie 1878 von Lazarus Geiger verfochten worden. Für sie aber tritt der Verfasser obiger kleinen Abhandlung nicht blofs auf, sondern geht einen Schritt vor. Er stützt sich dabei auf die Thatsache, dafs keltische Namen von Ungarn bis Spanien sich vorfinden, und kommt zu dem Endresultat, dafs in dem indogermanischen Urvolk, welches in Centraleuropa safs, die später als Kelten bezeichneten Stämme zuerst zu einer gewissen geistigen Reife gelangt, dafs die indogermanische Ursprache das Keltische gewesen sei; von Centraleuropa aus wanderten also die Stämme, durch Übervölkerung veranlafst, nach allen Teilen Europas und nach Asien hinüber; das war also die erste Völkerwanderung. Der Verfasser bringt seine Beweise vor; man kann aber nicht zugestehen, dafs sie überzeugende Kraft haben, er baut zu rasch auf Hypothesen weiter.

Die Inschrift von Killeen Cormac in Irland, von der ein Bild beigegeben ist, enthält auf der Vorderseite scheinbar unerklärliche Zeichen, links und rechts 1, 2, 3, rechts 3, 4, 5 kurze Linien, dazwischen Punkte, es sieht aus wie die ersten Kritzelübungen des Kindes. Auf der Rückseite stehen in Majuskelschrift die lateinischen Worte Juvene Druuides. Was ist das alles? Der Verfasser sagt: Der Hauptinhalt besteht aus keltischen Lettern; Kelten errichteten das Denkmal mit Zuziehung eines Römers; Druiden veranlafsten die Inschrift; höchst wahrscheinlich ist hier ein Grabdenkmal für einen keltischen Fürsten. Zwischen den Römern und den von ihnen bewunderten Druiden bestand gewifs ein freundlicher Verkehr; diese folgten dem Rate eines gebildeten Römers in der Errichtung des Denkmals. Jene Einritzungen sind nach dem Verfasser unzweifelhaft Buchstaben, die Punkte unzweifelhaft Zeichen für die Vokale, die Striche links bezeichnen das h und die Zungenlaute, rechts die Lippenlaute, die Gaumenlaute wurden bei Entstehung der alten Hieroglyphenschrift noch nicht gesprochen. Danach liest der Verf. die Inschrift: sum nathowan Eiwahannow; sum ist das lateinische Wort, also die römische Mitwirkung andeutend, nathowan ist = national, Eiwahannow begegnet uns später noch in der Form Ivanhoe, das Ganze also = ich bin (Denkmal) des Nationalhelden Eiwahannow. Die am bequemsten zu ritzenden Zeichen bezeichnen die Vokale, weil sie die am bequemsten auszusprechenden Laute sind; unter den Konsonanten glückten zuletzt die Gaumenlaute. Diese einfachen Schriftzeichen sind, weil sie bei keinem anderen indogermanischen Volke sich finden, erst bei den Kelten entstanden; einfachere Schriftzeichen lassen sich aber nicht denken. Daraus wird weiter geschlossen, dafs das indogermanische Volk das Bedürfnis schriftlicher Aufzeichnung noch nicht kannte. Die Kelten demnach gelangten nach ihrer natürlichen Begabung zuerst zu einer gewissen Intelligenz, woraus weiter zu schliefsen, dafs ihre Sprache die einflufsreichste gewesen, die Ursprache, die verschiedenen keltischen Dialekte nach der Trennung der einzelnen Stämme sich zu den Tochtersprachen des Sanskrit, Römischen, Deutschen u. s. w. entwickelt haben. Aus dieser nun wieder entdeckten alten kel-

tischen Schrift eine Weltschrift zu machen, ist leicht; man kommt mit Punkten, Haar- und Grundstrichen und Häkchen aus, und in dieser Weltschrift stellt am Schlufs der Verf. der bei manchem Leser wohl Bedenken erregenden Abhandlung den ersten Vers von Goethes Iphigenie uns vor Augen.

Deutsches Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen von August Spiefs und Friedr. Spiefs. 5. Auflage, herausgegeben von August Spiefs. Wiesbaden, Chr. Limbarth, 1885.

Die erste Auflage dieses Lesebuches erschien 1848, die zweite von 1854 ist im Archiv Bd. XVII, S. 91 angezeigt worden. Dafs es seitdem nun die fünfte Auflage erfahren hat, ist ein Beweis, dafs es in weiten Kreisen zweckmäfsig befunden ist. Eine Vergleichung mit anderen Lesebüchern kann hier nicht angestellt werden. Ist seiner Zeit die Auswahl des Stoffes als passend bezeichnet worden, so ist in den neuen Auflagen in der Ausscheidung dieses und jenes Stückes und dem Ersatz durch andere eine Verbesserung eingetreten. Da nun aber die Sammlung als Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen auftritt, so mögen einige Bedenken zur etwaigen Beachtung für spätere Auflagen hier Platz finden. Das Ganze ist in die zwei Hauptteile Poesie und Prosa geschieden. Über die hier beliebte Unterabteilung der Poesie in epische, lyrische, dramatische und didaktische Gedichte soll nicht gestritten werden; es sind zudem didaktisch-lyrische Gedichte als besonderer Zweig der lyrischen Poesie aufgeführt und von den didaktischen Gedichten gesondert. Ist gegen die ausgewählten epischen und lyrischen Gedichte nichts zu erinnern, so ist doch sehr zweifelhaft, ob jene didaktisch-lyrischen Gedichte in einem Lesebuch für mittlere Klassen hätten aufgenommen werden sollen; dazu gehören mindestens Schillers Spaziergang und Pompeji und Herkulanum, auch die meisten anderen. Den lyrischen Gedichten schliefst sich ein Anhang an: Lyrische Gedichte in besonderen Formen; und zwar sind diese, auch nicht sehr logisch, aufgestellt als Oden, Sonette, Oktave, Kanzone, Gasele; auch selbst für eine vorgeschrittene Tertia mögen diese doch noch wohl unpassend sein. Die Stücke in prosaischer Form haben die Unterabteilungen: Beschreibende, erzählende Prosa, Abhandlungen, Briefe, Dialog, Reden und der letzte Teil als Parabeln, Fabeln, Sentenzen bezeichnet. Da ist nun dies und jenes Stück, welches sich mit mehr für die Stufe geeigneten vertauschen liefse. In der Auswahl der geschichtlichen Stücke herrscht ein patriotischer Geist, der, beiläufig bemerkt, zur Ausscheidung der „Grenadiere“ von Heine hätte leiten sollen; aber die „Schlacht von Weifsenburg“ von Hiltl ist viel zu umfangreich, für den Schüler nicht übersichtlich, auch nicht verständlich. Aus der Kölnischen Zeitung ist der Aufruf von H. Kruse von 1870 aufgenommen; immer wieder kommt hier noch der Rütli-Schwur vor als: ein einig Volk von Brüdern statt einzig. Der beliebte Aufsatz von Raumer: Hinrichtung Konradins ist für ein jetziges deutsches Lesebuch nach dem jetzigen Stande der geschichtlichen Forschung bedenklich. Aber, wie gesagt, die neuere historische Litteratur bietet auch für diese Stufe so viel Schönes, dafs man darauf mehr Rücksicht genommen zu sehen wünschte. Bedenklich erscheint auch manches unter den Reden, z. B. die Aufsätze von Jean Paul und Hegel. Eigentümlich dem Lesebuch ist die vorausgeschickte Einleitung, eine Poetik, welche auf das innere Wesen der Poesie und Prosa eingeht, daher etwas weiter ausholt; an dieser Darstellung ist in den fünf Auflagen nichts geändert, dennoch aber scheint die ganze Einleitung überflüssig zu sein. Es wird in der Vorrede zugegeben, dafs der Erklärung des Lehrers vieles in dieser Einleitung überlassen bleibe;

aber auch unter dieser Voraussetzung scheint sie für das Verständnis der Schüler der Mittelklassen zu schwer zu sein. Soll die Einleitung in der Schule gelesen werden? Darüber ist nichts bemerkt. Der Poetik ist eine kurzgefafste deutsche Verskunst angeschlossen, bei der nun auch Kanzone und Gasele erklärt werden. Dafs den Schlufs des Buches kurze litterarische Notizen bilden, ist zu billigen. In der Angabe der Geburts- und Todestage vermifst man eine bestimmte Norm. So ist z. B. bei Archenholtz Geburts- und Todestag angegeben, während es bei Jakob und Wilhelm Grimm blofs heifst: starb 1863 und 1859; und ähnlich vielfach; da müfste konsequent verfahren werden, nicht die bedeutenderen Schriftsteller den weniger hervorragenden hintangesetzt sein. Auch kommen Fehler vor; es heifst: „Bürger geb. im Januar 1748 zu *W*olmerswende" statt: „31. Dezbr. 1747 zu *M*olmerswende"; Geibel ist 17. Oktober geboren, Wilhelm Grimm 1786, Heine nicht 1. Jan. 1800, sondern 13. Dezbr. 1799.

Herford. Hölscher.

Der Dichter Johann Fischart und insbesondere sein Glückhaft Schiff, das Hohelied von Manneskraft und Mannestreu. Mit Einleitung und Bemerkungen. Eine Jubelgabe zum sechsten deutschen Turnfeste von H. Stiehler. 2. Auflage. 77 S. 8. Dresden, Lehmannsche Buchdruckerei, 1885.

Als Festschrift zum Dresdener Turnfeste von 1885 hat der Verf. passenderweise den Teilnehmern Fischarts Verherrlichung jener Kraftleistung der Züricher Bürger in einem Abdrucke dargeboten, dem er eine von warmer Begeisterung für den Dichter zeugende und frisch geschriebene Einleitung nebst einigen Proben aus den übrigen Dichtungen Fischarts voranschickt. Seine Führer waren hauptsächlich W. Wackernagels Schrift über Fischart und die Ausgabe der Fischartschen Dichtungen von Heinrich (nicht Hermann, wie S. 12 steht) Kurz. Wissenschaftliche Ansprüche darf man allerdings nicht an das Büchlein stellen, sonst würde man wohl eine strengere Gruppierung des Stoffes und eine eingehendere Kenntnis der einschlägigen Litteratur verlangen müssen. Zu seinem Schaden hat Stiehler von Erich Schmidts glänzendem Artikel „Fischart" in der Allgemeinen deutschen Biographie und von Bächtolds Untersuchung über die Entstehung, die Vorläufer und die Drucke des Gedichtes keinen Gebrauch gemacht, während er in Scherers Litteraturgeschichte, jetzt auch in der neuen Auflage von Goedekes Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung einen bequemen Hinweis auf diese Arbeiten finden konnte. Dem in der Schreibweise des 16. Jahrhunderts wiederholten Texte liegt kein Originaldruck, sondern der auch von Halling benutzte Nachdruck o. Z. zu Grunde; etwas störend wirken die mitten in den Text eingestreuten, in Klammern eingeschlossenen Erläuterungen. Hier noch einzelne Versehen zu notieren, scheint mir bei dem Zweeke des Werkehens unnötig.

J. Bolte.

Abfertigung in Sachen Lanfreys.

Den Auslassungen Joseph Sarrazins in Band LXXVI, S. 338 dieser Blätter gegenüber, in denen sich dieser Herr noch in Erwägungen über den *„Ton"* meiner letzten Erklärung ergehen zu dürfen glaubt, halte ich folgende Punkte aufrecht:

1) In sämtlichen Darlegungen Sarrazins ist eine Rechtfertigung seines

rücksichtslosen und dreisten Vorgehens gegen mich und meine zwei Lanfrey-Ausgaben nicht zu finden. Sarrazin wird seine *Verleumdungen* auch nie und nimmer rechtfertigen können und richtet sich damit selbst.

2) Bezüglich der von mir erhobenen Anklage handelt es sich nicht darum, ob die von Sarrazin weggelassenen Worte den Zusammenhang stören *(S. 71, 9 thun sie das doch sehr)*, auch nicht darum, ob das Fehlen dieser Worte von der „ihm sehr günstigen Fachkritik“ als erheblicher Mangel empfunden wurde oder nicht, sondern einfach darum, ob Sarrazin ein Recht hatte, statt einer Ausgabe Lanfreys eine solche meiner ersten Ausgabe dieses Geschichtsforschers zu veranstalten, *wie er dies nachgewiesenermafsen gethan hat.*

3) Es lag mir fern, Sarrazins Leistungen zu kritisieren. Meine Besprechung seiner Arbeit erstreckte sich auf keine andere Stelle als auf die beweiskräftigsten unter denen, welche meine Behauptung unter Nr. 2 erhärteten. Wenn bei einer dieser Stellen aus Veranlassung einer prächtigen Fufsnote über en égard à — der neuesten Frucht von Sarrazins textkritischen Erwägungen — ihm der Vorwurf „krasser Ignoranz“ gemacht wurde, so that ich damit nichts anderes, als dafs ich *seine eigenen Worte*, nur mit weit besserem Rechte, als er sie gebraucht hat, *zur Kennzeichnung seiner eigenen Leistungen* verwendete.

Tübingen. Friedrich Ramsler.

Miscellen.

Die vermutende Bedeutung des sogenannten Konditionals in der heutigen englischen Sprache.

Das Futurum in vermutender Bedeutung zu brauchen ist im Englischen, wenn auch nicht gerade unerhört, so doch wenig üblich; es gilt als Scotticismus, obwohl es z. B. Schmitz[4] 195 aus Bulwer belegt (vgl. auch Storm, Englische Philologie I, 437). Sehr häufig findet man aber den sogenannten Konditional in solcher Verwendung, worauf, soviel ich weifs, noch nirgends aufmerksam gemacht worden ist.

1. *The centre of Roman government on the island had been at York, and here, if anywhere, something of the civilisation of Rome* **would** *naturally* **remain** (wird zurückgeblieben sein), J. Earle, Anglo-Saxon Literature, 1884, S. 21. — 2. *Among the names that adorn the annals of revived learning under Charles himself, we must mention Smaragdus, because Ælfric acknowledges him as one of his sources. The book referred to* **would** *hardly* **be** (wird gewesen sein) *the "Diadem of Monks", a selection of pieces from the Fathers with Scripture texts, worked up as it were into a Whole Duty of Man, although Ælfric* **would be** *likely to know* (wahrscheinlich gekannt haben wird) *this book; but for the composition of his Homilies it is more likely that Ælfric* **would have drawn** (geschöpft haben wird) *from another book by Smaragdus, namely, his Commentary on the Epistles and Gospels for Sundays*, ebenda 23. — 3. *In the beginnings of learning, when students had not the apparatus of grammars and dictionaries, which now, being common, are almost as much a matter of course as any gift of nature, it was necessary for students to make lists of words and phrases for themselves, and after a while a few of these* **would be thrown** *together, and* **would be reduced** (werden zusammengearbeitet und gebracht worden sein) *to alphabetical order for facility of reference*, ebenda 90. — 4. *Already, as early as the reign of Augustus, the foundation of the Latin dictionary was laid by Verrius Flaccus, but his dictionary* **would** *naturally* **consist** (wird bestanden haben) *of Latin words with Latin explanations. But in the seventh century there was a demand for Latin vocabularies, with equivalents in the vernacular languages; and here, in the Epinal Glossary, we have the earliest known example of such a work. At first such glossaries* **would be** (werden gewesen sein) *merely lists of words formed in the course of studying some one or two Latin texts, and in process of time* **would follow** (wird gefolgt sein) *the compilation of several such glossaries into one, until, in the tenth and eleventh centuries, we find vocabularies of some compass*, ebenda 93. — 5. *He [Professor Stubbs] has surmised that*

probably the [Saxon] Chronicles had the same effect upon the previous schemes of history that Higden's "Polychronicon" had in the fourteenth century, that is to say, it **would have prevented** (wird verhindert haben) *the writing of new histories, and caused the neglect or destruction of the old,* ebenda 185. — 6. *It is a very long letter; but postage at that time [1823] between Keswick and Penzance* **would have been** (wird betragen haben) *at least eightcenpence.* Athenæum 1885, *Dec. 26,* S. 841 b. — 7. *Under the old system it is almost certain that in manors such as Elstow every head of a household* **would be** (gewesen sein wird) *a landowner, either by freehold or copyhold tenure. The miller, the baker, the smith, and the tailor* **would be** *as certain to have* (wird ebenso gewifs gehabt haben) *his little estate as the vicar or the squire. We do not suppose there was a tinker in every village; but where there was one, he* **would be** *sure to be* (wird er sicher gewesen sein) *an "estated" man. These Bunyans seem to have followed that business as well as farming their few acres for several generations. Elstow is very near to Bedford; and it is not unlikely that much of their business* **would be transacted** (abgemacht worden sein wird) *in that town.* E. Peacock in der Academy 1886, Jan. 2, S. 1 b. — 8. *Goldsmith received 21l. for one-third of the copyright in 1762, before the work [The Vicar of Wakefield] was written, but* **would** *probably* **be paid** (wird bezahlt worden sein) *at a higher rate for the remaining two-thirds when the MS. was nearly ready. Johnson was capable of making a good bargain for Goldsmith, and* **would** *probably* **go** (wird gegangen sein) *to the bookseller with whom he was on the best terms. When Johnson was himself in similar difficulties he sent for Strahan, who procured him assistance from Tonson ... Johnson* **would** *naturally* **apply** (wird sich gewandt haben) *to Strahan on behalf of his friend Goldsmith, Strahan having assisted him in a similar "accident",* Rivington im Athenæum 1886, Jan. 9, S. 67 b. — 9. *In 1598 Herbert came to London, where he* **would have lived** (sich aufgehalten haben wird) *at Baynard's Castle, close to the Blackfriars Theatre,* E. Dowden in der Academy 1886, Jan. 30, S. 67 a. — 10. *In the old days, a senior wrangler was often a man who had never opened Euclid till he went to Cambridge; and his whole stock of knowledge when he took his degree* **would** *perhaps* **be** (wird gewesen sein) *not more than is now desirable in a freshman who is to compete for high honours,* The Cornhill Magazine 1882, Febr. S. 232. — 11. *"He was right after all, you see. I don't know why it seemed so unlikely to me that he should die suddenly like that, but somehow I never expected it. Well, in one way it was mereiful, perhaps. I know he did not like the thought of dying. And since this was so sudden he* **would escape** *all knowledge* (wird er gar nicht gewufst haben) *—" "Doesn't it give you a moment?" Rachel asked, fixing her eyes on the young man's face. "Not one? For if it does, he* **would escape** *nothing* (wird er es gewufst haben). *Other people might, but he was so quick always — he understood in an instant",* ebenda 1882, Okt. S. 494. — 12. *The truth, or something not very unlike the truth, was known to the whole county in about a week ... Mr. Wilson, it may be assumed,* **would give** (wird zum besten gegeben haben) *his version of the affair to one set of persons, Mrs. Winnington's maid* **would communicate** (wird mitgeteilt haben) *hers to another, while the groom who had ridden over to Broom Leas with the note for Walter* **would command** (gefesselt haben wird) *the attention of a third. Starting from these humble sources, the news* **would infiltrate** (wird gestiegen sein) *by the usual processes into a higher layer of society, and propagating itself by the mere fact of its existence, as the germs of certain diseases are said to do,* **would** *ere long* **penetrate** (wird gedrungen sein) *into the most remote and least inquisitive quarters,* ebenda 1882, Nov. S. 629.

Berlin. Julius Zupitza.

Die Verdeutschungs-Bestrebungen der Gegenwart.

Aus einem Vortrage, welchen der Baurat O. Sarrazin über obiges Thema gehalten hat, verdient nachstehender Auszug weite Verbreitung.

Heute ist in weiten Schichten unseres Volkes die Einsicht durchgedrungen, dafs einerseits die Schönheit der Sprache, der Wohllaut der Rede gewinnt, wenn sie rein deutsch ist, dafs aber weiterhin auch die zum Ausdruck zu bringenden Gedanken bestimmter und schärfer ausgeprägt erscheinen, dafs die Wendungen klarer werden, dafs des Redners Absicht deutlicher und durchsichtiger hervortritt. Der Grund hiervon liegt in der aufserordentlich grofsen Vieldeutigkeit der meisten Fremdwörter, denen in der Regel weit mehr die Eigenschaft zu grofser Unbestimmtheit und Allgemeinheit, als die ihnen vielfach angedichtete sogenannte Nüancierung, die feine Begriffsfärbung, eigen ist. Diese Vieldeutigkeit der Fremdwörter und die Verschwommenheit, welche durch sie in Rede und Schrift hineingetragen wird, hat den fremdsprachlichen Gästen wohl die schlimmsten Feinde gebracht. Man erkennt hierin einen wirklichen Schaden, den das Fremdwort stiftet: es verlangt selten strenges Denken und befördert so in einem gewissen Mafse geistige Trägheit. Wer das aber in eigener Übung erkannt und erprobt hat, der kann dem schädlichen Fremdling nicht wieder gut werden, der treibt das Verdeutschen nicht, wie es vielfach geschieht, als unterhaltenden Zeitvertreib, sondern er ist ein grundsätzlicher Gegner des Fremdwortes fürs Leben. Die Zahl dieser bewufsten Gegner wächst von Tag zu Tag, weil jeder, der selbst den Versuch macht, bei seinem Arbeiten die unnötigen Fremdwörter zu vermeiden, bald hinter diese ihre schlimmste Eigenschaft kommt und damit für die Kernschar gewonnen und geneigt ist, jedem anderen den kräftigen Mahnruf Jakob Grimms zu wiederholen, der in einem Vortrage, in welchem er sich auch über die Fremdwörter ausliefs, seinen Hörern zurief: „Halten Sie sich die allgemeinen, unbestimmten, um den Gedanken schlotternden Redensarten vom Leib!“ Die „um den Gedanken schlotternden Redensarten“ — ein vorzügliches Bild, welches die gerügte Eigenschaft des Fremdwortes in treffendster Weise veranschaulicht.

Diese Erkenntnis bricht sich naturgemäfs zuerst bei den Gebildeten Bahn, und in der That sind es in der gegenwärtigen Bewegung mehr als jemals früher in erster Linie die gebildeten Kreise unseres Volkes, welche sich dem Überhandnehmen des überflüssigen Fremdwortes entgegenstellen. Zeugnis hierfür legt auch die Mäfsigung und Besonnenheit ab, welche die heutigen Bestrebungen kennzeichnet; denn der gereiftere Sinn des Gebildeten weifs, dafs sich auf sprachlichem Gebiete nichts plötzlich und gewaltsam zu vollziehen pflegt, dafs vielmehr der Übergang aus dem alten in einen gebesserten Zustand nur ganz allmählich und in ruhigster Entwickelung vor sich gehen kann. Man ist sich allerwärts klar bewufst, dafs man sich auf einen Kampf, sagen wir lieber auf eine nachhaltige Arbeit von Jahrzehnten gefafst machen mufs, und jeder, der einen Teil der Arbeit mit übernommen hat, weifs, dafs er seinerseits das Ende der gemeinsamen Arbeit schwerlich erleben wird. Und doch mühen sich die Besten unseres Volkes, mühen sich Hoch- und Niedriggestellte, mühen sich Behörden und Private in immer wachsender Zahl und jeder an seiner Stelle, dazu mitzuwirken, dafs unsere Muttersprache einst in voller Reinheit erstrahle.

Diesem allgemeinen Bestreben, unnötige Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke zu ersetzen, entspricht denn auch der Erfolg in vollstem Mafse. Dafs unsere obersten Behörden in der Post-, Bau-, Eisenbahnverwaltung u. s. w. mit glänzendem Beispiel vorangehen, trägt wesentlich dazu bei, auch den einzelnen anzuspornen. Ich darf hier an die kürzlich erschienenen neuen preufsischen Prüfungsvorschriften für das

Baufach erinnern, in welchen die fremdsprachlichen Ausdrücke, von denen die alten Vorschriften dicht durchsetzt waren, bis auf eine Anzahl vorläufig unentbehrlicher Kunst- und Fachausdrücke gänzlich ausgemerzt sind. Bei der Spitze anfangend, hat man die bisherige Ober-Prüfungskommission (die anderwärts auch Central-Examinationskommission genannt wird) zu einem deutschen Ober-Prüfungsamt erhoben. Dann sind auch — von den Fremdwörtern der gewöhnlichen Art abgesehen — selbst zahlreiche sogenannte Kunstausdrücke aufs glücklichste verdeutscht.

Schon mehrfach ist darauf aufmerksam gemacht, dafs auch im deutschen Eisenbahnwesen für manche fremde Ausdrücke glücklicher Ersatz gefunden ist. Die Normalspur ward durch Vollspur, die Normalstellung der Weichen durch die Grundstellung, die Sekundärbahn durch die Nebenbahn ersetzt, die Kurvenschienen findet man schon öfters als Krummschienen bezeichnet, und für die oft genannten amerikanischen Transkontinentalbahnen, die der Abwechselung halber auch bisweilen als interoceanische Bahnen auftreten, sagen wir kurz und bezeichnend Überlandbahnen. Übrigens scheint die Kürze nicht jedem zu behagen. Unlängst wurden dieselben Bahnen in einem Eisenbahnfachblatt mit einem Wortungeheuer bezeichnet, in welchem freilich die unermefsliche Länge dieser Linien wie ihre völker- und stämmeverbindende Eigenschaft zum glücklichsten Ausdruck gebracht ward, nämlich als „transkontinentale Überlandrouten!“

Aber auch bezüglich jener Fremdausdrücke, für die guter Ersatz bereits vorhanden ist, darf man nicht erwarten, dafs sie von heute auf morgen in Gebrauch kommen werden, und namentlich mufs man von den Behörden und Verwaltungen nicht verlangen, dafs sie alle neu auftauchenden Verdeutschungen, und seien dieselben noch so hübsch, glatt und glücklich — nun ungesäumt amtlich einführen sollen. Dem steht ja mancher Hinderungsgrund im Wege. Einmal würde durch zu unvermittelte und plötzliche Einführung von Bezeichnungen, an denen die ganze Bevölkerung beteiligt ist, leicht eine Art babylonischer Sprachverwirrung gestiftet werden können. Dann aber müssen sich die Behörden in ihren Auslassungen mit dem Wortlaut vorhandener Bestimmungen in Übereinstimmung halten und können sich füglich nicht willkürlich da neuer Ausdrücke bedienen, wo ein angezogenes oder in Rede stehendes Gesetz ein bestimmtes Fremdwort verwendet. Hier mufs man geduldig warten, bis irgend welche wichtige Rücksichten ohnehin eine Abänderung solcher Bestimmungen oder Gesetze nötig machen. Wohl aber kann jeder dazu beitragen, durch möglichst ausschliefslichen Gebrauch der deutschen Ausdrücke im nichtamtlichen Verkehr, in Veröffentlichungen und im Leben vorzuarbeiten und das Ohr der Behörden, der Landesvertreter und des ganzen Volkes an den neuen Klang so zu gewöhnen, dafs beim Eintritt solcher Abänderungsgelegenheit jene Fremdausdrücke männiglich anmuten wie Überreste einer veralteten Zopfzeit. Namentlich die grofsen Zeitungen mit ihren Stäben von Mitarbeitern sind in erster Linie berufen, dem Volke diese Gewöhnung und die Freude an den Lauten der Muttersprache zu vermitteln, eine Pflicht, welcher mehrere, besonders gut geleitete Blätter übrigens bereits mit aufserordentlichem Geschick und bewunderungswürdiger Thatkraft nachkommen. Die gleiche Pflicht aber liegt ebenso allen Fachzeitschriften ob, und gerade sie sind es, die bezüglich der unnahbaren sogenannten Kunstausdrücke den handgreiflichen Beweis erbringen können, dafs der vielbehauptete Satz von der Unentbehrlichkeit des fremdsprachlichen Kunstwortes in seiner Allgemeinheit durchaus unhaltbar und eitel Wind ist.

Hier bitte ich eine ausdrückliche Verwahrung einschalten zu dürfen. Es liegt den Verdeutschungs-Bestrebungen der Heutzeit gänzlich fern, irgend einem Stande oder Fache, irgend einer Wissenschaft den Gebrauch

ihrer Fachausdrücke verargen, sie in der Benutzung dieses ihres Handwerkszeugs einschränken zu wollen. Nur darüber mufs sich jeder Stand und jede Wissenschaft klar sein, dafs dieses ihr Handwerkszeug gewissermafsen eine Geheimsprache bildet, welcher jeder andere, demselben Stand und derselben Wissenschaft nicht angehörige Teil des Volkes bis zu einem gewissen Grade verständnislos und fremd gegenübersteht. Ich meine, die Sache liegt so: Wenn Gelehrte oder Fachmänner unter sich sind in der Gesellschaft, in Versammlungen, in ihren Schriften oder Blättern (falls diese ganz ausschliefslich für sie selbst bestimmt sind), da hat niemand das Recht, ihnen den Gebrauch ihrer Kunstausdrücke zu verwehren; da mögen sie sich in derjenigen Sprache unterhalten, welche ihnen die kürzeste und beste Verständigung ermöglicht, da ist ihre Geheimsprache ihr vollstes Recht. Das ändert sich aber mit dem Augenblick, wo sie anfangen, sich an weitere Kreise zu wenden. In einer Tischgesellschaft, der verschiedene Stände angehören, empfindet man es als Mangel an gutem Ton, wenn ein Teil abgesondert gelehrte Fragen seines Faches behandelt, welche den übrigen unverständlich sind, wenn ein Teil, um den bekannten eingedeutschten Ausdruck zu gebrauchen, „fachsimpelt“. Ist aber der Mangel an gutem Ton, ist die Rücksichtslosigkeit nicht ebenso grofs, wenn der Schriftsteller in seinen Büchern, in Zeitungen und Zeitschriften sich an gröfsere Kreise wendet und zu ihnen in einer Sprache redet, die zu verstehen kein anderer verpflichtet ist, sich aber nicht einmal der Mühe unterzieht, durch Erklärungen oder Umschreibungen dem nicht sachkundigen Leser das Verständnis zu erleichtern?

Vielleicht ist hier der geeignete Ort, einige Worte über den Gebrauch der fremdsprachlichen Fachausdrücke in der Schule zu sagen. Es kommen dabei in erster Reihe die Bezeichnungen der Sprachlehre in Betracht, weiterhin dann auch die auf den mathematischen und sonstigen Gebieten üblichen besonderen Benennungen. Es würde zu weit gehen, zu verlangen, dafs, weil unsere Schulen in erster Linie deutsche Schulen sein sollen, sämtliche Ausdrücke, beispielsweise der Sprachlehre, auf den Gymnasien, Realgymnasien u. s. w. nur deutsch gelehrt und gebraucht werden sollen, dafs die Bezeichnungen deklinieren, konjugieren, Nominativ, Genitiv u. s. f. zu verbannen und nur deutsche Benennungen zuzulassen sind. Hier weist vielmehr der Umstand, dafs alle diese Bezeichnungen beim Unterricht im Lateinischen, Französischen, Englischen u. s. w. wiederkehren, darauf hin, sich beim Unterricht der aus dem Lateinischen übernommenen Ausdrücke zu bedienen. Auch für die höheren Bürgerschulen u. dergl. wird sich aus Zweckmäfsigkeitsgründen dasselbe rechtfertigen lassen. Bei den Volksschulen aber sollten jene Bezeichnungen ganz und gar hinterwegs bleiben, soweit irgend deutscher Ersatz vorhanden ist. Für die Bezeichnungen der Sprachlehre liegt dieser Ersatz wohl überall vor. Freilich wäre gröfsere Einheitlichkeit für das ganze Reich wohl sehr zu wünschen. Was für die Sprachlehre, das gilt auch für den Rechenunterricht. Das Kind, der Lehrling, der Baugewerkschüler, sie sollten mit fremdsprachlichen Ausdrücken möglichst ganz verschont werden. Subtrahieren, dividieren, Divisor, Dividend u. s. w. sind Wortbildungen, die sie zuvörderst maschinenmäfsig auswendig zu lernen haben, um sie erst einmal richtig zu sprechen. Dann gehört Zeit dazu, die richtigen Begriffe damit zu verbinden — ebenfalls nach und nach durch wiederholte Übung — da die Wörter selbst ihnen nicht den mindesten Anhalt und keinerlei Unterstützung beim Lernen gewähren. Das alles ist leichter und bietet gar keine Schwierigkeit, wenn sie nur mit dem Abziehen, Teilen, der zu teilenden Zahl und dem Teiler oder dem Zähler und Nenner des Bruches u. s. w. zu thun haben. Die weiteren Ausdrücke aber, die auch in den Fachschulen und Baugewerkschulen gelehrt werden, die Tangenten und Sekanten, Abscissen, Ordinaten und Koordinaten, die qua-

dratische und kubische Gleichung, die Hypotenuse und die Kathete und wie die an und für sich oft ganz sinnlosen, aber althergebrachten Sprachungetüme alle heifsen mögen, können auf das Kind aus dem Volke nicht anders als verblüffend wirken. Und hier liegt in der That nicht der Schimmer eines Zweckmäfsigkeitsgrundes vor, die Schüler mit solchen fremdartigen und gänzlich unverständlichen Lauten zu quälen. Die Tangenten als Berührungslinien oder Berührende, die Sekanten als Schneilinien sind von vornherein einleuchtend und tragen ihre Erklärung in sich selbst. Ein Lehrer an solcher Schule hat mir auch das Geheimnis verraten, wie er schon seit langer Zeit die Hypotenuse und die Katheten, Wörter, welche von den Schülern schwer behalten und namentlich immer verwechselt wurden, diesen ohne alle Schwierigkeit beibringt. Die Hypotenuse als die dem rechten Winkel gegenüberliegende Dreieckseite bezeichnet er ihnen als Gegenseite, die beiden an dem rechten Winkel liegenden Seiten aber nennt er die Anseiten. Kann es etwas Einfacheres, Faíslicheres und leichter zu Behaltendes geben?

Solcher Verdeutschungen, die kurz und bezeichnend sind und den Gegenstand anschaulich machen, werden sich mit der Zeit da, wo ein Bedürfnis, sicherlich finden. Wenn nun aber auch die ausschliefsliche Anwendung der deutschen Kunstausdrücke im Sprachunterricht und Rechenunterricht meines Erachtens zunächst auf die Volksschule einzuschränken ist, so müssen diese Ausdrücke gleichwohl in den höheren Lehranstalten, wenn auch nebenher, ebenfalls gelehrt und erlernt werden. Der heute bestehende Zustand, dafs der überwiegende Teil der Gelehrt-Gebildeten unseres Volkes manches von dem nicht weifs, was das Kind in der Volksschule lernt, darf gewifs als unhaltbar und nicht gehörig bezeichnet werden. Thatsächlich ist dem aber so.

Wider die Staatsstipendien für Studierende der neueren Sprachen.

Auf Seite 79 und 80 des vorjährigen (VIII.) Bandes der „Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur“ veröffentlicht W. Scheffler einige Gedanken des Professors Dr. Louis Struve aus Dresden über das praktische Studium des Französischen zu Paris und die Errichtung eines Seminars für Studierende daselbst. Abgesehen von sehr anerkennenswerten Fingerzeigen, welche dieser Artikel für Fachgenossen enthält, wird dort auch wieder der alte Vorschlag erneuert, dafs man dem Studierenden der französischen bezw. englischen Philologie nach Ablegung seiner wissenschaftlichen Staatsprüfung ein Stipendium gebe, damit er auf zwei Jahre nach Frankreich bezw. nach England gehen könne, um sich dort mit der Sprache und den eigenartigen Verhältnissen eines jeden Landes bekannt zu machen. Dann soll er am Schlufs eines jeden Jahres vor einer Kommission in Deutschland eine Prüfung bestehen, die von seiner Thätigkeit und seinen Erfolgen Zeugnis ablegt.

Diese Ansicht, dafs „man“ — Struve meint damit wohl den Staat — unsere jungen Fachgenossen durch Stipendien unterstütze, um ihnen die praktische Spracherlernung zu ermöglichen und zu erleichtern, gewinnt in immer weiteren Kreisen Verbreitung. Ich bin ein entschiedener Gegner dieser Ansicht. Ich sage: Weg mit diesen Bitten um Stipendien! Weg mit diesem ewigen Rufen nach Staatshilfe! Es trägt nicht dazu bei, die Würde unseres Standes, die wie jede andere von seiner eigenen Selbständigkeit abhängt, zu heben. Wann rufen Juristen, wann Mediziner nach Staatshilfe, damit jüngeren Angehörigen ihres Faches die Möglichkeit geboten werde, etwa im Auslande Studien zu machen?

Und das ist bei gewissen Zweigen jener Berufsarten auch nötig: ich erinnere nur an die Konsulatslaufbahn. — Man bedenke auch, wie hoch jedes solcher Stipendien sein mufs, damit der Stipendiat nur einigermafsen anständig im Auslande leben könne. Von einer Seite sind, wenn ich nicht irre, Stipendien von 2400 Mark vorgeschlagen worden. Und wie viele solcher Stipendien müfsten nicht die deutschen Reichsregierungen aussetzen, damit auch nur in einer ganz geringen Weise ein Einflufs auf den fremdsprachlichen Unterricht an unseren Schulen ausgeübt werde. Man baut eben sehr windige Luftschlösser, wenn man auf die Stipendien und deren Verleihung grofse Hoffnungen setzt. Es wird sehr schwer sein, diejenigen ausfindig zu machen, die eines solchen Stipendiums wirklich würdig sind. Denn dafs man den Fähigeren d. h. also den geistig Stärkeren, der ohnehin den anderen schon überlegen ist, immer unterstützt, ist durchaus nicht zu rechtfertigen; er wird, eben weil er der Stärkere ist, seinen Weg schon allein machen. — Welche grofse Zurücksetzung aber für die anderen, welche kein Stipendium bekommen! Wie würden nachher auch alle Schulen und deren leitende Faktoren sich bemühen, diejenigen, welche im Genusse des Stipendiums gewesen sind und also längere Zeit im Auslande gelebt haben, als Lehrer zu gewinnen.

Wenn nun aber alle Studierende der neueren Sprachen ein solches Stipendium bekommen sollten — was übrigens das einzig Gerechte wäre —, so müfsten die deutschen Regierungen jährlich allermindestens eine Summe von 500—600 000 Mark aussetzen. Dafs dies aber geschehen würde, ist vernünftigerweise nicht anzunehmen.

Wenn nun endlich so gut wie gar keine Stipendien gegeben würden, von zuständiger Seite aber verlangt würde, dafs jeder Studierende der neueren Sprachen sich zwei Jahre im Auslande aufgehalten haben müfste, ehe er in den praktischen Schuldienst eintreten könnte, so würde die Studienzeit eines Neusprachlers allein schon ungefähr sieben Jahre dauern. Dann mufs er noch sein Probejahr machen und gewöhnlich drei bis vier Jahre warten, ehe er definitiv angestellt wird, und mufs ruhig zusehen, wie viel jüngere Kollegen, die andere Fächer vertreten, seine Vorderleute sind, zu seinem grofsen Schmerze, zumal auch die klassischen Philologen dem Lehrer der neueren Sprachen gewöhnlich bei Besetzung einflufsreicher Stellungen vorgezogen werden.

Weiter frage ich: warum soll man die Zahl der Studierenden der neueren Sprachen noch durch solche äufsere Unterstützungen vermehren? Haben wir nicht schon übergenug derselben? Gehen überdies nicht gerade die realen Anstalten, an welchen die Lehrer der neueren Sprachen besonders zu verwenden sind, immer mehr ein oder legen sich immer mehr gymnasialen Charakter bei? Man denke nur an die Verhältnisse im Reichsland, wo durch einfache Verfügung, hinter welcher allerdings ein klassischer Philologe stand, dem ganzen höheren Schulwesen ein gymnasialer Charakter aufgedrückt wurde. Daher kommt es auch, dafs die Universität Strafsburg trotz der ausgezeichneten Vertreter der romanischen und englischen Philologie immer weniger von den Studierenden dieser Fächer besucht wird; sie haben eben dort wenig Aussicht auf Anstellung. (Nebenbei bemerkt: es schien vor einiger Zeit dort fast Princip zu sein, überhaupt keinen Neuphilologen im Reichsland anzustellen; wenigstens ist von einer ganzen Anzahl mir bekannter junger Fachgenossen, welche in Strafsburg zu meiner Zeit das Examen gemacht haben, kein einziger dort angestellt worden, trotzdem sie sich zur Verfügung gestellt hatten. Schon lange hat es mich gedrängt, dies öffentlich auszusprechen.) Auch anderswo liest man jetzt häufig, dafs Realgymnasien in Gymnasien, Oberrealschulen in Realgymnasien verwandelt werden; aber nie umgekehrt. Gemeinden, welche reale Anstalten gründen wollen, legt man zuweilen Schwierigkeiten in den Weg, dafs sie gezwungen sind, davon abzusehen.

Man sollte deshalb jungen Leuten eher abraten, neuere Sprachen zu studieren, als sie noch durch künstliche Mittel dazu anzuspornen.

Diejenigen, welche die Bitten um Stipendien unterstützen, sollten doch, wenn sie Lehrer sind, daran denken, wie viel böses Blut es gesetzt hat, wie groſs die Aufregung war, als es hieſs, daſs ein groſser Teil der Summe, die dem Reichskanzler zu seinem siebzigsten Geburtstage überreicht wurde, zu Stipendien für Studierende der neueren Sprachen angelegt werden sollte und, wie ich glaube, nun auch angelegt worden ist. Es war ein berechtigtes Standesgefühl, aus welchem heraus man gegen diese Stipendien protestierte und das Geld zu anderen Zwecken verwendet wissen wollte. Etwas kleinlich und komisch allerdings scheint das, was mir über diese Verwendung neulich ein Kollege sagte: „Da habe ich mir," meinte er, „nun so und so viel Mark für meinen Bismarck abgeknapst und nun ziehe ich mir damit selber Konkurrenten groſs; der da neulich das Stipendium bekommen hat, wird vielleicht einst mir vorgesetzt, unter Umständen gar mein Chef, und ich habe das Nachsehen."

Was wir bisher über die Stipendien gesagt haben, waren meist Gründe äuſserer Art. Wir haben aber auch gewichtige, innere Gründe dagegen. Durch die Trennung unseres Staatsexamens in eine wissenschaftliche Prüfung und eine andere, welche mehr auf die praktische Sprech- und Schreibfertigkeit ausgeht, wird unser ganzes Studium zerrissen. Wir glauben, daſs auch das Studium der modernen Sprache recht- und strengwissenschaftlich betrieben werden kann, worauf in meiner Studienzeit Koschwitz mehr als einmal mit ganz besonderem Nachdruck hinwies. Darüber braucht man jetzt nicht mehr zu streiten. Damit aber das Studium der neueren Sprachen, ihrer ganzen geschichtlichen Entwickelung von den ältesten Zeiten bis auf unseren Tag ein einheitliches bleibe und ein immer einheitlicheres werde, damit der Student lerne, auch die praktischen Seiten des Faches von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten, dazu gehört vor allem, daſs die gesamte Fachprüfung eine einheitliche bleibe. Durch eine doppelte Prüfung würde das Studium der modernen Sprache und Litteratur an Wissenschaftlichkeit wahrscheinlich verlieren. Damit dieses nicht geschehe und damit überhaupt unser Studium ein einheitliches bleibe, ist es notwendig, daſs, wie besonders deutlich auf der Gieſsener Philologenversammlung gefordert wurde, an unseren Universitäten Lehrstühle für die neufranzösische und neuenglische Sprache errichtet werden. Diese Forderung ist immer wieder zu stellen, bis sie erfüllt ist. Durch diese Erfüllung aber würde auch der mangelhaften Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen, was die praktischen Fertigkeiten betrifft, am meisten gesteuert werden. Es ist nicht gut, wenn wir Neuphilologen, denen es leider noch an jeder Organisation fehlt, zu viel und zu verschiedene Wünsche vorbringen. Bleiben wir vorläufig bei der Forderung des Gieſsener Philologentages, lassen wir auch aus Klugheitsgründen die Bitten um Stipendien oder um Seminar-Einrichtungen im Auslande, in denen die jüngeren Fachgenossen sich die nötigen Fertigkeiten des Sprechens und Schreibens aneignen sollen.

Ein Professor der neufranzösischen oder neuenglischen Sprache würde, abgesehen von seinem Unterricht in Vorlesungen und Seminarübungen und abgesehen davon, daſs er das Interesse für die moderne Sprache wecken würde, seinen Zuhörern mit Rat und That zur Seite stehen, wie sie sonst noch ihre Kenntnisse der modernen Sprache ausbilden können. Es giebt in der That auch hier viele Wege, die zum Ziele führen können. Der Stipendiums-Vorschlag ist nur einer von vielen. — Manchem mag es so gehen wie mir, daſs er durch Familienbeziehungen zu Ausländern sehr viel Gelegenheit hat, die fremden Sprachen praktisch zu üben. — Wer z. B. mehrere Semester in Straſsburg studiert, hat dort manche Gelegenheit, sich auszubilden. Wer das nötige Interesse hat, wird dort

unschwer in Familien und mit Menschen verkehren können, die gutes Französisch sprechen. — Mancher von meinen Bekannten ist wie ich während der grofsen Ferien ins Ausland gegangen und hat dort sich umgethan und zugleich noch wissenschaftlich gearbeitet.

Warum soll denn auch das Examen ein Abschlufs in der Arbeit des Studierenden der neueren Sprachen sein? Warum soll er nicht nach dem Examen, soweit es seine Berufsgeschäfte erlauben, und die erlauben es fast immer, sich erst recht weiter fortbilden und sich Kenntnisse aneignen, von denen nichts in seinen Zeugnissen steht? Bei dem jetzigen Lehrerüberflufs, der wohl auch noch eine Zeit lang andauern wird, wird es einem jungen Lehrer nicht schwer fallen, einen Vertreter zu bekommen, damit er selbst in das Ausland gehen kann und dort vielleicht, was sehr zu empfehlen ist, eine Lehrerstelle annimmt. Er wird dann auch meist in der besseren Lage sein, eine Lehrstelle sorgfältiger auswählen zu können, sich besonders durch die Verhältnisse bezüglich ihres Wertes für seine Fortbildung bestimmen zu lassen; er braucht dann nicht so sehr auf die materielle Seite zu sehen, wie so mancher junge unerfahrene Deutsche, der mit einer sehr mageren Stelle im Ausland sein Dasein fristen mufs. Es geht mir allemal ein Stich durchs Herz, wenn ich daran denke, wie so viele tüchtige deutsche Lehrer in England ausgenutzt werden; ich habe da Dinge gesehen und gehört, die ans Unglaubliche grenzen, Dinge, die in das Kapitel vom „modernen Sklavenhandel" gehören. — Allerdings ist es nötig, dafs die jüngeren Fachgenossen, wenn sie noch als Lehrer ins Ausland gehen wollen, sich der Heiratsgedanken entschlagen, was übrigens bei unseren Kulturverhältnissen und bei den Standespflichten der Lehrer an höheren Schulen nicht gerade ein Fehler wäre.

Wir geben zu, dafs der Staat und die Gemeinden ein grofses Interesse daran haben müssen — und dieses Interesse wird ihnen mit der Zeit viel deutlicher als jetzt zum Bewufstsein kommen —, tüchtige Lehrer der neueren Sprachen an ihren Schulen zu haben, Lehrer, die in jeder Beziehung den schwierigen Aufgaben ihres Berufes gewachsen sind; wir geben zu, dafs der Staat alles thun mufs, was in den Bereich seiner Aufgaben fällt und was in seinen Kräften steht, um solche tüchtige Lehrer heranzubilden. Aber die Stipendieneinrichtungen, wie sie vorgeschlagen sind, übersteigen die Kräfte des Staates. Das Individuum soll auch für sich selbst sorgen. Nächst der Errichtung von Lehrstühlen für neufranzösische und neuenglische Sprache und Litteratur ist und bleibt hier das Wichtigste — die Selbsthilfe, welche die richtigsten und für das einzelne Individuum geeignetsten Wege schon ausfindig machen wird.

Mir fällt da gerade eine Nummer der „Kölnischen Zeitung", die sich seit einiger Zeit auch zuweilen mit neuphilologischen Dingen abgiebt, in die Hände, und zwar die vom 14. November v. J., 2. Blatt. Hier erhebt das Blatt seine weithin dringende Stimme zu Gunsten von neuen Einrichtungen zum Besten der Studierenden der neueren Sprachen. Der Verfasser des Artikels giebt zu, dafs das Universitätsstudium für die neusprachliche Durchbildung unserer höheren Lehramtskandidaten unzureichend sei, besonders gelte dies bezüglich des Englischen mit seinen fast unüberwindlichen phonetischen Schwierigkeiten. Er glaubt, das Beste sei noch immer ein Aufenthalt im Lande selbst, und zwar nicht ein kurzer Ferienausflug, sondern ein den eifrigsten Studien an Ort und Stelle gewidmeter längerer Aufenthalt, er sei geradezu unerläfslich für einen Neusprachler. Leider hätten unsere Studierenden aus ihrer Londoner Reise meist nur geringen Nutzen gezogen, weil es ihnen an jeder Anleitung und Unterricht jeder Art gefehlt hätte. (Das ist eine gar zu starke Übertreibung. Wer eben nur will, findet für wenig Geld in London ganz guten Unterricht im Englischen; wer die Gelegenheit sucht, findet auch ohne

fremde Anleitung Gelegenheit, täglich drei bis vier Stunden lang gutes Englisch sprechen zu hören und so allmählich sein Ohr an die fremden Laute zu gewöhnen.) Zu Hunderten, meint der Verfasser, kämen freilich nach wie vor lernbegierige Kandidaten an den Themsestrand, kehrten aber heim nicht viel klüger als sie kamen. Die einen lernten schlechtes Englisch, die anderen hockten bei ihren Manuskripten oder studierten Koch und Mätzner in ihrem Studierstübchen. — Der Verfasser behauptet ferner, dafs der „Verein deutscher Lehrer in England", dem hauptsächlich die materiellen Interessen der Lehrer am Herzen liegen, sich wenig um die eigentlichen Studien bekümmern könne. Das ist wahr, aber nach meinen Erfahrungen kann dort jeder Studierende leicht Personen kennen lernen, die ihm, wie z. B. der liebenswürdige Schriftführer des Vereins, Herr Dr. Reichardt, gerne Mittel und Wege angeben, damit er sich forthelfen kann. Ein junger Mann in den zwanziger Jahren ist doch kein Kind mehr, das immer am Gängelbande geführt werden mufs.

Es wird dann vorgeschlagen, eine Art Centralanstalt in London zu gründen, deren Lehrer sich um die eigentlichen Studien der Neuphilologen bekümmern sollten. Die Thätigkeit der Studenten solle sich hier in bescheidenen Bahnen bewegen: Aufsatzübungen, Sprechübungen; moderne Litteratur; kein Altenglisch. Die Lehrer der Anstalt sollten zur einen Hälfte aus Engländern, zur anderen aus deutschen Professoren bestehen, welche mit dem englischen Leben und der englischen Sprache gründlich vertraut wären. Ein halbes Dutzend Lehrer würde für den Anfang genügen; jeder derselben solle nur eine Stunde wöchentlich erteilen. Das Ganze würde nicht mehr als 8000 Mark kosten. „Sollte," ruft der Verfasser am Schlusse seines Artikels aus, „auch das der deutsche Staatssäckel nicht zum Besten der deutschen Jugend erschwingen können?" — Natürlich kann der Staat diese Summe erschwingen und noch eine gröfsere, wenn er das Bewufstsein haben wird, dafs die Summe notwendig ist. Vorerst wird der Staat, wie immer bei derartigen Fragen, sich abwartend verhalten und zusehen, bis die Meinungen in den beteiligten Kreisen sich geklärt haben. Bei den vielen Vorschlägen, die bis jetzt in der Frage gemacht worden sind, kann der Staat überhaupt nichts anderes thun. — Der erwähnte Vorschlag ist anerkennenswert schon deshalb, weil er die Frage wieder auf das Tapet bringt, damit sie nicht in Dunst zergeht. Selbstverständlich ist es, dafs jene Summe verdoppelt werden mufs; denn in Paris müfste dieselbe Anstalt auch errichtet werden. Das wäre eine Summe von 16000 Mark, die sich bald steigern würde.

Das Gefährliche einer solchen Anstalt ist nun wieder, dafs die deutschen Studenten täglich zusammenkommen, dafs sie dadurch wieder öfters miteinander verkehren, dafs sie die deutsche Gemütlichkeit pflegen; und so geht, was sie in der einen einzigen Stunde gelernt haben, bald wieder verloren. Denn sehr wesentlich für den Studierenden der modernen Sprache im Auslande ist es, dafs er wochen-, monatelang keinen Laut seiner Muttersprache hört, womöglich kein Wort derselben liest; so wird er am ersten dazu gelangen, in der fremden Sprache denken zu können. Dann wird auch ein junger Mann, wenn er sich nicht schon vorher gehörig vorbereitet hat, durch jene Anstalt kaum dazu gelangen, sich in die fremde Sprache und die fremden Verhältnisse hineinzufinden. Wenn ein Student nicht die kostbare Zeit im Auslande mit elementaren Dingen verplempern will, dann mufs er sich vorher hier in Deutschland die nötigen Kenntnisse aneignen. Und hat er die, dann wird er sich schon im fremden Lande selbst weiter helfen können. Wir halten noch immer den Vorschlag der Errichtung von Lehrstühlen für die moderne Sprache und Litteratur für den geeignetsten. — Wenn dagegen die Ausführung dieses Vorschlages zu kostspielig sein sollte, so könnte man jene Summe von 16000 Mark besser verwenden, indem man in der Reichshauptstadt

eine Akademie der neueren Sprachen gründete nach dem Muster der orientalischen Akademie. Der Weg, der hier von den jungen Leuten, welche sich dem Diplomatendienst widmen wollen, eingeschlagen wird, um die fremden Sprachen zu erlernen, scheint mir auch für uns Neuphilologen der geeignetste zu sein. In Berlin liefsen sich sehr leicht die tüchtigsten Kräfte gewinnen. Die Anstalt müfste natürlich mit der Universität in Verbindung stehen. Anfänge liegen ja schon da in der „Akademie für das Studium der modernen Sprachen", der, wie ich, noch so mancher andere viel für seine Kenntnisse des Französischen und Englischen verdankt. Der Studierende der neueren Sprachen müfste natürlich dann einige Semester — welche, kann ich nicht sagen — in erster Linie der modernen Seite widmen, und das mufs und kann er unbeschadet seiner sonstigen „wissenschaftlichen" Studien.

Saarbrücken. Karl Wehrmann.

Bartholomæus.

Der Name, von dem hier gehandelt werden soll, ist orientalischen Ursprungs: *Πτολομαῖος* (der Streitbare) als Name ägyptischer Könige lautet im Talmud und in gleichzeitigen hebräischen Schriften Tolmâï, angelehnt an den alttestamentlichen Namen Talmai, den im 2. Buche Samuelis ein mit David verwandter König führt; Bartholomæus bedeutet Sohn des Tolmâï d. h. Ptolemæus.

Heutige Geschlechtsnamen sind: *Bartholomäus, Bartholomaus, Bartelmus, Barthelmefs, Bartelmes, Bardelmes, Barthelmös, Bartmuss, Bartholomäi, Bartholomai, Bartholomä, Bartholome, Barthelmey, Barthelmä, Barthelmé, Barthelmy, Barthlme, Barthme.* Für mehrere auf die erste Hälfte von Bartholomæus beschränkte Namen, die hierher gerechnet werden können, ist auch die Herkunft aus *Barthold* (Berahtold) statthaft; dies gilt insbesondere für *Barthol* (vgl. *Nadol, Warthol, Rocholl*), *Barthel* (vgl. *Bertel*), *Bathel* nebst *Bartols* (vergl. *Bartholz*), *Bartels.* Wenn *Bart, Barth, Bahrdt* zunächst weder auf Bartholomæus noch auf Beraht, sondern anderswohin zu verweisen scheinen, so dürfen *Bartke, Barttig, Barthen, Bartens, Bartling* zu Beraht und nicht zu Bartholomæus gestellt werden.

Sehr bemerkenswert sind die mit *M* anlautenden Kurzformen von Bartholomæus. Wie *Tewes, Tews, Thees* aus Matthæus entspringen, ebenso *Mewes, Mews, Meefs* aus Bartholomæus. Es giebt aber noch viele ähnliche Namen, die auf denselben Ursprung zurückgeführt werden müssen, teils diejenigen, welche mit den drei genannten übereinstimmen und nur unwesentlich verschieden geschrieben werden, teils mehrere in abweichender Lautform: *Meewes, Meres, Mews, Mees (Meesen), Mewis (Mewissen, Mevissen), Mebus, Mebes, Mewius, Merius, Mebius, Möws, Möwes, Möres, Möwis, Mövis, Möbis, Möbst, Möbus, Möbes, Mowes, Möwius, Möbius,* ferner ohne das auslautende *s: Mewe, Maue* und *Mau,* welche schon im 14. Jahrh. in Niederdeutschland vorkommen (vergl. ital. Meo aus Bartolomeo). Ohne Zweifel gehört auch *Mäus* zu *Bartholomäus,* dessen zwei letzte Silben buchstäblich den Namen bilden, desgleichen *Mäufs* und *Meufs.* Aber *Maus, Maufs, Muss, Mufs, Mues, Muhs,* die an sich ganz wohl von Bartholomæus stammen könnten, geben mehr zu bedenken. Unstreitig ist *Maus* ein geeigneter Beiname; schon die alten Römer hatten bekanntlich einen Decius *Mus,* im 13. Jahrh. kommt in Deutschland ein Gerlach dictus *Mus* vor, und im Jahre 1870 befand sich unter den Studierenden der Bonner Universität ein Scheffer genannt *Maus.* Als niederdeutsche Formen von *Maus* lassen sich ferner die mit dem blofsen *u* versehenen Namen betrachten. Unterdes geben gerade diese Formen zu einer neuen Erwägung dringenden Anlafs. Der heutigen Forschung gilt es als ausgemacht, dafs

das hypokoristische *z* altdeutscher Namen in jetzigen Familiennamen häufig als *ss* oder ſs erscheint (vergl. *Busse, Buſs* und *Butze, Butz; Diess, Deiſs, Duss, Thauss, Doss* und *Diez, Deitz, Dutz, Tautz, Dotz; Bessel, Hessel, Wessel* und *Betzel, Hetzel, Wetzel).* Daher dürfen *Muss, Muſs* als *Mutz* (Muozo, zu Muot, Mut) verstanden werden; *Müeſse* hat sicher, wie *Mutze* und *Mütze*, als Muozo zu gelten, und selbst *Maus* kann, unbeschadet des Vorzugs der Beziehung auf das Appellativ, den Vergleich mit *Mauz, Mautz* vertragen.

Die von *Maus* abgeleiteten Deminutiva *Mäusel, Meusel, Meysel, Mäusli, Müslin, Meuslin* und den zugleich patronymischen Namen *Meuskens* wird man ungerne mit dem Tier in Verbindung bringen. Daſs *Meusel* in lat. *Musculus* übersetzt worden ist, hat hier natürlich nur eine Nebenbedeutung; ebenso wenig beweist für den Ursprung aus *Mews* (Bartholomæus) die Form Mewsel (14. und 15. Jahrh.), da *ew* für *eu* eine ganz gewöhnliche Schreibung älterer Zeiten ist. Gleichwohl bin ich geneigt diesen sowie die anderen Deminutivnamen lieber von Bartholomæus als von Muot abzuleiten.

Nikolaus.

Die Veränderungen und Verkürzungen, welche der aus dem Griechischen entlehnte Name *Nikolaus*, den man durch „Volkssieger“ oder „Volksbesieger“ zu übersetzen pflegt, im Verlaufe der Jahrhunderte erlitten hat, sind höchst mannigfaltig; einige Formen berechtigen zu Zweifeln, insofern sich für sie auch ein anderer Ursprung wohl, zum Teil besser denken läſst, und fordern deshalb zu einer genauern Prüfung auf.

Der Anlaut ist entweder erhalten oder nicht. Heutige Geschlechtsnamen der ersten Form, welche einer weitern Bemerkung kaum bedürfen, sind: *Nikolaus, Nicolaus, Niklaus, Niclaus, Nicklaus, Nücklaus, Nikolas, Nicolas* (auch franz.), *Nickolas, Niclas, Niklaſs, Nicklas, Nieglas, Nikläs, Nicola* (auch ital.), *Nikol, Nicol, Nickol, Nickel, Nikkel, Nieckel, Nückel, Nickl, Niggl;* ferner die patronymischen Genetive *Nicolai, Nikolay, Nicolay, Nickolai, Nickoley* und *Nickels*, das süddeutsche *Niggeler*, die Zusammensetzungen *Nicolassen, Niklassen, Niclassen, Nicolaisen, Nicolmann, Nickelmann, Nichelmann.* In *Nicolovius* scheint Latinisierung der slavischen Endung zu liegen, welche in *Nicoloff* (Berlin) zu Tage tritt. Daſs der Ursprung des zunächst nordischen, aber auch in Niederdeutschland, besonders in Schleswig und Holstein überaus häufigen Namens *Nielsen* (Vorname Niels) in *Nikolaus* zu suchen sei, wird nicht bestritten; aus *Nielsen* ist ferner der in denselben Gegenden ebenso geläufige Name *Nissen* (Vorname Niss), woneben änderswo *Niessen* vorkommt, durch Assimilation entstanden. Wenn *Niels* aus *Nikolaus* gekürzt ist, so folgt daraus nicht dasselbe für *Nickl.* Dieser Name, der sich in Bonn findet, muſs hier in erster Linie auf den bei Köln gelegenen gleichnamigen Ort bezogen werden; anderswo und im allgemeinen wird er mit *Nielo* (Berlin), *Nille* und *Nill* (Stuttgart) aus der altdeutschen Koseform Nilo d. h. Nidilo (zum Stamme Nid, Neid, Haſs und Zorn des Kriegers) hervorgegangen sein (vergl. *Niedel* und *Neidel).* Zu Nid und nicht zu *Nikolaus* gehören ferner ohne Zweifel *Nieke* und *Niecke* (Nidico; vergl. *Nitke, Niedke),* während *Nick* an sich zwar ebenfalls gleich Nidico sein kann, mit mehr Wahrscheinlichkeit aber, wie unbestritten im Englischen, als Kurzform von *Nikolaus* zu betrachten sein wird. Für *Nicking* und *Nickling* dürfte eher an altdeutschen Ursprung als an *Nikolaus* gedacht werden.

Durch Wegfall der beiden ersten Buchstaben von *Nikolaus* ergeben sich eine Menge mit *K* und *C* anlautender Namen: *Colas* (auch franz.), *Klaus, Claus* (latinisiert *Clausius), Klauſs, Clauſs, Klas, Klaſs, Klaas, Klaaſs, Klahs, Class, Claas, Klaes, Claes, Kläs, Clawes, Clawis, Klaws, Claws, Clabs*

(vergl. *Pawel, Pavel, Pabel = Paul), Klages, Clages* (vergl. *Pagel = Paul), Kleess, Kleſs, Klais, Klaiſs, Kloſs, Klooſs, Cloos, Klohs, Cloſs* (lat. *Clossius), Klobus* (vergl. *Mebus, Möbus* aus *Bartholomäus), Klöſs;* die patronymischen Formen *Klausing, Clausing, Klasing, Clasing (Clasingsen), Claſsing;* die Zusammensetzungen *Klausen, Claussen, Clason, Klasen, Clasen, Klassen, Classen, Claasen* nebst *Klaafsens* und *Claasens, Claessen, Claisen, Kleissen, Klossen, Classmann* und *Kloſsmann.*

Es giebt auch eine Anzahl von Geschlechtsnamen, in denen eine aus *Nikolaus* gekürzte Form durch ein vorhergehendes Wort individualisiert erscheint: *Altnikol; Altnickel, Jungnickel, Kurznickel, Langnickel, Habernickel, Liebernickel, Mühlnickel, Stürznickel; Wittnick; Groſsclaus* und *Grotklags, Jaueläes, Jungclaus* (davon *Jungclaussen)* und *Junglaus* nebst *Jungclas, Jungklaaſs* und *Junggias, Kleinclaus, Öhlclaus, Poggenklas* (niederd. pogge, Frosch), *Schäpperclaus, Wittclaus.*

Die Namen *Nieglas* und *Junggias* fordern zu der Frage auf, ob nicht zum Teil oder vielmehr groſsenteils die Familiennamen *Glas* und *Glaſs* im Ursprunge als *Nikolaus* zu verstehen seien. Ich trage kein Bedenken diese Frage zu bejahen; es ist nicht anzunehmen, daſs vorzugsweise an das Apellativ Glas mit Beziehung auf Fabrikation und Handel oder sonstwie gedacht werden müsse. Meines Erachtens verhält sich nicht bloſs der Form, sondern auch der Bedeutung nach *Glasius* (Berlin) genau ebenso zu *Glas*, wie *Clausius* zu *Claus, Clossius* zu *Cloſs.*

Zuletzt sei der Möglichkeit Raum gegeben, daſs verschiedenen heutigen Geschlechtsnamen die letzte Silbe von *Nikolaus* allein zu Grunde liege. Dies gilt zunächst dem Namen *Laus,* in welchem ich ungern den Begriff des läſslichen Insekts erkennen möchte; die zusammengesetzte Form *Laussen* enthält diesen Begriff sicherlich nicht, stützt vielmehr wesentlich die Vermutung des Ursprungs aus *Nikolaus.* Ferner sind zu nennen *Laas, Laaſs* und *Lahs* (lat. *Lasius), Laws, Laves, Labes* (lat. *Labesius), Labus* und *Lages* (vergl. *Klaws, Claves, Klobus* und *Klages), Loos* und *Loſs* (lat. *Lossius).* Die aus Dänemark nach Schleswig und Holstein gewanderten Namen *Lass, Lassen* gehören nicht hierher; diese Formen sollen mit den dänischen Lars, Larsen aus dem isländischen Läfranz (Lorenz) hervorgegangen sein.

Zu Christianus.

Meine Besprechung des Namens *Christianus* (Archiv Bd. LXXIV, S. 124 f.) hat zwei ergänzende Mitteilungen veranlaſst, für die ich sehr dankbar bin, eine briefliche von Herrn Gymnasiallehrer Dr. Steinbrecht in Kolberg, eine andere im Archiv (Bd. LXXV, S. 478) von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Krause in Rostock.

Mit Bezug auf meine Bemerkung, der lateinische Vollname scheine als heutiger Geschlechtsname nicht vorzukommen, benachrichtigt mich Herr Steinbrecht, daſs in dem Dorfe Gutenswegen in der Magdeburger Börde vor ungefähr zehn Jahren eine Familie *Christianus* gelebt habe und wohl jetzt noch daselbst und in der dortigen Gegend existiere. Meine Vermutung, die nun hinfällig geworden ist, hatte freilich keine andere Stütze als die, daſs mir der betreffende Name aus den mir zu Gebote stehenden Quellen bisher nicht entgegengetreten war; zwar führt ihn Pott, Personennamen S. 697 an, läſst aber in keiner Weise erkennen oder nur schlieſsen, daſs er als heutiger Geschlechtsname zu verstehen sei.

Die Koseformen, welche Herr Krause aus Rostock anführt, *Schäning, Schänke* und *Schöning,* sind meines Erachtens verschieden zu beurteilen. Der aufserhalb Ost-Mecklenburgs und dessen vorpommerscher Nachbarschaft wohl kaum bekannte Name *Schäning* ist ohne Zweifel aus *Christian* hervorgegangen, und zwar, was ich hier beizufügen mir erlaube,

aus der Form *Krischäning*, die z. B. bei Fritz Reuter (Hanne Nüte) mehrmals erscheint. Dafs *Schänke* desselben Ursprungs sei, darf angenommen werden, obwohl daneben auch *Schönke* vorkommt, welcher Name zwar gleich *Schänke* gelten kann, aber im allgemeinen doch lieber mit *Schöneeke, Schönicke, Schönig, Schönichen, Schönyen*, die ich in meiner Schrift über die altdeutschen Personennamen S. 81 genannt habe, zu vereinigen sein wird. Wenn die zuletzt angeführten Namen deutlich auf den Stamm verweisen, der in dem althochdeutschen Adjektiv *scôni (schön)* liegt (vergl. Förstemann, Namenbuch 1, 1078), so mufs, dünkt mich, der weit bekanntere, überall zu findende, teils überwiegend bürgerliche, teils adelige Familienname *Schöning*, in dem Herr Krause eine falsche Verhochdeutschung von *Schäning* sieht, erst recht zu *scôni (schön)* gestellt werden. Das wäre allerdings denkbar, dafs die zwei *Schöning*, welche das vorjährige Rostocker Adrefsbuch angiebt, den dort befindlichen zwölf *Schäning* im Ursprunge gleich stehen; aber Herr Krause hat nicht jene zwei allein im Sinne gehabt. Ältere mir vorliegende Adrefsbücher verschiedener Städte, denen *Schäning* und *Schänke* ganz fremd sind, enthalten viele *Schöning*, z. B. Berlin 29, Hamburg 12, Köln und Bremen je 2, Altona und Detmold je 1; in Stuttgart und Elberfeld findet sich die abgeleitete Form *Schöninger*.

Berichtigung.

Mein kleiner Aufsatz über deutsche Geschlechtsnamen mit verwachsener Präposition (Archiv Bd. LXXV, 349) beginnt nach dem mir zur Seite liegenden Manuskript mit den Worten: „Während Namen, in denen eine Präposition selbständig auftritt, in der Regel an Deutlichkeit nichts vermissen lassen, z. B. *von der Mosel, an de Brügge*“; anstatt „selbständig“ ist aber „vollständig“ abgedruckt worden. Der Unterschied ist klar: „vollständig“ tritt die Präposition auch in *Andermauer, Austermühle, Tobeck, Vonsiepen* und vielen andern ähnlichen Namen auf, aber nicht „selbständig“, sondern mit dem darauf folgenden Inhalte des Namens verwachsen oder verschmolzen. Den Mifsgriff wird der Setzer verschuldet haben; er erklärt sich dadurch, dafs beide Wörter die zweite Hälfte der Zusammensetzung gleich haben und eine gewisse Nähe der Begriffe bei aller ihrer Verschiedenheit wohl stattfindet oder stattzufinden scheint. Insbesondere dieser letztere Umstand hat mich veranlassen dürfen, den Fehler blofszulegen; doch mufs ich auch mich selbst anklagen, dafs er mir bei der Korrektur entgangen ist.

Bonn. K. G. Andresen.

Zur „Lady of the Lake“.

Zu Bd. LXXVI, S. 242 f. des „Archivs“ möchte ich noch einige Ergänzungen bringen, welche ich Herrn A. Walker, Inspector of Schools for Perthshire, verdanke.

1. Statt Dh*a*irmaid S. 242, Z. 14 und 10 v. u. lies Dh*i*armaid. „Diarmaid is the most famous of the mythic heroes of the old Celtic bards. He ... was killed by a venomous bristle“ (eines wilden Schweines) „entering his heel, his only vulnerable spot“, (also Achillesferse!) „and hence the Campbells get the boar's head in their coat of arms. I am afraid Campus bellus is all nonsense, though often found in books. Campbell is pure Gaelic — Caimbeul — and means Crookmouth, just as another famous clan Cameron is Camshron: Crooknose.“ (Sollte hiernach die Geschichte von der Erbin Beauchamp und der Übersetzung dieses Namens ins Lateinische unhistorisch sein, so mufs eine derartige Tradition doch

wohl der Orthographie Campbell zu Grunde liegen, da das phonetisch überflüssige p sich aus der gälischen Form des Namens nicht erklärt.)

2. Meiner Erklärung von *hall and bower* S. 214 stimmt Herr Walker zu. Das Imperial Dictionary giebt unter bower als erste Bedeutung a bed chamber, any room in a house *except the hall.* (2. a cottage; 3. an arbour.) Collier S. 245 „is a schoolmaster in Glasgow who has published a number of schoolbooks in very common use — English History etc.“

3. Zu S. 258: „We always write now Ben Venue, Ben An, Ben Ledi etc.“

4. Zu S. 259. „Callander is the modern spelling. So is Trossachs, because Trosachs does not represent the proper pronunciation. One *s* is quite enough in a Gaelic word for the sharp sound which needs *ss* in English.“ Collins' Geography of Perthshire ist kein approbiertes Schulbuch und daher für die Frage: Helen oder Ellen? ohne Gewicht. Herr Walker, welcher „Ellen's Isle“ vorzieht, hält beide Namen für identisch — worin ich ihm doch nur insofern zustimmen möchte, als sie im heutigen Volksbewufstsein dafür gelten. Das gälische Eilean molach bedeutet insula hispida, the shaggy island.

5. Zu S. 263. „*Lendrick* and *Carhonie* are the ordinary pronunciation of *Lanrick*“ (wie ich vermutet hatte) „and *Gartchonzie.* You must bear in mind that in Scotch names z is not English z but y“ (konsonantisches; s. u.). „Scott wrote the word phonetically, and if the t be left out, as it is apt to be, coming between r and ch, you have Gar-hon-yee“, (ch guttural wie in *Loch)* „which Scott spells Carhonie. Lanrick (mead) is the same as Lendrick. Why Scott should have spelled the name differently in the two places I don't know. Lendrick is the local pronunciation.“

6. Ebenda: „There is no difference between the pronunciation of *Doune* and *duine,* i. e. if you take the proper Gaelic sound of the n. The i and the e show that it has in the word the sound of French gn or Spanish ñ. The vowel sound is the same in both cases, = oo.“

Diese Mitteilungen meines orts- und sprachkundigen Herrn Korrespondenten werden gewifs allen Lesern willkommen sein.

M. Krummacher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Fr. Neumann, Die romanische Philologie. Ein Grundrifs. (Leipzig, Fues.) 2 Mk.

O. Arndt, Gegen die Fremdwörter in der Schulsprache. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk.

C. Blasendorff, Das Fremdwörterunwesen und die Pflichten der höheren Schulen im Kampfe gegen dasselbe. (Berlin, Häbel.) 1 Mk.

F. Hornemann, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. 2. Heft. (Hannover, Meyer.) 1 Mk.

F. Perle, Die historische Lektüre im franz. Unterricht an Realschulen. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 20 Pf.

Franz Schulz, Der Ursprung der menschlichen Sprache. Physiologischer Beweis für Natur, System und Abweichung des menschlichen Sprachbaues. (Berlin, Luckhardt.) 4 Mk.

A. H. Fried, Der kleine Büchmann. Eine Sammlung der landläufigen Citate und berühmtesten Aussprüche in der deutschen, lat., franz., engl. und italien. Sprache. (Leipzig, Grefsner & Schramm.) 2 Mk.

Lexikographie.

W. v. Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands. Nachträge zu A—F. (Riga, Kymmel.) 6 Mk.

C. Naubert, Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 4 Teile. Land und Leute in Amerika. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Mk.

H. Baumann, Londinismen. Slang und Cant. (Berlin, Langenscheidt.) 4 Mk.

J. Cuthberson, Complete Glossary to the Poetry and Prose of Rob. Burns. (London, Gardner.) 8 sh. 6 d.

L. Bucoiran, Dictionnaire analogique et étymologique des idiomes méridionaux. Fasc. VII. (Schlufs.) (Paris, Maisonneuve.) 7 fr.

S. P. Barcianu, Wörterbuch der romänischen und deutschen Sprache. I. Teil. (Hermannstadt, Michaelis.) 5 Mk.

Grammatik.

H. Collitz, Die neueste Sprachforschung und die Erklärung des indogermanischen Ablautes. (Göttingen, Vandenhoeck.) 1 Mk. 60 Pf.

J. W. Nagl, Die Konjugation des schwachen und starken Verbums im niederösterreichischen Dialekt. (Wien, Gerold.) 80 Pf.

F. Ullsperger, Über den Modusgebrauch in mittelhochdeutschen Relativsätzen. (Schluſs.) Progr. Gymn. Schwichow.
O. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. I. Abteil. (Stuttgart, Cotta.) 3 Mk. 50 Pf.
A. Darmesteter, Le démonstratif ille et le relatif qui en Roman. (Paris, Vieweg.)
Max Hefsner, Zur Geschichte der unbetonten Vokale im Alt- und Neufranzösischen. (Dissert. Freiburg.)
A. Odin, Phonologie des Patois du Canton de Vaud. (Dissert. Leipzig.)

Litteratur.

M. Fuchs, Die Fabel von der Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt, betrachtet in ihren verschiedenen Gestaltungen in der abendländischen Litteratur. (Dissert. Berlin.)
E. Grisebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur. (Berlin, Lehmann.) 7 Mk. 50 Pf.
W. Golther, Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, seine poetische Technik im Verhältnis zur französischen Chanson de Roland. (Dissert. München.)
König, Luther als Sprachreiniger unseres Volkes. (Progr. Gymn. Dramburg.)
J. Stuhrmann, Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
Th. Thiemann, Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen ital. Kritik. (Oppeln, Franck.) 3 Mk.
A. Stern, Geschichte der Weltlitteratur. 1. Lfrg. (Stuttgart, Rieger.) 1 Mk.
P. Branscheid, Über die Quellen des Morte Arthure. (Dissert. Bonn.)
F. Davids, Über Form und Sprache der Gedichte Thibauts IV. von Champagne. (Dissert. Leipzig.)
K. Dräger, Le Triomphe de Pradon. (Lyon 1684.) Eine Kritik des Discours au roi und der drei ersten Satiren von Boileau. (Dissert. Greifswald.)
W. Lorenz, Der Stil in Maistre Wace Roman de Rou. (Dissert. Leipzig.)
P. Schlösser, Die Lautverhältnisse der Quatre Livres des Rois. (Dissert. Bonn.)
C. Barthélemy, Histoire de la comédie en France depuis les origines jusqu'à nos jours. (Paris, Dupret.) 2 fr.
R. C. Christie, Etienne Dolet, le martyr de la Renaissance, sa vie et sa mort. Traduit de l'anglais sous la direction de l'auteur, par C. Stryienski. (Paris, Fischbacher.) 15 fr.
Goethe und Freidank als Interpreten Dantes, namentlich seiner 3 L. (Bistritz, Bucker.) 1 Mk. 50 Pf.

Hilfsbücher.

A. Gräve, Präparationen zur Behandlung deutscher Musterstücke in der Volksschule. (Oberstufe.) (Bielefeld, Velhagen & Klasing.) 1 Mk. 60 Pf.
Schiller, Die Jungfrau von Orleans, mit Erläuterungen von A. Funke. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
Herder, Der Cid. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. Lambel. (Wien, Hölder.) 72 Pf.
H. Bredden, Beispielsammlung zur Einführung in das Studium der Etymologie im Neufranzösischen. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
Bossuet, Oraisons funèbres. Mit Erklärungen von F. Pfundheller. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Th. Traut, Franz. Aufsatz- und Briefschule. (Bernburg, Bacmeister.) 1 Mk. 80 Pf.

E. Franke, Französische Stilistik. II. Teil. (Oppeln, Franck.) 3 Mk.

W. Ricken, Elementarbuch der franz. Sprache. Erstes Jahr. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 20 Pf.

L. Röder, Elementarbuch der franz. Sprache für Mittelschulen. (Nürnberg, Ebner.) 2 Mk. 40 Pf.

English library. With notes and questions answered by the pupil. 18. bis 26. Band. (Leipzig, Baumgärtner.) 4 Mk. 50 Pf.

Macaulay, Lord Clive. Mit deutschen Anmerkungen von R. Thum. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk. 50 Pf.

Ch. Dickens, Sketches. Mit deutschen Anmerkungen von A. Hoppe. 2 Series. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk. 40 Pf.

G. C. Kordgien, Spanisch. Kurzgefafste praktische Methode, um die moderne Umgangssprache zu erlernen. 4 Lfrg. (Hamburg, Boysen.)

PB
3
A5
Bd.77

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY